Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXVII.

(Oktober — November — Dezember 1908.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg**, (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 264. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyer's Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Riker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Co. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 137

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundsiebenunddreißigsten Bande (Oktober — Dezember 1908.)

		Seite
I.	Aufgaben und Wege der Reichsfinanzreform. Vom Staatsminister **Sydow**	1
II.	Tintenfisch. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** I.	18
III.	Ihering über Bismarck. Eine Aufzeichnung. Herausgegeben von **Heinrich von Poschinger**	50
IV.	Aus dem Briefwechsel zwischen Johannes Brahms und Joseph Joachim	66
V.	Österreich und Ungarn. Vom Grafen **Theodor Zichy.** I.	77
VI.	Die Papyrusurkunden von Hermupolis. Ein Stadtbild aus römischer Zeit. Von **Paul Viereck**	98
VII.	Die Säge von Mariels. Erzählung von **Ernst Zahn.** I.	118
VIII.	Friedrich Paulsen. Ein Nachruf von einem seiner Schüler. Th. L.	145
IX.	Karl Gutzkow. Von **Karl Frenzel**	149
X.	Carl Schurz. Von **B.**	154
XI.	Literarische Notizen	159
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Tintenfisch. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch.** (Schluß.)	161
XIV.	Ein Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller. Von **Albert Leitzmann**	194
XV.	Österreich und Ungarn. Vom Grafen **Theodor Zichy.** (Schluß.)	208
XVI.	Das Wesen des Realismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Von **Heinrich Schneegans**	227
XVII.	Die Entwicklung der deutschen Universitäten. Von **Johann von Kelle**	241
XVIII.	Aus E. T. A. Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802. Mitgeteilt von **Hans von Müller**	252

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Naturwissenschaftliche Elemente in Nietzsches Gedanken. Von **Walther Löb** 261
XX. Die Säge von Mariels. Erzählung von **Ernst Zahn**. (Schluß.) 270
XXI. Die islamitische Bewegung 302
XXII. Otto Gildemeisters Politische Essays. Von **Rudolf Eucken** 308
XXIII. Overbeck-Nietzsche. Von **Richard M. Meyer** 311
XXIV. Literarische Notizen 314
XXV. Literarische Neuigkeiten 318
XXVI. Ob spät, ob früh. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach** 321
XXVII. Das Werk des Kaisers. Zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum Franz Josefs I. Von **August Fournier** 357
XXVIII. Aus dem politischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben vom Kaiserl. Gesandten z. D. **Raschdau** 368
XXIX. Die Geschichte der französischen Revolution. Von M. 406
XXX. Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers. Von **Johannes Proelß** 420
XXXI. Die Einschränkung des Wahrheitsbeweises bei Beleidigungsklagen. Von **M. Liepmann**-Kiel 441
XXXII. Enrica v. Handel-Mazzetti. Von **Richard M. Meyer** 460
XXXIII. Das Leben der Königin Luise. Von **Herman v. Petersdorff** 461
XXXIV. Ein Wiener Jubiläumswerk. Von **A. F. Seligmann** 463
XXXV. Weihnachtliche Rundschau. Von **Bruno Hake** . . . 465
XXXVI. Literarische Notizen 474
XXXVII. Literarische Neuigkeiten 478

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte für Oktober eröffnen wir den fünfunddreißigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau". Unsere Ziele bleiben unverändert dieselben: Unterhaltung in edler Form und Belehrung aus den besten Quellen. Ausgezeichnete Mitarbeiter auf beiden Gebieten, der Literatur und der Wissenschaft, stehen uns zur Seite. Aufmerksam folgen wir den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung, ohne Befangenheit der literarischen Bewegung; und wenn wir uns nicht für berufen erachten, in die politischen Tagesfragen einzugreifen, so suchen wir doch aus ihnen hervorzuheben, was von allgemeiner und bleibender Bedeutung ist. Niemals werden wir die großen Aufgaben unserer Zeit aus den Augen verlieren, immer aber über die trennenden Gegensätze die Wahrung der allen gemeinsamen, unantastbaren nationalen Interessen stellen.

Wir beginnen im vorliegenden Hefte mit den beiden Erzählungen:

Tintenfisch.

Von

Ernst von Wildenbruch;

und

Die Säge von Mariels.

Von

Ernst Zahn.

Hieran wird sich zunächst schließen die Novelle:

„Ob früh, ob spät."

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von den weiter in Aussicht genommenen Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgeschichtlichen, Memoiren- und Reiseliteratur verzeichnen wir:

Schillers historische Schriften. Von Prof. Dr. Richard Fester.

Ein Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller. Von Prof. Dr. Albert Leitzmann.

J. V. Scheffel und Fr. Eggers. Eine Jugendfreundschaft. Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter. Von Johannes Proelß.

Die Entwicklung der deutschen Universitäten. Von Prof. Dr. Johann von Kelle.

Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben. Von Prof. Dr. Otto Seeck.

Die Einschränkung des Wahrheitsbeweises bei Beleidigungsprozessen. Von Prof. Dr. M. Liepmann.

Politische Satiren. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

Das Wesen des Realismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Heinrich Schneegans.

Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. Von Lady Blennerhassett.

Das indische Reich. Von Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

Malorka. Von Prof. Dr. Theobald Fischer.

Rembrandt und seine Zeit. Von Meta Escherich.

Naturwissenschaftliche Elemente in Nietzsches Gedanken. Von Prof. Dr. Walther Löb.

Jedes Heft enthält eine literarische Rundschau nebst literarischen Notizen und Bibliographie, in denen die wichtigeren Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literaturen angezeigt werden, während in regelmäßigen Abständen Prof. Dr. Karl Frenzel über die Berliner Theater, Prof. Dr. C. Krebs über das Berliner Musikleben berichten.

Möge dieser neue Jahrgang unsere Zeitschrift in der Gunst der alten Freunde befestigen und in immer weiteren Kreisen ihr Leser gewinnen!

Berlin, im September 1908.

Die Verlagshandlung: **Gebrüder Paetel.**

Der Herausgeber: **Prof. Dr. Jul. Rodenberg.**

Aufgaben und Wege der Reichsfinanzreform.

Vom

Staatsminister Sydow.

I.

Als im April dieses Jahres das Reich in Gemeinschaft mit Preußen eine Anleihe von 850 Mill. Mark aufzunehmen im Begriffe stand, brachte ein Pariser Witzblatt unter der Überschrift „L'emprunt Allemand" folgende Zeichnung: Ein deutscher Kürassier mit zerrissenem und geflicktem Mantel (L'Allemagne) steht bettelnd an der Straße und streckt seine Hand einem vorübergehenden gut gekleideten älteren Franzosen entgegen, der einarmig ist und hierdurch und durch die Rosette im Knopfloch als Invalid von 1870 kenntlich wird. Darunter die Worte: L'Allemagne: N'oubliez pas, s. v. p. Le Français: Soyez tranquille! Je n'oublie pas!

Dies also ist das Bild, das man sich im Auslande von der Lage der deutschen Finanzen machte. Und nicht wesentlich anders war die Auffassung, die in andern englischen und französischen Blättern wiederkehrte, und der noch neuerdings die Pariser Zeitung „L'Opinion" in einem vom Reichstagsabgeordneten Wetterlé herrührenden Aufsatze Ausdruck verliehen hat. Freilich liegt jener Karikatur eine arge Übertreibung zugrunde. Denn keineswegs ist es dem Deutschen Reiche eingefallen, sich wegen der Unterbringung seiner Anleihen hilfesuchend an das Ausland zu wenden. Immerhin ist es bezeichnend, daß sich im Auslande eine so geringschätzige Ansicht von der Lage der deutschen Finanzen verbreiten konnte. Schon daß dies möglich war, ist eine internationale Gefahr, da es den Glauben an den Nachdruck des Wortes, das Deutschland zur Wahrung seiner Interessen dem Auslande gegenüber in die Wagschale legt, abschwächen muß.

Wo ein Rauch ist, da brennt auch ein Feuer. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß in der Schale jener Übertreibung ein bitterer Kern der Wahrheit steckt. Seit dem Jahre 1906 schließt der Reichshaushalt mit steigenden Fehlbeträgen ab, die in den gesetzlich vorgesehenen Matrikularbeiträgen keine

Deckung finden. Nach dem Rechnungsabschluß für 1906 waren es 28,4 Mill., für 1907 waren 41,2 Mill., für 1908 sind 75,1 Mill. veranschlagt, für welche die Deckung fehlt, und deren Einziehung von den Bundesstaaten zunächst aufgeschoben worden ist. Der Abschluß des Jahres 1907 hat sogar ergeben, daß jener Betrag noch um 13,8 Mill. zu niedrig angenommen worden ist. Der Fehlbetrag für 1908 wäre noch 23,9 Mill. Mark höher, wenn nicht in Aussicht genommen wäre, die gesetzlich vorgeschriebene Schuldentilgung für dieses Jahr auszusetzen.

Zudem steigt die Anleiheschuld des Reiches von Jahr zu Jahr in besorgniserregendem Maße. Die fundierte Reichsschuld, die 1877 erst 72,2 Mill. Mark betrug, ist von 440 Mill. im Jahre 1885 gegenwärtig auf die Summe von 4¼ Milliarden angewachsen, ohne daß wirksame Maßregeln zu ihrer Abzahlung getroffen sind. Von dieser Schuld ist nur etwa ein Fünftel für unmittelbar produktive Anlagen aufgenommen worden. Für die nächsten fünf Jahre ist zur Fortführung begonnener Unternehmungen ein weiterer Anleihebetrag von annähernd 1 Milliarde erforderlich. Daneben läuft eine schwebende Schuld in kurzfristigen Schatzanweisungen, für die im Etatsgesetz des laufenden Jahres ein Höchstbetrag von 475 Mill. Mark vorgesehen ist.

Die alljährlich wiederkehrende starke Inanspruchnahme des Geldmarktes ist von einer Erhöhung des Zinsfußes der Emissionen des Reiches begleitet gewesen: von 3% ist er zunächst auf 3½%, jetzt auf 4% gestiegen. Dementsprechend ist der Kurs der Reichsanleihen von Jahr zu Jahr gewichen. Die 3%ige Anleihe ist von 99,60% Ende 1895 auf 82,75% beim Ablauf des Jahres 1907, die 3½%ige während der gleichen Zeit von 105,80 auf 93,60% gesunken. Die fortdauernde Belastung des Marktes mit kurzfristigen Schatzanweisungen hat besonders in Zeiten der Geldknappheit dem Herabgehen des Zinsfußes direkt entgegengewirkt. Mit den Anleihen des Reiches haben die der Bundesstaaten, der Gemeinden und der wirtschaftlichen Unternehmungen in gleicher Weise gelitten, so daß man wohl sagen kann, daß die Folgen der ungünstigen Finanzlage des Reiches auf das gesamte wirtschaftliche Leben Deutschlands einen Druck üben, der doppelt schwer empfunden wird, wenn Weltmarktkrisen auf das heimische Wirtschaftsleben lähmend einwirken.

Und diese ganze Verschlechterung der Reichsfinanzen hat sich in einer Periode des Friedens vollzogen, in der der Wirkungskreis des deutschen Handels und der Industrie zum Neide der Nachbarn unerhört erweitert, die Lage der deutschen Landwirtschaft wieder gesundet, die Wohlhabenheit der Einzelnen stark gestiegen und dementsprechend die Lebenshaltung aller Kreise der Bevölkerung besser und reichlicher geworden ist.

Welchen Eindruck macht es, wenn man den Kurs der deutschen Reichsanleihen mit denen andrer Staaten vergleicht, die sich an wirtschaftlicher Kraft mit Deutschland nicht messen können? Während die 4%igen Anleihen des Deutschen Reiches gegenwärtig auf 100,20, die 3½%igen auf 92,25% und die 3%igen auf 83,90% stehen, wird der Kurs der 3¾ (später 3½)%igen italienischen Rente mit 104,50%, der der 4%igen konv. türkischen unifizierten Schuld mit 94,30% notiert!

So kann es, so darf es nicht fortgehen. Diese Überzeugung hat sich nachgerade in allen politischen Parteien ohne Ausnahme durchgesetzt, sie ist im Begriff, durch die in diesem Punkte übereinstimmenden Erörterungen der gesamten Presse zum Gemeingut des deutschen Volkes zu werden.

II.

Die Beseitigung der dargelegten Schäden ist das Ziel der Reichsfinanzreform. Soll es erreicht werden, so ist eine vierfache Aufgabe zu erfüllen. Zuerst kommt es darauf an, für die Zukunft Einnahmen und Ausgaben des Reiches in Einklang zu bringen. Dies erscheint so selbstverständlich, daß es keiner weiteren Begründung bedarf. Zweitens ist es unbedingt geboten, mit der bisherigen Anleihewirtschaft zu brechen. Anleihen zu produktiven Zwecken, die auch der Zukunft zugute kommen, lassen sich in gewissen Grenzen rechtfertigen, wenn für eine kräftige Amortisation aus den Erträgnissen der Neuanlagen gesorgt wird. Anleihen für nicht unmittelbar produktive Zwecke sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Ganz werden sie in der nächsten Zeit nicht zu umgehen sein; eine Reihe großer Unternehmungen (Erweiterung des Nordostseekanals, Ausbau der Flotte, Vervollständigung der Befestigungen) ist in der ausgesprochenen Absicht in Angriff genommen worden, ihre Kosten ganz oder teilweise durch Ausgabe von Schuldverschreibungen zu bestreiten. Dies läßt sich nicht ohne weiteres ändern, will man nicht die Steuerkraft der lebenden Generation über alle Maßen belasten. Hier ist nur dafür zu sorgen, daß nicht neue Objekte der Art dem Anleihekredit überwiesen werden, und daß, soweit möglich, ein größerer Teil der Kosten der begonnenen Unternehmungen als bisher von der Anleihe auf die ordentlichen Ausgaben überwiesen wird. Vor allem aber muß Sorge getragen werden, daß alle zu diesen Zwecken aufgenommenen, bereits schwebenden oder künftigen Anleihen einer starken Tilgung unterliegen. Ohne eine derartige Tilgung würden die kommenden Geschlechter mit Schulden für Unternehmungen belastet sein, die sie zum großen Teil kaum mehr gesehen haben. In dieser Hinsicht hat die Budgetkommission des Reichstages im letzten Frühjahre wichtige Anregungen gegeben, denen nur zugestimmt werden kann. Alles in allem muß dahin gestrebt werden, den Kapitalmarkt nicht fürder in Friedenszeiten so stark und so regelmäßig für die Bedürfnisse des Reiches (und ebensowenig für die der Bundesstaaten und der Gemeinden) in Anspruch zu nehmen wie bisher. Außer den oben dargelegten Nachteilen für den Kursstand der Anleihen und für den Zinsfuß birgt eine Fortsetzung der gegenwärtigen Übung noch eine andre sehr ernste Gefahr in sich. Je größer der in Schuldverschreibungen des Reiches und der Bundesstaaten festgelegte Teil der Ersparnisse der Bevölkerung ist, desto weniger leistungsfähig wird der inländische Markt für die Geldbedürfnisse des Reiches im Falle kriegerischer Verwicklungen sein. Die Summen, die ein moderner Krieg beanspruchen würde, sind enorm. Deutschland muß damit rechnen, in solchem Falle im wesentlichen auf sich selbst angewiesen zu sein. Die finanzielle Rüstung ist ein wesentlicher Teil der Kriegsbereitschaft.

Drittens muß die Belastung des Marktes mit den großen Beträgen kurzfristiger Schatzanweisungen abgestellt werden. Dazu ist einmal erforderlich, den Betriebsfonds der Reichskasse, und zwar ohne Inanspruchnahme des Anleihekredits, zu verstärken. Eine Verstärkung steht bereits in Aussicht durch die Eröffnung des Postscheckverkehrs, der dem Reiche in den Stammeinlagen der Teilnehmer größere Summen zuführen wird. Dazu kommt die in Aussicht genommene Verwendung des Gewinnes aus der vermehrten Ausprägung von Silberscheidemünzen. Endlich muß sich auch ein Weg finden lassen, um die Unfallberufsgenossenschaften zu Vorschußzahlungen an die Reichskasse für die von der Post zu veranlagenden Unfallentschädigungen heranzuziehen. Dies alles genügt aber nicht. Die kurzfristigen Schatzanweisungen werden erst verschwinden, wenn mit dem System der gestundeten Matrikularbeiträge gebrochen wird.

Dies führt zu der vierten Aufgabe, die von der Reichsfinanzreform zu lösen ist, nämlich der anderweiten Regelung des Verhältnisses der Reichsfinanzen zu den Bundesstaaten. Durch die Matrikularbeiträge sind beide miteinander verbunden. Mögen diese bei der Begründung des Reiches nur als ein Notbehelf, eine vorübergehende Einrichtung gedacht gewesen sein, so hat die Entwicklung der Dinge jedenfalls dahin geführt, sie zu einer dauernden Einnahmequelle des Reiches zu machen, wie dies auch in den Finanzreformgesetzen der Jahre 1904 und 1906 anerkannt ist. Das Reich kann sie nicht entbehren. Die Einzelstaaten können sich, solange die Beiträge ein gewisses, vorher zu übersehendes Maß nicht überschreiten, bei ihren Etatsaufstellungen darauf einrichten. Dies ist gegenwärtig mit dem Betrage von 40 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung der Fall. Höchst ungünstig dahingegen wirkt das System der gestundeten Matrikularbeiträge. Es ist den Finanzen der Bundesstaaten wie denen des Reiches gleich abträglich. Die Bundesstaaten stehen bei der Vorberatung ihrer Etats unter dem Damoklesschwert der Ungewißheit, ob die Erwartung, daß die gestundeten Matrikularbeiträge nicht zur Erhebung gelangen werden, eintreffen werde. Das Reich hat die Nachteile der Inanspruchnahme der kurzfristigen Schatzanweisungen auf sich zu nehmen. Und schädlicher noch ist folgendes. Das System der gestundeten Matrikularbeiträge hilft, wie die Erfahrung gelehrt hat, den bei der Aufstellung des Etats beteiligten Faktoren, Bundesrat wie Reichstag, über die Bedenken hinweg, die sich sonst der Bewilligung von Ausgaben, für die in den Einnahmen keine Deckung vorhanden ist, entgegenstellen würden. Aus allen diesen Gründen muß ein Weg gefunden werden, an die Stelle der gestundeten im voraus fest bestimmte, sofort zahlbare Beiträge zu setzen, die natürlich sich in den Grenzen der finanziellen Leistungsfähigkeit der Bundesstaaten zu halten haben. Es ist durchaus nicht nötig, auch wohl nicht zweckmäßig, den Betrag dieser Beiträge auf unbestimmte Zeit festzulegen. Es wird genügen und dem Bewilligungsrechte des Reichstags Rechnung tragen, wenn ihre Festsetzung für gewisse Perioden durch Gesetz erfolgt.

III.

Über das vorentwickelte Programm eine Verständigung im Reichstage herbeizuführen, dürfte nicht allzu schwer sein. Anders steht es mit der Frage, auf welchem Wege das gesteckte Ziel erreicht werden soll.

Wenn ein ordentlicher Hausvater bemerkt, daß das Gleichgewicht zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben gestört ist, so wird er zunächst überlegen müssen, wie er seine Ausgaben einschränken kann. Das Gleiche wird mit Recht von dem Reiche erwartet. Nur stellt sich hier leider der guten Absicht eine Reihe von Umständen entgegen, die auch der Reichstag nicht wird beseitigen wollen oder können. Zuvörderst sollen die Beamtengehälter erhöht, die Wohnungsgeldzuschüsse neu und ebenfalls höher festgesetzt werden. Sodann verlangt der Reichstag eine Besoldungsaufbesserung der Mannschaften bei Heer und Marine. Wird diesen Wünschen entsprochen, so ergibt sich bereits im ersten Jahre eine Mehrausgabe von etwa 90 Mill. Mark, die von Jahr zu Jahr steigt und im Durchschnitt der nächsten fünf Jahre auf annähernd 100 Mill. Mark zu veranschlagen ist. Sodann ist gesetzlich eine Ermäßigung der Zuckersteuer von 14 auf 10 Mark festgelegt, die ebenfalls einen jährlichen Ausfall von rund 35 Mill. Mark bringt. Um die auf Tilgung der Anleihen gerichteten Absichten zu verwirklichen, wird in den nächsten Jahren durchschnittlich eine Summe von 50—60 Mill. Mark, also rund 30 Mill. Mark mehr als bisher, gebraucht. Dazu kommt, daß der Reichsinvalidenfonds im Jahre 1911, spätestens im Jahre 1912 aufgebraucht sein wird und damit dem Reichsetat weitere 25—30 Mill. Mark jährlich zur Last fallen. Endlich ist doch auch mit der starken Bewegung zu rechnen, die auf Beseitigung gewisser unpopulärer und wenig bewährter Abgaben (Fahrkartensteuer usw.) gerichtet ist. Alle diese Faktoren lassen bereits eine jährliche Verschlechterung der Bilanz um durchschnittlich 200 Mill. Mark für die nächste Zeit erwarten.

Aber lassen sich dafür vielleicht an den übrigen Ausgaben wesentliche Ersparnisse machen? — Entscheidend für die Gestaltung des Ausgabenetats im Reiche sind vier Hauptgruppen: Armee, Marine, Kolonien, Sozialpolitik. Dazu kommen dann noch die großen Betriebsverwaltungen des Reiches, bei denen nicht sowohl die Ausgaben als deren Verhältnis zu den Einnahmen den Ausschlag gibt.

Am stärksten erschallt der Ruf nach Ersparnissen gegenüber der Heeresverwaltung. Ihre Ausgaben haben in den letzten Jahren eine sehr starke Steigerung erfahren. Gewiß wird hier danach gestrebt werden, das Maß der Steigerung so weit als nur irgend möglich herabzumindern. Nur ist nicht zu übersehen, daß gerade die kostspieligsten Mehrausgaben dem auch vom Reichstage gebilligten Verlangen entspringen, die Ausrüstung des Heeres auf der Höhe der modernen Technik zu erhalten. Überhaupt finden die Ersparnisse ihre Grenze da, wo die Sicherung der Schlagfertigkeit der Armee in Frage kommt. Und für die Anforderungen, die an diese zu stellen sind, ist in letzter Linie die Lage der auswärtigen Politik maßgebend. Es folgt die Marine. Hier ist in den nächsten Jahren nicht mit Ersparnissen, sondern mit erheblichen Mehrausgaben zu rechnen, die eine Folge des neuen Flotten-

gesetzes sind und an denen also auch nicht vorbeizukommen ist. Bei den Kolonien wird zwar keine wesentliche Ausgabesteigerung in den nächsten Jahren zu erwarten sein (sofern natürlich nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten), aber eine Aussicht auf Ausgabeersparnis besteht zunächst auch nicht. Und was die Sozialpolitik anlangt, so steht laut gesetzlicher Bestimmung das Inslebentreten der Witwen- und Waisenversicherung demnächst bevor. Ein Einhalten auf diesem Wege würde schwerlich die Zustimmung des Reichstages finden.

Bei den Betriebsverwaltungen des Reiches sind die Aussichten für die nächsten Jahre auch nichts weniger als glänzend. Die Abschlüsse der letzten Jahre haben erwiesen, daß man bei der Etatsaufstellung die Möglichkeit der Einnahmesteigerung überschätzt, den wirklichen Ausgabenbedarf dagegen zu niedrig angenommen hat. Gewiß lassen sich an verschiedenen Stellen durch Vereinfachungen in der Verwaltung (Übertragung der Geschäfte von höheren Beamten an mittlere, solcher von mittleren Beamten an untere usw.) Ersparnisse erzielen. Das alles wird aber günstigsten Falles erst allmählich wirken und auf die Etats der nächsten Jahre keinen Einfluß ausüben können, zumal das vorhandene Personal doch nicht so ohne weiteres abgeschafft werden kann. Was die Einnahmen betrifft, so wird man wohl durch die rationellere Gestaltung einzelner Tarife, z. B. des Fernsprechwesens, auch finanzielle Erfolge erzielen können. Im allgemeinen aber würde man, wie die Erfahrungen der letzten Jahre ergeben, mit Verkehrsverteuerungen nur Verkehrsverminderungen erreichen, die den finanziellen Nutzen der ersteren aufheben.

Zur Verschlechterung der Aussichten tragen endlich noch die offenstehenden Posten für die im Jahre 1907 und 1908 gezahlten Teuerungszulagen mit zusammen 50 Mill. Mark bei, ferner die Kosten der Rückbeziehung der Besoldungsaufbesserung auf das Jahr 1908 mit weiteren rund 40 Mill. Mark, und endlich kommen noch die gestundeten Matrikularbeiträge der Jahre 1906, 1907, 1908 und 1909 hinzu, die zusammen den Betrag von 180 Mill. Mark eher übersteigen, als daß sie hinter ihm zurückbleiben werden. Man kann diese ungedeckten Matrikularbeiträge bei Neuordnung der Reichsfinanzen nicht ohne weiteres außer acht lassen. Wollte man sich damit begnügen, sie einfach von den Bundesstaaten einzuziehen, so würde die Finanzwirtschaft namentlich der mittleren und kleinen unter ihnen auf das schwerste gefährdet und ihnen die Erfüllung ihrer eigenen Aufgaben teilweise unmöglich gemacht werden.

Es ist im Reichsschatzamt im Einvernehmen mit den andren Ressorts auf Grund obiger Erwägungen eine Berechnung des Bedarfs für die Jahre 1909—1913 aufgestellt worden. Die Zahlen sind noch nicht endgültig, da noch nicht genügende Klarheit über die wirkliche Höhe des Voranschlags für 1909 besteht; immerhin sind sie annähernd richtig. Es ergibt sich danach ein Fehlbetrag von 2—2¼ Milliarden Mark für die nächsten fünf Jahre.

Eine eingehende Begründung dieser Berechnung wird in der Kommission des Reichstags gegeben werden können. Ich glaube nicht, daß die Erörterungen im Parlament viel an der Richtigkeit der Zahlen ändern werden.

Nun ist zu bedenken, daß die Erhöhung der Einnahmen, die in Aussicht genommen werden muß, erfahrungsmäßig erst gegen Ende des Jahres 1909 Wirkung erlangen wird.

Will man also für die Bestreitung des während der nächsten fünf Jahre zu erwartenden Fehlbetrags Sorge tragen, so muß man dessen Gesamtsumme durch die Einnahmen von 4¼ Jahren decken. Daraus ergibt sich, daß der aufzubringende Jahresbetrag annähernd die Summe von 500 Mill. Mark erreicht.

IV.

Bei der Frage, auf welchem Wege diese gewaltige Summe zu beschaffen sei, entbrennt sofort heftig die Fehde der Parteien. „Hie direkte — hie indirekte Steuern," so lautet der Schlachtruf. Ich glaube, daß diese Schlagworte wenig geeignet sind, zum Schiboleth zu werden, schon deshalb nicht, weil es Schulbegriffe sind, über deren Abgrenzung gegeneinander nicht einmal in der Wissenschaft der Nationalökonomie Übereinstimmung besteht. Es ist bekannt, daß z. B. bei der Erbschaftssteuer die Ansichten, ob sie zu der direkten oder indirekten Steuer zu zählen sei, einander schroff gegenüberstehen. Und wenn man die Tantiemesteuer oder die Dividendensteuer deshalb zu den indirekten glaubt rechnen zu dürfen, weil sie als Stempelsteuer gedacht ist, so kann man schließlich ebenso gut aus der Einkommensteuer eine indirekte machen, indem man eine schriftliche Steuerdeklaration vorschreibt und das Papier entsprechend bestempelt.

Solche formalen Unterscheidungen treffen nicht den Kern der Sache. Um den Streit auf den richtigen Boden zu stellen, muß man den Steuern, die Vermögen und Besitz (die Einnahmen) treffen, diejenigen gegenüberstellen, die auf dem Verbrauche (den Ausgaben) liegen. Man befindet sich bei dieser Unterscheidung im Einklang mit dem neueren Stande der deutschen Volkswirtschaftslehre.

An sich ist das Reich durch Verfassung oder Gesetz in der Auswahl der Steuerobjekte nicht beschränkt, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß es in Kriegszeiten, wenn alles auf dem Spiele steht, die Steuern da nehmen würde, wo es sie am leichtesten und am wirksamsten findet. In normalen, friedlichen Zeiten muß sich das Reich indes an die Entwicklung halten, welche die Erschließung und Ausnutzung der Steuerquellen in Reich und Bundesstaaten tatsächlich genommen hat. Das Reich muß die Interessen der Bundesstaaten berücksichtigen wie seine eigenen. Denn Reich und Staat sind ein unteilbares Ganzes. Die Kulturarbeiten sind zwischen beiden geteilt; nur wenn beide prosperieren, können sie gedeihlich erfüllt werden. Dazu gehört auch, daß die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Bundesstaaten vom Reiche nicht angetastet wird. Diese hat aber die finanzielle Selbständigkeit zur Voraussetzung. Einem Bundesstaat, der mit seinen Finanzen zusammenbräche, bliebe nur übrig, sich durch einen Akzessionsantrag an einen kräftigeren Bundesstaat anzuschließen. Geschähe dies in größerem Maße, so müßten die Grundlagen der Reichsverfassung ins Wanken kommen.

Tatsächlich haben sich nun die Steuerverhältnisse so entwickelt, daß die

Budgets der Bundesstaaten zum großen Teil auf Steuern von Einnahmen und Besitz beruhen, in deren Veranlagung und Erhebung jeder Staat souverän vorgeht. Diese Entwicklung ist noch im Fortschreiten; nicht nur, daß die Zahl der deutschen Bundesstaaten, die zur Erhebung einer Einkommen- und Vermögens-(Ergänzungs-)Steuer übergehen, von Jahr zu Jahr zunimmt, auch die Bundesstaaten, die diese Steuern schon eingeführt haben, ziehen sie immer stärker zur Deckung ihrer Bedürfnisse heran. Und die Bedürfnisse in den Bundesstaaten steigen in ähnlichem Maße wie im Reiche, teils weil die allgemeinen Voraussetzungen der wirtschaftlichen Verhältnisse die gleichen sind (Erhöhung der Beamtengehälter usw.), teils weil auch bei ihnen der modernen Auffassung entsprechend der Kreis der sozialen und ökonomischen Aufgaben ständig wächst, deren Lösung man von der öffentlichen Gewalt verlangt.

Schon formell muß das Reich vermeiden, Konkurrenzsteuern gleicher Art einzuführen, wie sie die Bundesstaaten schon besitzen. Es würde eine heillose Verwirrung zur Folge haben, wenn neben der Veranlagung zur Einkommen- und Vermögenssteuer seitens der Bundesstaaten eine solche von seiten des Reiches nach besonderen Vorschriften einherginge. Aber auch materiell muß sich das Reich in dieser Beziehung Schranken auferlegen. Die Einkommensteuern sind von den Bundesstaaten schon jetzt stark ausgebaut. Zu den Steuersätzen des Staates kommen Zuschläge der Kommunen; in Preußen allein gibt es 250 Städte und Landgemeinden, die Zuschläge zur Staatseinkommensteuer von mehr als 200% (es finden sich solche bis zu 425%), darunter fast hundert mit 250% und mehr, erheben. Ein Zuschlag von 200—250% ergibt bereits eine Belastung des Einkommens von im ganzen 12—15%. Hierzu kommen dann noch die oft nicht unerheblichen Zuschläge für Kirchen-, Schulsteuern und ähnliches. Und dabei besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Erhöhung der Gehälter der Beamten, Lehrer und Geistlichen in den Bundesstaaten nicht ohne Rückwirkung auf die Einkommensteuer sein wird. Hier kann das Reich unmöglich noch durch nennenswerte Zuschläge die Steuer weiter erhöhen, soll sie nicht einer partiellen Konfiskation des Einkommens gleichen, die zu einer Lähmung des berechtigten Erwerbes und der gesunden Freude an dem Erworbenen führen, auch die volkswirtschaftlich gebotene Kapitalbildung bedenklich beeinträchtigen müßte.

Nicht so stark ist die Vermögenssteuer ausgebaut. Immerhin wird das Reich auch sie nicht selbständig in die Hand nehmen können, teils aus den oben dargelegten formellen Bedenken gegen eine doppelte Veranlagung, teils deshalb, weil sie ihren richtigen Zweck, nämlich eine stärkere Heranziehung des fundierten Einkommens (Ergänzungssteuer), nur in Anlehnung an die Einkommensteuer erfüllen kann. Wird es sich als notwendig erweisen, Einkommen oder Vermögen zu den Zwecken des Reiches stärker heranzuziehen, so kann dies nur in der Weise geschehen, daß eine entsprechende Beitragspflicht den Bundesstaaten auferlegt wird und diese dann die Beträge im Wege der Besteuerung des Besitzes auf ihre Staatsangehörigen umlegen.

Wenn die Bundesstaaten auf den Weg der intensiven Ausbildung der Steuern auf Einkommen und Vermögen gedrängt worden sind, so liegt die

Ursache in letzter Linie darin, daß ihnen durch die Reichsverfassung und deren Vorgänger, insbesondere den Zollvereinsvertrag, außer den Zöllen auch noch eine Reihe der wichtigsten Verbrauchsabgaben, nämlich die Besteuerung von Salz, Zucker, Branntwein, Tabak und Bier, entzogen worden ist. Wenn das Reich jetzt für seine Zwecke einen Jahresbetrag von etwa einer halben Milliarde aufbringen will, so muß es naturgemäß in erster Linie unter den Steuerobjekten Umschau halten, die es den Bundesstaaten entzogen hat. Diese eignen sich auch darum für den gedachten Zweck, weil es Massenkonsumartikel sind und nur bei ihnen so erhebliche Beträge gewonnen werden können, ohne den einzelnen zu empfindlich zu belasten. Freilich werden Salz und Zucker ausscheiden müssen, das erste, weil es ein notwendiges Lebensmittel ist und für ein solches bereits eine hinreichend hohe Steuer trägt, der Zucker, weil seine Besteuerung erst kürzlich im Zusammenhange mit der internationalen Zuckerkonvention neu geordnet worden ist. Es bleiben also Branntwein, Tabak und Bier, schon um deswillen besonders geeignete Steuerobjekte, weil sie reine Genußmittel sind und daher die Unterwerfung unter die Steuer seitens der Konsumenten in gewisser Weise den Charakter der Freiwilligkeit trägt. In der Tat sind die Steuern auf Genußmittel in Deutschland bis jetzt weit weniger entwickelt als in andern großen Staaten. Branntwein- und Tabakverbrauch tragen nicht bloß im freihändlerischen Großbritannien, sondern auch in Frankreich und Österreich-Ungarn recht bedeutend höhere Lasten als im Deutschen Reiche. Das Bier wird von England ebenfalls sehr viel höher zur Steuer herangezogen, und Süddeutschland beweist, daß es ohne Schaden für Qualität und Verbrauch höhere Abgaben tragen kann. Das Deutsche Reich kann in seiner jetzigen Finanzlage den großen Fehlbetrag nicht decken, ohne Branntwein, Tabak und Bier stark dazu heranzuziehen. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß die Steuer auch wirklich auf die Massen übergehen kann und nicht im wesentlichen auf dem Gewerbe hängen bleibt, damit nicht blühende Industrien ruiniert werden. Der Weg dazu muß sich finden lassen, da er auch im Auslande gefunden worden ist.

Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, zu erörtern, ob noch Steuern auf einige andre Gegenstände des allgemeinen Gebrauchs zur Aufbringung der erforderlichen Mittel nötig sein werden, da der Bundesrat dazu noch nicht endgültig Stellung genommen hat. Ich möchte nur kurz die Frage der Luxussteuern erörtern. Luxussteuern pflegen populär zu sein; nur haben sie den Fehler, daß sie wenig bringen und verhältnismäßig hohe Erhebungskosten erfordern. Erst wenn der Gegenstand des Luxus so verbreitet ist, daß er dem allgemeinen Gebrauch anheimzufallen, also ein allgemeines Genußmittel zu werden beginnt, wirft seine Besteuerung etwas Erkleckliches ab. Ich kann mir daher von der Besteuerung von Luxusgegenständen keinen durchgreifenden Erfolg für die Reichsfinanzen versprechen, zumal man doch nicht mit einigen Dutzend Steuervorschlägen kommen kann. An der Grenze zwischen allgemeinen Genußmitteln und Luxusgegenständen stehen die Schaumweine und die stillen Weine in Flaschen. Sie sind das Getränk der Wohlhabenderen, wie Bier und Branntwein das der mittleren Klassen und der kleinen Leute.

Es wird zu erwägen sein, ob sie noch etwas Nennenswertes zur Verbesserung der Reichsfinanzen beitragen können: auch hier kommt es darauf an, daß die Steuer auf den Konsumenten abgewälzt wird und nicht auf den Winzer zurückschlägt.

Wenn ich nun auch davon überzeugt bin, daß das Defizit des Reiches nur dann gedeckt werden kann, wenn die bezeichneten Genußmittel der Massen dazu kräftig durch Steuern herangezogen werden, so bin ich doch keineswegs der Meinung, daß sich die Eröffnung neuer Steuerquellen auf Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs beschränken darf. Freilich nehmen an jenen Steuern alle Kreise der Bevölkerung teil, und es läßt sich auch erreichen, daß die Genußmittel der Wohlhabenden, z. B. Zigarren und Weine der teueren Sorten, stärker getroffen werden, wie die der Minderwohlhabenden; aber im allgemeinen muß doch zugegeben werden, daß jene Steuern den wirtschaftlich Schwächeren relativ, d. h. nach dem Verhältnis der Ausgabe an Steuer zum Einkommen oder Vermögen, stärker treffen als den Wohlhabenderen. Insofern entsprechen alle Steuern auf Gegenstände des Massenverbrauchs nicht dem Ideal steuerlicher Gerechtigkeit, nämlich der Umlegung nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit. Um hier einen Ausgleich zu schaffen, scheint es mir unbedingt geboten, bei der Reichsfinanzreform die Verbrauchssteuern zu ergänzen durch Abgaben, die den Besitz treffen. Und zwar bin ich der Ansicht, daß es nicht weise wäre, einzelne Arten des Besitzes oder Einkommens herauszugreifen und sie vorweg zu belasten. Es ist neuerdings in der Presse viel von der Dividendensteuer die Rede gewesen. Wenn das Reich den Einzelstaaten die Besteuerung der Einkommen überläßt, so kann es unmöglich eine besondere Art des Einkommens noch seinerseits besonders besteuern. Der Vorschlag entspringt wohl einer instinktiven Abneigung gegen das mobile Kapital, die ich nicht für berechtigt halte. Es geht nicht an, auf den Kapitalmarkt und seine Erscheinungsform, die Börse, einseitig loszustürmen; er könnte sonst in Zeiten, in denen das Reich und die Staaten dringend auf ihn angewiesen sind, wie bei kriegerischen Verwickelungen, versagen. Wirtschaftlich erfahrene Völker, wie z. B. Frankreich und England, denken über seinen Nutzen und die pflegliche Behandlung, die er verdient, anders.

Ebensowenig kann ich mich für eine allgemeine Bankumsatzsteuer erwärmen; sie träfe rein mechanisch Vorgänge, die zwar äußerlich gleichartig erscheinen, die aber wirtschaftlich sehr verschiedene Bedeutung haben, und mit denen in vielen Fällen überhaupt kein Vermögensvorteil für den Umsetzenden verbunden ist.

Für die geeignetste Form der Heranziehung des Besitzes von Seiten des Reichs halte ich die Besteuerung der Erbfälle durch Einführung einer allgemeinen Nachlaßsteuer, die den Nachlaß als solchen trifft ohne Rücksicht darauf, wer Erbe ist. Sie ist möglich ohne Kollision mit den Interessen der Bundesstaaten; denn diese haben die Besteuerung der Erbschaften in den zurzeit wichtigsten Fällen bereits dem Reiche überlassen. Die bestehende Reichserbschaftssteuer für die Seitenverwandten kann daneben bestehen bleiben. Von der Nachlaßsteuer würden also auch die Fälle nicht ausgenommen sein, in

denen der überlebende Ehegatte oder Abkömmlinge Erben sind. Wenn man kleinere Vermögen unter 10—20 000 Mark freiläßt, die Steuersätze selbst mäßig bemißt, und die Sonderbestimmungen für den Grundbesitz, die in Würdigung seiner Eigenart schon das bestehende Erbschaftssteuergesetz vorsieht, noch dahin erweitert, daß die auf den Grundbesitz entfallende Steuer in Form einer Rente gezahlt werden kann, so trägt man allen berechtigten Einwendungen Rechnung. Diese allgemeine Besteuerung der Erbschaften findet sich in den meisten großen europäischen Staaten, darunter auch spezifisch germanischen, wie England, ferner innerhalb Deutschlands in den Hansestädten und in Elsaß-Lothringen. Ich weiß, daß ihr von patriotischen Männern ernster Widerspruch entgegengesetzt wird. Ich halte es indes für eine Selbsttäuschung, wenn man sie mit Rücksicht auf den Familiensinn bekämpft. Wenn der Staat das Vermögen des Familienhauptes alljährlich mit Einkommen- und Ergänzungssteuern belegt, so trifft er den Familienbesitz ebenso sehr, ja noch viel mehr, als wenn er einmalig bei dem Besitzwechsel im Todesfall eine Abgabe erhebt. Die Ehegatten und Kinder haben wohl ein Recht auf Erbschaft, aber über den Pflichtteil hinaus kein Recht auf eine bestimmte Summe. So wenig sie sich beklagen können, wenn der Erblasser, der Hunderttausende besaß, testamentarisch Tausend oder einige Tausend für einen wohltätigen Zweck bestimmt, so wenig wird ihr natürliches Recht verletzt, wenn das Reich, unter dessen Schutz der Wohlstand des Verstorbenen gediehen ist, im Todesfall einen mäßigen Betrag vom Vermögen für seine Zwecke beansprucht. Und wo, was gewiß vorkommen kann, die Einkommensverhältnisse der Familie sich durch den Tod des Hauptes verschlechtern, da sind die Erben, denen ein nennenswertes Vermögen hinterlassen wird, auch nach Abzug der Steuer doch immer noch sehr begünstigt im Vergleiche zu der großen Zahl derer, denen beim Tode des Vaters oder der Mutter wenig oder gar nichts hinterbleibt. Davon, daß der Familiensinn in England, in Österreich, bei den auf Kapitalbildung innerhalb der Familie so sehr bedachten Franzosen, in den Hansestädten, in Elsaß-Lothringen durch diese Steuer gelitten habe, hat man noch nie etwas gehört. Und wenn die Absicht zu bestehen scheint, in bäuerlichen Kreisen einen lebhaften Widerstand gegen eine solche Steuer wachzurufen, so wird bei richtiger Bemessung der unteren Grenze für die zur Steuer heranzuziehenden Vermögen der Bauernstand im allgemeinen von ihr sehr wenig betroffen. Die größeren Besitzer aber, auf die sie Anwendung findet, kommen durch die Zulassung von Rentenzahlungen über die Schwierigkeiten hinweg, die sich ergeben können, wenn dem Übernehmer des Gutes bei der Übernahme das zur Bestreitung der Steuer erforderliche Kapital nicht sofort zur Verfügung steht.

Aber auch wer an sich gegen eine solche allgemeine Nachlaßsteuer Bedenken hegt, wird sich überzeugen müssen, daß die zur Ordnung der Reichsfinanzen erforderliche Summe ohne sie nicht zusammengebracht werden kann und daß es tatsächlich unmöglich ist, die Gebrauchsabgaben im Reichstage durchzusetzen, wenn nicht gleichzeitig der Besitz auf diese Weise wirksam mit herangezogen wird.

Ich für meine Person bin fest davon überzeugt, daß eine Finanzreform lediglich auf Verbrauchsabgaben hin ein Ding der Unmöglichkeit ist und daß die Hinzufügung der allgemeinen Nachlaßsteuer eine conditio sine qua non für das Zustandekommen der Reichsfinanzreform bildet.

Eine Ergänzung kann die Besteuerung der Erbschaften dadurch finden, daß bei testamentslosen Verlassenschaften der Fiskus an Stelle entfernterer Seitenverwandten erbt. Es ist richtig, daß das unbeschränkte Erbrecht der Blutsverwandten ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft den jetzigen Anschauungen im allgemeinen nicht mehr entspricht. Im Zeitalter der Eisenbahnen und der Freizügigkeit bildet die weitere Familie keinen so geschlossenen Kreis mehr wie früher. Hier scheint es gerecht und billig, das Vermögen, über das der Erblasser nicht verfügt hat, dem Nutzen der Gesamtheit zuzuführen. Nur muß man sich hüten, den Kreis der Seitenverwandten, die dem Fiskus in solchem Falle vorgehen, zu eng zu begrenzen. Außer den Abkömmlingen und den Ehegatten müssen Großeltern, Geschwister und Geschwisterkinder dem Fiskus vorgehen. Andrenfalls würde das Rechtsbewußtsein ernstlich verletzt werden. Die Folge ist, daß die finanzielle Tragweite dieses Erbrechtes des Fiskus nicht entfernt so hoch eingeschätzt werden darf, als dies vielfach geschehen ist. Denn in weitaus den meisten Erbfällen sind solche nähere Verwandte vorhanden, und überdies wird bei dem Reste meist eine letztwillige Verfügung getroffen werden, wenn das Vermögen von Belang ist.

Auch bei Heranziehung der Erbschaften auf den beiden angegebenen Wegen ist der erforderliche Betrag neuer Reichseinnahmen noch nicht zu erreichen. Es wird nicht zu umgehen sein, die festen Matrikularbeiträge (jetzt 40 Pfennig auf den Kopf) noch um einen mäßigen, für die Leistungsfähigkeit der Bundesstaaten erträglichen Betrag zu erhöhen. Damit ist eine weitere Heranziehung des Besitzes gegeben; denn, mag man dies im Gesetze ausdrücklich aussprechen oder nicht: tatsächlich werden die Bundesstaaten diese Auflage nur dadurch aufbringen können, daß sie sie ihrerseits auf Vermögen oder Einkommen umlegen.

Dies führt auf die Frage der sogenannten Veredelung der Matrikularbeiträge, d. h. den Vorschlag, sie nicht nach der Kopfzahl der Bevölkerung, sondern nach der steuerlichen Leistungsfähigkeit zu verteilen. Ich gestehe, daß ich mir zurzeit hiervon keinen Erfolg versprechen kann. Abgesehen von allen andren Bedenken fehlt es an einem geeigneten Maßstabe für die Heranziehung der einzelnen Staaten. Eine Veranlagung der Steuerzahler von Seiten des Reichs lediglich zu dem Zwecke der anderweiten Bemessung der Matrikularbeiträge würde sehr störend in die Kreise der einzelstaatlichen Finanzverwaltungen eingreifen, überdies kaum lohnen. Die jetzt geltende Erbschaftssteuer aber ist erst zu kurze Zeit in Kraft, erstreckt sich auf einen zu kleinen Personenkreis, um danach die Leistungsfähigkeit der Angehörigen der einzelnen Bundesstaaten schätzen zu können. Etwas anders wird die Frage liegen, wenn erst die allgemeine Nachlaßsteuer eine längere Reihe von Jahren hindurch bestanden hat. Dann wäre wohl ein Anhalt gegeben, um die Verteilung

der Vermögen zwischen den einzelnen Staaten zu beurteilen. Dann wird es auch an der Zeit sein, zu erwägen, ob die erhöhten Matrikularbeiträge, die ja doch als Belastung des Besitzes wirken sollen, nach diesem Maßstabe auf die Bundesstaaten sollen umgelegt werden.

Mit der Frage der Erhöhung der Matrikularbeiträge ist die Frage ihrer Begrenzung, d. h. die Beseitigung der gestundeten Matrikularbeiträge, zu verbinden.

Sollen die Bundesstaaten regelmäßig mehr als den jetzigen Betrag von 40 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung übernehmen, so werden sie mit Recht verlangen, dafür von der Sorge um die Störung ihrer Budgets durch den ungewissen Faktor der ungedeckten Beiträge befreit zu werden.

Andrerseits ist das Bewilligungsrecht des Reichstages zu berücksichtigen, der auf einen beweglichen Faktor in den Einnahmen nicht wird verzichten wollen. Ich denke mir die Regelung der Sache so, daß der Satz, um den die Matrikularbeiträge über die 40 Pfennige hinaus erhöht werden sollen, immer für eine Reihe von Jahren durch Gesetz bestimmt wird. Auf diese Weise käme das Quotisierungsrecht des Reichstages, und zwar bei einer den Besitz belastenden Auflage, zur Geltung, und die Bundesstaaten wären für eine Reihe von Jahren gegen Überraschungen von seiten des Reichs gesichert.

Eine derartige Ordnung hätte noch eine sehr wichtige Folge; sie würde die Stellung des Reichsschatzsekretärs bei der Aufstellung des Reichshaushaltsetats außerordentlich stärken. Solange die Verweisung von Ausgaben des Reichs auf Matrikularbeiträge nicht begrenzt ist, fehlt dem Schatzsekretär gegenüber den Anmeldungen der Ressorts der wirksamste, weil allein überzeugende Einwand: non habeo pecuniam, es ist kein Geld dafür da. Sind dagegen die Matrikularbeiträge periodenweise gebunden, so steht ihm ein Argument zur Seite, dessen zwingender Logik sich kein Ressort entziehen kann. Denn dann bliebe nur der Weg der Anleihe, um Ausgaben, die durch Einnahmen keine Deckung finden, zu bestreiten. Und der Ausdehnung des Anleiheweges stehen nach den Erfahrungen der Vergangenheit und der Stimmung des Reichstages so viele Hindernisse entgegen, daß diese Gefahr nicht sehr hoch anzuschlagen sein wird. Einschränkung in den etatsmäßig zugewiesenen Mitteln ist auch von Bedeutung, um dem Geist der Wirtschaftlichkeit und der Sparsamkeit innerhalb der verschiedenen Ressorts zum Siege zu verhelfen. Nur wenn die Beamten der einzelnen Verwaltungszweige an allen Stellen empfinden, daß sie sich einrichten müssen, kann Sparsamkeit die gesamte Staatswirtschaft durchdringen. Ohne jene Notwendigkeit werden die bestgemeinten Vermahnungen und Verfügungen dahin gelegt werden, wo ihre Vorgängerinnen ruhen, und ohne nachhaltigen Erfolg bleiben.

Schließlich hat doch die ganze Finanzreform nur dann Sinn und Zweck, wenn künftig, wenigstens in Friedenszeiten und abgesehen von solchen außerordentlichen Fällen, wie der südwestafrikanische Aufstand war, rücksichtslos und ohne jede Ausnahme, mag es sich um Forderungen der Ressorts oder um Wünsche des Reichstages handeln, der Grundsatz durchgeführt wird: Keine Ausgabe, für die nicht in den Einnahmen entsprechende Deckung vorhanden

ist. Das klingt selbstverständlich, ist aber nach der Erfahrung nur durchzusetzen, wenn das Ventil der gestundeten Matrikularbeiträge verschlossen wird. Ein wirksameres Mittel, die Stellung des Schatzsekretärs zu kräftigen, gibt es nicht.

Früher ist die Frage der Schaffung eines selbständigen Reichsfinanzministeriums aus dem Reichstage heraus mehrfach angeregt worden. Man dachte den Chef der Reichsfinanzen dadurch selbständiger zu machen, daß man ihn *neben* den Reichskanzler, statt wie jetzt *unter* ihn, stellte, ähnlich wie der preußische Finanzminister dem Präsidenten des Staatsministeriums gleichgestellt und nicht nachgeordnet ist. Eine derartige Anordnung würde mit der durch die Verfassung dem Reichskanzler zugewiesenen Stellung nicht zu vereinigen sein und auch bei den verbündeten Regierungen auf Bedenken stoßen. Aber auch abgesehen hiervon glaube ich, daß man dieser formalen Frage eine größere Bedeutung beimißt, als ihr innewohnt. Auch bei einer kollegialen Zusammenfassung der Chefs der Reichsämter könnte der leitende Staatsmann in grundlegenden Fragen sich nicht überstimmen lassen. Kein Kollegium vermöchte ihm Beschlüsse aufzuzwingen, die er mit seiner politischen Verantwortlichkeit nicht glaubt in Einklang bringen zu können. Sonst wäre der Mann an der Spitze nicht mehr der leitende. Wäre selbst der Reichsschatzsekretär dem Reichskanzler nicht untergeordnet, ja wären alle Reichsämter im gleichen Sinne als Reichsministerien organisiert, so würde bei Konflikten zwischen den Ressorts in wichtigen Fällen, insbesondere also wenn es sich um Grundfragen der Reichsfinanzen handelt, der Wille des verantwortlichen Leiters der Reichspolitik sich doch genau ebenso müssen durchsetzen können, als jetzt, wo die Staatssekretäre dem Reichskanzler nachgeordnet sind. Für viel wichtiger halte ich es, daß der Reichsschatzsekretär dem preußischen Staatsministerium als Mitglied zugehört. Der enge Zusammenhang der Finanzen des Reichs mit denen des größten Bundesstaats und die starke Wechselwirkung, die beide aufeinander üben, erfordern es, daß der Reichsschatzsekretär kollegial mit dem preußischen Finanzminister in allen wichtigeren Finanzfragen der beiden großen Gemeinschaften zusammenzuarbeiten in der Lage ist.

V.

Ich mußte mich darauf beschränken, im allgemeinen die Grundzüge zu zeichnen, nach denen, wie ich glaube, die Ordnung des Reichsfinanzsystems zu erfolgen haben wird und von denen ich annehmen darf, daß sie im großen und ganzen den Absichten der verbündeten Regierungen entsprechen. Auf die einzelnen Steuerprojekte und ihre Ausgestaltung kann ich hier nicht eingehen, so sehr sich auch gerade hierfür die Öffentlichkeit interessiert und so viel in der Öffentlichkeit daran herumgeraten wird. Sie unterliegen der Beratung des Bundesrats, seine Beschlußfassung verleiht ihnen endgültige Gestaltung, und erst dann liegt ein Regierungsprojekt im Sinne der Reichsverfassung vor. Ich möchte nur noch einige Bemerkungen zur Beurteilung der gesamten Lage hinzufügen.

Die Schwierigkeiten, die sich der Lösung der Aufgabe entgegenstellen, sind groß, so groß wie die Aufgabe selbst. Es ist wohl noch nicht vorgekommen, daß eine Regierung in Friedenszeiten mit einer derartig hohen Anforderung an die Volksvertretung hat herantreten müssen. Durch die Notwendigkeit, eine ganze Zahl von Steuerobjekten kräftig zu fassen, werden zahlreiche Interessen getroffen. Schon regt sich auf allen Seiten der Egoismus der Interessenten. Der deutsche Tabakverein wirkt in der Presse rührig gegen jede Mehrbelastung des Tabaks zwar nicht immer unter seinem Namen, aber durch Zuschriften: „Von einem Fachmann erfahren wir", „von einem Sachverständigen und Parteigenossen erhalten wir folgende Mitteilung", usw. oder auch durch Leitartikel, die sich die betreffende Redaktion zu eigen macht. Darin wird dann auseinandergesetzt, daß der Tabak keinen Pfennig mehr Belastung tragen könne, und es wird die Aufmerksamkeit auf alle möglichen andern Einnahmequellen gelenkt. Gegen die Erhöhung der Brausteuer erheben sich die Gastwirte, gegen die der Flaschenweine die Winzer. Über die Art und Weise einer Reform der Branntweinsteuer bekämpfen sich die Interessenten der großen gewerblichen Brennereien und die der kleinen landwirtschaftlichen aufs Messer. Ist von Steuern die Rede, durch die die Gemeinden mitbetroffen werden, so folgen die Proteste der Stadtverwaltungen, und gegen eine Ausdehnung der Besteuerung von Erbschaften macht die Landwirtschaft in ihrer Presse mobil. Ginge es hiernach, so käme überhaupt keine Steuer zustande. Denn Steuern, die niemandem lästig sind, sollen erst noch gefunden werden. Überhaupt wird man nicht lauter einwandfreie Vorschläge machen können, wenn man eine so große Summe decken will.

Dazu kommen die Schwierigkeiten, die sich aus der Stellung der einzelnen Reichstagsparteien zueinander und zur Regierung ergeben. An sich muß aus allgemeinen staatsmännischen Erwägungen den verbündeten Regierungen daran gelegen sein, daß ein Werk, das so tief in das gesamte wirtschaftliche Leben eingreift, von einer möglichst großen Mehrheit angenommen wird, damit auch nach seiner Verabschiedung in die Bevölkerung das Verständnis von der politischen Notwendigkeit der getroffenen Maßregel möglichst weit eindringt. Nun liegt aber die Sache so, daß die Parteien, die in dem letzten Jahre politisch miteinander gegangen sind (der sogenannte Block), in wirtschaftlichen Fragen oft voneinander weiter abweichen, als von den dieser Mehrheit nicht angehörigen Parteien. Die letzteren stehen abseits und erwarten die Gelegenheit, um nachzuweisen, daß die durch die letzten Reichstagswahlen geschaffene Parteikonstellation nicht von Dauer sein könne. Dazu kommt bei einem Teil der Linken die Besorgnis vor den Wählern, nämlich die Befürchtung, aus ihrer Zustimmung zu Steuern, die den Massenkonsum treffen, möchte bei den nächsten Wahlen die Sozialdemokratie Kapital schlagen und die Stimmen der Wähler zu sich herüberziehen.

Weiter erschwert die Behandlung der Angelegenheit die vielfach hervortretende Neigung der Parteien, ihre Zustimmung zur Reichsfinanzreform von politischen Zugeständnissen auf weitabliegenden andern Gebieten abhängig zu machen, die an sich nichts damit zu tun haben. Das wird dann wieder

von Parteien, deren Zustimmung zum Zustandekommen der Reform auch nicht entbehrt werden kann, mit Entrüstung als „Kuhhandel" gebrandmarkt. Nun wird man es an sich keiner politischen Partei verdenken können, wenn sie jede Gelegenheit benutzt, um ihre Grundsätze, Programmforderungen oder Ziele praktisch nach Möglichkeit durchzusetzen. Gelingt es, so nennen es die Freunde „ein Meisterstück parlamentarischer Taktik", die Gegner schelten über Kuhhandel. Aber es liegt doch eine große Gefahr darin, wenn der Versuch gemacht wird, Sachen miteinander zu verknüpfen, die an sich nichts miteinander zu tun haben. Eine Überspannung derartiger Anforderungen bedeutet eine um so ernstere Gefahr für das Zustandekommen des ohnehin schwierigen Werkes, als die Forderungen zum Teil sich direkt gegen die Interessen andrer Parteien richten, ohne deren Mitwirkung es auch nicht die Mehrheit im Reichstage finden würde. Natürlich will keine Partei, die — zum Teil unter Zurückstellung alter Programmpunkte und nicht ohne Widerspruch ihrer Wähler — zum Zustandekommen der Reform mitgewirkt hat, sich nachher wegwerfen lassen wie eine ausgequetschte Zitrone. Aber die Besorgnis, daß dies geschehen könnte, kann doch nicht ernstlich bestehen. Hilfe in schweren Zeiten hat noch immer zu Dank verpflichtet, auch im öffentlichen Leben. Die Logik der Tatsachen muß dahin führen, daß die Parteien, die der Regierung zum Zustandekommen dieses wichtigen Werkes behilflich gewesen sind, auch ihrerseits im Rahmen des Möglichen Entgegenkommen auf dem politischen Gebiete zu erwarten haben. Dagegen muß eine Überspannung der Bedingungen, von denen die Zustimmung etwa abhängig gemacht werden sollte, mit Notwendigkeit dahin führen, die Regierung dem politischen Gegner in die Arme zu treiben. Die Erfahrungen, die sich an das Zustandekommen des Zolltarifgesetzes vom Jahre 1879 knüpfen, sprechen in dieser Hinsicht Bände.

Ohne große Selbstüberwindung auf allen Seiten ist das Ziel nicht zu erreichen; sie wird nicht nur den Parteien zugemutet, deren jede den einen oder den andern Punkt ihres Parteiprogrammes wird opfern müssen, sie wird vor allem vom deutschen Volke verlangt, dem zum Bewußtsein kommen muß, daß die Opfer, die ihm zugemutet werden, nur eine verspätet eingeforderte Gegenleistung sind für die gesicherte Existenz, die Wohlfahrt und den Frieden, den ihm das Reich seit länger als einem Menschenalter gewährleistet. Sie wird auch von den verbündeten Regierungen geübt werden müssen, die bei der Aufstellung des Reichshaushaltsetats in den nächsten Jahren sich Ausgabebeschränkungen werden auferlegen müssen, die die Leitung der Geschäfte des Reiches und der Bundesstaaten in mancher Richtung erschweren.

In dem Aufsatz eines Abgeordneten der Linken im „Tag" las ich vor einiger Zeit die Bemerkung, jetzt sei die Gelegenheit, in der Demokratisierung Deutschlands einen gehörigen Schritt vorwärts zu tun. Denn die Völker hätten von jeher dann etwas für ihre Freiheit erreicht, wenn die Fürsten Geld brauchten. Gibt es eine verkehrtere Auffassung als diese? Nicht die Fürsten leiden Not, nicht die Regierungen, sondern das gesamte deutsche Volk. Man mache sich nur einmal klar, welche Folgen das Scheitern der Finanzreform zur Folge hätte. Zunächst würden, ohne daß es eines weiteren Gesetzes

bedürfte, die 28,4 Mill. gestundeten Matrikularbeiträge vom Jahre 1906 im Sommer 1909 von den Bundesstaaten eingezogen werden. Diese müßten zu diesem Zwecke der für ihre eigenen Aufgaben erforderlichen Erhöhung der Einkommensteuer eine weitere Erhöhung dieser Steuer hinzufügen und dabei wahrscheinlich auch auf die mittleren und kleinen Einkommen zurückgreifen. In den beiden folgenden Jahren würde dies im steigenden Maße der Fall sein, wenn die rückständigen Matrikularbeiträge für 1907 und 1908 mit zusammen 116 Millionen fällig werden und so fort mit Grazie in infinitum. Die nächsten Leidtragenden wären dann die Reichsbeamten, deren Besoldungsaufbesserung nicht zustande kommen könnte. Denn es scheint mir völlig ausgeschlossen, daß die verbündeten Regierungen zur Übernahme der damit verbundenen erheblichen Lasten oder auch nur zur nochmaligen Bewilligung von Teuerungszulagen ohne eine gründliche Sanierung der Reichsfinanzen bereit sein sollten. Sodann würde die Anleihewirtschaft nicht eingeschränkt, sondern in gesteigertem Maße fortgesetzt werden. Die damit verbundenen Mißstände würden wachsen. An das Scheitern der Reform würde sich eine lange Reihe von politischen Kämpfen knüpfen, die zunächst ein bellum omnium contra omnes zur Folge hätte, bis es endlich durch neue Parteikonstellation gelänge, die Ordnung der bis dahin noch ärger verwirrten Reichsfinanzen herbeizuführen. In der Zwischenzeit würde die Ungewißheit nicht nur schwer auf dem deutschen Wirtschaftsleben lasten, sondern auch das politische Ansehen Deutschlands stark gefährden, gar nicht zu gedenken der Folgen, die sich daraus im Falle kriegerischer Komplikationen ergeben könnten.

Die Ordnung der Reichsfinanzen ist eine Lebensfrage für das Deutsche Reich und seine Gliedstaaten. Sie muß gelöst werden und zwar jetzt, da jede Hinausschiebung die Lösung nur noch erschweren kann. Ich vertraue darauf, daß diese Erkenntnis sich im Reichstage wie im deutschen Volke in ihrem vollen Ernste durchsetzen wird. Es scheint mir kaum denkbar, daß das Gedeihen, ja der Bestand des Deutschen Reiches, das mit soviel Arbeit, soviel Idealismus, soviel Selbstlosigkeit und soviel Blut geschaffen und zusammengekittet ist, aufs Spiel gesetzt werden sollte, weil das deutsche Volk trotz seiner steigenden Wohlhabenheit nicht die zur Erhaltung des Reiches erforderlichen Mittel hätte aufbringen wollen.

Tintenfisch.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

Wenn man hinuntersteigt in die dämmrigen Gänge des Berliner Aquariums, eindringt ins Bereich der „purpurnen Finsternis", dann verhallt, je weiter wir dringen, hinter uns der Lärm des Lebens, aus dem wir kommen. Stille wird um uns her, die Lautlosigkeit des Schweigens — endlich machen wir halt — nun sind wir am Grunde des Meeres. Es umfängt uns die Welt, in der es keine Stimmen mehr gibt, keine Töne und Geräusche, die stumme, die taube Welt der unendlichen Tiefe. Glasscheiben zu den Seiten des Wegs spenden ein mattes, bläuliches Licht. Die Fenster sind es der unterirdischen Behausung. Aber diese Fenster blicken nicht in den Himmel, sondern ins Wasser; in schwerer, zwischen den Wänden der Behälter aufgestauter Masse steht Wasserflut hinter den gläsernen Scheiben. Tageslicht, von fern herabsickernd, durchleuchtet mit gebrochenem Schimmer den flüssigen Kristall. Und in diesem Kristall, da sind sie nun, da leben, ruhen und bewegen sie sich, die wundersamen Geschöpfe der wundersamen Welt. Diese Pflanzen, die halb noch Pflanzen und halb schon Tiere, am Grunde wurzeln und doch mit unheimlicher Gier die Armbüschel aufrecken, wenn die Fleischbrocken herabsinken, mit denen sie gefüttert werden, diese Fische, die mit klappenden Kiemen, mit großen, runden, glotzenden Augen vorüberziehen. Geschöpfe, so farblos die einen, daß man sie vom Boden nicht unterscheidet, in dem sie lagern, und andre wieder so farbenprächtig, als hätte ein Sonnenstrahl mit allen sieben Farben des Regenbogens sich herunter verirrt und zum Körper verdichtet; Lebewesen, wie aus Hauch zusammengeblasen die einen, und wie plumpe Knorren und Baumstrünke die andren. Krebse, die auf krummen, spitzen Schneiderbeinen durch den Sand waten, und mächtige Seeschildkröten, die mit flossenartigen Füßen umher rudern, als fächelten sie sich Luft.

Und das alles ohne einen Ton, einen Laut; eine Welt, in die man hineinsieht und von der man nichts hört. Lautlos alle Kundgebungen dieses geheimnis-

vollen Lebens, die friedlichen wie die feindseligen. Denn manchmal geschieht es, daß da drunten eines über das andre herfällt. Dann entsteht ein Kampf, manchmal auf Leben und Tod; und auch der geht lautlos vor sich, ein stummes Ringen, Würgen, Töten und Getötetwerden.

Unter diesen Kammern des Schweigens ist eine, die beinahe noch schweigsamer erscheint als die übrigen. Wenn man davor tritt, sieht es aus, als wäre sie leer; man gewahrt keine Insassen. Aber sie ist nicht leer: „Tintenfisch" — so steht auf der Platte gedruckt, die, am Behälter angebracht, dessen Inhalt anzeigt. Indem wir das lesen, fällt es uns ein, daß wir den Namen kennen, daß er einen besonders unheimlichen Bewohner der Tiefe bezeichnet, ein Geschöpf, das, wenn es groß wird — und es wird riesengroß — „Krake" heißt, das Fangarme ausstreckt, mit denen es erwachsene Männer an sich reißt, und nicht einzelne Männer nur, sondern ganze Schiffsmannschaften, und sie unter die Wellen zieht — wohin? In einen unter den Wellen gähnenden, furchtbaren Rachen und Schlund.

Hier in dem engen Behälter wird ein Krake wohl nicht hausen, aber der Tintenfisch, der darin sein soll, wo ist er denn nur? Und indem wir nach ihm suchen, siehe da — aus der Höhle, die, von Felsen aufgebaut, drinnen an der Seite des Behälters steht, hängt etwas heraus, das beinahe wie ein Rüssel aussieht. Über dem Rüssel ist etwas Rundes, das den Eindruck erweckt, als wäre es eine Stirn. Und es ist wirklich eine Stirn; das Runde gehört zu einem Kopf; in dem Kopfe sind Augen — wir sehen, weil wir das Tier von der Seite im Profil beschauen, nur das eine — aber dieses, dieses Auge! Nicht das glotzende Tellerauge des Fisches, sondern, zwischen länglichen Lidern eingelassen, heiß, schwarz wie eine Perle von schwarzem Schmelz, das Auge eines Säugetiers, eines klugen, hochentwickelten, ein im Ausdruck wechselndes, leidenschaftliches, beobachtendes Auge. Regungslos hängt der Körper des Tieres in der Felsenhöhle, nur das Auge wandert umher. Jetzt hat es uns erfaßt, die wir draußen an der Glasscheibe stehen; einige Sekunden lang hält es uns fest, dann gleitet es weiter — „die gehen mich nichts an". Auf den sandigen Boden des Behälters richtet es sich; das ist sein Jagdgebiet. Und über dieses Jagdgebiet kriecht eben langsam ein Taschenkrebs dahin. Das schwarze Auge hat ihn bemerkt; heiß war es gewesen, jetzt wird es glühend. „Das ist Beute" — es ist, als hörte man das Auge sprechen. Und jetzt — was geschieht? Aus der Felsenhöhle hebt sich etwas heraus, der regungslose Körper wird lebendig. Wie ein Sack, ein weicher, elastischer, sieht es aus, was sich da emporschnellt; über dem Sack, dem Unterleibe des Geschöpfes, wirbeln die Fangarme, sich ausstreckend, wieder zusammenziehend, hinausgreifend wie die verkörperte Gier. Quer durch den Behälter mit einer Geschwindigkeit, vor der es kein Entrinnen gibt, kommt er dahergesegelt, der Verschlinger, gerade auf den unglückseligen Taschenkrebs zu. Ein Augenblick — die wirbelnden Fangarme haben ihn umschlungen, er ist verschwunden; und stürmisch, wie er herausgekommen, segelt der furchtbare Jäger in seinen Schlupfwinkel zurück. Noch eine Zeitlang gewahrt man ein Sichregen und Bewegen, ein Arbeiten von Kopf und Sack; der Taschenkrebs wird

in den Rachen geschoben, verschlungen und hinuntergewürgt. Dann ist alles vorüber und vorbei; die Jagd beendet, die Mahlzeit verzehrt. Regungslos, wie zuvor, hängt der Körper, rastlos wandert das spähende beobachtende Auge.

Eine solche Kammer des Schweigens, solch ein lautloses, auf den ersten Anschein unbewohntes Gelaß war das große mit Bücherregalen, Büsten und Bildern ausgestattete Zimmer, in dem Peter Aichschnitzer hinter dem Schreibtisch an der Arbeit saß, der Schriftsteller, der Kritiker, der Essayist. Auf den ersten Anschein unbewohnt, — denn hinter dem Wall von Büchern, Briefen und Manuskripten, die sich auf dem Schreibtisch häuften, verschwand die Gestalt des kleinen Mannes so gänzlich, daß jemand, der ins Zimmer getreten wäre, zunächst kaum etwas von ihm wahrgenommen haben würde. Es kam aber niemand; niemand trat ein, und niemand störte. Peter Aichschnitzer war an der Arbeit. Alle, die ihn kannten, wußten, daß er vormittags immer an der Arbeit war; darum würde von ihnen allen keiner gewagt haben, ihn zu stören. Denn wenn sich hinter der Büchermauer der Kopf, der sorgfältig frisierte, des schreibenden Mannes vom Papier erhoben hätte, so würde aus den dunklen, beinahe schwarzen Augen ein solcher Ausdruck befremdeten Staunens gesprochen haben, daß dem Eindringling angst und bange davor geworden wäre.

Also blieb er unbehelligt in seinem einsamen großen Zimmer. Denn obschon die Wohnung, zu der es gehörte, nicht gerade umfangreich, nur die Wohnung eines unverheirateten Mannes, eines Junggesellen war, so war das Zimmer selbst doch groß. Ein Raum, in dem man den Blick umherschicken, die Ellbogen ausstrecken, unter Umständen auch hin und her gehen konnte. Ein Raum, das sah man dem Zimmer an, der sich im Laufe der Jahre dem Bewohner um Leib und Seele gelegt, angepaßt, bequem gemacht hatte, wie das Schneckenhaus der Schnecke, der Hausrock dem Menschen. Und in diesem geräumigen, behaglichen, von der Geistesarbeit wie mit unsichtbaren elektrischen Wellen erfüllten Gemach keine Stimme, kein Ton, kein Laut. Nur das Sich-heben des Kopfes, wenn der arbeitende Mann einem Gedanken nachsann, das Sichsenken, wenn er ihn niederschrieb. Dazu das kaum vernehmbare Rascheln, mit dem die Feder übers Papier glitt. Eine stumme, geräuschlose, aber in ihrer Stummheit angespannte Tätigkeit. Hin und wieder das Rollen eines Schubfaches, das er am Schreibtische aufzog, das Knistern von Manuskripten, die er herausnahm, das Rauschen eines Buches, das er aufschlug, der Klapp, mit dem er es wieder zuschlug, und der dumpfe Schlag, mit dem das geschlossene Buch auf den Wall der andern Bücher flog, die sich um den Schreibsessel des Arbeitenden türmten.

Jetzt eben war solch ein Buch zugeschlagen und auf die Büchermauer geworfen worden. Mit einer besonderen, beinahe grimmigen Energie war es geschehen. Gleich darauf stand der Mann vom Stuhle auf und ging im Zimmer hin und her. Stumm hatte er gesessen, stumm wandelte er auf und nieder. Aber jetzt konnte man ihn deutlicher sehen, und wenn man ihn ansah, begriff man, woher es kommen mochte, daß er bei denen, die ihn kannten, unter dem Beinamen „Tintenfisch" ging. Nicht nur klein von Statur, —

der Mann war verwachsen. Auf dem Rücken, zwischen den Schulterblättern, war eine Wölbung; keine übermäßig auffallende, aber doch eine wahrnehmbare. Dadurch erhielt der gedrungene, auf zwei kurzen Beinen ruhende Oberleib etwas sackartiges. Die Schultern waren hoch. Und aus diesen Schultern, auf einem gleichfalls kurzen Halse, wuchs der Kopf heraus, ein schön geformter, ein bedeutender Kopf. Eine breite, gut modellierte Stirn, ein gewölbtes Hinterhaupt; der Scheitel mit vollem, noch nirgends angegrautem, wohl gescheiteltem Haar bedeckt. Ob das Gesicht schön oder häßlich war? Es gibt Gesichter, bei denen man zu solcher Frage eigentlich nicht gelangt, weil die Augen und der Ausdruck darin einen so in Beschlag nehmen, daß man auf etwas weiteres nicht achtet. So war es bei diesem Mann; als wenn man sich verbrennen würde, wenn man ihnen zu nahe kam, so wurde einem zumute, wenn man diese Augen ansah. Keine sanft erwärmende, wohltätige, eine brennende, den Gegenstand, den sie erfaßten, beinahe fressende Glut. Ein Ausdruck von solcher Lebendigkeit darin, daß man hinter diesen Augen das Seelenleben wie eine ununterbrochen rollende, keinen Moment aussetzende Maschine zu gewahren meinte. Dabei in diesem Ausdruck ein beständiges Wechseln, ein beinahe springendes Auf und Nieder, Hin und Her, ein Flackern und Aufflammen, wie wenn Stichflammen aus dem Manne herauswollten, dann wieder ein Lächeln, so voll kalter Verachtung, als wenn ein ganzes Feuermeer von Leidenschaft darin hätte zu Eis gefrieren können. Und dieses alles ohne Ton und ohne Laut, ein Selbstgespräch von tausend Gedanken und ohne ein Wort. Bis daß jetzt, indem seine Blicke sich wieder auf das Buch richteten, das er vorhin auf die Seite geworfen hatte, das Selbstgespräch zum Zwiegespräch zu werden schien: mit dem Buche schien er zu sprechen, vielleicht auch mit dessen Verfasser. Der Ausdruck, den seine Augen dabei annahmen, verkündete, daß es ein böses Gespräch, eine grimmige Auseinandersetzung werden würde. Und so war es; das Buch enthielt eine Dichtung; die Dichtung hatte er gelesen; jetzt wollte er eine Kritik darüber schreiben. „Beute" — so hatte das Auge des Tintenfisches gesprochen, als er den Taschenkrebs über den Sand humpeln sah; „Beute" sagte der Blick Peter Aichschnitzers, indem er daran dachte, was und wie er über diese Dichtung da schreiben würde. Ein beinah gieriges Frohlocken war in dem Blick. Er fühlte seine Kraft, war seiner Macht und Stellung sich bewußt. Seiner Stellung als anerkannt erster, geistvollster Kritiker Berlins; seiner Macht, durch sein Wort Leben zu verleihen, oder zu töten, zu köpfen. Das wußte nicht er allein, das wußten sie alle, diese Dichter und Dichterlinge, die ihm ihre Bücher zuschickten, in die Hände, unter die Füße schoben: „Sprich über mich! Nur ein Wort! Nur ein Wort!" Mit dem eisigen Hohn, der darin wohnte, ging sein Auge über den Wall von Büchern, der seinen Schreibtisch umkränzte. Die Narren! Wußten sie denn nicht, daß bei ihm eigentlich nur Tod zu holen war? daß er immer nur köpfte? Und dennoch kamen sie, kamen immer wieder, in Massen; wie Schafherden, die sich ins brennende Feuer stürzen. Die Stümper! Wußten sie denn nicht, daß sie allesamt Stümper waren? daß es eine Wollust für ihn war, ihnen das vor aller Welt zu sagen, was sie sich in der Stille ihres

Bewußtseins selber hätten sagen sollen? daß er ein Recht erworben hatte, ihnen das zu sagen, weil er sich das tödliche Wort einstmals selbst zugerufen, sein Schaffen eigenhändig geköpft hatte?

Ja — da lag's. Was unter allen Erlebnissen als das folgenschwerste in jedem Menschenleben fortwirkt, dieser Mann hatte es erlebt, er hatte resigniert.

Resignation ist etwas Verschiedenes, je nach der verschiedenen Anlage des Menschen. Die weiche, unkräftige Natur ergibt sich freiwillig, die starke, energische, nur gezwungenermaßen; jene mit sentimentaler Wehmut, diese unter Kämpfen, die ans Leben gehen. Ein Feuerbad ist Resignation für beide; die Flügel versengen sie sich darin beide. Aber der Weiche, Unkräftige schleppt sich mit den versengten Flügeln weiter und gewöhnt sich allmählich daran; der Starke, Energische kann mit verbrannten Flügeln nicht leben, ohne Ziel und Vorhaben nicht sein; darum, statt der einstigen, unbrauchbar gewordenen, schmiedet er sich andre, neue Flügel. Statt des Zieles, nach dem er gelangt und gebangt hatte und das er hat aufgeben müssen, weil es sich ihm versagte, greift er nach einem andern. Denn jede Kraft will erreichen, weil sie erreichen muß. Der starke Mensch stirbt nicht an der Resignation; er geht als ein Verwandelter, manchmal furchtbar Verwandelter, daraus hervor.

So stand es hier. Denn in diesem Peter Aichschnitzer war ein starker, ein energischer, vielleicht sogar ein mächtiger Geist, eine Natur, die leidenschaftlich, vielleicht sogar gierig nach dem Leben verlangt hatte. Als er jung gewesen war, hatte er Gedichte geschrieben, Erzählungen, Dramen, alles und alles ohne Erfolg. Natürlich hatte er anfänglich dem Publikum schuld gegeben, das ihn nicht verstand. Er hatte es zwingen wollen. Wie ein beutehungriges Raubtier hatte er wieder und immer wieder zum Sprunge angesetzt, und wieder, immer wieder war der Sprung fehlgegangen. Bis daß endlich die Stunde, die noch heute nicht vergessene, gekommen war, wo er sich seinen eigenen Werken wie denen eines Fremden gegenüber setzte und erkannte, daß die Schuld nicht am Publikum, sondern an ihm selbst lag. Seit der Stunde hatte er auf das Schaffen als Dichter verzichtet. Als er jung gewesen war, hatte er heiß, beinahe brennend, beinahe wütend nach dem Weibe verlangt. In allen Gesellschaften, wo schöne Frauen verkehrten, war Peter Aichschnitzer anzutreffen gewesen. Er hatte Gedanken im Kopf, wußte die Gedanken auszusprechen; er war ein Erzähler, ein Unterhalter, und die Frauen ließen sich gern von ihm unterhalten. Das sah er, fühlte er, und das machte ihm Freude. Dann aber geschah es, daß auf den Platz, wo er soeben gesessen, sich ein andrer setzte, irgendein gleichgültiger, fader Geselle, der nicht halb so viel Gedanken im Kopfe hatte, nicht halb so gut zu plaudern wußte wie er, der aber eins vor ihm voraus hatte, nämlich, daß er schlank und gerade gewachsen war und ein sauberes Gesicht besaß. Und alsdann bemerkte er, wie die Frauen, die eben noch mit wohlwollendem Lächeln seinen Worten gelauscht hatten, plötzlich nichts mehr von ihm wußten, da es viel annehmlicher für sie war, statt sich von dem klugen, kleinen, verwachsenen Kerl geistreiche Sachen sagen zu lassen, dem inhaltlosen Gecken ins hübsche Gesicht zu sehen, sich an seiner tadellosen Gestalt zu berauschen. Als er diese

Wahrnehmung machte, und als die Wahrnehmung ihm durch öftere Wiederholung zur Erfahrung geworden, war ihm die Erkenntnis gekommen, daß ihm Gunst und Liebe des Weibes nicht beschieden sei. Seit der Stunde hatte er darauf verzichtet, Frauenliebe zu erjagen.

Resignation — wenn die Falte, die jetzt seine Stirn durchwulstete, ein Mund gewesen wäre — und eigentlich war ja das ganze beredte Gesicht ein stumm sprechender Mund —, so würde sie dieses Wort ausgesprochen haben, das wie das Schicksal über dem Manne lag, ihn zu dem gemacht hatte, was er jetzt war. Entsagung, wo er nicht hatte entsagen wollen, überall, im Geistesleben wie im Leben von Leib und Sinnen.

Als er aus jenen Erfahrungen hervorging, die er sich wie Scheidewasser ins Blut getrunken hatte, war ihm zumute, als wäre er ein Baum, dem der Herbst die Blätter abgepflückt hatte, kahl und ohne Schmuck. Nur ein Holzgerippe noch von Stamm und Ästen. In den Adern das einstmals süß gewesene Blut bitter geworden. Alles, was Hoffnung, Trunkenheit, was Märchen im Menschen heißt, dahin. Jeder Mensch steht einmal vor dem Leben, wie vor einem Zauberpalast, und wartet darauf, daß irgendwas oder irgendwer ihm den goldenen Schlüssel in die Hand geben werde, der die Pforte aufschließt; — für ihn war die Stunde gekommen, wo er erkannte, daß das Warten vom Überfluß war, daß er den goldenen Schlüssel niemals in der Hand halten würde. Und zugleich damit die Erkenntnis, daß es überhaupt ein Unsinn war, sich in den Palast hineinzusehnen, weil kein Zauber darin wohnte, sondern nur die kahle Nüchternheit. Hinter die Schliche war er ihnen gekommen, dem Leben, der Welt, den Menschen — nun glaubte und erwartete er nichts mehr, aber er fürchtete sich auch nicht mehr; für wen es keine Enttäuschung mehr gibt, der lebt nicht mehr im schönen Schein, sondern in der rauhen Wirklichkeit. Die Wirklichkeit aber zwingt man nicht durch Betteln, sondern durch Gewalt. Also denn, wie einer, der in den Krieg geht und sich vorher von seiner Frau und Familie scheiden läßt, damit kein sentimentaler Rückblick ihn beim harten Werke störe, fort mit allem, was bisher gewesen, und als ein andrer, ein neuer Mensch an die Gewalt und in den Kampf! Zwar, auf dem Gebiete der körperlichen Erscheinung war der Kampf aussichtslos. Schöner, als er von Natur war, konnte er nun einmal nicht werden; mit den hübschen, glatten Gecken, deren Anblick die Weiber verliebt und lüstern machte, konnte er nicht wetteifern. Da hieß es weiter resignieren und an Haß und Verachtung Entschädigung suchen. Wem die Natur, die „infame Kanaille", nun einmal eine Wölbung zwischen die Schulterblätter gesetzt hat, was das plumpe Menschenvolk einen „Buckel" nennt, dem bleibt nichts übrig, als die Last weiter zu schleppen und ein verwachsener Knirps zu bleiben, sein Leben lang. Aber auf dem andern Gebiete, dem des Geistes, wär er da auch ein Knirps? Das Gegenteil von einem solchen, er war ein Mächtiger. In dem Augenblick, als er aus dem Scheidewasser der Erfahrungen aufgetaucht war, hatte er das erkannt, hatte er gefühlt, wie die Geisteskraft in ihm aufstand, mit einer Gewalt, als würde er die ganze Welt damit über den Haufen werfen können.

War das eine Kraft, die vorher nicht in ihm gewesen, die gewissermaßen aus dem Nichts geboren wurde? Keineswegs; sondern er hatte nur bisher, indem er nach dem nutzbaren Metall in seinem Innern suchte, an der falschen Stelle geschürft, eine taube Ader im Gestein angeschlagen. Da, wo die Phantasie im Menschen sitzt und das künstlerische Gestalten, hatte er gesucht, weil Jugendeselei ihn verführt hatte, wie sie schließlich auch den Gescheitesten verführt. Mit der rabiaten Energie, mit der er früher im falschen Stollen gegraben, hatte er diesen jetzt zugemauert und sich nach der entgegengesetzten Richtung gewandt. Phantasie — wenn er jetzt das Wort aus seinem Innern, wie aus einem versunkenen Schacht, heraufholte, geschah es in der Art, wie ein Naturforscher irgendein absonderliches Gewächs unter die Lupe nimmt, um das anormale Ding zu untersuchen. Kinder spielen mit Seifenblasen, Narren arbeiten mit der Phantasie; für den Vernünftigen gibt es etwas andres: den Verstand. Und das Werkzeug des Verstandes ist die Beobachtung.

Beobachtung — wie war es nur möglich gewesen, daß er Jahre und Jahre seines Lebens damit hatte vertun können, eine kindisch erfundene eigene Welt in die große wirkliche Welt zu setzen, während diese wie ein ungeheures Feld der Betätigung vor ihm gelegen hatte? Während er jetzt dahinter kam, daß ihm das Werkzeug, mit dem man der Wirklichkeit Herr wird, die Beobachtung, so in der Hand lag, als wäre er mit der Hand daran geboren worden? Als er sich dessen inne wurde, überkam ihn ein Gefühl, als würde er noch einmal, eigentlich zum ersten Male geboren. Ein neues Lebensgefühl ging in ihm auf. Jetzt erst war alles überwunden, was das Verzichten und Entsagen an Wehleidigkeit in ihm zurückgelassen hatte; er wurde innerlich ruhig. Nicht froh und freudig — Freudigkeit ist ein Kindergefühl, und mit Kindergefühlen war er fertig. Auch nicht warm — warm wird man nur, wenn man im Ringen nach einem Ziel in Schweiß gerät, und er wollte nichts mehr erreichen. Aber wirklich ruhig und zufrieden. Nie mehr selber mittun, nur zusehen und beurteilen, was und wie die andern taten; nie mehr selber kämpfen, nur noch Kampfrichter sein. Wie viel besser, vernünftiger, angenehmer diese Art des Seins, als die, in der er früher sich abstrapaziert hatte! Eine Art von kalter Wollust war in ihm, wenn er jetzt, so ungefähr wie einer, der den Wassertropfen im Mikroskop betrachtet, in das Leben und Treiben der Menschen hinunter und hinein sah. Wie sie sich abrackerten, diese armseligen Lebewesen! Wie sie kletterten, zurückpurzelten und immer wieder kletterten, um auf den Felsen hinaufzugelangen, der vor ihnen ragte: den Erfolg! Und wie sie bei alledem immerfort emporschielten zu dem Zyklopenauge, das über ihnen hing, dem regungslosen, beobachtenden, das sie bannte, zu dem seinen. Denn er war es, der unbarmherzig alles vermerkte, was er da unten sah, all das Verrenken von Armen und Beinen, das schamlos gefallsüchtige Nachaußenkehren alles Innersten. Und wenn er für heute genug gesehen hatte, ging er nach Haus, in sein schweigsames Tintenfischgelaß; da griff er zur Feder. Und diese Feder war nun wirklich das, was für den Jäger in der Tiefe der Fangarm ist, ein Werkzeug, mit dem er sich die Welt zur Beute machte, ein gewaltiges, denn er führte eine gewaltige Feder.

Ein Dichter war er nicht gewesen, ein Schriftsteller war er, und zwar ein mächtiger.

Alles was er da eben gesehen, dieses ganze Menschengezappel, das schaufelte seine Feder auf dem Papier zusammen, wie einen Haufen Getreide, den man auf die Tenne wirft. Dann wurde die Feder zum Dreschflegel, und unter den Streichen des Kritikers flogen die Köpfe. Aber Kritik war nicht sein einziges; er war ein außerordentlich unterrichteter Mann; er lernte unverdrossen weiter. Durch alle Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Kultur ging seine Feder in Aufsätzen, Abhandlungen und Essays dahin; und diese Aufsätze waren meisterhaft, mit bannendem Reiz geschrieben. Alles um ihn her war lautlos und stumm — das Papier unter seinen Händen sprach. Alles in ihm war kalt — die Worte, die er schrieb, funkelten von Geist, wie Eiskristalle, die in der Sonne glitzernd so aussehen, als wären sie warm.

Die Folge davon war, daß alle Zeitungen, nicht die Berliner nur, sondern soweit solche in deutscher Sprache verfaßt werden, mit allen zehn Fingern nach seinen Kritiken, seinen Aufsätzen griffen. Peter Aichschnitzer wurde Mitarbeiter an unzähligen Tageszeitungen und Zeitschriften, und sein Name wurde weithin bekannt. Bekannt nicht nur, sondern berühmt; denn das Publikum las seine Sachen mit Entzücken. Den goldenen Schlüssel zum Palast des Lebens hatte er sich einstmals in die Hände gewünscht — den stählernen, mit dem man die Tür zur heutigen Zeit erschließt, zur heutigen Zeit, die lieber über Gedichte, als Gedichte selbst liest, den besaß er jetzt.

Und nicht zu schreiben nur, er wußte auch zu sprechen. Früher hatte er im gesellschaftlichen Salon zu schönen Frauen geplaudert — jetzt sprach er in Volkshochschulen, in Lyzeen, bei all und jeder Gelegenheit, die sich bot, zu Hörerkreisen, zu großen, zu Männern und Frauen. Wie die Leser mit bewunderndem Aufatmen das Blatt aus der Hand legten, in dem sie seine funkelnden Worte gelesen, so gingen Hörer und Hörerinnen berauscht aus dem Saale, wenn der kleine, verwachsene Mann mit der großen Stirn vom Katheder herunter zu ihnen gesprochen hatte.

Gerade in dieser Zeit erledigte er in einem der angesehensten Berliner Lyzeen einen Vortragszyklus über Literaturgeschichte. Von der älteren hatte er angefangen; bis in die neuere und neueste schritt er fort; kühl im Beginn, war er heiß und heißer geworden, je weiter er kam. Und heiß und heißer die Frauen und Mädchen, die zu ihm aufblickten und ihm lauschten.

Die heutige Vorlesung war beendigt. Aus dem weit erschlossenen Portal des Lyzeums strömten die Zuhörerinnen. An der Masse, die da kam, erkannte man, daß der Saal überfüllt, an der Glut der erhitzten Gesichter, der eifrigen, auf der Straße fortgesetzten Unterhaltung, wie stark der Eindruck gewesen sein mußte.

In der flutenden Menge bewegte sich eine Gruppe von Damen, die wie Angehörige zusammenhielten, obschon man sofort erkannte, daß es schwerlich Verwandte waren. Ein äußerliches Band hielt sie zusammen: sie bewohnten gemeinschaftlich eine der großen Pensionen im Westen von Berlin. Inmitten der Gruppe schritt die Pensionsinhaberin, eine schon angejahrte Witfrau,

vielleicht auch ein altes Fräulein, deren wohlwollendes, mit goldener Brille umzirktes Gesicht den Stempel wohltemperierten Wissensdurstes trug. Vor und hinter ihr, in kleinen Gruppen zu je zweien und dreien, gingen ihre eleganten Pflegebefohlenen, plaudernd, lachend, vielleicht auch mit unheiligem Spotte sich über die Persönlichkeit des Vortragsmeisters lustig machend, der kaum über den Rand des Katheders hinausgeragt hatte. Ernsthafter und schweigsamer, sogar völlig schweigsam verhielt sich diejenige, die Seite an Seite mit der Pensionsinhaberin ging und in stummer Aufmerksamkeit auf deren Worte lauschte. Sie war nicht älter als die andern, möglicherweise sogar jünger als manche von ihnen, hoch und schlank, geradezu schön gewachsen, so daß sie von der rundlichen Gestalt der Begleiterin abstach. Vielleicht aber war es das schwarze Kleid, das sie trug, oder sonst irgend etwas schwer zu Beschreibendes in dem länglichen, blassen Gesicht, in der ganzen Persönlichkeit, das sie nicht eigentlich jung und jugendlich erscheinen ließ. Davon aber schien sie nichts zu wissen. Man sah ihr an, daß sie mit den Gedanken noch so ganz bei dem eben Vernommenen war, daß sie darüber nicht Zeit noch Muße fand, an die Wirkung ihrer eigenen Erscheinung zu denken.

Und so war es. Iduna von Schneideband hatte den Mann heute zum ersten Male sprechen hören; der Eindruck auf sie war ein außerordentlicher gewesen. Sie kannte ihn schon von früher, schon lange, nicht persönlich, aber als Schriftsteller durch seine Schriften. Mit dem ersten Wort, das sie von ihm gelesen, war sie gebannt gewesen; seitdem hatte sie alles gelesen, was er vorher und nachher geschrieben. Zeitungen und Zeitschriften, alles, was von ihm zu finden war, hatte sie sich zu verschaffen gewußt und alles gelesen. Schwer war ihr das nicht geworden, denn sie hatte Geld genug, um sich Zeitungen und Blätter zu halten, soviel sie wollte. Mühe hatte es ihr auch nicht verursacht, denn sie war überhaupt eine leidenschaftliche Leserin, beinah ein Bücherwurm. Und Zeit dazu, ausreichende, hatte ihr das Leben gegönnt, das sie geführt, das höchst absonderliche Leben.

Mit ihrem Vater, der ein Landgut in der Mark besaß, und dessen einziges Kind sie war, hatte sie Jahre und Jahre lang in der ländlichen Einsamkeit, richtiger gesagt, in Abgeschiedenheit gelebt. Verkehr hatten sie so gut wie keinen; weder der Vater suchte ihn noch die Tochter. Denn das war das Glückliche für die beiden, daß sie in ihren Neigungen bis auf den Buchstaben übereinstimmten. Die Mutter war längst tot. Möglich, daß sie sich mit ihrem Manne gelangweilt hatte, denn er war nicht unterhaltsam. Seine Tätigkeit bestand darin, daß er den ganzen Tag sinnierend auf und ab und schließlich an sein Schreibpult ging, in dessen Fächern ein Papiergebirge sich emportürmte, ein riesiges, philosophisches Manuskript. Wann es fertig werden würde, das war gar nicht abzusehen; vielleicht niemals. Jeden Tag, seit Jahren, schrieb er ein Blatt, manchmal auch nur ein halbes, oder noch weniger, das alsdann auf den schon vorhandenen Berg gelegt wurde. Häufig geschah es auch, daß am nächsten Tage das gestern Geschriebene wieder vernichtet wurde. Auf diese Weise kam er natürlich nicht sonderlich rasch vom

Fleck. Das aber kümmerte ihn nicht; er schrieb nur für sich selbst. Ein Mensch, dessen ganzes Dasein in einem langen Monolog verlief. Monologe sind aber nur auf dem Theater vernehmbar; in Wirklichkeit sind sie stumm. Wer immer stumm bleibt, wird langweilig; also hatte sich die Frau, die eine tüchtige Hausfrau, aber keineswegs philosophisch angelegt gewesen war, schließlich ausbündig gelangweilt, und also, ohne daß es zu irgendwelchem Zerwürfnis gekommen wäre, mit dem Bewußtsein, daß ihr alter Philosoph, den sie ja im Grunde herzlich liebte, mit der Tochter, die ihm blieb, gut aufgehoben sein würde, war sie still und friedlich dahingegangen. Und dies Bewußtsein hatte sie nicht getäuscht. Iduna, die Tochter, war ganz nach dem Vater geartet, anders als die Mutter. Für sie war die nachdenkliche Versunkenheit des Vaters ein Gegenstand schweigender Verehrung, und der Papierchimborasso, der in seinem Schreibpult aufwuchs, eine Art heiliger Berg.

All ihr Sinnen und Trachten war einzig darauf gerichtet, daß der philosophierende Mann nicht gestört werde. Den Haushalt, die Bewirtschaftung des Gutes, alles nahm sie ihm ab und nahm es auf sich. Und sie machte das so gut, daß das Leben mit dem Alten wie eine tadellos arbeitende, geräuschlose Maschine dahinging.

Wie eine geräuschlose, denn da der Vater wenig sprach, so sprach sie auch nicht viel, und allmählich, weil er nicht gestört werden durfte, immer weniger. Daher kam es, daß die beiden sich schließlich beinahe wie zwei stumme Menschen umeinander her bewegten. Kein Gedanke aber, daß sie das unglücklich gemacht hätte; im Gegenteil, sie lebten ihre Naturen aus und fühlten sich vollkommen wohl. Pünktlich wie eine Uhr war Iduna jeden Morgen früh auf den Beinen. Mit leisen Schritten, während der Vater noch ruhte, durchwandelte sie das Haus. Das Arbeitszimmer des Vaters brachte sie selbst in Ordnung. Keine unheilige, fremde Hand hätte an das Schreibpult mit dem heiligen Manuskript rühren dürfen. Sie besaß einen Schlüssel dazu, und jeden Morgen war es ein Moment stummer Andacht für sie, wenn sie das Pult aufschloß und mit vorsichtiger Hand die losen Blätter sorgfältig und reinlich wieder aufeinander schichtete, die unter der Hand des Schreibenden durcheinander gekommen waren. Der Inhalt? Von dem wußte sie eigentlich so gut wie nichts; sie hatte nur hier und da mit naschendem Blick hineingesehen. Nicht etwa aus Mangel an Interesse, sondern aus ehrfürchtiger Scheu. Ihr war ja, wenn sie davor stand, zumute, als stände sie vor dem Manuskript der Bibel, dem verschleierten Bild zu Sais. Das enthüllt man nicht, wenn es einem nicht von berufener Hand enthüllt wird. Und der Vater tat es nicht. In sich versunken, wie zu Lebzeiten der Mutter, ging er auch jetzt neben der Tochter her. Daher kam es, daß diese sich allmählich daran gewöhnte, in dem geheimnisvollen Manuskript etwas zu sehen, das gar nicht dazu bestimmt war, jemals fertig zu werden, sondern dessen Zweck einzig darin bestand, daß daran geschrieben wurde.

Im Verlauf des Vormittags, nachdem der Vater aus dem Bett aufgestanden war, kam sie dann beim Frühstück mit ihm zusammen. Ein freundlich — würdevoll — zerstreuter Kuß auf die Stirn begrüßte die Tochter, und das „Guten Morgen“ war eigentlich das einzige Wort, das zwischen ihnen

gewechselt wurde. Denn während des Frühstücks noch versanken beide lautlos in die Zeitungen, von denen ein ganzer Haufen im Hause gehalten wurde. Der Alte besorgte das, wie alles, was nicht seine Philosophie betraf, halb oberflächlich, gleichgültig, die Tochter mit eindringlicher Genauigkeit, beinahe pedantisch. Sobald sie die letzte Zeile gelesen, erhob sie sich zu ihren weiteren Verwaltungspflichten, die sie bis zur Mahlzeit am Nachmittag auf Hof und Gut umherführten. Die Mahlzeit, bei der Herr von Schneideband achtlos alles an- und in sich aufnahm, was die waltende Tochter ihm zu essen vorsetzte, verlief nicht viel redseliger als das Frühstück. Und nun, nachdem auch dies erledigt war, schlug für Iduna die goldene Stunde: sie konnte auf ihr Zimmer gehen und lesen, lesen, lesen. Das wurde denn gründlich besorgt. Handarbeiten gab es nicht für sie; all die Gegenstände, die für gewöhnlich ein weibliches Wesen umgeben, Nähkörbe mit ihrem mannigfachen Inhalt, Stoffe, die man benäht, bestickt, in irgendwelcher Weise verarbeitet, waren in ihrem Zimmer nicht zu finden. Statt dessen Bücher, Zeitschriften, und wieder Bücher.

Und zwar Bücher schwersten Kalibers. Gedichte, Erzählungen, Dramen, Dichtungen überhaupt las sie eigentlich gar nicht, wohl aber das, was über Dichtungen geschrieben wird, Literaturberichte, Literaturgeschichten, dickleibige. Dazu kunstgeschichtliche Werke von gleichem Umfang und Gewicht, Kulturgeschichten, Geschichtsbücher; mit einem Worte lauter Bildungsstoff; denn in der Seele dieses Mädchens war kaum irgendwelches Bedürfnis nach Unterhaltung, sondern nur ein solches nach Bildung.

Über dieser Tätigkeit waren ihr nun die Aufsätze Peter Aichschnitzers begegnet, und die packende Schreibweise dieses Mannes hatte es ihr, wie schon gesagt, vom ersten Augenblick angetan. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse erfüllte sie mit ungeheurem Respekt; die Faßlichkeit seines durchsichtigen Stils machte ihr die Lektüre zu einem weit bequemeren Genuß, als sie ihn in manchem der Dickleiber gefunden hatte; der schneidende Witz in seinen Kritiken entzückte sie. Wenn sie am Morgen eine Besprechung aus seiner Feder in irgendeiner Zeitung entdeckt hatte, so hob sie sich das Blatt wie einen Leckerbissen bis zum Nachmittag auf, um bei voller Ruhe erst, in der Umgebung ihrer Bücherlaube, zu lesen und zu genießen. Ein unbeschreibliches Wohlgefühl überkam sie, wenn sie sich alsdann zum Lesen zurechtsetzte. Wäre ein Spiegel im Zimmer gewesen — was nicht der Fall war — und hätte sie hineingesehen — was vielleicht noch weniger der Fall gewesen wäre —, so würde er ihr gezeigt haben, wie ihr blasses, beinah bleichsüchtiges Gesicht sich mit der zarten Röte bedeckte, die im Frauenantlitz so lieblich den Anbruch des großen Lebenstages verkündet. Denn so sonderbar es klingen mag: so wie andre Mädchen Liebesbriefe lesen, so las diese Iduna Schneideband die Aufsätze des Herrn Peter Aichschnitzer. Mit kicherndem Behagen nahm sie seine boshaften Kritiken, mit dem Schauder verhaltener Wonne seine Essays auf; und wenn sie das Blatt oder das Buch, in dem sie ihn gelesen, aus der Hand legte, hatte sie das überzeugte Gefühl, daß auf der ganzen Welt niemand sein könnte, der ihn besser und voller verstand als sie. Einen Mann von

Fleisch und Blut mit Fleisch und Blut zu lieben, der Gedanke hatte auch noch nicht ein einziges Mal an ihre Seele gerührt, obwohl in der Nachbarschaft immerhin dieser und jener ganz annehmbare junge Mann vorhanden war. In den Geist dieses nie mit Augen gesehenen Mannes, den sie vielleicht nie mit Augen sehen würde, hatte sie sich geistig verliebt.

Nachdem sie in diesem Verhältnis schweigender Verehrung, von dem sie niemandem, auch dem Vater nicht, ein Wort sagte, mehrere Jahre hingelebt hatte, geschah etwas, das eigentlich seit langem zu erwarten gewesen war, trotzdem aber wie der Umschwung aller Dinge auf sie einwirkte: ihr alter Papa Schneidebaud war eines Tages seiner Frau nachgegangen und nicht mehr da. Noch am Abend hatte er in Seelenruhe an seinem Schreibpult gestanden und ein neues vollgeschriebenes Blatt auf den Chimborasso gelegt; in der Nacht mußte der Wanderer dann bei ihm eingetreten sein, der einmal an jede Tür klopft, an die eine hart, an die andre sanft. Zu ihm, so schien es, war er sanft und leise gekommen; man hatte keinen Schrei, kein Wort, keinen Laut überhaupt vernommen. Als es Tag geworden war und er immer noch nicht erschien, war man in sein Zimmer eingedrungen — still und nachdenklich, als wenn er einem letzten Gedanken nachsänne, den er morgen zu Papier zu bringen gedachte, hatte der alte Philosoph im Bette gelegen und war tot gewesen.

Laut hatten ja die Schritte des Vaters nicht geklungen, wenn er im Hause hin und her ging; nun sie verhallt waren, lauschte Iduna ihnen nach, und da sie den leisen Laut nicht mehr vernahm, war es ihr, als wäre ein großes Geräusch aus der Welt gegangen. Die Stille im Hause wurde vernehmbar; eine vernehmbare Stille wird drückend. Nun war sie wirklich einsam und ganz allein. Andre Naturen würden eine solche Einsamkeit nicht ertragen haben; Iduna ertrug sie länger als andre, mehrere Monate lang. Ihre zum Gleichmaß geartete Seele, in der die Vernünftigkeit überwog, hatte eine merkwürdige Fähigkeit, verheerenden Gefühlen zu widerstehen. Dazu halfen ihre Bücher ihr, über denen sie jetzt natürlich noch anhaltender saß als bisher.

Allmählich aber machte sich das menschliche Bedürfnis, Menschengesichter zu sehen und menschliche Stimmen zu vernehmen, doch auch bei ihr geltend. Dazu gesellte sich das Bewußtsein, daß sie nun wirklich unumschränkte Herrin über sich selbst, über ihr Tun und Lassen, und daß sie, als einzige Erbin ihres Vaters, wohlhabend, beinah reich und dadurch in den Stand gesetzt war, ihren Bedürfnissen in jeder Weise Genüge zu tun.

Also reifte ihr der Entschluß, ihr Gut zu verlassen und nach Berlin zu ziehen. Berlin, für jeden Bewohner der Mark Brennpunkt und Magnet, war es für sie natürlich doppelt: da gab es Theater und Konzerte, große Bibliotheken, Hochschulen und Lyzeen; da gab es gelehrte Männer, die an Hochschulen und Lyzeen Vorlesungen hielten, alles, woraus man Bildung, Bildung, Bildung schöpfen kann. Und da gab es noch etwas: Peter Aichschnitzer, den großen Schriftsteller, Essayisten und Kritiker.

Ja, es war so: der Gedanke, daß sie nun mit dem aus der Ferne verehrten Mann an einem und demselben Orte zusammen sein, daß ihr das Glück vielleicht günstig sein und sie persönlich einmal mit ihm zusammenführen würde, war auch ein Beweggrund und vielleicht nicht der schwächste, der ihren Entschluß beförderte. Und jedesmal, so oft ihr der Gedanke aufstieg, färbte sich ihr blasses Gesicht mit der zarten Röte, die im Frauenantlitz den Anbruch des großen Lebenstages verkündet.

Nach Ablauf von einigen Monaten also gedieh ihr Vorhaben zur Tat. Sie übergab die Verwaltung des Gutes dem Inspektor, mit dem sie schon bei Lebzeiten des Vaters zusammen gewirtschaftet hatte, einem durchaus zuverlässigen Mann. Dann packte sie Kisten und Koffer, ohne zu viel einzupacken, weil sie ja ihren Aufenthalt in Berlin vorläufig nur als einen vorübergehenden betrachtete, schloß ihr stilles, einsames Haus zu und reiste ab.

Wie man es an einem Orte macht, an dem man nur einige Zeit zu verweilen gedenkt, suchte sie sich in Berlin keine selbständige Wohnung, sondern mietete sich in einem großen Pensionat des Westens ein. Auf die Weise, von allen Haushaltungslasten und Sorgen befreit, konnte sie dem Zwecke ihrer Übersiedelung, Bildung zu suchen, Bildung zu genießen, am bequemsten genügen.

Der Zufall hatte sie glücklich geführt; sie war an eine Pension geraten, deren Inhaberin von dem gleichen Drange erfüllt war wie sie selbst: sich zu unterrichten. Sobald die beiden Frauen sich daher kennen gelernt und die Übereinstimmung ihrer Neigungen erkannt, hatte sich ein engeres, beinah intimes Verhältnis zwischen ihnen entwickelt. Aufmerksam und zuvorkommend zu all ihren Damen, fühlte sich die Pensionsinhaberin Iduna Schneideband gegenüber als Freundin, und diese erwiderte ihre Empfindungen.

Daß der Name Peter Aichschnitzers in der Pension, namentlich bei deren Vorsteherin, kein unbekannter war, versteht sich von selbst. Ganz vertraut aber wurde er dieser erst durch Fräulein Iduna, die seine sämtlichen Aufsätze, Kritiken und Essays im Koffer mitgebracht hatte und es sich nun angelegen sein ließ, die Geistesfreundin darin einzuweihen. Ein großer, für Iduna bedeutungsvoller Tag war es deshalb, als sie eines schönen Morgens die Ankündigung in der Zeitung lasen, daß ihr Held demnächst im Lyzeum einen Vortragszyklus über Literatur abhalten würde. Am liebsten wären sie beide allein dazu gegangen; aber die Sache war ruchbar geworden; die zerstreuungssüchtigen Damen der Pension wollten nicht zu Hause bleiben. Zuvorkommend, wie sie war, hatte die Vorsteherin für sie alle Eintrittskarten besorgen müssen. Und heut also war die Vorlesung gewesen, von der sie sämtlich in erregter, die beiden Freundinnen aber in begeisterter Stimmung heimkehrten.

Die Glut, die Idunas Wangen bedeckt hatte, während sie dort drinnen dem Vortrage lauschte, war unter der Einwirkung der frischen Luft draußen wieder verflogen. In ihrem Innern aber lebte der Eindruck fort, mit so tiefer Gewalt, daß sie sich außerstande fühlte, der redseligen Gefährtin auch nur mit einer Silbe zu erwidern. Indem sie schweigend auf die gebildeten Gemeinplätze hinhörte, welche diese von sich gab, stellte sie noch einmal für

sich fest, was sie sich so manchesmal in ihrer einsamen Bücherlaube gesagt hatte: daß sie wirklich die einzige war, die diesen Mann ganz und voll begriff. Diesen Mann, der heut, da sie ihn hatte sprechen hören, noch überwältigender auf sie gewirkt hatte als früher, da sie seine geschriebenen Worte las. Von Zeit zu Zeit schlug das Gekicher der andren Damen an ihr Ohr, und sie hörte, wie diese sich über die lächerliche Winzigkeit des großen Mannes lustig machten. Das mutete sie so fremdartig, so geradezu unbegreiflich an, daß sie nicht einmal Entrüstung darüber aufzubringen vermochte.

Durch ihre Freundin war sie auf die äußere Erscheinung Peter Aichschnitzers, die seiner geistigen Bedeutung nicht entspräche, vorbereitet worden. Mit vollständigem Gleichmut hatte sie das hingenommen. In den Geist des Mannes hatte sie sich verliebt. Darüber war ihr, wenn ihr die Möglichkeit vor die Seele trat, daß sie ihm einmal persönlich begegnete, kaum jemals die Frage gekommen, wie er körperlich aussehen möchte. Und dieses rein geistige Verhältnis, in das sie sich zu ihm gesetzt, bestand auch jetzt noch fort, nachdem sie ihm Auge in Auge gegenüber gesessen hatte. Daß er klein, so klein war, daß er mit dem Kopfe nur gerade über den Rand des Katheders reichte, daß er vielleicht sogar verwachsen war, — nun natürlich, das hatte sie gesehen. Gesehen, aber nicht bemerkt. Es war ihr ganz gleichgültig. Denn in diesem Mädchen war etwas Sonderbares, beinah Körperloses, ein gänzliches Fehlen aller Sinnlichkeit, alles sinnlichen Fühlens, Bedürfens und Begehrens. Darum hing in dem Hause, wo sie auf dem Lande gelebt hatte, kaum ein einziger Spiegel. Sie wußte kaum, wie sie aussah; es war ihr einerlei. Und so wie ihre eigene Erscheinung, war ihr auch die seinige gleichgültig. Wenn sie die Schriften des Mannes gelesen, war ihr sein Geist wie eine Persönlichkeit daraus entgegengetreten. Sie hätte diese Persönlichkeit nicht malen, abbilden oder auch nur beschreiben können; dazu fehlte ihr die sinnliche Phantasie. Aber sie verlangte auch gar nicht danach, brauchte es nicht; gerade dieses Unkörperliche, Leere, Abstrakte war das, in das sie sich verlieben konnte und wirklich verliebte. Und das hatte sich jetzt eben da drinnen wiederholt. Während der Mann sprach und sie, beinah zitternd vor Erregung, dem lauschte, was er sagte, hatte sie kaum auf ihn hingeblickt. Aus seinen Worten war ihr etwas emporgewachsen, wie eine unsichtbare Persönlichkeit, die mit der körperlichen Erscheinung des kleinen, verwachsenen Mannes in gar keiner Verbindung stand. Darum erfüllte es sie auch nicht mit Entrüstung, sondern nur mit einem geradezu fassungslosen Staunen, wenn sie hörte, wie die andern Damen sich immerfort und immer nur darüber aufhielten, wie er ausgesehen hatte. Eigentlich war es ja etwas, worüber sie sich freuen konnte; und sie freute sich auch: erkannte sie doch wieder einmal mit überzeugender Gewißheit, daß sie die einzige war, die diesen Mann erfaßte; und damit verband sich ein zweites, beseligendes Gefühl: auch er, der ja sicherlich gar nicht anders denken und empfinden konnte, als wie sie es tat, der bedeutende, der geistige Mann würde, wenn sie einmal Mensch zu Mensch zusammenkämen, in ihr die einzige, würdige Geistesverwandte erkennen.

Denn ob sie es sich gestand, oder nicht — von diesem Augenblick regte sich in ihr das Verlangen, diesem Mann nicht nur als Hörerin im Hörsaale gegenüberzusitzen, sondern menschlich, persönlich, nah und eng mit ihm zusammenzukommen.

Der heutige Tag ging ihr wie in einem Rausche zu Ende. Die Gespräche an der gemeinschaftlichen Mittagstafel in der Pension schlugen wie ein unverständliches, unverstandenes Geräusch an ihr Ohr. In ihrer Seele war es wie ein Dämmer, in dem zwei Lichtsäulen glühten: die Erinnerung an den heute vernommenen Vortrag, die Erwartung der noch in Aussicht stehenden.

Diese kamen denn. Zu jeder der Vorlesungen schwärmte das Pensionat wie ein Bienenschwarm aus dem Stocke aus, um mit Blütenstaub des Geistes beladen wieder heimzukehren. Von einer Vorlesung zur andern wurde der stille Wirbel, in dem Idunas Seelenleben dahinflutete, tiefer, mächtiger, unwiderstehlicher. Als der Zyklus zu Ende ging und die letzte Vorlesung gekommen war, hatte dieser Zustand ihres Innern eine solche Gewalt erreicht, daß ihr der Gedanke, daß sie nun auf unabsehbare Zeit keine Gelegenheit mehr haben würde, Wort und Rede des Mannes auf sich wirken zu lassen, geradezu unerträglich war. Sie konnte und wollte sich nicht darein ergeben; alle Kombinationskraft ihres Geistes strengte sie an, um einen Ausweg zu finden; und am Abend dieses letzten Tages hielt sie wirklich einen Plan in Händen, der es ihr möglich machen konnte, nicht nur als eine unter Hunderten, sondern im engen, intimen Kreise seinem Geiste zu lauschen:

Die Pensionsvorsteherin sollte Herrn Peter Aichschnitzer einladen, in ihrem Salon eine Reihe von Vorträgen zu halten. Das Thema blieb natürlich ihm überlassen.

Noch an dem nämlichen Abend wurde die Geistesfreundin von dem Gedanken unterrichtet, und er fand bei ihr enthusiastische Aufnahme. Abgesehen von ihrem eigenen, schöngeistigen Verlangen, erkannte ihr praktischer Verstand sofort, was es für ihre Pension bedeutete, wenn der berühmte Mann bei ihr sein Licht leuchten ließ, und wenn das bekannt wurde. Ihre Pension war von dem Augenblick an eine Bildungs- und Kulturstätte, und in aller Mund.

Weil sie aber, wie gesagt, eine geschäftskundige Frau war, so kamen, sobald die erste Begeisterung sich gelegt hatte, die praktischen Bedenken hinterdrein; gesellschaftliche Beziehungen zu Herrn Aichschnitzer hatte sie nicht; ihn so einfach aufzufordern, daß er Zeit und Arbeitskraft für nichts und wieder nichts hergäbe, das ging doch nicht.

Nein, natürlich — Iduna stimmte ihr vollkommen bei — das ging nicht.

Ja aber — dann?

Dann also wäre ihm ein Honorar für die Vorträge anzubieten.

Bei diesem Vorschlag bildete sich eine langgezogene Falte des Bedenkens auf der Stirn der Geistesfreundin.

Ob denn Fräulein Iduna glaubte, daß er darauf eingehen würde?

Man könnte es doch jedenfalls versuchen.

Hierauf wieder ein längeres, nachdenkliches Schweigen, dann sah sich die rundliche Dame, die mit Iduna allein in ihrem Kabinett saß, rasch noch

einmal um, ob auch niemand horchte, und sodann schob sie sich im Fauteuil dicht zu der Freundin heran: „Ja, aber wissen Sie, der Mann ist verwöhnt: die Zeitungen wiegen seine Aufsätze mit Gold auf; von dem Lyzeum, das weiß ich aus sicherer Quelle, hat er für seine Vorlesungen ein riesiges Geld bekommen. Billig also wird er nicht zu haben sein.“ Als Iduna dieses hörte, beugte sie sich, wie in einer plötzlichen Anwandlung, vorn über, so daß ihre schlanke Gestalt die Freundin beinahe bedeckte, und griff nach deren Hand: „Das, was ich Ihnen jetzt sage, bleibt absolut unter uns!“

Flüsternd hatte sie die Worte hervorgestoßen; die Erregung zitterte darin.

Ein Händedruck von der andern Seite gab ihr die Versicherung, daß niemand es erfahren würde.

„Sie schreiben ihm und bieten ihm das Honorar an“ — sie nannte eine mächtige Summe — „so daß er natürlich denkt, es kommt von Ihnen, von der Pension; bezahlen das Geld will ich.“ Die Pensionsvorsteherin fuhr mit dem kugligen Oberleibe empor, so daß ihr Kopf beinahe gegen Idunas Gesicht stieß, das noch über sie gebeugt hing; in ihren weitgeöffneten Augen war ein Ausdruck, in dem sich Staunen und Bewunderung mischten. Das war ja ein Drang nach Bildung, der ihr wahrhaft imponierte! Jedenfalls aber war durch diesen Vorschlag die Sache in einer Weise glatt gemacht, daß kein Anlaß mehr bestand, wenigstens den Versuch nicht zu unternehmen. Gleich am nächsten Morgen setzte sie sich darum nieder, und auf einem, mit der Firma ihrer Pension bedruckten Briefbogen, in ihrer kaufmännisch geläufigen Handschrift entwarf sie ein von allem Weihrauch der schmeichelnden Bewunderung durchduftetes Schreiben an Herrn „Professor Aichschnitzer“, worin sie ihn einlud, in ihrem Salon, vor den Damen ihres Pensionats, die mit Begeisterung seinen Vorlesungen im Lyzeum gelauscht hätten, eine Reihe von Vorträgen zu halten, zu denen er sich das Thema auswählen möchte.

Während des Schreibens wurde ihr schöngeistiger Enthusiasmus geradezu dithyrambisch, wozu das Bewußtsein nicht unwesentlich beitrug, daß die Sache sie nichts kostete, und sie schloß den Brief, indem sie der Überzeugung Ausdruck verlieh, daß der große und berühmte Mann es nicht verschmähen würde, Bildung ersehnender Weiblichkeit aus seinem reichen Geiste Nahrung und mit seinem mächtigen Wissen hilfreiche Hand zu bieten. Am Fuße des Briefbogens war dann mit bedeutungsvollem Lakonismus das Honorar genannt, das man sich anzubieten erlaubte.

Mit erhitztem, aber strahlendem Gesicht wurde das Schreiben Fräulein Iduna vorgelegt, die es schweigend durchlas. Die Verfasserin nahm dieses Schweigen natürlich als Ausdruck unbedingter Zustimmung auf. Der Brief wurde geschlossen, in den Kasten gesteckt, und während das übrige Pensionat noch nicht ahnte, welch eine Schicksalsspende ihm bereitet wurde, harrten die beiden Verschwörerinnen, heimliche Blicke des Einverständnisses untereinander austauschend, mit süßem Bangen auf den Erfolg, den ihr Unternehmen haben würde.

Sie mußten aber ziemlich lange warten.

Als Peter Aichschnitzer den Brief gelesen hatte, war seine erste Regung gewesen, ihn unbeantwortet in den Papierkorb zu werfen. Dann aber hatte er ihn auf dem Schreibtisch liegen lassen, war aufgesprungen, im Zimmer hin und her gerannt mit gerunzelter Stirn, mit schwingenden Armen, so daß er wirklich so ungefähr wie ein erboster Tintenfisch aussah. Aller Ärger, den ihn „die Weiber" im Laufe des Lebens hatten schlucken lassen, stieg wie eine Gallenwelle in ihm auf. Aus einer Pension im Westen kam das — na ja — wo das sitzt, das elegante Frauenvolk, an dem er früher seinen Geist und Witz verschwendet hatte, das über ihn hinweggesehen hatte, sobald der fade Geck erschienen war, der gerade gewachsene, schlanke!

Dann aber nahm er den Brief noch einmal auf — wie hatte die Verfasserin geschrieben? „Der Überzeugung glaubte sie sich hingeben zu dürfen, daß der große und berühmte Mann es nicht verschmähen würde, Bildung ersehnender Weiblichkeit" — mit einem Hohngelächter flog das Blatt auf den Tisch zurück. Das konnte ihm fehlen!

Ein Konventikel von Blaustrümpfen, die ihn aufforderten, ihrer Bildungsphilisterei hilfreiche Hand zu leisten!

Peter Aichschnitzer gehörte zu jener Art von Männern, die mit einem durch nichts zu überzeugenden Unglauben dem weiblichen Geiste gegenüberstehen. Frauen, die sich wissenschaftlich, künstlerisch, überhaupt geistig betätigten, flößten ihm einen Widerwillen ein. Blaustrümpfe! Sobald er an die blauen Strümpfe dachte, verflog ihm der Duft, der vom Leibe und aus dem Gewande des Weibes ausgeht, der berauschende, der seine Sinne in Flammen setzte. Denn aller Resignation zum Trotz glühte er ja heute noch nach „dem Weibe", und zwar weil sein Verhältnis zu den Frauen ein lediglich sinnliches war, gerade nach der Art von Frauen, die ihm den Laufpaß gegeben hatten, den zierlichen, schönen, eleganten, die in knisternder Seide und rauschendem Samt einhergehen, deren kleine Füße man anbetet, während man ihr kleines Hirn verachtet.

Und nun diese Einladung! Diese geschwollene! Die ihm wie ein Hohn erschien, wie ein Unausgesprochenes: „die Schönen, Eleganten sind für dich nicht da, also komm zu uns, den Geistigen, Blaubestrumpften, zu denen du gehörst".

„So? Zu euch gehöre ich? Das wollen wir mal sehen" — und schon knirrte das Papier des Briefes zwischen den Händen, die ihn zerreißen wollten, als ein letzter Blick fast zufällig hineinfiel — unten, am Fuße der letzten Seite — was stand da?

„Als Honorar für die Vorträge erlaubt sich die Direktion der Pension —" Donnerwetter! Hatte er wirklich richtig gelesen? Denen war es Ernst mit der Sache; sie ließen es sich etwas kosten!

Er ging wieder im Zimmer auf und ab, jetzt aber nicht mehr wie ein erboster, sondern wie ein gesättigter Tintenfisch, wenigstens wie einer, der ein ganzes Nest voll Taschenkrebsen entdeckt hat, das reiche Sättigung verspricht.

Eine solche Summe! Ob er von Natur geldgierig war? Jedenfalls war er es mit der Zeit geworden. Von Hause aus ein armer Teufel, der so

gut wie nichts einnahm, so lange er „Dichter" gewesen, hatte er angefangen, einzunehmen, sobald er zum „Schriftsteller" geworden war. Im Geldeinnehmen steckt ein gewisser wollüstiger Reiz; auf lüsterne Naturen, wie er im Grunde eine war, wirkt das verführerisch. Es war ihm zum Bedürfnis geworden, Geld, viel Geld zu bekommen. Und jetzt wollten ihm diese Blaustrümpfe das bezahlen! Seine Stimmung besänftigte sich; das Bild der Blaustrümpfe fing an, sich in seiner Vorstellung zu verändern; sie sahen nicht mehr so abschreckend aus wie zuvor. Von reichen Frauen geht auch so eine Art von Duft aus; Reichtum ist schon halb und halb Eleganz, und Eleganz schon halbe Schönheit. Nun gar, wenn Freigebigkeit hinzukommt! Er ließ noch einmal den Brief durch die Hand gleiten — Papier von der feinsten, besten Marke. Die Firma der Pension am Kopf — wie die einer Fahne gleich darüber prunkte! Ja ja — in diesen Pensionen des Westens — wer weiß das nicht — sitzen reiche, elegante, schöne Weiber. Und das verlangte nach ihm!

Er gab seine nervöse Wanderung durch die Stube auf und trat an den Schreibtisch, auf dem eine im Entstehen begriffene kunstgeschichtliche Arbeit lag, ein Essay über die Malerei des Quattrocento. Das wäre eigentlich etwas zum Vortrag für die da gewesen. Mit einem spöttischen Schmunzeln sah er auf die Photographie von Botticellis „Frühling" herab, die neben seinem Manuskript lag. Diese spindeldürren Leiber mit dem hysterischen Ausdruck in den Augen — so ungefähr, stellte er sich vor, mochten die da aussehen, die es sich so viel kosten ließen, ihn in ihrer Mitte zu haben. Ihm persönlich sagten ja die Tizianschen Weiber tausendmal mehr zu, die vollblütigen mit den schlank gerundeten Gliedern. Auch gegen Rubens' rosenbestreute Schneegebirge von blühendem Frauenfleisch hätte er nichts einzuwenden gehabt. Aber „Suum cuique", jedem das, was jedem zukommt — lachend schlug er mit der Hand auf das Papier; zu diesen da gehörten nun einmal die Spindelbeine. Und also, indem er sich wieder niedersetzte, um an seinem Essay weiter zu arbeiten, war sein Entschluß, die Einladung anzunehmen, gefaßt. Man konnte ja auch nicht wissen, ob sich in der reichen, eleganten Pension nicht vielleicht irgend eine Tizianische oder Rubenssche Schönheit barg. Gleich aber sagte er nicht zu. Ein paar Tage lang sollten sie zappeln. Ein so gesuchter Mann muß sich auch wirklich suchen lassen. Also arbeitete er vorläufig mit der sorgfältigen Gediegenheit, die alles kennzeichnete, was er schrieb, seinen Essay zu Ende, und dann, nach Ablauf mehrerer Tage, schrieb er auf den weitschweifig überquellenden Brief der Pensionsvorsteherin eine kurze, trockene Karte, worin er seine Bereitwilligkeit, auf ihren Antrag einzugehen, zu erkennen gab. Er nannte den Gegenstand, über den er vorzutragen gedachte und der drei Abende in Anspruch nehmen würde. Zugleich bat er, ihm Tag und Stunde für den Beginn der Vorlesungen mitzuteilen.

Als diese Karte in der Pension eintraf, war es, als wenn daselbst ein großes, mit Überraschungen gefülltes Osterei aufgebrochen wäre. Die Pensionsvorsteherin, die sich im Besitze eines großen Erfolges und zugleich eines kostbaren Autographs sah, jubelte laut auf. Ihre Damen, denen die Sache völlig überraschend kam, nahmen sie zwar nicht mit ganz der gleichen Begeisterung,

aber jedenfalls als eine höchst amüsante Überraschung, als etwas auf, wovon man später in der Provinz oder auf dem Lande noch lange, vielleicht auch ein bißchen boshaft, zu erzählen haben würde. Von der Pensionsinhaberin wurde angeordnet, daß nach der Vorlesung ein Abendessen im großen Stil stattfinden sollte, zu dem Peter Aichschnitzer natürlich als Ehrengast und Hauptperson eingeladen werden würde. Das war neues Öl in die bereits lichterloh brennende Erwartungsfreudigkeit der Damen; nicht nur einen mehr oder weniger langweiligen Vortrag anzuhören, man würde den sonderbaren kleinen Kerl nachher auch noch als Menschen unter sich haben und in nächster Nähe kennen lernen. Wer weiß, was man da erleben mochte! Jedenfalls ein Gaudium! Und während so alles durcheinander wisperte, flüsterte, lachte und rumorte, war eine, die nicht mitlachte, die immer blasser, immer stiller wurde, gerade die, von der alles ausging, Iduna Schneideband.

Von dem Augenblick an, als die Karte gekommen, lag es wie eine schwere Hand auf ihrem Herzen, halb Seligkeit, halb Bangen; ein Gefühl, als stände sie vor einer Schicksalsstunde. Natürlich hatte sie durch die Geistesfreundin erfahren, worüber er zu sprechen beabsichtigte, und daß er sich dies zum Thema gewählt hatte: die Malerei der Zeit vor Raffael, das machte sie geradezu glücklich. In der ganzen Kunstgeschichte gab es keine Epoche, der sie sich mit ihrer innersten Natur so verwandt gefühlt hätte wie diese. Diese zarten, schlanken Gestalten, die wie gemalte Seelen aussahen, wie körperlose Gedanken, die Sinne, Fleisch und Blut ausgezogen haben, die auf Füßen wandelten, die wie Baum- und Blumenblätter aussahen, weil sie überhaupt nicht wandelten, sondern schwebten, diese Augen, die in verzehrender Sehnsucht schmachteten oder in ekstatischer Wonne glühten, weil die jenseitige Welt sich darin spiegelte, während sie von der irdischen nichts wußten — das war für sie nicht eine Kunstepoche neben andern, sondern die Kunst überhaupt, das Urbild der Menschheit, wie sie am ersten Tage der Unbeflecktheit gewesen war und am letzten Tage der letzten Vollendung wieder sein würde. Und über diese Zeit zu sprechen, hatte er sich vorgenommen! Also war sie auch ihm eine liebe, teuere, vielleicht, nein wahrscheinlich, die liebste von allen, der Seelenflug dieser Zeit auch der Flug seiner eigenen Seele. Gott, Gott — es war wie ein Staunen in ihr über die Untrüglichkeit ihres Gefühls, das so richtig in ihm gelesen hatte. Ein Staunen und ein heißes Erzittern zugleich; denn die dunkle Hand da drinnen bei ihr, die anfänglich nur zögernd und ängstlich gestoßen hatte, fing an zu drängen — zu drängen — wohin? Zu einem Ziele, von dem sie sich keine Rechenschaft gab, weil sie eigentlich nicht wußte, daß sie einen Leib hatte und daß die Dinge auf Erden alle einen Leib haben, sondern weil ihr Inneres so ungefähr wie eine Wolke war, die alles umfließt und nichts umfaßt.

Über dem allen kam der große Tag heran. Bis zum Mittag behielt die Pension ihr gewohntes Aussehen. Nach dem Mittagessen fing die Pensionsinhaberin an sich zu verändern; sie wurde unruhig. Die Damen bewahrten Ruhe noch bis zum Nachmittagstee, dann begann die Vorauswirkung des großen Abends sich auch bei ihnen geltend zu machen. Man trennte sich mit

einem lächelnden „bis auf heute abend", dann ging man, eine jede auf ihr Zimmer, um Toilette zu machen. Man ist schließlich nicht alle Abende mit einem berühmten Manne zusammen.

Etwa eine Stunde vor Beginn der Sitzung klopfte die Pensionsvorsteherin bei Iduna an, mit der sie sich über die Sitzordnung beim Abendessen besprechen wollte. Sie hatte gemeint, daß sie sie mitten im Ankleiden treffen würde, und war überrascht, als sie die Freundin in ihrem schwarzen, hohen Kleide, so wie immer, am Tische vor einem Buche, mit ruhiger Aufmerksamkeit lesend, vorfand.

Allen Respekts unerachtet, den sie vor der Geistesfreundin empfand, und der seit der neulichen Freigebigkeit noch erheblich gewachsen war, konnte sie eine leise andeutende Frage nicht unterdrücken, ob Iduna schon Toilette gemacht hätte.

„Aber ich bleibe doch natürlich so. Ich bin ja noch in Trauer." Daß man auch ein schwarzes Gewand ein bißchen gefällig herrichten könne, die Bemerkung schwebte der Pensionsvorsteherin auf der Zunge. Aber die Bemerkung kam nicht heraus. Idunas Erklärung, daß sie „natürlich" so bliebe, schnitt alles weitere ab. Blieb also nur noch festzustellen, wie man an der Abendtafel sitzen sollte. Wer sollte den berühmten Gast führen? Halb erstaunt blickte Iduna auf:

„Aber natürlich Sie doch? Sie sind doch die Wirtin?"

Wenn man so wollte — nun, vielleicht ja. Aber wer die eigentliche Gastgeberin sei, das brauchte sie doch nicht zu sagen.

Iduna erschrak beinah.

„Haben Sie unser Abkommen vergessen? Daß niemand es erfahren darf?"

Nein, nein, sie hatte nichts vergessen. Und also, wenn sie ihm den Arm durchaus nicht geben wollte, dann würde sie wenigstens an seiner andern Seite sitzen?

„Unter keiner Bedingung!"

Die Geistesfreundin zeigte ein schier verdutztes Gesicht:

„Aber wenn man so alles für eine Sache getan hat, muß man doch auch etwas dafür haben?"

Iduna hatte sich vom Stuhl erhoben. Für gewöhnlich so gleichmäßig vernünftig, erschien sie jetzt beinahe aufgeregt.

„Kommen Sie," sagte sie, „ich gehe mit Ihnen hinüber, da wollen wir die Plätze belegen."

Die Pensionsvorsteherin nahm die Karten ihrer Damen, die sie mitgebracht und aus der Hand gelegt hatte, wieder auf; dann verfügten sie sich beide in den Speisesaal.

Unter den Damen befanden sich einige verheiratete Frauen. Eine von diesen, mit der er sich zur Not würde unterhalten können, wurde zur Linken Aichschnitzers gesetzt. An seiner Rechten sollte die Wirtin sitzen. Die übrigen Plätze wurden ohne große Wahl mit den Karten belegt. Endlich machte die Pensionsvorsteherin ganz verblüfft halt: am äußersten Ende der Tafel hatte Iduna für sich den Platz ersehen.

„So weit ab — wollen Sie sitzen?"

Iduna aber hatte ihre Karte bereits auf das Glas vor dem Teller gelegt. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte sie sich ab und kehrte in ihr Zimmer zurück. Nachdenklich blieb die Freundin zurück und schaute hinter der Abgehenden drein, wie sie strack und steif dahinging.

Immer so strack und gerade aufgerichtet, so verständig und verständlich — und nun mit einem Male so unverständlich! Denn wie sollte man sich's erklären, daß sie erst so leidenschaftlich danach verlangt hatte, den Mann hier zu haben, und jetzt, da er kam, so alles tat, von ihm abzurücken. Der Spürhund, der in jedem Frauenninnern lauert, sprang in ihr empor und nahm die Fährte der Freundin auf: Kam da etwas? Deutete sich etwas an? Noch war ja nicht einmal zu Vermutungen Boden geschaffen, aber — aber — die runde Brust hob sich in einem so tief aufrauschenden Seufzer erwartungsvoller Spannung, daß der lila Seidenmoiré, der sich über der Brust wölbte, leise krachte, und wenn es denkbar war, daß sich da etwas anbandelte — daß es sich bei ihr, in ihrer Pension, anbandelte — welche Reklame, welche Reklame für die Pension!

Auf acht Uhr war der Beginn der Vorlesung angesetzt — fünf Minuten vor acht erschien Herr Peter Aichschnitzer. Er hatte zugesagt — wenn er einmal ja gesagt hatte, hielt er Zusagen pünktlich inne.

Seine Erwartung, daß er in eine elegante Versammlung kommen würde, hatte ihn nicht getäuscht: ein glänzend erleuchteter, geschmackvoll eingerichteter Salon, eine Schar höchst anmutig gekleideter Damen empfing ihn. In tadellosem Gesellschaftsanzuge — Frack und weiße Binde — erschien er selbst, unter selbstbewußter äußerer Sicherheit die Befangenheit verbergend, die ihn jedesmal überkam, wenn er in einen Kreis von schönen Frauen trat. Dabei machte sich die eigentümliche Erscheinung geltend, daß klein gewachsene Leute, wenn sie sich in seelischer Erregung befinden, noch kleiner zu werden scheinen, als sie von Natur sind. Er sah wirklich ganz winzig, beinah zwerghaft aus. Die Pensionsvorsteherin, die nun vollständig die Rolle der Hauswirtin übernommen hatte, stellte ihn, weil die ganze Angelegenheit einen durchaus gesellschaftlichen Charakter tragen sollte, der Reihe nach vor. Die Damen sahen auf ihn herunter, der kleine Mann sah zu ihnen auf, mit einem eigentümlich scharfen, beinah verwirrenden Blick. Sobald die Vorstellung vorbei war, traten die Damen zueinander, hinter den Fächern ein kaum unterdrückbares Lächeln, vielleicht auch ein ganz leises Flüstern verbergend. Die Sache fing an, wie man sich die Sache gedacht hatte.

Nun ging es an die Vorlesung. Alles nahm rings herum Platz. In der Mitte des Salons stand der Tisch, an dem der Vortragende sitzen sollte. Auf einen Wink Aichschnitzers wurde die braune Ledermappe hereingebracht, die er im Vorraum hatte liegen lassen; sie enthielt sein Manuskript. Und indem er dieses jetzt mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit — mit zunehmender Berühmtheit wuchs er in diese Art von Bewegungen förmlich hinein — der Mappe entnahm und auf den Tisch legte, sagte er mit der harten Stimme, die ihm eigen war, und die er durch Übung, so gut es ging, zur Klangfülle abgerundet hatte: „Ich lese den Damen aus dem Manuskript!"

Er hatte die Worte mit einer Betonung gesprochen, als verbände er damit einen ganz besonderen Sinn. So war es auch; indem er den Zuhörerinnen etwas noch Ungedrucktes vorlas, eine Arbeit, die er eigens für sie gemacht hatte, erwies er ihnen ja eine außerordentliche Ehre. Das erforderte von seiten des Auditoriums eine Anerkennung, eigentlich ein „Bravo" oder zum mindesten, wenn Applaus dem Orte nicht angemessen erschien, eine diskret abgetönte, aber vernehmbare Kundgebung des Danks. Von dem allen jedoch erfolgte nichts. Die Damen waren offenbar viel zu unliterarisch, um die ihnen widerfahrene Ehre zu würdigen; sie blieben mäuschenstill. Peter Aichschnitzer ärgerte sich, verbarg seinen Ärger indessen unter einem unbeweglichen Gesicht. Im stillen stellte er für sich fest, daß er unter eine Schar von Banausen geraten war. Er setzte sich an den Tisch, und nun trat ein zweiter fataler Moment ein. Indem er sich anschickte, aus dem Manuskript zu lesen, bemerkte er, daß er zu niedrig saß; er konnte die Arme nicht recht auf die Tischplatte bringen und die Blätter des Manuskriptes nicht bequem umdrehen. Seine kleine, verwachsene Gestalt trug die Schuld. Nach einigen vergeblichen Versuchen stand er vom Stuhle auf und schickte einen nicht eben freundlichen Blick zur Wirtin hinüber, die, den andern Damen breit vorgelagert, ihm gerade gegenüber saß.

„Einen andern haben Sie nicht?" fragte er, indem er mit den Augen auf den Stuhl deutete.

Eigentlich hätte er sagen müssen „einen höheren", aber das war ihm unangenehm. Statt seiner sagten es sich die Zuhörerinnen, wenn auch nicht laut, so doch mit stummen untereinander sich kreuzenden Blicken. Sicherlich war es nicht hübsch, daß sie sich amüsierten, aber sie amüsierten sich.

Die Wirtin-Pensionsvorsteherin war in lichter Verzweiflung. An eine solche Möglichkeit hatte sie ja mit keinem Gedanken gedacht. Andre, höhere Stühle gab's in der Pension nicht. Also was tun? Sollte er stehend seinen Vortrag halten? Das wäre doch eine starke Zumutung gewesen. Dazu hätte es auch eines Pultes bedurft, das man auf den Tisch setzte, und das hatte sie auch nicht. Während so die Verlegenheit immer mehr wuchs und sich in einem Räuspern, Hüsteln, Zischeln und Tuscheln kundgab, das von allen Seiten ertönte, als wenn sämtliche Zuhörerinnen mit einemmal den Schnupfen bekommen hätten, stand plötzlich — niemand hatte eigentlich gesehen, wie sie herangetreten war — eine schlanke, schwarz gekleidete Dame neben Peter Aichschnitzer, die ein Kissen in Händen hielt, das sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf seinen Stuhl legte. Sie sah den kleinen Mann nicht an, machte nur eine stumme, sanfte Verbeugung, als wenn sie ihn auffordern wollte, sich auf das Kissen zu setzen; dann trat sie lautlos zurück.

Peter Aichschnitzer, der bis dahin, wenn auch gewaltsam, Ruhe bewahrt hatte, wurde bis in die Schläfen rot. Er mochte bemerkt haben, wie die Damen, um nicht laut herauszuplatzen, sich krampfhaft auf die Lippen bissen. Ohne zu danken, mit einer unwirschen Bewegung rückte er den Stuhl an den Tisch; dann nahm er Platz. Das Kissen tat seine Schuldigkeit; von dem erhöhten Sitze aus vermochte er das Manuskript zu handhaben. Nachdem er

darum seinen Ärger heruntergewürgt und sich wieder zur Ruhe gezwungen hatte, ging er mit seinem Vortrage los.

Der Vortrag war vortrefflich. Sobald der Mann sprach, war nichts mehr, worüber man hätte lachen können. Alle Nebengeräusche verstummten; die Damen wurden still, wurden aufmerksam. Vielleicht auch, daß sie sich etwas langweilten; er sprach über die Vorläufer Botticellis, hauptsächlich Fra Filippo Lippi, und der war den Damen des zwanzigsten Jahrhunderts schmählich gleichgültig. Indessen wußte er ihnen den alten Knaben menschlich näher zu bringen, indem er von seinen abenteuerlichen Lebensschicksalen, seinen Nonnenentführungen und von den unliebsamen Folgen erzählte, die solche Freibeutereien dem Künstler seiner Zeit bereitet hatten. Das verstand man, das war Würze, und die Folge davon war, daß, als er sein Manuskript zusammenklappte und für heute schloß, der Beifall, den er vorhin vermißt hatte, in einer allgemeinen Applaus-Salve losbrach. Er stand auf; alles erhob sich. Die Wirtin-Vorsteherin schwamm in Entzücken und richtete feucht verklärte Augen auf ihn. Die Damen scharten sich im Kreise und blickten staunend auf den kleinen Mann herab, der so bedeutend zu sprechen wußte, so ernsthaft und witzig-geistreich zugleich. Dann trat die Pensionsinhaberin auf ihn zu, und mit einer so zierlichen Bewegung, als ihre rundliche Gestalt es zuließ, bat sie um die Ehre, von ihm zu Tische geführt zu werden. Plaudernd, girrend, durcheinander lachend, schlossen sich die Damen an, und wenige Minuten darauf saß die ganze Gesellschaft um die prächtig angerichtete Tafel gereiht.

Auf Peter Aichschnitzers Stuhl — niemand hatte bemerkt, wer es besorgt hatte — lag schon wieder das Kissen, das ihm vorhin so gute Dienste geleistet hatte. Er ließ es sich, ohne ein Wort zu verlieren, gefallen, denn er konnte nun bequem an Teller, Gläser und Besteck gelangen; und so begann eine Abendmahlzeit, bei der sich alles, Peter Aichschnitzer nicht am wenigsten, äußerst wohl fühlte. Gutes Essen und Trinken wußte er außerordentlich zu würdigen, und Essen und Trinken war reichlich und gut. Ein Kranz von eleganten, hübschen, zum Teil sehr hübschen Damen umgab ihn. In ihrer Mitte saß er, ungefähr wie der Mandarinenknopf auf der Mandarinenmütze, der dem Mützenrund Wert, Bedeutung und Ansehen verleiht, er als Ehrengast, als Hauptstück, Mittelpunkt der Gesellschaft, als ihr Alles. All die schönen Frauenaugen waren auf ihn gerichtet; all die niedlichen, rosigen Ohren lauschten seinen Worten. Er sprach eigentlich ganz allein. Wenn er bei guter Laune war, sprach er hinreißend unterhaltsam, und weil er bei guter Laune war und mit jedem Glase Wein in immer bessere geriet, unterhielt sich die Tafelrunde köstlich. Das Lachen der Damen rauschte wie Frühlingswind in jungem Laub. Einem Triumphator gleich, der von seinen Besiegten Tribut einheimst, ließ Peter Aichschnitzer den Blick von einer zur andern herumgehen. Dabei gelangte er an das äußerste Ende der Tafel, und hier machte er unwillkürlich halt — da saß eine, die nicht mitlachte. Was sollte das heißen? War sie zu interesselos? So sah es nicht aus, denn mit unverwandten, beinah starren Augen blickte sie zu ihm herüber. Und lachte nicht; blieb völlig

ernsthaft. Wirklich? Wahrhaftig. Auch war sie anders gekleidet als die andern; nicht wie diese in hellem ausgeschnittenem, sondern in hoch hinaufgehendem schwarzem Kleid, so daß ihre ganze Erscheinung dadurch, im Gegensatz zu jenen, etwas Kahles, Dürftiges, Unerfreuliches erhielt.

Nicht, weil sie ihm gefallen hätte, sondern nur, weil diese Gedanken ihn beschäftigten, ließ Peter Aichschnitzer den Blick etwas länger auf der Ernsthaften, Schwarzen verweilen. Hatte er die nicht heute abend schon einmal gesehen? Jetzt fiel es ihm ein; sie war es ja gewesen, die ihm vorhin das Kissen auf den Stuhl gelegt hatte. Die Erinnerung war ihm so ärgerlich, daß sein triumphales Gesicht sich unwillkürlich für einen Augenblick verfinsterte. Er hatte sie vorhin gar nicht angesehen, überhaupt gar nicht geglaubt, daß er es mit einer Dame der Gesellschaft zu tun hätte, sondern daß es irgend ein dienstbarer Geist sei. So unscheinbar hatte sie ausgesehen, so demütig. Darum war es ihm auch nicht eingefallen, sich bei ihr zu bedanken — gegen Dienstboten war er immer unwirsch, dankte ihnen für Handreichungen nie. Und nun gehörte sie dennoch zur Gesellschaft. Sonderbar. Er ließ den Blick von ihr hinweggehen und entschädigte sich für die momentane Verstimmung, indem er sich mit verdoppelter Energie den andern, den Eleganten, Anmutigen widmete. Noch einmal aber im Verlauf des Abends, obwohl er sich eigentlich vorgenommen hatte, sie als nicht vorhanden zu betrachten, kehrte sein Blick, schier gegen seinen Willen, zu der Schwarzgekleideten zurück. Und richtig — ihre Augen hingen wieder mit dem starren, schweren Ausdruck wie vorhin an ihm. Was wollte die langweilige Person eigentlich? Er hatte soeben eine Bemerkung gemacht, die ein allgemeines Gelächter verursachte — wieder war sie die einzige, die keine Miene verzog und nicht mitlachte. Als er jedoch mit diesem zweiten Rundblick um die Tafel fertig geworden war, näherte sich das Abendessen seinem Ende. Alles erhob sich. Man kehrte in den Salon zurück, nahm zur Zigarette noch eine kleine Tasse Kaffee, dann trat Peter Aichschnitzer auf die Wirtin zu und empfahl sich. Es wurde abgemacht, daß die nächste Vorlesung in acht Tagen stattfinden sollte. Die nochmaligen Dankeskundgebungen der rundlichen Dame ließ er mit dem Ausdruck eines Mannes, der an so etwas gewöhnt ist, über sich ergehen; eine kurze Kreisverbeugung gegen die versammelten Schönen, dann war er hinaus.

Einen Augenblick, nachdem der kleine, große Mann gegangen war, blieb alles noch still; man wartete ab, bis daß er den Vorraum verlassen haben und außer Hörweite sein würde; dann brach der Widerhall des ganzen Abends in einem stürmischen Durcheinanderschwirren der Damenstimmen heraus:

„Ein merkwürdiger Mensch! In gewissem Sinne ja eigentlich ein bedeutender. Aber doch ein sonderbarer. Ja eigentlich ein komischer, komischer Mensch!“

Von dem Vortrage war nicht mehr viel die Rede; aller Erinnerungen hafteten an dem Abendessen und an der Art, wie er sich dabei gegeben hatte. Wie er fortwährend mit den Blicken die Tafelrunde abpatrouilliert hatte, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Wie er den Damen in die Augen gesehen hatte, einer nach der andern; als wenn er bei jeder hätte anklopfen

und anfragen wollen: „Ob ich bei dir wohl Einlaß finden würde, wenn —?“ Solch ein drolliger kleiner Kerl, der sich auf Kissen setzen mußte, um auf den Tisch langen zu können, und dabei so hinter den Frauen her! Man wollte sich ausschütten vor Lachen. Endlich kam auch das zur Ruhe; der Abend war nun wirklich zu Ende. Man sah, daß es Zeit war, sich zurückzuziehen, und mit einem allgemeinen „Fortsetzung in acht Tagen“ stob alles auseinander.

Im Laufe des nächsten Vormittags suchte die Pensionsvorsteherin ihre Freundin auf, mit der sie gestern abend, durch Hausfrauenpflichten in Anspruch genommen, nicht mehr hatte sprechen können. Fräulein Iduna sah blaß, noch blässer als gewöhnlich aus, als wenn sie zur Nacht nicht gut geschlafen hätte.

„Ich komme, mich bei Ihnen zu bedanken,“ eröffnete die Eintretende das Gespräch, indem sie sich mit einer gewissen Feierlichkeit der andern gegenübersetzte. Iduna blickte auf.

„Wofür?“

Die Pensionsvorsteherin griff nach ihrer Hand.

„Daß Sie es gewesen sind, deren Anregung wir den unvergeßlichen Genuß verdanken, das brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen. Aber für das, was Sie gestern abend getan, habe ich Ihnen noch nicht gedankt, und das tue ich hiermit.“ Sie drückte die Hand der Geistesfreundin, die sie nicht losgelassen hatte — „tue es aus ganzem, vollem Herzen.“

Iduna blickte so abwesend vor sich hin, daß man ihr ansah, wie sie offenbar noch immer nicht verstand.

„Wie Sie mir und uns allen, und nicht am wenigsten dem herrlichen Manne selbst aus der entsetzlichen Verlegenheit geholfen haben, indem Sie ihm das Kissen auf den Stuhl gelegt haben. Und wie Sie das gemacht haben! Mit solcher zarten Rücksicht! Mir sind die Tränen in die Augen gekommen.“ Nicht nur mit einer, mit beiden Händen hielt sie jetzt Idunas Hand gefaßt.

„Und nachher, als wir zum Souper gingen — ich muß es ja gestehen, ich hatte wieder nicht daran gedacht — das sind doch natürlich wieder Sie gewesen, die ihm das Kissen gebracht haben, ohne daß es jemand gesehen hat. Nein, wissen Sie, ich muß Ihnen sagen —“

Sie wollte sich noch weiter ergießen; Iduna aber entzog ihr die Hand und schnitt dadurch fernere Bemerkungen ab. Sie rückte sich vom Tische ab, an dem sie saß; dann blickte sie stumm, mit dem Ausdruck tiefen Kummers vor sich hin.

„Was das für eine Existenz sein muß!“ sagte sie nach einiger Zeit wie im Selbstgespräch, und so leise, daß die andre es kaum verstand. „Solch ein Mißverhältnis durchs Leben schleppen zu müssen,“ fuhr sie fort, als sie den fragenden Blick der Geistesfreundin bemerkte. „Ein so prachtvoller Geist, und durch seine äußere Erscheinung dem Gespött aller Oberflächlichen preisgegeben! Hat er Ihnen denn nicht auch namenlos leid getan?“

Die Pensionsvorsteherin wußte im ersten Augenblick gar nicht, was sie auf die Frage erwidern sollte; so verblüfft war sie. Nicht einen Moment hatte sie gestern das Gefühl gehabt, daß der kleine Mann des Mitleids bedürfte.

„Aber — beim Abendessen", wagte sie sich schüchtern heraus, „hatte ich die Empfindung, als ob er sich ganz wohl fühlte?"

„Gerade da hat er mir am allermeisten leid getan!"

Iduna stieß es laut, beinah vorwurfsvoll klagend hervor.

„Das müssen Sie doch bemerkt haben, daß all seine scheinbare Lustigkeit nichts anders als was man so nennt, Galgenhumor war? Damit die Menschen nicht Zeit behalten, über ihn zu lachen, wirft er ihnen irgend etwas hin, worüber sie sich ausschütten können. Es ist grausam, es ist wirklich grausam."

Abermals trat ein Schweigen ein, weil die Geistesfreundin abermals nicht wußte, was sie zu dem allen sagen sollte. Eine solche Auffassung — sie hatte das deutliche Gefühl, daß die Auffassung absolut falsch war, trotzdem, indem sie in das vom Kummer wahrhaft veredelte Gesicht des Mädchens sah, war sie doch feinfühlig genug, um sich zu gestehen, das nur eine wirklich vornehme Natur zu einem solchen Irrtum gelangen konnte.

„Als er Sie ansah," sagte sie endlich kleinlaut, „das habe ich wohl bemerkt, da wurde er freilich ganz ernsthaft."

Iduna neigte mit kaum wahrnehmbarer Bewegung das Haupt. Sie erwiderte nichts, aber eine heiße Röte ging jählings über ihr Gesicht.

Als die andre dies stumme Erglühen wahrnahm, sprang wieder der Spürhund in ihr auf. Wie in einer plötzlichen Eingebung griff sie nach Idunas schmaler, weißer Hand:

„Wissen Sie was? Damit dem Mann das Leben möglich gemacht wird, müßte jemand da sein, der für ihn sorgt."

Sie drückte die langen, zarten Finger, die sie in ihrer fleischigen Hand hielt, als wenn sie fragen wollte: „Verstehst du mich?"

Iduna gab kein Zeichen.

Nun schwoll die rundliche Dame vor Aufregung förmlich an: „Fräulein Iduna — Fräulein von Schneideband" — ihre Finger zermalmten fast die gefangen gehaltene Hand — „Sie haben gestern schon gezeigt, wie Sie für den Mann zu sorgen wissen. Das kommt daher, daß Sie den Mann verstehen, wie ihn auf Gottes weiter Welt kein Mensch sonst versteht, so wundervoll, so großartig. Fräulein Iduna, Sie" — — —

Weiter kam sie nicht. Mit einer zuckenden Bewegung hatte sich Iduna von den umklammernden Händen losgerissen; dann sprang sie auf. All ihre gewohnte Gleichmäßigkeit war dahin. Ohne ein Wort, aber unter schwerem, beinah stürmischem Atemholen durchmaß sie das Zimmer. Ihre ganze, für gewöhnlich so engbrüstige Gestalt weitete sich, als wenn ein Sturm in ihrem Innern angeblasen worden wäre, der ihre Persönlichkeit aus den Fugen trieb. Den Kopf herumwerfend, bedeutete sie die Freundin, daß sie nichts weiter hören wollte, daß jene nichts weiter sagen sollte. Und weil sie denn nichts weiter sagen sollte, zog sich die Pensionsvorsteherin für diesmal zurück.

Für diesmal — denn von nun an stand es für sie fest, daß der Vorgang, den sie da eben mit angesehen hatte, nicht ein Ende, sondern den Anfang von großen Dingen bedeutete. Eine Frau, die bei so halben Andeutungen, wie sie sie gemacht hatte, in solchen Aufruhr geriet, die stand nicht mehr auf

festem Grund und Boden, die war im Strom, im treibenden Strom. Der Spürhund in ihrem Innern hatte die Fährte richtig aufgenommen; jetzt hieß es, klug, aber energisch der Fährte nachgehen, energisch, damit aus der Jagd etwas wurde.

Von solchen Gedanken übermannt, so daß ihr der Kopf ganz schwer davon wurde, begab sie sich auf ihr Zimmer, riegelte die Tür hinter sich zu und versank in eine geheimnisvolle Tätigkeit.

Zwei Tage später ging bei „Herrn Professor Aichschnitzer" ein Brief ein, der aus der Pension kam, wie der erste, auch von der nämlichen Hand geschrieben zu sein schien, wie jener, merkwürdiger Weise aber keine Unterschrift trug.

Merkwürdig, daß der Brief nicht unterschrieben war, erschien es dem Empfänger indessen nur im ersten Augenblick; nachdem er das Schreiben durchgelesen hatte, wurde es ihm so ziemlich begreiflich. Das, was er las, war folgendes:

„Noch ganz benommen vom Eindruck des neulichen, unvergeßlichen Abends, blickt die ganze Pension mit stumm begeistertem Dank auf den, der ihr einen so wunderbaren Genuß zu bereiten gewußt hat. Der Gedanke, daß uns der berühmte Mann auch fernerhin aus dem Füllhorn seines Geistes spenden will, läßt unsre Gemüter in erwartungsvoller Spannung erzittern.

„Herrlicher Mann, was sind Sie reich! Wenn doch aber die Augen, die so durchdringend in die Vergangenheit zu sehen wissen, ebenso scharf für die gegenwärtigen Dinge wären! Wenn Sie die Menschen, die Sie heut umgeben, so klar durchschauten wie die aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dann würden Sie erfahren, daß Sie noch reicher werden könnten, als Sie schon sind.

„Alle verehren Sie, aber unter ihnen sind einige, die Sie noch mehr verehren als die andern. Sollte ein Geist wie der Ihrige nicht imstande sein, diese Eine — denn wenn ich von einigen spreche, so spreche ich in Wahrheit nur von einer — herauszufinden? Sollte er nicht wissen, daß anbetende Verehrung sich immer schüchtern verbirgt? daß die schönsten Seelen manchmal das unscheinbarste Gewand tragen? Sollte er die stumme Huldigung nicht bemerkt haben, die ihm Handreichungen darbrachte, wie wir sie von einer Dienstmagd gewöhnt sind? Während es keineswegs eine Dienstmagd, sondern etwas ganz, aber ganz etwas andres war. Ich schließe, ich sage nichts mehr, weil es einen so mächtigen Geist beleidigen hieße, wenn ich ihm noch mehr sagte. Ich weiß, daß der große Mann mich versteht, wenn er verstehen will. — Und er wird wollen — o großer Mann — ja, nicht wahr?"

Als Peter Aichschnitzer mit dem Briefe zu Ende gekommen war, erdröhnte das für gewöhnlich so lautlose Tintenfisch-Gelaß von einem wiehernden Gelächter. Er krümmte sich förmlich auf seinem Sessel. Aus der Zeit, als er noch auf Bälle gegangen war, kam ihm ein Tanz in Erinnerung, bei dem die Rollen vertauscht wurden, wo die Damen die Herren aufforderten, statt diese jene. Wie hieß er gleich? Richtig — Null-Polka. Mit einem Satze war er vom Stuhle auf, und indem er sich wie beim Schuhplattler auf die Lenden schlug, hüpfte er im Zimmer umher, „Null-Polka! Null-Polka." Dann aber plötzlich halt — er wurde nachdenklich.

Wie, wenn die ganze Geschichte eine Attrappe war, eine Falle, von einer oder einigen der „hübschen Kanaillen“ gelegt, denen er neulich beim Abendessen so eindringlich in die Augen gesehen hatte, und die ihn zur Strafe dafür aufsitzen lassen wollten? Solchen Frauenzimmern ist ja alles zuzutrauen.

Noch einmal las er den Brief durch. Aber nein — so abgeschmackt er war, echt war er zweifellos. Von einem Blaustrumpf geschrieben, der ihm einen andern Blaustrumpf empfahl. Zum Heiraten? Es klang wahrhaftig so. Und noch einmal erdröhnte das schweigsame Gelaß von wiehernden Gelächter; diese andre — brauchte er nach ihr zu suchen? Diese „schöne Seele in unscheinbarem Gewand“, die ihm „Handreichungen dargebracht hatte, wie wir sie von einer Dienstmagd gewöhnt sind“? Nun ja, wie ein Dienstbote hatte sie ja wirklich ausgesehen, in ihrem garstigen, schwarzen Kleid. Ob sie es etwa gar selbst war, die den Brief geschrieben hatte? Kaum anzunehmen; die Handschrift war die der neulichen Einladung, und die war doch wohl von der Pensionsvorsteherin ausgegangen. Immerhin — wenn er zur zweiten Vorlesung kam, und das stand ja nah bevor, wollte er sich „die Schwarze“ darauf etwas genauer ansehen. Wenn sie die Verfasserin des Schreibens war, so würde sie unter seinem Blick erröten; dann würde er wissen, woran er war.

Pünktlich wie zur ersten erschien denn also Herr Peter Aichschnitzer wenige Tage nach diesem zur zweiten Vorlesung in der Pension. Peinlich korrekt im Anzuge wie neulich, von den Damen empfangen wie neulich. Alles eine getreue Wiederholung des ersten Abends. Sein unbewegtes Gesicht verriet mit keinem Zuge, was für Mitteilungen ihm aus dem Kreise zugegangen waren, vor dem er sich mit schier demonstrativer Gemessenheit verneigte. Langsam aber, indem er das Haupt aus der Verbeugung aufrichtete, ließ er den Blick umhergehen, langsam und forschend. Ganz im Hintergrunde, als wenn sie sich hinter den glänzenden Gestalten der andern Damen verstecken wollte, stand die, nach der er suchte, „die schöne Seele im schwarzen, unscheinbaren Gewand“. Wie sie so hoch aufgerichtet stand, konnte er sich, obschon sie ihm heute kaum besser gefiel als neulich, nicht verhehlen, daß sie eigentlich von schöner Gestalt war. Prüfend ließ er den Blick auf ihr ruhen; und weil sein Auge, wenn es beobachtend einen Gegenstand ergriff, einen besonderen, fast stechenden Ausdruck bekam, mochte es geschehen, daß die Schwarzgekleidete unter seinem Blick wie unter einem Stiche leicht aufzuckte.

„Hysterisch“ stellte er schweigend für sich fest, zugleich aber sagte er sich, daß diese da den Brief nicht geschrieben, wohl überhaupt keine Ahnung von dem Briefe hatte. Ihr Gesicht war ohne Schuldbewußtsein. Dagegen sah er, was er bisher nicht bemerkt hatte, wie die Pensionsvorsteherin, die sich geflissentlich am Vortragstische zu tun machte, um seiner Beobachtung zu entgehen, rot wie eine Päonie erglühte. Hinter den geschlossenen Lippen verkniff er ein Lächeln — nun wußte er Bescheid.

Heute brauchte das Kissen nicht erst auf seinen Stuhl gelegt zu werden, es lag schon da. Sogar ein Glas Zuckerwasser, das am ersten Abend gefehlt hatte, stand auf dem Tisch. Er setzte sich; alles setzte sich; die Vorlesung konnte beginnen; sie begann.

Der heutige Vortrag galt Botticelli, dessen Werke er durch Photographien erläuterte, die er mitgebracht hatte. Der Persönlichkeit des Künstlers entsprechend, war der Vortrag noch ergiebiger als der neuliche. Indem er von Botticelli sprach, mußte er auch Savonarolas gedenken, und die Art, wie er das machte, wie er die Bewegung, die ganz Florenz, Künstler und Nichtkünstler mit sich fortriß, zur Anschauung brachte, war geradezu glänzend. Heut langweilte sich von den Zuhörerinnen keine, auch die banausesste nicht, und als der Vortragende schließlich, wie ein Konfekt nach wuchtiger Mahlzeit, ein Buch hervorholte, Gobineaus Renaissance, und daraus einige der geistsprühenden Szenen zum besten gab, die die Vorgänge in Italien unter Savonarolas Einwirkung behandeln, war der Erfolg ein durchschlagender. Alles erhob sich, als Peter Aichschnitzer sein Manuskript zuklappte, mit einem Getöse; die Pensionsmutter leuchtete ihn wieder mit feuchten Augen an, und die Damen wollten sich krank lachen.

Als man zur Tafel schritt, kam ihnen aus dem Speisezimmer, wo sie wahrscheinlich wieder das Kissen für ihn auf den Stuhl gelegt hatte, die Schwarzgekleidete entgegen. Mit einem Ruck blieb die Pensionsvorsteherin, die an Aichschnitzers Arm ging, stehen: „Ich weiß wirklich nicht," sagte sie, „habe ich Sie eigentlich mit Fräulein von Schneideband bekannt gemacht?" Iduna war gleichfalls stehen geblieben; indem Aichschnitzer sich vor ihr verneigte, streckte sie — beinahe wie eine unwillkürliche Bewegung sah es aus — ihre Hand nach ihm aus:

„Wir — müssen Ihnen — wirklich sehr, sehr dankbar sein." Stockend, wie von der Erregung zerpflückt, kamen ihre Worte heraus; dazu ging wieder das Zucken durch ihre Gestalt, das ihm vorhin so hysterisch erschienen war. Indem er, der Höflichkeit gehorchend, ihre dargebotene Hand ergriff, fühlte er, daß diese eiskalt war. Kalte Hände waren ihm unangenehm.

Ohne ein Wort hervorzubringen, verneigte er sich nochmals; dann betrat er, am Arme der Pensionsmutter, den Speisesaal. Man setzte sich, und im nächsten Augenblick rauschten die Wogen des lustigen Geplauders über den Tisch und ringsherum.

Heut brauchte Peter Aichschnitzer sich keine Mühe zu geben, um die Tafelrunde in Stimmung zu bringen. Die Damen waren noch so erfüllt von den humorvollen Szenen, die sie eben mit angehört hatten, daß sie sich die Einzelheiten daraus gegenseitig, unter sprudelndem Lachen wiederholten. Der einen hatten die Florentiner Gassenjungen besonders gefallen, die den geputzten Fräuleins den Kopfputz und den Sammetputz vom Leibe reißen, damit sie fromm werden. Den andern der unselige Gelehrte, den seine Köchin von der Arbeit aufscheucht und zu Bruder Geronimo in die Kirche treibt, allen aber die beiden Kaufleute, die in der heimlichen Stube hinterm Laden sitzen und sich Leckerbissen schmecken lassen, von denen der gestrenge Bußprediger nichts wissen darf. Während er dem fröhlichen Geschnatter zuhörte, um sich höchstens hier und da einmal auf ein bewunderndes „und wie Sie das gelesen haben", das ihm über den Tisch zugerufen wurde, höflich geschmeichelt zu verneigen, behielt Peter Aichschnitzer Zeit für seine Gedanken. Es war also richtig —

diese da war es, die sich für ihn interessierte. Interessierte? Eine Frau, deren Hand so zuckt, wie die ihrige gezuckt hatte, als er sie berührte, interessierte sich wohl nicht nur, die verehrte. Unwillkürlich ließ er den Blick zu ihr wandern. Wie neulich, saß sie am äußersten Ende; wie neulich starr und steif und bleiern ernsthaft, während alles lachte. Es wäre ihm ja viel lieber gewesen, wenn eine von den hübschen, eleganten Lachkatzen da Feuer an ihm gefangen hätte. Denn sie gefiel ihm auch heute nicht. Vorhin, als sie ihm entgegengetreten war, hatte sie ihm einen Eindruck erweckt, als wenn ein großer schwarzer Vogel auf ihn zugeflogen käme. Es hatte wahrhaftig ausgesehen, als wenn ein Wind sie vor sich her und auf ihn zutrieb. Auch an ihre kalten Hände mußte er denken. Aber — kalte Hände, heißes Herz — das alles waren doch immerhin Zeichen, was für eine Wirkung er auf sie ausübte. So ganz gleichgültig geht man an so etwas doch nicht vorbei, namentlich wenn man so nach Anerkennung hungert, wie Herr Peter Aichschnitzer hinter seinem immer gleichgültigen Gesicht danach hungerte. Seine Augen gingen noch einmal zu ihr hin; seine Augen, die je nach der Stimmung seines Innern bald wie fressendes Feuer, bald wie schneidendes Glas aussahen. Wie sie da saß, den Oberleib im hohen schwarzen Kleide so steil aufgereckt, unter schweren Atemzügen, die sie zurückdrängen wollte und doch nicht bändigen konnte, als wenn eine Glut in ihr wäre, unter der sie verdampfte! Nicht Sympathie, nicht irgendwelches wärmere Gefühl ließ ihn zu ihr hinblicken, sondern ein kaltes, beinahe grausames Gelüsten. Er beobachtete. Mit der uninteressierten Geruhsamkeit des kritischen Schriftstellers, der so etwas vielleicht einmal brauchen kann, beobachtete er, wie das aussieht, wenn ein Weib sich am Marterpfahl der Verliebtheit windet. Und er war es, der diese Qualen erweckte. Eigentlich komisch — und doch — Donnerwetter. Mit der unzerstörbaren Gleichgültigkeit im Gesicht, als wenn er sie bäte, ihm Salz oder Pfeffer näher zu rücken, wandte er sich an seine Nachbarin zur Rechten: „Fräulein Scheideband? Habe ich vorhin richtig verstanden?“

Ganz leise hatte er gefragt; auf diese Pensionsmutter wirkte der leise Ton wie ein Donnerschlag. Sie fuhr herum:

„Schneideband! Iduna von Schneideband!“

„Fräulein?“

„Fräulein!“ Verhalten, aber wie ein verhaltenes Jauchzen kam es heraus.

Peter Aichschnitzer wandte sich ab und blickte nach der andern Seite. Iduna — was für ein abgeschmackter Name! Er stellte für sich fest, daß der Mensch immer seinem Namen und der Name dem Menschen ähnlich sieht. Dann, weil er bemerkte, daß nicht mehr so laut gelacht wurde wie bisher, packte ihn das Bedürfnis, wieder Stimmung in die Gesellschaft zu bringen. Mit aller Geschwindigkeit ließ er ein paar witzige Bemerkungen über den Tisch flattern, denen sofort ein allgemeines Gelächter den Widerhall gab. Gesättigt von Speise und Trank, gesättigt vom Erfolg, mit dem Bewußtsein, daß er heut abend wieder einmal viel erreicht hatte, daß vielleicht noch Größeres in Aussicht stand, gab er der Wirtin zu verstehen, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben, denn er fühlte sich schon so gut wie als Herr des

Hauses; und alsdann, nach Kaffee und Zigarette, verabschiedete er sich, wie das vorigemal, indem die dritte Vorlesung auf heut in acht Tagen festgesetzt wurde.

Ganz so ruhig wie das vorige Mal aber ging er heute nicht nach Hause. Trotz allem und allem ging der Gedanke an die „Schwarze" mit ihm mit. Noch war es ein Gedanke ohne festere Gestalt. In den nächsten Tagen aber geschah es, daß er sich öfter im Spiegel beschaute als gewöhnlich, sein ohnehin sorgfältig gehaltenes Haar noch sorgfältiger scheitelte als gewöhnlich und dabei feststellte, daß es üppig und noch nicht im mindesten angegraut war.

Drei Tage nach diesem ging dann wieder ein Brief aus der Pension ein, wieder von der nämlichen Hand wie der vorige, und als er diesmal das Schreiben erbrach, geschah es ohne Lachen. Der Inhalt des Briefes, dem abermals die Unterschrift fehlte, lautete folgendermaßen:

„Fräulein, Fräulein, Fräulein ist sie! dazu vornehm und von Adel! dazu reich und freigebig, freigebig über alle Maßen! Daß die Pension sich dazu aufschwingen konnte, den großen Mann zu Vorträgen zu gewinnen, soll ich Ihnen sagen, wessen Werk und Verdienst es war? Aber nein. Diskretion ist mir aufgetragen, Diskretion ist heilig.

„Großer Mann, was haben Sie angerichtet!

„Feuer, Feuer, Feuer haben Sie gestiftet! In dem Feuer verbrennt eine arme Seele. Ist es möglich, daß ein großer Mann grausam sein kann? Eine Seele, die anders ist als alle, alle, die die äußere Erscheinung nicht sieht, sondern nur den Geist, den Geist, den Geist! Ich schließe. Ich sage nichts mehr. Der große Geist versteht mich, wenn er verstehen will. Wird er wollen? O großer Geist — ja, nicht wahr?"

Diesmal blieb, nachdem Peter Aichschnitzer den Brief gelesen hatte, im Tintenfischgelaß alles still. Kein Lachen, wie nach dem ersten Briefe, wieherte auf. Lächerlich war ja dieser Brief natürlich, ganz wie der andre. Abgeschmackt durch und durch. Dazu standen Dinge drin, von denen die Verfasserin in ihrer Dummheit wahrscheinlich gar nicht gewußt hatte, wie sie den Empfänger ärgern würden: „Eine Seele, die die äußere Erscheinung nicht sieht, sondern nur den Geist." Wütend stand Peter Aichschnitzer vom Stuhle auf, und in schweigendem Grimme durchmaß er die Stube. Natürlich — die andern, die hübschen, eleganten, nach denen ihn verlangte, die sahen die äußere Erscheinung, sahen, daß er ein kleiner, verwachsener Kerl war; darum mochten sie ihn nicht. Und diejenige, die nur seinen Geist sah und sich in seinen Geist verliebt hatte, aus der machte er sich nichts. Teufeldonnerelement! Trotz alledem, seit er das Zeugs da gelesen, nistete sich ein Gedanke bei ihm ein, an den er früher nie gedacht hatte: Heiraten!

Kaum je gedacht, weil er sich gesagt hatte, daß er solch eine, wie er sie gern gehabt hätte, doch nie bekommen würde. Und jetzt konnte er eine bekommen. Wie auf dem Präsentierbrett wurde sie ihm angeboten.

Freilich keine von jener Art. Aber immerhin — wenn's auch nur ein Sperling war — sollte er warten, bis die Taube vom Dache ihm in den Mund geflogen kam? Da hätte er lange warten können. Und wenn er von

jener Sorte nun einmal keine bekam, sollte er darum unverheiratet bleiben? Sein Leben lang? Von Hause aus ohne Vermögen, war er darauf angewiesen, sich sein Leben zu verdienen. Er arbeitete ja gern, verdiente viel. Aber wer gab ihm die Gewähr, daß seine Kraft nicht einmal nachlassen würde? Außerdem war es ja doch eigentlich die reine Schinderei, ein Arbeiten von früh bis spät, ohne Aufhören, ohne Absetzen. In seiner versonnenen Stubenwanderung machte er halt; beide Arme, den ganzen Körper reckte er aus — sich einmal ausruhen, einmal räkeln zu dürfen auf dem Geld, das eine reiche Frau einem mitbrachte — ah —. Und Geld hatte sie ja, so stand's in dem Brief. Das Honorar für die Vorlesungen hatte sie hergegeben. Ein unangenehmes Lächeln ging über sein Gesicht. Als wenn sie sich seine Gunst hätte erkaufen wollen, so beinahe kam es heraus. Und an diesen Gedanken schlossen sich andre, die ebensowenig hübsch waren, wie der erste. Bei allen andern hätte er betteln müssen — hier wurde bei ihm gebettelt, er war der Gebende. Geradezu eine Gnade und Barmherzigkeit, wenn er, der kleine, unansehnliche Kerl darein willigte, daß ein vornehmes, adliges, reiches Mädchen seine Frau wurde. Er lachte vor sich hin — eigentlich schade, daß er keine Romane mehr schrieb; das wäre ja ein Stoff für einen urkomischen Roman gewesen! Eine Frau, die man auf die Weise zur Frau bekommt — na — da bleibt man Herr im Hause, kann über sie verfügen, ungefähr wie über eine Magd. Dazu hatte sie ja auch Talent. Hatte er sie nicht für eine Dienstmagd gehalten, damals, als sie so demütig mit dem Kissen in Händen vor ihm gestanden hatte?

Also war das Ende vom Liede, daß er beschloß, sich „die Betreffende" bei der nächsten Vorlesung noch einmal etwas genauer anzusehen. Warum sollte er nicht? Die ganze Geschichte war ja doch nur ein Spaß. Gefahr, daß er sich verliebte? Lächerlich, so etwas nur zu denken. Aber vielleicht Gefahr für „die Betreffende", daß sie seine Beobachtung als Interesse auffaßte und sich immer toller verliebte? Ihre Sache und ihre Schuld. Für ihn war die Sache ein rein akademisch-psychologisches Studium; Wissenschaft kennt keine Rücksichten.

Merkwürdig aber, daß es von diesem Augenblick an mit seiner akademischen Ruhe zu Ende war. Er fing wirklich an, mit den Gedanken des Heiratens sich zu beschäftigen, und heiraten, auch wenn man's so „vernünftig" nimmt, wie er es tat, ist doch immerhin eine ernsthafte Angelegenheit. Zum erstenmal im Leben wurde es ihm in dem stillen Tintenfischglas zu still und zu eng. Er brauchte irgend jemanden, um mit ihm zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Jhering über Bismarck.

Eine Aufzeichnung.

Herausgegeben
von
Heinrich von Poschinger.

Einleitung.

Als Professor Rudolf v. Jhering am 22. August 1888 seinen siebzigsten Geburtstag feierte und bei dieser Gelegenheit Gegenstand von vielen Ovationen war, brachten die Zeitungen die Nachricht, es sei bei dem Jubilar auch ein Geburtstagsbrief des Reichskanzlers eingelaufen. Da ich für eine spätere Publikation alle Briefe des Fürsten Bismarck sorgfältig sammelte, so wandte ich mich an den mir damals persönlich noch nicht bekannten berühmten Göttinger Gelehrten mit der Bitte, mir eine Abschrift des Kanzlerbriefes zur Verfügung stellen zu wollen. Darauf erhielt ich nachstehende Zuschrift:

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Ich habe den Brief vom Fürsten Bismarck absichtlich nicht veröffentlicht und eine darauf gerichtete Bitte des Redakteurs unserer Göttinger Zeitung abgeschlagen; es widerstrebt mir, aus einem Achtungsbeweise, den er mir erwiesen hat, Kapital zu schlagen. Aber wenn Sie glauben, denselben für Ihr Werk verwerten zu können, so stelle ich Ihnen eine Abschrift desselben natürlich mit größter Bereitwilligkeit zur Verfügung und werde sie Ihnen nach meiner Rückkunft nach Göttingen (Ende September) zukommen lassen. Ich könnte Ihnen noch etwas Anderes zur Verfügung stellen, nämlich einen Bericht, den ich seiner Zeit entworfen habe über die drei Stunden, die ich die Ehre hatte, bei Gelegenheit des siebzigjährigen Geburtstages des Fürsten an seiner Tafel im engsten Kreise der Familie zuzubringen; er soll in meiner Familie als Andenken an meine Berührung mit dem Fürsten aufbewahrt werden. Gewiß würde der Aufsatz auch für ein größeres Publikum ein Interesse gehabt haben, aber auch ihn habe ich aus dem obigen Grunde nicht veröffentlicht. Nach meinem und des Fürsten Tode mag er immerhin das Licht der Öffentlichkeit erblicken, vorher aber nicht. Vielleicht haben einzelne Notizen, die sich darin finden, ein Interesse für Ihren Zweck, und da ich es für meine Pflicht halte, denselben in jeder Weise zu unterstützen, so will ich Ihnen auf Verlangen meinen Aufsatz mitteilen, aber mit dem Vorbehalt, daß davon nichts in öffentliche Blätter kommt, ebensowenig wie von dem Brief.

Ich freue mich, einem Manne, der der Bismarck-Literatur die werthvollsten Dienste geleistet hat, eine Gefälligkeit erweisen zu können, und stelle mich auch in Zukunft Ihnen gern zur Verfügung.

In größter Hochachtung Ihr ergebenster

Karlsbad, 30. August 1889. R. von Jhering.
(Belvedere.)

Meine Bitte, die Aufzeichnung Jherings noch zu seinen Lebzeiten publizieren zu dürfen, lehnte er mittelst Briefes d. d. Göttingen, 22. April 1890, ab:

„Der Grund, der mich dazu bestimmt" — so heißt es daselbst —, „ist nicht die Besorgniß, durch meine Verehrung vor dem Fürsten oder richtiger durch die Art, wie ich ihr Ausdruck gegeben habe, Anstoß zu erregen. Ich habe aus meiner Verehrung für den Fürsten Bismarck nie ein Hehl gemacht, und würde mich freuen, wenn ich die Gelegenheit erhielte, mich einmal öffentlich ganz aus vollem Herzen über ihn auszusprechen. Aber ich müßte die Gelegenheit erhalten; selber mag ich sie mir nicht machen. Ich habe in meiner Berufsstellung keinen Anlaß, mich über den Fürsten auszusprechen, und ich würde eine Anmaßung darin erblicken, es zu thun. Mir ziemt die stille Bewunderung des Fürsten, die sich selber genug ist, und eben weil sie echt und wahr, scheue ich mich, ohne allen äußeren Anlaß, über den Fürsten das Wort zu ergreifen; es käme mir vor, als wollte ich mich blähen und in seinem Glanze sonnen. Mir ist Bismarck, wie Sie aus meinen Aufzeichnungen entnommen haben, ein Gegenstand des Kultus, den ich glauben würde zu profanieren, wenn ich mich mit demselben an die Öffentlichkeit drängte. Ich möchte den bekannten Vers hereinziehen:

Es ist keine Liebe so heiß,
Als von der niemand nicht weiß.

Ich weiß nicht, ob Sie für den Grund meiner Weigerung ein richtiges Verständniß haben werden. Ich kann nicht voraussetzen, daß Sie mich so weit kennen, um zu wissen, daß die Scheu, öffentlich Farbe zu bekennen, mir gänzlich fremd ist; ich habe bei jeder Gelegenheit in rückhaltslosester Weise meine Überzeugung ausgesprochen, obschon ich wußte, daß ich damit großen Anstoß erregen würde, und im letzten Jahre noch habe ich eine Schrift über den Besitzwillen publizirt, in der ich die herrschende formalistische Methode in unserer Jurisprudenz in schonungslosester Weise bekämpfte, und dadurch alle, welche sich dadurch getroffen fühlten, in Harnisch gebracht habe. An Muth habe ich im Leben eher zu viel als zu wenig gehabt; persönlich wäre es mir besser bekommen, wenn ich mit ihm etwas mehr Vorsicht verbunden hätte. Aber eine Eigenschaft habe ich daneben auch stets bewahrt: ich habe mich nie selber ausgestellt, mir nie selber künstlich ein Relief zu geben gesucht, und diese Eigenschaft habe ich auch in Bezug auf die Beachtung behauptet, deren der Fürst mich gewürdigt hat; ich habe nichts davon in die Öffentlichkeit gebracht, weder die Notiz, daß ich seiner Zeit persönlich von ihm empfangen wurde, noch das Glückwunschschreiben, das er aus Anlaß meines siebzigsten Geburtstages an mich richtete. Ich mag, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, mit dem Fürsten nicht krebsen; dazu steht er mir zu hoch, und das stimmt auch nicht zu meiner Natur. Was ich dazu thun kann, wird geschehen, daß mein Name bei meinen Lebzeiten nie mit dem seinigen in Verbindung gebracht wird — geschieht es nach meinem Tode, so werde ich gegen den Vorwurf der Eitelkeit geschützt sein.

Indem ich hoffe, daß die abschlägige Antwort, die ich Ihnen gegeben habe, mir von Ihnen nicht verübelt wird, verbleibe ich

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

Rudolf von Jhering."

Nachdem der oben erwähnte Brief Bismarcks zu Iherings siebzigstem Geburtstage und Iherings Antwort darauf bereits seit Jahren veröffentlicht ist, erfolgt nunmehr auch die Publikation der Iheringschen Aufzeichnung. Zwar hat der Verwalter des literarischen Nachlasses Iherings — einem von der gesamten Familie geteilten Gefühl folgend — sich lange gesträubt, seine Einwilligung hierzu zu geben, obwohl das ohne sein Wissen und sehr gegen seinen Willen durch C. E. Franzos bereits vor Jahren publizierte Bruchstück in dieser Isoliertheit geeignet war, das Bild des Verstorbenen zu trüben. Aber allerlei unrichtige oder ungenaue Mitteilungen über Iherings Besuch bei Bismarck, die nach Rottenburgs Tode durch die Zeitungen gingen, haben den Verwalter von Iherings literarischem Nachlaß jetzt bestimmt, die von vielen Seiten gewünschte Herausgabe der Aufzeichnung — unter Weglassung einiger für die Beziehung zu Bismarck unwesentlicher Zusätze — zu genehmigen.

Diese Aufzeichnung, die hiernächst folgt, hat übrigens durch meine Vermittlung auch dem Fürsten Bismarck vorgelegen, der nach Berichtigung einiger weniger Stellen gegen die Publikation, die ihm nur etwas zu schmeichelhaft für seine Person erschien, nichts eingewendet hat.

Nizza, im Juni 1908. Heinrich v. Poschinger.

Drei Stunden im Hause des Fürsten von Bismarck.

Seit vielen Jahren hatte ich keinen größeren Wunsch, als unsern großen Reichskanzler wenigstens einmal im Leben zu sehen und womöglich auch sprechen zu hören; aber ich hatte mich schon in den Gedanken ergeben, auf die Erfüllung dieses Wunsches Verzicht leisten zu müssen, da nur ein glücklicher, bei meinen Verhältnissen kaum vorauszusetzender Zufall die Gelegenheit dazu bieten konnte. Der Wunsch sollte mir Ende März des Jahres 1885 in einer Weise erfüllt werden, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Den Anlaß dazu bot die am 1. April 1885 stattfindende Feier des siebzigjährigen Geburtstages des Fürsten, zu deren würdiger Begehung schon geraume Zeit vorher in allen Teilen Deutschlands die Vorbereitungen getroffen wurden. Unsre juristische Fakultät in Göttingen beschloß, ihn zu dem Tage zum Doctor juris honoris causa zu ernennen. Keine andre war dazu in dem Maße berufen wie sie; denn Bismarck hatte in den Jahren 1832 und 1833 hier studiert, und die Stadt Göttingen hatte davon schon einige Jahre vorher Anlaß genommen, ihn zum Ehrenbürger zu ernennen. Sowohl bei dieser als auch bei andern Gelegenheiten hatte er Göttingens stets mit großer Anhänglichkeit gedacht, seine hier verbrachte Zeit bildete ein Stück von seinem Leben, dessen er sich gern und mit Wärme erinnerte; Freunde und Bekannte aus der Studentenzeit fanden bei ihm stets die freundlichste, herzlichste Aufnahme, und wenn er mit ihnen auf Du und Du gestanden hatte, so duldete er nicht, daß sie ihn in andrer Weise anredeten; für sie war er nicht der Fürst

Bismarck, der Reichskanzler, der gewaltige Mann, an dem alles mit scheuer Ehrfurcht hinaufsah, sondern Otto von Bismarck, ihr ehemaliger Kamerad und Korpsbruder. Ich teile diesen Zug hier mit, da er das Bild der Persönlichkeit des Mannes ergänzt und der Erinnerung aufbewahrt zu werden verdient, wozu diese Aufzeichnung vielleicht beitragen kann. Meine Kenntnis von demselben stützt sich vornehmlich auf die Mitteilung meines ehemaligen Göttinger Kollegen, des bekannten Botanikers Grisebach[1]). Er war früher Korpsbruder von Bismarck gewesen, und machte ihm, nachdem derselbe bereits Fürst und Reichskanzler geworden war, seinen Besuch, wobei er ihn als „Durchlaucht" anredete. Bismarck brach in Lachen aus: „Was fällt dir denn ein, du närrischer Kerl, glaubst du denn, daß ich je vergessen könnte, wie wir beide gestanden haben? Bei uns bleibt es ganz beim alten, so lange du in Berlin bist, bist du mein Gast, und wir wollen dann bei einem Glase Wein der alten Zeit gedenken." Da wurden denn die Erinnerungen an die Studentenzeit heraufbeschworen, Grisebach mußte über alle alte Bekannte Rede und Antwort stehen, was aus ihnen geworden, und Bismarck zeigte ein Interesse für sie, als ob er erst seit kurzem die Universität verlassen habe, und gedachte noch mit einem gewissen Stolz derjenigen, die er auf der Mensur, wie der Student sich ausdrückt, „abgeführt" hatte. Den Sohn von Grisebach[2]) brachte er in die diplomatische Karriere und hat ihn auch nach dem Tode des Vaters nicht vergessen. Dieselbe Anhänglichkeit an Göttingen betätigte er auch der Deputation der Stadtverordneten gegenüber, die ihm den Bürgerbrief überbrachte, er lud sie zu einem Familiendiner bei sich ein und war der liebenswürdigste, freundlichste Wirt.

Dieselbe Auszeichnung sollte mir zuteil werden, als ich ihm als Dekan unsrer Fakultät das Diplom überbrachte. Mit Ende des Wintersemesters (18. März) war die Reihe im Turnus des Dekanats an mich gekommen, und da dieser Promotionsfall in mein Dekanat fiel, so hatte ich auch die Vorbereitungen zu treffen, den Antrag zu stellen und den Entwurf des Diploms auszuarbeiten. Die letztere Aufgabe erfüllte mich mit gemischten Gefühlen. Es hatte für mich etwas Erhebendes, dem Gefühl der Bewunderung und Verehrung, die niemand im höheren Grade empfinden konnte als ich, einen öffentlichen, offiziellen Ausdruck geben zu dürfen, und doch bangte mir davor, es zu tun, weil ich nicht die Sicherheit in mir fühlte, der Aufgabe gerecht werden zu können. Mit wenig markigen Zügen mußte das Verdienst und die Bedeutung des Mannes gezeichnet werden, jedes Wort mußte inhaltsreich sein. Ich habe mich darauf ertappt, daß nicht selten auf Spaziergängen und in schlaflosen Stunden der Nacht allerhand Wendungen in meinem Geist aufstiegen, das Diplom beschäftigte mich, selbst wenn ich nicht daran dachte. Schließlich ist es mir doch besser gelungen, als ich in meiner Ängstlichkeit, die mich nie verläßt, wenn es auf eine wichtige Fassung ankommt, befürchtet

[1]) August Heinrich Rudolf Grisebach, geboren 1814 in Hannover, studierte 1832—1835 in Göttingen, gestorben 9. Mai 1879 in Göttingen.

[2]) Eduard Grisebach, geboren 9. Oktober 1845 in Göttingen, studierte die Rechte, trat dann in den diplomatischen und später in den Konsulardienst. Der Verfasser des „Neuen Tannhäuser".

hatte: mein Entwurf wurde nicht bloß von der Fakultät, von einigen unbedeutenden Änderungen abgesehen, angenommen, sondern meine Kollegen drückten mir ihren Dank und ihre volle Anerkennung darüber aus, und in Berlin sowohl wie anderwärts war nur eine Stimme darüber, daß von drei Diplomen (außer unsrer Fakultät hatte noch die juristische Fakultät in Erlangen und die staatswissenschaftliche in Tübingen Bismarck die Doktorwürde verliehen) das unsrige weitaus das beste gewesen sei. Ich lege dasselbe diesen Aufzeichnungen bei. Als den gelungensten Passus desselben betrachte ich die Worte, in welche ich schließlich die ganze Bedeutung Bismarcks für die Gegenwart zusammengefaßt habe: Terror malorum, nuncia bonorum, arx et decus Germaniae. Es war mir ein eigentümliches Gefühl, als ich das Diplom unterschrieb, wodurch ich meinen Namen mit dem von Bismarck in Verbindung brachte. War die Beziehung auch eine noch so geringe, ich fühlte mich doch gehoben durch den Gedanken, daß ein Akt in seinem Leben mit meinem Namen verknüpft sei.

Ich hätte das Diplom durch die Post übersenden können, wie es bei solchen Gelegenheiten die Regel bildet. Aber ich wollte mir diese überaus günstige Gelegenheit, Bismarck kennen zu lernen, nicht entgehen lassen, und so beschloß ich, nach Berlin zu reisen, um ihm das Diplom persönlich zu überreichen. Meine Kollegen schienen damit nicht gerade einverstanden zu sein, aber ich glaubte als Dekan das Recht zu haben, die Form der Zustellung selbständig zu bestimmen, und da ich die Reise auf eigene Kosten machte, hatte ich keine offizielle Zustimmung nötig. So reiste ich denn mit meinem Diplom am 23. März nach Berlin. Leider hatte die Zeit nicht ausgereicht, dem Diplom selber und der Kapsel diejenige künstlerische Ausstattung zu geben, die unsre Gabe äußerlich auf die Höhe der übrigen gehoben hätte, die am 1. April in so reichem Maße aus ganz Deutschland im Reichskanzlerpalais zusammenströmten, und die ich dort an jenem Tage zu bewundern Gelegenheit hatte — unsre Gabe, die sich ebenfalls dort aufgestellt fand, war eine der schmucklosesten von allen.

Die Überreichung des Diploms hätte am 1. April stattfinden müssen. Ich sah voraus, daß dann die dadurch ermöglichte Berührung mit dem Fürsten auf einige flüchtige Momente und wenige Worte beschränkte sein, und daß ich mich in der Masse der Erscheinenden völlig verloren haben würde. Mein Absehen war darauf gerichtet, es ihm vorher überreichen zu dürfen, und zu diesem rein persönlichen Grunde gesellte sich noch der sachliche hinzu, im Interesse unsrer Fakultät vor andern, die etwa auf denselben Gedanken verfallen sein mochten, wie es mir in erster Linie von der Berliner juristischen Fakultät höchst wahrscheinlich erschien, das Präveniere zu spielen. Daß die Berliner juristische Fakultät, der es ebenso nahe gelegen hätte, den Tag in derselben Weise zu feiern wie wir, dies unterlassen hatte und sich durch die Fakultät in Erlangen beschämen lassen mußte, daß die juristische Fakultät der Reichshauptstadt für einen Mann, der für Deutschland eine neue Epoche der Rechtsentwicklung bezeichnet, und dessen Verdienst zu feiern und zu verherrlichen ganz Deutschland sich an dem Tage beeiferte, daß sie

nicht dem Drang in sich fühlte, ihm die Anerkennung und den Dank der Rechtswissenschaft darzubringen, die sie doch in Deutschland in erster Linie zu vertreten berufen ist, ein glänzendes Blatt in ihrer Geschichte.

Der wirksamen Verwendung des mir sehr ergebenen Geh. Regierungsrats Althoff, des Referenten im Kultusministerium, verdankte ich es, daß mir der Weg zum Fürsten geebnet ward. Er führte mich zu dem Beamten, der Bismarck amtlich wie persönlich am nächsten steht und auch in seinem Palais sein Bureau hat: dem Geh. Regierungsrat Rottenburg — dem Mann seines höchsten Vertrauens, seiner rechten Hand. Bei ihm, der mich aus meinen Schriften kannte und mich schätzte, fand mein Gesuch die geneigteste Aufnahme. Allerdings behielte er mir das Bedenken nicht, das den Fürsten abhalten könne, es zu bewilligen: es könnten von der Gewährung desselben, wenn sie bekannt würde, auch andre Anlaß nehmen, um dieselbe Vergünstigung zu bitten; ich versicherte mich anderseits strengen Schweigen zu beobachten, und von der Ausnahme, die Bismarck mit mir machte, ist weder vor noch nach dem Fest ein Wort in die Zeitungen gekommen[1]. Nachdem ich mich schon von Rottenburg verabschiedet hatte, sprach Althoff noch einige Worte mit ihm allein und wies mich dann an, beim Portier zwei Visitenkarten abzugeben, eine für den Fürsten, die andre für die Fürstin. Er berichtete mir darauf, daß er Rottenburg ersucht habe, seinen Einfluß beim Fürsten dahin zu verwenden, daß mir eine Einladung zum Mittagessen in der Familie zuteil werde und gab mir auf zwei Exemplare von meiner neuesten Schrift „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" Rottenburg zuzustellen, das eine für den Fürsten, das andre für ihn.

Am Freitag, den 27. März, erhielt ich morgens eine Einladung für denselben Tag auf ½1 Uhr zum Mittagessen[2] mit dem Zusatz: im Oberrock, zugleich war die Visitenkarte des Fürsten bei mir abgegeben worden — beide hat sich meine Frau aus, um sie zum Andenken aufzubewahren. Mit meinem Diplom versehen, verfügte ich mich am bestimmten Tage ins Palais und ließ mich zuerst bei Rottenburg melden, um ihm zunächst meinen wärmsten Dank auszusprechen und mich mit ihm zu beraten, wie es mit der Überreichung des Diploms gehalten werden solle. Dasselbe wurde zunächst bei ihm niedergelegt und ward dann nach Tisch, als der Moment der Überreichung gekommen war, durch einen Diener heraufgeholt; seine Zimmer waren im unteren Stock, die Wohnzimmer des Fürsten im oberen. Er selber, der ebenfalls zur Tafel eingeladen war, führte mich hinauf und stellte mich den anwesenden Personen vor. Es waren die Fürstin, die beiden Söhne, eine Freundin des Hauses, eine Dame aus Kurland, Frau v. Thielenhausen und das medizinische Faktotum des Fürsten, sein Lebensretter, der Professor Schweninger.

---

[1] Die erste Veröffentlichung darüber erfolgte nach Jahresfrist (Ende Oktober 1895) durch den Schriftsteller Carl Emil Franzos in der Zeitschrift „Deutsche Dichtung", Bd. XIII, Oktober-Heft 1892, S. 47.

[2] Demnach ist die Notiz in Kohls Bismarck-Regesten, Bd. II, S. 580, zu berichtigen, wonach am 28. März der mit Überreichung des Ehrendoktordiploms beauftragte Deputation (!) der juristischen Fakultät Göttingen zum Diner bei Bismarck gewesen sein soll.

Die Befangenheit, die mich befallen hatte, als ich die Treppe hinanstieg und ins Zimmer trat, eine Stimmung, die mir meine Schülerjahre in die Erinnerung zurückrief, als ich ins Examen sollte, ward durch den überaus liebenswürdigen Empfang der Fürstin sofort gehoben. Sie reichte mir in freundlichster Weise die Hand, sprach ihre Freude aus, jemanden aus Göttingen zu sehen, wo ihr Mann eine so schöne Zeit verlebt habe, und erkundigte sich nach allerhand Dingen. Der Ton, den sie anschlug, das warme Interesse, das sie an den Tag legte, ihre Haltung und Bewegung, kurz ihr ganzes Wesen trug den Stempel des Schlichten, Einfachen, Natürlichen an sich, nichts erinnerte an die Fürstin und an den glänzenden Namen, den sie trug.

Kurz darauf erschien der Fürst, dem ich ebenfalls durch Rottenburg vorgestellt wurde. So war denn der Moment gekommen, den ich seit Jahren herbeigewünscht hatte. Trotzdem, daß ich in den letzten Tagen Gelegenheit gehabt hatte, mich auf ihn vorzubereiten, wirkte er doch auf mich mit der Gewalt eines mächtigen, unvorhergesehenen Ereignisses. Es war mir zumute, als ob die Geschichte selber Fleisch und Blut angenommen habe und an mich herantrete. Die hohe Stellung der Großen dieser Erde hat mich nie mit dem Gefühle der Befangenheit erfüllt; ich habe vor manchen derselben, z. B. dem verstorbenen König von Preußen, dem Kaiser von Österreich gestanden, ohne einen geistigen Druck zu empfinden, ohne eingeschüchtert zu sein, und ich habe mich mit voller Unbefangenheit mit ihnen unterhalten. Nur die persönliche Größe hat mir in meinem Leben zu imponieren vermocht, nur sie hat mich befangen gemacht, weil sie mich mit dem Gefühl der eigenen Kleinheit erfüllte. In meinen jungen Jahren geschah es nur bei den hervorragenderen meiner Lehrer: bei Thibaut, Zachariä in Heidelberg, bei Savigny, Puchta, Stahl in Berlin. Vor ihnen schrumpfte mein Selbstbewußtsein in einer Weise zusammen, daß ich ganz verlegen und befangen ward, und selbst noch im späteren Leben habe ich bei hervorragenden Künstlern und Gelehrten, mit denen ich zusammentraf, wie z. B. bei Spohr, Ranke, Mommsen ein Gefühl der Befangenheit zu überwinden gehabt, während ich bei den Großen dieser Erde die Empfindung hatte: ihre ganze Größe ist Sache des Zufalls, der äußeren Stellung, nicht eigenes Verdienst, und bei aller äußeren Devotion, die ich ihnen erwies, habe ich mich doch innerlich ihnen gegenüber nicht anders gefühlt, als wenn ich mich mit meinesgleichen zu unterhalten hätte. Nie im Leben habe ich ein solches Gefühl der eigenen Nichtigkeit empfunden als in jenem Momente. In allen andern Fällen stand die Person der Person gegenüber, nur die Weite des Abstandes trennte die eine von der andern, aber hier war mir zu Sinne, als verlöre sich das Persönliche der mir gegenüberstehenden Person in das Unpersönliche der Geschichte, es war ein Stück der Weltgeschichte, und zwar eines der gewaltigsten aller Zeiten, das hier vor mir stand. Diesen einzigen Mann hinweggedacht, und die Welt trüge eine andre Gestalt an sich, er gehört zu den Männern wie Alexander, Cäsar, Napoleon, deren Namen, solange die Menschheit lebt, auf Erden stets genannt werden wird.

Der Fürst trug nicht dazu bei, diese Kluft zu überbrücken. Er war streng gemessen, kühl wortkarg, in keiner Weise entgegenkommend. Er war

von dem Zweck meines Erscheinens unterrichtet, und ich durfte annehmen, daß ich ihm durch Rottenburg gut empfohlen worden war; aber nichts zeigte, daß er von mir und dem Zweck, der mich zu ihm führte, etwas wisse, und auch bei Tisch noch, wo ich den Platz neben ihm und der Fürstin erhielt, setzte er anfänglich diese kühle Haltung fort, er richtete sein Wort fast nur an seine Nachbarin. Zu den Berichten, die ich über seine außerordentliche Liebenswürdigkeit gegen seine Gäste erhalten hatte, stimmte dies sehr wenig. Ob es der Professor war, dem ich dies zuzuschreiben hatte, ich weiß es nicht, jedenfalls habe ich keine Ursache, mich des ersten Empfanges, den ich bei ihm fand, zu rühmen.

Wir verfügten uns zu Tisch, und die Fürstin erwies mir die Ehre, mir ihren Arm zu bieten. An der Tafel waren zwei leere Plätze, sie waren für die Tochter und den Schwiegersohn: den Grafen Rantzau bestimmt, die, wie ich erfuhr, obschon sie ihre Wohnung nicht im Palais hatten, täglich zum Mittagessen dort erschienen — ein charakteristischer Zug für das enge Familienleben, das Bismarck stets aufrechtzuerhalten und zu pflegen verstanden hat — und am heutigen Tage durch einen Umzug am rechtzeitigen Erscheinen verhindert worden waren. Bald nachher fanden auch sie sich ein.

Der leiblichen Genüsse, die das Diner mir brachte, gedenke ich nur, um daran die Mitteilung zu knüpfen, wie der Fürst sich zu ihnen verhielt. Wer etwas von ihm gehört hat, weiß, in welchem Maße er früher den Tafelfreuden ergeben war, und über welchen wahrhaft phänomenalen Appetit er gebot. Das war in der Periode vor Schweninger, mit Schweninger hatte sich dies gänzlich geändert; letzterer hatte die von ihm zu beobachtende Diät ganz genau vorgezeichnet, und seine unausgesetzte Anwesenheit beim ersten Frühstück und beim Mittagessen hatte auch den Zweck, die strenge Beobachtung der vorgezeichneten Diät zu kontrollieren. Es war recht wenig, was der Fürst an dem Mittag zu sich nahm. Vor seinem Kuvert stand ein Bierglas mit Moselwein, und ich erinnere mich nicht, daß es neu gefüllt worden ist. Uns andern wurden außer dem Tischwein noch verschiedene Weine und auch Bier serviert, Champagner unausgesetzt, und ich erfuhr von Schweninger, daß dies die stehende Ordnung der Tafel sei. Bismarck trank von alledem nichts, und ich vernahm später von ihm, daß ihm die Entsagung darauf nicht schwer gefallen sei, während ihm der Verzicht auf sein Glas Kognak beim Kaffee stets fühlbar geblieben sei — nur drei Glas Bier, auf drei verschiedene Zeiten des Tages verteilt, hätte Schweninger, der Bayer, ihm vergönnt. Ganz dieselbe Enthaltsamkeit legte er sich in bezug auf die Speisen auf. Austern nahm der Fürst sehr viel zu sich — hier machte er seinem Rufe alle Ehre. Nach der darauffolgenden Suppe erschien für uns ein Fischgang, dem Fürsten wurde ein besonderes Gericht Forellen serviert. Bei den folgenden Gängen, deren ich mich nicht erinnere, pausierte der Fürst und trat erst wieder in Tätigkeit beim Braten. Das Ganze, was er an dem Tage zu sich nahm, mag vielleicht kaum ein Fünftel von dem betragen haben, was er sonst zu sich zu nehmen gewohnt war.

Nach Aufhebung der Tafel verfügten wir uns in das Empfangszimmer zurück, wo Kaffee nebst Kognak und Zigarren serviert wurden. Die beiden

älteren Damen nahmen im Sofa Platz, Bismarck daneben im Lehnsessel, und die Fürstin reichte ihm eine von den mehreren in einem Ständer neben demselben stehenden gestopften Pfeifen und Feuer, was, nachdem die eine Pfeife ausgeraucht war, sich wiederholte. Da sah ich ihn denn, diesen Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung, den Größten unter den Größten der ganzen Zeit, ganz wie einen gewöhnlichen Bürger seine Pfeife rauchen — Jupiter im Schlafrock! Und mit welchem Behagen! Er blies den Dampf und sah in denselben hinein, wie er sich ringelte, als ob er nichts weiter zu tun hätte, als schöne Rauchringe zu bilden. Hier zum ersten Male fühlte ich zwischen ihm und mir, der ich mich mit der Zigarre neben ihn gesetzt hatte, ein Band persönlicher Beziehung sich anknüpfen, es war nicht mehr die hehre Vorstellung der Geschichte, die ich bisher nicht hatte loswerden können, es war der reale leibhaftige Mensch, den ich vor mir hatte, mit seinen menschlichen Bedürfnissen, Neigungen, Gewohnheiten, — es war der Gott, der sich mit dem gewöhnlichen Sterblichen an eine Tafel gesetzt, seine Beine unter den Tisch gestreckt hatte und es sich wohl schmecken ließ. Im Rauchen fanden wir uns! — Der Gott war Mensch geworden — und fortan war jede Befangenheit bei mir überwunden, ebenso bei ihm seine bisherige Zurückhaltung, er erwies sich mir als der liebenswürdigste, behaglichste Plauderer, ganz so, wie ich ihn aus vielen persönlichen und gedruckten Schilderungen kannte. Es gehörte aber nicht wenig dazu, bis ich mich in diesen neuen Eindruck finden konnte. Seit Jahren habe ich niemanden aus den höheren Ständen eine Pfeife rauchen sehen, die Zigarre hat die letztere in den besseren Kreisen gänzlich verdrängt, und in meiner Vorstellung war die Pfeife das Symbol des guten Spießbürgers im Handwerkerstande geworden. Und nun der Fürst Bismarck mit der Pfeife in der Hand und mit einer Hingebung ihr zugetan, als kenne er nichts Höheres, als Rauchwolken zu blasen. Es gab keinen größeren Abstand zwischen der idealen Höhe, auf den meine Vorstellung den Mann zu erheben gewohnt gewesen war, und diesen an ein holländisches Genrebild erinnernden derben Realismus. Wie kam es mir zugute, daß Zeus von seiner Höhe heruntergestiegen war und den Blitz in seiner Hand mit der Pfeife vertauscht hatte. Diesem Umstande allein verdankte ich es, daß ich den Mut fand, unbefangen mit ihm zu verkehren, er mit der Pfeife, ich mit der Zigarre, ich fühlte mich ihm völlig gleich. An Fragen habe ich es meinerseits nicht fehlen lassen, und er auch nicht an den eingehendsten Antworten. Selbstverständlich habe ich nie das Gebiet der Politik berührt, den Gegenstand meiner Fragen bildete lediglich sein Privatleben. Von letzterem habe ich teils durch seine, teils durch die Mitteilungen Schweningers auf dem Heimwege ein höchst anschauliches Bild erhalten, das ich in folgendem wiedergebe.

Die Lebensweise Bismarcks in früherer Zeit ist bekannt. Seine eiserne Natur setzte ihn in den Stand, sich in körperlicher wie geistiger Beziehung das Unglaublichste zu bieten, seine Genußsucht wie seine Arbeitskraft schien keine Grenzen zu kennen. Viele Jahre hindurch hat er bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, und selbst in der Nacht wachte er, wie er mir mitteilte, nicht selten auf und arbeitete fort an den Staatsschriften, die er den Abend

vorher entworfen hatte; häufig verbesserte er Wendungen, die ihm beim Niederschreiben nicht genügt hatten. Von allen den interessanten Mitteilungen, die er mir gemacht hat, hat mir kaum eine einen so tiefen Eindruck gemacht wie diese, sie schlug eine verwandte Saite in mir an. Wie oft habe ich des Nachts im Bette weitergearbeitet an den Problemen, die mich bei Tage beschäftigten, und wie oft sachlich und stilistisch das Bessere gefunden. Aber daß ein Bismarck demselben Lose des mühsamen Suchens und ängstlichen Feilens ausgesetzt sei wie ich, hatte ich nicht geglaubt; ich hatte gemeint, daß aus seinem Haupte wie aus dem des Zeus die Minerva gerüstet und gepanzert hervorspränge. Aber auch er hat gefeilt, und zwar sorgsam gefeilt, selbst die Nacht hat ihm keine Ruhe gelassen. Was er des Abends geschrieben, sagte er mir, erscheine ihm oft des Morgens in völlig anderm Licht, und umgekehrt, er erprobe an allem, was er schreibe, erst den Einfluß der wechselnden Stimmung und Disposition. Ich schalte hier eine Mitteilung ein, die mir Rottenburg über sein beispielloses Gedächtnis machte. Was der Fürst einmal gelesen, sagte er mir, behalte er auch, und er führte dafür einen Beleg an, der allerdings wahrhaft staunenswert ist. Bei Gelegenheit einer Besprechung der nach Bismarcks Ansicht für England geradezu verhängnisvollen Politik Gladstones sagte er Rottenburg: Gladstone ist bereits von Shakespeare gezeichnet; holen Sie mir den Band, der Richard III. enthält, dort finden Sie Worte, die wie auf ihn gemünzt sind. Und so war es. Wie viele Jahre lagen dazwischen, daß Bismarck diese Stelle gelesen hatte, aber er hatte sie behalten. Ist dies Gedächtnis bloße Naturgabe? In meinen Augen enthält es nur den Beweis der kolossalen Energie, die der Fürst bei allem, was er tut und treibt, aufzubieten pflegt — selbst beim Lesen belletristischer Sachen verleugnet sie sich nicht; seinem Geiste bleibt alles, was er erfahren, gelesen, gedacht hat, gegenwärtig, aber nicht, weil es *von selbst* haften bliebe, sondern weil er es behalten *will* — *sein Gedächtnis ist seine Willenskraft*.

In bezug auf dasjenige, was Bismarck sich früher in physischer Beziehung hat bieten können, teile ich eine Äußerung von ihm mit, die, wenn auch vielleicht mehr humoristisch als im Ernst gemeint, doch einen Schluß auf den Maßstab verstattet, den er früher an sich anzulegen gewohnt war. Mehr als 100 000 Zigarren und 10 000 Flaschen Champagner, sagte er, kann der Mensch in seinem Leben nicht gut ertragen. Auf meine Bemerkung, daß doch wohl kaum jemand in die Lage kommen werde, so viel Champagner zu sich zu nehmen, äußerte er: O doch, in meiner diplomatischen Periode habe ich nicht selten des Mittags zwei Flaschen Champagner zu mir genommen, rechnen Sie einmal zusammen, was das im Lauf eines Lebens ausmacht. Ich habe mich hinterher überzeugt, daß Bismarck sich mit den 10 000 Flaschen Champagner für sein Leben nicht zu hoch beziffert hat, und der passionierte Raucher, wie er es sein Leben lang gewesen ist, und der mit brennender Zigarre von Frankfurt nach Berlin reiste, ohne sie ausgehen zu lassen, mag es auch auf 100 000 Zigarren gebracht haben.

Die Folgen des Übermaßes, das Bismarck sich in geistiger wie leiblicher Beziehung verstattet hatte, blieben denn auch nicht aus, und ich schalte hier

ein, was Schweninger mir darüber berichtete. Zu der Zeit, als er seine Kur mit ihm begann, war der Gesundheitszustand Bismarcks ein derartiger, daß die Berliner Ärzte ihn aufgegeben hatten; Frerichs hatte ihm in vertraulicher Äußerung gegen dritte Personen nur noch ein halbes Jahr zugesprochen. Er konnte sich kaum mehr ohne Schmerzen bewegen und brachte den größten Teil des Tages liegend auf dem Sofa zu, des Nachts fand er keine Ruhe, das Spazierengehen und Reiten hatte er daher der mit ihm verbundenen Schmerzen wegen aufgeben müssen; er befand sich in einem Zustande der äußersten nervösen Irritation und Reizbarkeit. Diesen Zustand fand Schweninger vor, und nach etwas über einem halben Jahre hatte er aus dem angeblichen Todeskandidaten einen gesunden Mann geschaffen. In München hatte er den jüngsten Sohn Bismarcks in Behandlung gehabt und ihn von Gichtanfällen geheilt, durch ihn wurde er zum Vater geführt, um auch an dem seine Kunst zu erproben. Er erbat sich zu dem Zweck eine Probezeit von sechs Wochen aus, die Bismarck unter seiner persönlichen Aufsicht durchzumachen und bei der derselbe sich allen seinen Anordnungen schlechthin zu unterwerfen habe. Zu dem Zweck zog er ins Palais, um die strikte Befolgung derselben selber zu kontrollieren, und derselbe Mann, der bis dahin alle Anordnungen seiner früheren Ärzte in den Wind geschlagen hatte, und vor dem die Welt zitterte, ordnete sich fortan der strengen Zucht seines Hausarztes unter. Nach Ablauf der Probezeit erklärte letzterer, daß er die Kur übernehme und für den vollständigen Erfolg derselben innerhalb eines Jahres einstehe. Und der Erfolg blieb nicht aus. Bismarck verlor in dieser Zeit an Körpergewicht nicht weniger als sechzig Pfund, und er konnte sich nicht bloß wieder ohne Schmerzen bewegen, sondern selbst das Pferd besteigen und ließ dasselbe oft in einer Weise traben, daß Schweninger, der ihn auch auf seinen Ritten begleitete, ihn ersuchen mußte, sich zu mäßigen, da er nicht mitkommen könne. Der Schlaf wurde ein gesunder, ruhiger; Schweninger sorgte dafür, daß Bismarck sich um zehn Uhr abends legte und des Morgens gegen sieben Uhr erhob, er begleitete den Fürsten zu Bett und weckte ihn wieder und war beim Frühstück anwesend. Um jede nachteilige Einwirkung der Arbeit auf den Schlaf abzuschneiden, ward derselben eine bestimmte zeitige Grenze gesetzt.

Diese Einrichtung teilte mir der Fürst persönlich mit. „Um halb sechs Uhr", sagte er, „schließe ich mit der Arbeit und den Gedanken an dieselbe gänzlich ab. Dann gehe ich in meinem Park eine halbe Stunde bis zum Essen spazieren und, um mich gegen die Gefahr, in meinen Gedanken darauf zurückzukommen, vollständig zu schützen, nehme ich nichts vor als die Schritte zu zählen."

Fürst Bismarck, der Mann, der die Zügel der Welt in den Händen hält, dessen Gehirn soeben noch mit den schwierigsten Problemen beschäftigt war, in seinem Garten gehend und eine halbe Stunde die Schritte zählend — die Vorstellung hatte für mich etwas so Groteskes, daß ich Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken.

„Nachdem ich mit der Tagesarbeit", fuhr der Fürst fort, „abgeschlossen habe, wird alles, was jetzt noch einläuft: Aktenstücke, Briefe, Depeschen, ohne mir vorgezeigt zu werden, auf meinen Arbeitstisch gelegt, wo es bis zum folgenden Morgen unangerührt liegen bleibt."

Offenbar muß er eine Einrichtung getroffen haben, um die amtlichen Eingänge von den persönlichen zu unterscheiden; denn in meiner Gegenwart nahm er eine Mappe mit Depeschen durch, die ihm Glückwünsche zu seinem Jubiläum brachten, unter ihnen auch einige aus süddeutschen Städten, die ihm ein besonderes Vergnügen machten.

Bei dieser Gelegenheit, wo er selber sich über dasjenige aussprach, was er seiner Gesundheit wegen tue, äußerte er sich auch über seine Enthaltsamkeit von der Geselligkeit außer dem Hause, bei der offenbar nicht bloß die Rücksicht auf die Gesundheit, sondern auch die auf die Arbeit, vielleicht auch sonstige Gründe mitgewirkt haben mögen.

„Schon seit Jahren", sagte er, „besuche ich keine Gesellschaften mehr." Auf meine Frage: „Selbst nicht die offiziellen Diners der Botschafter?" war die Antwort: „Selbst die nicht, ja selbst zum Kaiser und zum Konprinzen bin ich jahrelang nicht gegangen — neulich habe ich die erste Ausnahme gemacht[1]); in Gesellschaft sieht man mich nur in meinem Palais."

Ich habe im obigen der Mitteilungen gedacht, die mir Schweninger über den Erfolg seiner Kur gemacht hat; es hätte derselben kaum bedurft, denn der Erfolg der Kur lag mir vor Augen. Das Aussehen des Fürsten war ein wesentlich andres, als ich nach dem Bilde, das ich mir auf Grund der vielen Abbildungen von ihm gebildet hatte, angenommen hatte. Nichts von dem Aufgedunsenen, das diese Abbildungen an sich tragen, nichts von dem starken Rot, das meine Phantasie hinzugefügt hatte. Das Gesicht war eher eingefallen als aufgedunsen, die Farbe eine gesunde blasse; auf das bloße Gesicht hin konnte man ihm noch viele Lebensjahre in Aussicht stellen, so fest und kernig war das Fleisch, nichts von Schwäche, Ermüdung; das Gesicht enthielt den Ausdruck der vollen, ungeschwächten, männlichen Kraft.

Ich hatte erst nötig, mich an das Gesicht zu gewöhnen, es stimmte nicht zu meinem Bilde, und auch jetzt noch habe ich Mühe, die beiden Bilder, die ich von ihm in mir trage, auseinanderzuhalten. Aber etwas habe ich in dem Gesicht wahrgenommen, was ich bisher auch nicht annäherungsweise kannte, es war das Auge. Das Auge, mit dem ich ihn auf Grund der Abbildungen und der persönlichen Berichte ausgestattet hatte, war das des allgewaltigen Mannes, das wie der verkörperte geschichtliche Imperativ Blitze schleudert, das Auge des Jupiter tonans. Aber das Auge, das ich in Wirklichkeit sah, war ein gänzlich, gänzlich andres, es war das eines Mannes von tiefem Gemüt, ein seelenvolles Auge, aus dem Frieden, Wohlwollen, Liebe sprach. Wenn ich auch nichts an dem Mittag weiter gesehen, gehört, erlebt hätte, den bloßen Blick in dies Auge würde ich als reichsten, unvergeßlichen Gewinn mit hinweggenommen haben. Ich habe meinen Blick von demselben nicht abzuwenden vermocht, ich habe mich in dasselbe ordentlich versenkt, geschwelgt in demselben. Es war mir, als schaute ich in einen tiefblauen, bis auf den Grund hinab klaren See; es kam mir der Ukleisee im östlichen

[1]) Am 9. März 1885 begab sich Bismarck zum Galadiner zum Kaiser zu Ehren des Geburtstages Kaiser Alexanders III. von Rußland.

Holstein in Erinnerung, ein kleiner, tiefblauer, von bewaldeten Hügeln, gleich dem Auge zwischen den Brauen und Wimpern, eingeschlossener See, ein Bild des Friedens, eine Stätte des Träumens. Mir ist es gegönnt gewesen, den Menschen Bismarck zu Gesicht zu bekommen, ein Anblick, der gar vielen, die ihn noch so oft gesehen haben mögen, nicht zuteil geworden ist. Um des Menschen ansichtig zu werden, muß man ihn im Kreise seiner Familie gesehen haben, wo er alle Sorgen, Gedanken des Staatsmannes von sich abgetan hat und nichts weiter ist als der natürliche Mensch, der sich des Glückes der Häuslichkeit freut. Auch diesen Mann kannte ich aus den Briefen an seine Schwester, aber ein andres Ding ist es, ihn in Briefen und in der Wirklichkeit vor sich zu haben; ich habe ihn hier wahrhaft lieb gewonnen.

Ich habe im Bisherigen den Mann, wie er mir erschien, so gut und so schlecht, wie ich es vermochte, zu schildern versucht und dabei bereits mancher Mitteilung, die ich aus seinem Munde erhielt, gedacht. Ich füge jetzt noch einige andre hinzu, die mir der Aufbewahrung wert scheinen.

Das Gespräch berührte verschiedene Punkte, so bei Gelegenheit des Rauchens das Tabaksmonopol und den Hauptgrund, der für die Einführung desselben spricht: den unverhältnismäßigen Gewinn, den der Zwischenhändler macht. Ich selber bin ein entschiedener Anhänger des Tabaksmonopols und wünsche, obschon selber ein passionierter Raucher, nichts mehr als die Einführung desselben noch zu erleben und meine Zigarre zu einem ungleich höheren Preise bezahlen zu müssen als bisher, und ich äußerte mich in diesem Sinn gegen den Fürsten und hob dabei den Grund hervor, den ich dafür ins Gewicht werfe, daß nämlich der Zwischenhandel beim Tabaksgeschäft ein Industriezweig sei, den keine verständige sozialpolitische Gesetzgebung zu erhalten und zu schonen Grund habe. So gerechtfertigt der Gewinn ist, den der Importeur und der Fabrikant beim Tabaksgeschäft machen, so ungerechtfertigt ist der des Kleinhändlers, der nicht selten ohne alles das, was den ordentlichen Kaufmann ausmacht: Lehrzeit, Warenkenntnis, Kapital, Arbeit, seinen Laden eröffnet, um auf fremde Kosten ein Faulenzerleben zu führen, und bei der Unkenntnis so vieler Käufer vom wahren Wert der Ware sich dieselbe nicht selten zu einem Preise bezahlen läßt, der in gar keinem Verhältnis steht zu dem Gewinn, der dem Kaufmann gebührt, und mit dem dieser in fast allen andern Geschäften sich begnügen muß. An diese meine Bemerkung über die Unverhältnismäßigkeit des Gewinnes der Detaillisten beim Tabaksgeschäft knüpfte Bismarck an, indem er die Parallele beim Branntweinverkauf hervorhob, und ich habe nur darum den obigen Punkt berührt, nicht sowohl um zu zeigen, wie Bismarck über alle und jede Lebensverhältnisse aufs genaueste unterrichtet ist — denn dies ist bekannt —, sondern wie es ihm zur zweiten Natur geworden ist, seine reiche Kenntnis derselben auch bei den unbedeutendsten Anlässen zur Erläuterung zu verwenden. „In Varzin“, sagte er, „löst der dortige Krugwirt aus dem Liter Branntwein, das er bei mir zu 20 Pf. bezieht, im Detailverkauf 80 Pf., in Berlin wird es mit 1 Mark 60 Pf., und wenn noch ein Paar Tropfen irgendeiner höchst billigen Essenz hinzugetan werden, mit 3 Mark 20 Pf. verwertet.“

Die Gesprächsstoffe, die im übrigen noch berührt wurden, sind bis auf einen, den ich selber bei ihm anregte, ohne Interesse. Ich erlaubte mir, Bismarck auf seine Studienzeit in Göttingen zu bringen und ihn nach seinen Lehrern zu fragen. Von letzteren, sagte er, habe er wenig gehabt, sie hatten ihm kein Interesse für die Jurisprudenz abzugewinnen vermocht, nur der Historiker Heeren[1]) hatte ihn angeregt. Mit der Arbeit sei es in Göttingen nicht viel geworden, insbesondere seien die Ferien, die der Student damals noch auf der Universität zuzubringen pflegte, von ihm und seinen Bekannten fast nur dem Kartenspiel und Trinken gewidmet gewesen, es sei ein arges Leben gewesen, das er dort — bekanntlich als Korpsbursch — geführt habe.

Mit den Pedellen scheint er in nähere Berührung gekommen zu sein als mit seinen Lehrern, eines derselben erinnerte er sich noch sehr genau und nannte ihn mit Namen; von seinen Lehrern nannte er nur noch Hugo[2]) und den Privatdozenten Valett, bei dem er Pandekten gehört hatte, die Namen der übrigen schienen ihm entfallen zu sein.

Mit Humor gedachte er noch des kalten Bades, das er nicht selten, wenn er des Nachts von der Kneipe in sein am Wall neben der dort kanalisierten Leine gelegenes Haus zurückgekehrt sei, in der Leine, um sich abzukühlen, genommen habe. Dies Haus steht noch jetzt und ist zur Erinnerung an Bismarck mit einer Marmortafel versehen; es ist ein Gartenhaus, aus einem einzigen Zimmer bestehend; Bismarck war also der einzige Bewohner desselben und mußte den Hausschlüssel stets mit sich führen, kein Hauswirt beaufsichtigte sein Kommen und Gehen, er war völlig unabhängig. Bei seiner Entfernung von Göttingen ward ihm eine Karzerstrafe zudiktiert, die er in Berlin, wohin er von dort ging, abzubüßen hatte. Bei dem großen Studentenkommers, der am Vorabend der Bismarckfeier stattfand, und an dem sich Deputationen von Studierenden von allen deutschen Universitäten beteiligten, benutzte der Rektor der Universität Berlin, der mir persönlich befreundete Professor Dernburg, der wußte, daß ich anwesend war, und der es darauf abgesehen hatte, mich zum Sprechen zu nötigen, diesen Umstand in launiger Weise, um das Verhalten von Göttingen von einst und jetzt in ein grelles Licht zu setzen: Damals, sagte er, habe man Bismarck einen Haftbefehl nachgeschickt, und jetzt sende man ihm den Doctor juris.

Ich meinerseits habe diese Provokation des Göttingers dann zu einer humoristischen Rede benutzt, die großen Beifall fand — es war keine der schlechtesten unter den vielen improvisierten, die ich in meinem Leben gehalten habe, mehrere Male war ich durch das schallende Gelächter genötigt, eine Pause zu machen. Das Thema: Bismarck im Karzer, ist ein so dankbares, daß keine große humoristische Begabung dazu gehört, um es mit durchschlagendem

[1]) Arnold Hermann Ludwig Heeren, geb. 25. Oktober 1770, gest. 6. März 1892. Er wirkte als Lehrer sehr anregend und befruchtete die deutsche Geschichtswissenschaft dadurch, daß er ein Gebiet historisch erschloß, das den bisherigen Geschichtsforschern ferngelegen hatte, nämlich das des Handelsverkehrs und des Kulturlebens der alten Völker.

[2]) Gustav Hugo, Begründer der historischen Rechtsschule, geb. 23. November 1764, gest. 15. September 1844.

Erfolg zu verwerten, und ich bin überzeugt, daß es diese Verwendung in unsrer Literatur noch einmal finden wird, es ließe sich eine artige Posse daraus machen. Von den Scherzen, die ich damals machte, will ich einen hervorheben. Die römischen Juristen stellen drei praecepta juris, d. h. Maximen des dem Recht entsprechenden Handelns auf, darunter eine: suum cuique tribuere. Dernburg hatte in seiner Rede Bismarck nachgerühmt, daß er diese Regel getreulich zur Anwendung gebracht und darum verdient habe, zum Doctor juris ernannt zu werden. Ich griff diese Bemerkung auf, fügte aber hinzu, daß er damit einen andern Sinn verbunden habe als die römischen Juristen. Im Munde der letzteren bedeuten sie: man solle jedem das Seinige, d. h. sein Recht gewähren, Bismarck habe daraus gemacht: man solle jedem das Seinige versetzen, und das deutsche Volk sei einig darüber, daß er sie in diesem Sinne gegen die Franzosen meisterhaft zur Anwendung gebracht hätte. Die vorstehende Wendung erregte einen Sturm der Heiterkeit.

[Jhering erwähnt an dieser Stelle, der Bericht Bismarcks über seine Berliner Studienzeit habe das Gespräch hauptsächlich auf Savigny[1]) geführt, den Bismarck im Kolleg nur zweimal gesehen haben wollte. Das Bild, das sich Jhering selbst von Savigny gemacht hatte, war für denselben nichts weniger als schmeichelhaft. In weiterem Verlaufe der Darstellung faßt Jhering sein Urteil über Savigny wie folgt zusammen]:

Die blinde Bewunderungssucht seiner Verehrer hat aus dem Manne Savigny etwas völlig andres gemacht, als er in Wirklichkeit war. Man hat ihn künstlich auf eine ideale Höhe gehoben, die niemand weniger verdiente als er. Der Savigny der späteren Berliner Zeit war jedenfalls ein gänzlich andrer geworden als der der Landshuter Periode, der zu den Studierenden in ein näheres persönliches Verhältnis getreten war, und sie sehr sympathisch berührte. Der Weihrauch und die Hofluft in Berlin hatten ihn verdorben ...

Ich kehre zu Bismarck zurück. Ich habe nur noch über einen Punkt zu berichten: die Überreichung des Diploms. Sie fand nach Tisch beim Kaffee statt. Ich erbat mir die Erlaubnis, den Bismarck betreffenden Passus des Diploms vorzulesen. Als ich geendet hatte, sagte er lächelnd: „Da sehe ich einmal, was ich für ein Mann bin."

Als ich mich verabschiedete, nahm er noch einmal auf die ihm verliehene neue Würde bezug, indem er scherzhaft zu mir sagte: „Ich kann Sie ja fortan als Herr Kollege begrüßen," worauf ich meinerseits erwiderte: „Ich bedaure nur, daß dies nicht auch meinerseits geschehen kann."

Wenige Tage[2]) darauf nahm er Veranlassung, öffentlich der neuen Würde zu gedenken; es geschah bei Gelegenheit des sechzigjährigen Doktorjubiläums von Ranke, dem er „als dem Altmeister der gelehrten Zunft als neu kreierter Göttinger Doktor" seine Gratulation abstattete — es war eine Aufmerksamkeit gegen die Göttinger Fakultät, die sie auch als solche empfand, und die nur ihr, nicht den beiden übrigen Fakultäten, die ihn eben-

[1]) Friedrich Karl v. Savigny, geb. 21. Februar 1799, gest. 25. Oktober 1861.
[2]) Am 31. März 1885.

falls zum Doktor ernannt hatten, zuteil ward. Später folgte noch ein spezielles Dankschreiben an unsre Fakultät.

Über den Empfang am 1. April, zu dem auch ich eine Einladung erhalten hatte, berichte ich nicht, da ich zu den ausführlichen Berichten der Zeitungen nichts hinzuzufügen habe. Wie freute ich mich, daß ich vorher empfangen worden war; denn an jenem Tage wäre auf mich kaum eine Minute der persönlichen Berührung mit dem Fürsten gefallen. Die Fürstin hatte diesem Tage mit banger Sorge für ihren Mann entgegengesehen; der Erfolg hat gezeigt, daß seine durch Schweninger wieder gekräftigte Gesundheit allen Anstrengungen dieses Tages vollkommen gewachsen war. Mit Schweninger unterhielt ich mich noch lange auf dem Heimwege, und er teilte mir die Notizen mit, die ich oben verwertet habe. Von ihm sind später interessante Aufzeichnungen zu erwarten. Er führt ein genaues Tagebuch, in das er alles, was im Laufe des Tages Bemerkenswertes mit dem Fürsten geschehen oder vom Fürsten geäußert ist, notiert.

Einen charakteristischen Zug für den Wert, den Bismarck auf die unausgesetzte Anwesenheit von Schweninger bei ihm legt, teile ich hier noch mit. Eines Tages sagte Bismarck ihm, daß er auf einige Tage nach Varzin zu verreisen gedenke, worauf Schweninger erwiderte: das träfe sich gut, da könne auch er die Abwesenheit des Fürsten zu einer nötigen Reise benutzen. „Wenn Sie nicht mitgehen, so unterbleibt meine Reise," war die Antwort des Fürsten. Daß bei diesem seinem Verhältnis zu Bismarck Schweninger einer der umworbensten Persönlichkeiten Berlins ist, versteht sich von selbst, und es hätte nicht erst seiner Mitteilungen darüber bedurft. Täglich, sagte er mir, erhalte er eine Menge von Briefen mit allerhand Anliegen an den Fürsten, und es würden selbst von Seiten, von denen man es kaum erwarten sollte, z. B. den höchstgestellten Personen und fremden Diplomaten, Versuche gemacht, durch ihn auf den Fürsten einzuwirken.

Zurzeit sind Rottenburg und Schweninger, da sie dem Fürsten am nächsten stehen, diejenigen Personen in Berlin, deren Gunst sich jeder, der etwas beim Fürsten durchzusetzen sucht, zu versichern strebt; aber sicherlich würden beide dem Fürsten nicht so nahe gekommen sein und sein volles Vertrauen erworben haben, wenn sie sich desselben nicht völlig würdig erwiesen hätten.

Ich schließe diese Mitteilungen mit dem Nachspiel, das mein Besuch beim Fürsten in Berlin für mich zur Folge hatte. Überall, wo man von meinem Besuch erfahren hatte, mußte ich darüber berichten, selbst bei den beiden Ministern, die ich später sprach: dem Justizminister Friedberg und dem Kultusminister von Goßler. Insbesondere fragte mich jener auf das genaueste aus, selbst das Kleinste hatte für ihn Bedeutung. In Berlin erhält man schon dadurch ein Relief, daß man Bismarck gesprochen hat, und jedes Wort, das er geredet hat, ist Gegenstand des lebhaftesten Interesses.

Aus dem Briefwechsel
zwischen
Johannes Brahms und Joseph Joachim[1].

Die nachstehenden Briefe sind der demnächst im Verlag der Deutschen Brahms-Gesellschaft m. b. H. erscheinenden Sammlung („Briefwechsel zwischen Johannes Brahms und Joseph Joachim". Herausgegeben von Andreas Moser. Zwei Bände) entnommen und der Redaktion von dem genannten Verlag zur Verfügung gestellt worden. Die oben bezeichneten Bände erscheinen Ende dieses Jahres als fünfter und sechster Band der umfangreichen Brahms-Korrespondenz, deren frühere Bände bereits in diesen Blättern gewürdigt worden sind.

Joachim an Brahms.

[Hannover] 25. Dezember 1853.

Mein lieber Johannes! Gewiß bist Du jetzt so weich und warm eingehüllt in lauter Liebesfreuden, die Du unter den Deinen feierst, daß Du kaum Sinn hast für andres. Das sind wohl die schönsten Tage Deines Lebens? Genieße sie, wie Du's darfst; so rein, wie Du's wert bist. Nicht versagen aber kann ich mir's, Dir durch das inliegende Bild zu zeigen, wie man auch anderwärts mit Liebe Deiner gedenkt, wo Dich's freuen kann. Es ist der versprochene Novalis, den Frau von Arnim für Dich geschickt hat, auch ein Heft Lieder von ihr, gedruckt (das Spontini gewidmete), das ich Dir aber nicht schicke, weil ich hoffe, Du findest es bald einmal hier. Kommst Du denn aber auch wirklich wieder? und bald? Fast fürchte ich, die Hannoversche Einsiedelei wird Dir jetzt noch weniger behagen als früher, wo Du wieder das Leben unter elterlichem Dach gekostet hast. Ach ja, liebendes Leben, lebendiges Lieben um sich zu haben! Glücklicher, dem das zuteil wird, Dir gönn ich es.

---

[1]) Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905, by Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. Berlin.

Bei Schumanns, die ich natürlich auf der letzten Reise besucht habe, war Freude über die guten Nachrichten, die ich von Dir erzählen konnte. Das Liederheft von Senff hatten sie bereits; auch ich bekam's heute; es war mir gedruckt alles ganz neu und anders vorgekommen, aber schön. Nur mache, daß die beiden Sonaten *bald* folgen. Schumanns kommen im Januar und gehen wahrscheinlich zum 12. mit nach Leipzig. Bülow ist hier; *ich* seit gestern abend. Auf der Reise hatte ich freundlichstes Entgegenkommen gefunden, mehr als je; nur mein eigenes Konzert hatte einen einzigen *unbedingten* Teilnehmer: *Dietrich*, der von Düsseldorf nach Köln gekommen war, es zu hören. Von Deinem Erfolg im Quartett ist die Kunde schon zu mir gedrungen. Gratuliere. Alles übrige entweder bald mündlich oder in einem zweiten Brief. Dein Joachim.

P. S. Das Bild von Novalis wird Deinen Eltern Freude machen; es gleicht Dir auf ein Haar! Alles erdenkliche Gute Deinen Eltern und Deinem Lehrer Marxsen von mir.

Joachim an Brahms.

[Hannover] 25. (?) März 1854.

Lieber Krösus!

Wie leid tut es mir, daß ich nicht mit Euch zuhören konnte, als endlich das H-dur-Trio lebendig wurde! Es soll ja, blauen Flecken zufolge in den Dietrichschen Waden, ganz aufregend schön sein! Nun, ich hoffe, Du schickst Deinem Freunde in der Hauptstadt der Langeweile an der Leine nächstens Stimmen dazu, damit er es mit Krollmann[1]), dem kleinen Eyertt[2]) und seinem Stradivarius spiele und höre. Ich freue mich ganz barbarisch darauf. Meine [Hamlet-]Ouvertüre habe ich nun in Leipzig selbst dirigiert[3]), um (wie ich an David schrieb) meine eigene Haut zu Markt zu tragen. Die ist denn nun auch gehörig durchgebläut worden; Riccius[4]) und Konsorten zischten, als käme Wasser auf den glühenden Kalk meiner Träume. Zum Glück ist mein Musizieren nicht an *das* gebunden, was man gewöhnlich Erfolg *nennt*; ich werde nicht aufhören, die ästhetische Galle der Herren zu erregen, wenn mein Gefühl mir Dissonanzen eingibt! Es ist arg, wie die Leutchen überall in Parteien befangen sind; sie glauben, man könne nicht mit Berlioz oder Wagner befreundet sein, ohne gerade so zu komponieren wie die beiden. Über die erbärmliche Schwäche der Musikanten, die nur schockweise empfinden, und deshalb an Individualität allen Glauben verlieren! Aber ich hoffe, es soll noch Tag werden. Gott erhalte Dich, Du Lieber, Glut der

[1]) Über diesen Krollmann, der offenbar ein Klavierspieler gewesen ist, ließ sich nichts ermitteln.

[2]) Theodor Eyertt (I) war der zweite Geiger, Karl Eyertt (II) der Bratschist des Joachim-Quartetts in Hannover; der „kleine Eyertt" (III) war Cellist der königl. Kapelle.

[3]) Am 23. März 1854.

[4]) Damals Theaterkapellmeister und Mitarbeiter der „Neuen Zeitschrift für Musik" in Leipzig.

Morgenröte! Ich lese jetzt im Äschylos; das ist eine Kraft, die zu Hoffnung beseligt. „Ailinon! Ailinon! Das Gute siege“ [1]). Wahrscheinlich werde ich den Sommer über hier bleiben und bloß bisweilen auf vierzehn Tage Ausflüge an den Rhein und in den Harz machen. Schreib bald ein Wort; bitte auch [J. O.] Grimm darum, ein gleiches zu tun.

A propos! Arnold, Verleger in Elberfeld, wollte schon, als ich im Winter dort war, gerne von Deinen Kompositionen verlegen; damals hatte ich ihm gesagt, ich *glaubte*, Du wärst an Härtels gebunden. Vielleicht liegt Dir jetzt daran, bei ihm Sachen herauszugeben, und da ist es gut, wenn Du es weißt; ich hatte immer vergessen, Dir davon zu sprechen.

Beiliegende Musikalien übergab mir der Senff für Dich; ich habe nichts beigefügt — die Demetrius-Ouvertüre konnte ich nicht nochmals kopieren lassen. Ich werde mir das Werk nochmals vorspielen lassen; es wurde zu brutal vom Blatt gespielt, als daß ich ein Urteil darüber sagen könnte. Nur die Einleitung klang entschieden vortrefflich an mein Ohr.

Wenzel und Sahr sprechen fortwährend von Dir; es sind mir die einzig gemütlichen Leipziger. Sahr ist Dir schwärmerisch ergeben; obgleich er Dein Verkennen seiner Person ahnt. Moscheles glänzt durch seine naive Harmlosigkeit, und musiziert wenigstens mit Leidenschaft — — — lichkeit. Aber die andern!!!

Ich habe Brendel nicht besucht. — Adieu, Du herzlieber Freund, nimm mit diesen flüchtigen Zeilen fürlieb und schreibe bald

Deinem Joseph J.

Brahms an Joachim.

Düsseldorf, 1. April 1854.

Teurer Gegenwärtler!

Was für konfuse Briefe schreibst Du, nicht Sinn und Verstand darin, „den Sommer in Hannover bleiben, vierzehn Tage herkommen“, was heißt denn das alles?

Frau Schumann frägt täglich, ob Du nichts Bestimmtes über Dein Kommen schreibst; wir können ihr unmöglich solche — Redensarten wiedersagen, da sie Dich so bestimmt und sehnsüchtig zu Anfang April erwartet und im stillen wohl, wie wir alle, für den ganzen Sommer. Deine Briefe könnten uns angst machen, wenn wir nicht auf der Adresse schon sähen; wie gern Du Leute foppst.

Wenn Du bald kommst, so wirst Du wohl W. Bargiel hier sehen, seine Mutter versprach, ihn in kurzer Zeit zu schicken.

Ich bitte Dich, komme bald und auf lange Zeit; ich mag mir nicht denken, daß Du mit Überlegung Deine Briefe geschrieben hast.

---

[1]) Ein in der Philosophie vielfach angeführtes Zitat aus dem Agamemnon des Äschylos, den Joachim offenbar in Droysens Übersetzung gelesen hatte. — Ailinon = Wehe!

Was Du von der Aufnahme Deiner Ouvertüre schreibst, kommt mir ganz unerwartet; ich träumte von ungeheurer Akklamation, Hervorruf und Reise (der Ouvertüre) durch ganz Deutschland in kürzester Zeit.

Man darf sich nicht unterfangen wollen, höhere, reinere Gefühle zu hegen als so das Publikum. Du siehst an mir, [daß] wenn man bloß dessen Träume träumt und in Musik setzt, man einigen Beifall davon hat.

Der Aar steigt einsam, doch das Volk der Krähen schart sich; gäbe doch Gott, daß mir die Flügel noch tüchtig wachsen und ich einst der andern Gattung zugehöre.

Dieser Tage ward in einem Kölner Konzert die IX. Sinfonie gemacht; ich fuhr mit Grimm hinüber; ich hörte sie das erste Mal.

Die Leistung, vorzüglich des Chors, soll eine vorzügliche gewesen sein. (Nach Aussage mehrerer Ohrenzeugen, ich habe keine darüber.)

Den folgenden Tag fuhren wir nach Bonn und gingen mit Wasielewski und Reimers nach Endenich, dem Hause, wo sich Schumann jetzt befindet.

Er ist noch immer sehr ruhig, hat selten und nicht starke Aufregungen, schläft viel, auch am Tage, was dem Doktor sehr lieb ist, da er sonst schlafen müßte. Er hat lichte Augenblicke, wo er erzählt, auf welchen Bergen er gewesen sei, daß er in Düsseldorf Blumen gepflückt habe und welche wünsche (kürzlich pflückte er sich auch welche). Es ist ganz unmöglich, daß, wenn er an solche Sachen denkt, er nicht an seine Frau denken sollte. Behielt er aber nicht immer die meisten Gedanken für sich?

Grimm und ich waren auch nach dem Godesberg, Drachenfels, Mehlemer Aue und Königswinter bei dem schönsten Frühlingswetter.

Von wunderbaren Experimenten habe ich gelesen und sie auch teilweise mit Reimers und Grimm versucht. So unbegreifliche Sachen haben wir gesehen, daß wir blaß wurden. Menschen müssen sich nach andrer Willen bewegen, Bleifedern unsre geheimsten Gedanken niederschreiben usw. Ich bin begierig, welchen Eindruck solche zauberhaften Sachen auf Dich machen werden.

Reimers ist jetzt hier; wir werden wohl mein Trio der Frau Schumann noch einmal vorspielen müssen. Ich will noch einiges darin ändern, aber schicken tue ich es Dir nicht eher, bis Du in einem Briefe genauer, bestimmter über Dein Kommen schreibst. Mein schlechtes Schreiben entschuldige doch, aber es ist spät und meine Gedanken zu unstet. Den „Kälbermarkt" büßest Du wohl genug? Sonst kann ich es nicht besser machen als diesmal.

Schreibe doch recht bald wieder, Du erfreust uns so hoch durch Deine Briefe. Dein Johannes.

Natürlich sehr viele Grüße von allen.

Brahms an Joachim.

Düsseldorf, 19. Juni 1854.

Geliebtester Freund!

Mein langes Schweigen hast Du gewiß recht übel gedeutet? Du selbst bist schuld daran. In Deinem letzten Brief aus Hannover steht, Du wolltest

uns Liszts Ankunft daselbst genauer schreiben; den Brief wollte ich Dir erst noch stehlen und dann natürlich abschreiben. (Geld!) Später erzählte uns Herr Preußer[1] von L[iszt] und Herrn Wagemann[2], von Deiner Abreise usw.

Da ich Dir nun nichts Neues über Schumanns schreiben kann, so schweige ich fast darüber, und erzähle nur, daß ich Frau Schumann morgen (Dienstag) sehe, da sie schon aufstehen[3] wird, und — daß sie den schnöden Plan gefaßt hat, nach völliger Erholung (etwa sechs Wochen) Julchen[4] nach Berlin zu bringen und Euch vierzehn Tage zu besuchen. Gönnen tue ich Euch's nicht, gar nicht!

Ich will Dir noch einiges von dem teuren Kranken erzählen, auf die Gefahr hin, Altes zu wiederholen.

Herr Schumann frug einmal den Arzt, ob nicht Dr. Hasenclever und zwei andre Leute ihn nach Bonn gebracht hätten; ein andres Mal, ob man nicht von D[üsseldorf] Kragen für ihn geschickt hätte, sonst möchte der Arzt darum schreiben, er wünsche sie jetzt zu tragen. (Seit einem Vierteljahr hat er nie daran gedacht.)

Einst frug er auch, in welcher Richtung Godesberg liege, und erzählte, daß er dort einen Sommer zugebracht!

Sind das nicht wunderbare Zeichen von rückkehrendem Gedächtnis.

Jetzt muß ich Dir noch recht viel von mir vorschwatzen. Mein Trio und ein Heft Lieder haben Härtels in Verlag genommen (12 und 8 L.d'ors). Da ich an Grimm über 20 Taler zu bezahlen hatte, so möchte ich Dich gern noch warten lassen (wenn Du's kannst!), damit ich nicht gleich wieder ohne Geld bin.

Ich möchte die beifolgenden Sachen herausgeben, und bitte Dich deshalb so dringend als ich kann, Du mögest sie durchsehen und mir Deine wahrhafteste Meinung darüber schreiben. Ich bin so in Zweifel über den Wert oder Unwert derselben, daß ich mich zu nichts entschließen könnte, ohne Dein entschiedenes Urteil zu wissen.

Ich möchte Dich hauptsächlich bitten, mir zu jedem Stück und zu jeder Variation ein entschiedenes Ja oder Nein oder Dein Bedenken zu schreiben! Ich dachte die Sachen unter folgendem Titel herauszugeben:

„Blätter aus dem Tagebuche eines Musikers".
Herausgegeben vom jungen Kreisler.

Erstes Heft: Vier Stücke für Pianoforte (Menuett oder ? in As-moll, Scherzino oder ? in h-moll, Stück in d-moll und Andenken an M. B.[5]) in h-moll).

Zweites Heft: Variationen usw.

[1] Kaufmann in Leipzig, dessen Tochter Annette Schumann die „Waldszenen" gewidmet hat.

[2] Vetter J. O. Grimms.

[3] Frau Klara hatte am 11. Juni 1854 ihr achtes Kind, Felix Schumann, geboren, der schon im Alter von 25 Jahren starb. Er ist der Verfasser des von Brahms komponierten Liedes „Meine Liebe ist grün".

[4] R. und Kl. Schumanns dritte Tochter.

[5] Mendelssohn Bartholdy.

Was meinst Du dazu? Die Sachen sollten den anonymen Titel nicht tragen, um schlechter sein zu dürfen als meine früheren, sondern nur des Witzes wegen und weil sie Gelegenheitsstücke sind.

Auch über die Reihenfolge und einzelnen Titel im ersten Heft bin ich unklar. Die Variationen sind wohl gar zu klein und unbedeutend. Man braucht eigentlich nicht mehr solche Kindereien. Meine d-moll-Sonate[1]) möchte ich gern lange liegen lassen können. Ich habe die drei ersten Sätze oft mit Frau Schumann gespielt. (Verbessert.) Eigentlich genügen mir nicht einmal zwei Klaviere. Das Trio hätte ich auch gern noch behalten, da ich jedenfalls später darin geändert hätte.

Mir ist so wirr und unentschieden zumute, daß ich Dich [nicht] genug um eine recht bestimmte Antwort bitten kann. Umgehe keine absprechende, da sie mir nur nützlich sein würde.

Zum Schluß:

Empfiehl mich der Frau und dem Fräulein von Arnim, so gut Du kannst, auch Herrn [Herm.] Grimm und Bargiel, nach dem ich mich sehne.

Möchtet Ihr doch lieber hierher kommen, statt uns Frau Schumann zu rauben. [. . . . .]

Meiner Bitte wegen mag ich mich gar nicht entschuldigen, sie ist sehr groß und auch wohl unangenehm; wenn Du irgend kannst, gewähre sie mir recht sehr.

Lebe recht wohl und behalte mich lieb, wie ich Dich sehr.

Dein Johannes.

Vielen Dank für Dein opus 5![2])

Joachim an Brahms.

[Berlin] 27. Juni [1854.]

(In Düsseldorf d. 28ten Juni erhalten)[3]).

Lieber Johannes!

Wie soll ich Dir danken für Deinen Brief, für Deine Musik! Sieh, lieber Freund, ich habe mich schon so daran gewöhnt, von Dir zuzeiten zu hören, daß ich hier bisweilen ganz unglücklich war im Gedenken, es könnte etwas zwischen uns getreten sein, was mir Dich entfremdete; etwa meine Berliner Reise! Nun reißt mich Dein Brief voll alter, treuer Herzlichkeit über alles Bedenken, und meine Freude über ihn konnte nur durch eins übertroffen werden, durch meine Glückseligkeit über Dein Genie, das sich immer schöner konzentriert und glühendere Strahlen wirft. Liebster Johannes, wie hat mich jeder Ton in den Variationen[4]) von Dir erwärmt, wie sonnte ich

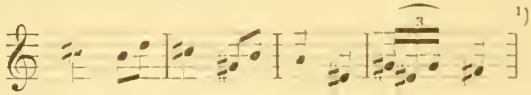
[1]) Die ursprüngliche Fassung des Klavierkonzerts op. 15.

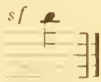
[2]) Drei Stücke für Violine und Pianoforte komponiert und Fräulein Gisela v. Arnim gewidmet von Joseph Joachim. Siehe darüber Joachims Brief an Robert Schumann vom 29. November 1853 in A. Moser's „Joseph Joachim". 1908.

[3]) Von Brahms am Kopfe des ersten Briefbogens notiert.

[4]) Über ein Thema von Schumann, op. 9, Frau Klara zugeeignet.

mich an dem Reichtum von Gefühl, von Geist, der darin liegt! Du lieber Bescheidener, Du bittest mich um Kritik, und ich muß Dir sagen, daß ich nur lernen konnte. Ich stelle die Variationen den schönsten an die Seite, den tiefsten, selbst die meines Lieblings nicht ausgenommen — ich nannte seinen Namen nicht, um Dich nicht mit dem Lob zu erschrecken; er lebte aber zu Anfang dieses Jahrhunderts. Jede Variation ist ein kleiner Tempel zur Verherrlichung des Geistes, der im Thema verborgen ruht — und so mannigfaltig auch ihre Architektur ist, mit gleicher Liebe durchweht er sie. Du wunderbarer Baumeister, wie bescheiden verhüllst Du Deine Kunst, wie verschämt verbirgt der Schmuck sich: alle die Kanons, alle Verkürzungen, Verlängerungen des Basses, tun sie nicht, als entzögen sie sich unsern Sinnen am liebsten? Sie wetteifern lieber an Innigkeit mit



und sind froh, daß man vorübergehen kann, ohne ihr reiches Ornament zu bemerken. Die näher bezeichnete Variation ist aber auch gar zu schön. Könnte ich doch den lichten zweiten Teil einmal von einer Oboe hören, und namentlich das 

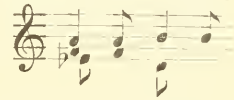
! Das ist so rein, so keusch. Man hört die Dedikation durch! Doch ich will nur aufhören, das Füllhorn meines Enthusiasmus über Deinen Kopf zu schütten, Du könntest blaue Flecke kriegen, bester Johannes! Ich kann ja doch nicht die Variationen in ebenso viele Triumphbogen verwandeln und das Thema in einen Lorbeerkranz, um Dich damit geschmückt durchzuführen — du junger Musik-Imperator! Auch wär ich wegen des Spottliedes auf den Triumphator verlegen, und könnte höchstens sagen, die sechste Variation macht mir den Eindruck, als träte plötzlich ein stattlicher Staatsmann prunkhaft in eine Gesellschaft von Dichtern und Philosophen, in der er sich trotz des Sterns, mit dem ihn das Genie von Gottes Gnaden ausgestattet hat, und das recht auffallend in der Mitte der Brust prangt

etwas niedergedrückt fühlen muß. Was würde der Triumphator erwidern können?

Verzeih allen Unsinn, den meine Feder hinschwätzt, aber ich war wirklich selten so freudig erregt als durch Deine letzten Mitteilungen. Bargiel, der Dich grüßt, so herzlich, als er Dich verehrt, ist einstimmig mit mir, daß Deine Variationen Deine andern bis jetzt publizierten Werke übertreffen.

---

[1]) Der vierten Veränderung in Brahms' op. 9.

Auch Deine andern Klavierstücke (aus dem Tagebuche) haben mir sehr gefallen; die beiden Capriccios in h-moll (so müssen sie, glaub ich, heißen) sind alte Bekannte; ich ziehe das Brahmssche der Imitation Mendelssohns vor; es ist außerordentlich zart, fein ironisch fast, so glatt, daß man nichts erwidern kann, weil einem die Wendungen wie Älchen aus dem Bereich schlüpfen würden. Das d-moll-Stück ist originell in der Form und atmet eine süße Melancholie; ein kurzes „Notturno", wie mir scheint. Am wenigsten ist mir die Sarabande lieb, deren Trio mir einen kleinen Beigeschmack von monotoner Gewöhnlichkeit hat. Sind die Dezimen im d-moll-Stück nicht sehr schwer zu spielen? Und wären sie nicht durch die Terz der höheren Oktave zu ersetzen? Die Stelle  klingt mir leer (ich würde es nicht schreiben); aber ich traue Deinem Ohr und glaube, es wird andern (z. B. Julius Otto Grimm) wohlklingen. Aber entschieden muß ich gegen den Titel des Ganzen auftreten; zur Zeit Hoffmanns und Jean Pauls waren ähnliche Mystifikationen neu, weil Ausfluß eines gewissen genialen Übermutes, der gern dem Philistertum auf alle mögliche Weise Schnippchen schlug — heutzutage ist Ähnliches so sehr zur Form herabgesunken durch den bedeutungslosen Gebrauch, den fast jeder junge Dichterling, ja selbst „Rezensenten — Hun . ." davon gemacht haben, daß Du es nicht encouragieren darfst durch Dein Beispiel. Es scheint mir, daß alles äußerliche Auffallende gerade von genialen Naturen jetzt vermieden werden müsse —; früher galt's, die Schranken zu durchbrechen, welche der freien Regung naturbedürftiger Kräfte in den Weg gelegt worden waren, jetzt aber, wo diese Schranken für wirklich Bedeutendes nicht mehr existieren, muß es nicht scheinen, als ob der Kraftbegabte mit denen gemeine Sache machte, welche im Auffallenden das einzige Mittel gewahren, sich bemerklich zu machen.

Frage doch Grimm, ob er nicht die Meinung teile. Grüße ihn und sage ihm, er möchte mir gut bleiben. Auch Dietrich, Sahr und Dr. Hasenclever empfehle mich freundschaftlich.

H. Grimm, Arnims und Bargiel gedenken Deiner oft. Könntest Du nicht mit Frau Schumann zu uns kommen? Es wäre sehr, sehr schön; ich würde Dir dann eine Phantasie von Bargiel mit Violine vorspielen, die sehr viel Treffliches enthält, von reinstem Musikgeist — auch anderer Zeitvertreib fände sich für Dich! Jedenfalls schreib mir bald wieder einmal, und womöglich wieder so gute Nachrichten über Schumanns!

Von Herzen Dein Joseph J.

Brahms an Joachim.

Düsseldorf, 12. September 1854.

Herzlieber Freund!

Wieder habe ich so lange mit dem Schreiben gezögert, daß ich fürchten muß, Du findest diesen Brief erst bei Deiner Rückkunft von Wien.

Verzeih mir's denn und siehe, wie wenig Du entbehrst.

Ich habe Dir weiter nichts zu schreiben, als daß ich Deinen Brief mit den Ouvertüren erhalten und Dir meinen innigsten Dank zu sagen habe. (Weiter habe ich eigentlich Dir nie etwas zu schreiben.) Meinen Sinfoniesatz hast Du wie gewöhnlich durch ein schöngefärbtes Glas gesehen, ich will ihn durchaus ändern und bessern; in der Komposition fehlt sogar sehr viel, von der Instrumentation verstehe ich nicht einmal so viel als im Satz zu sehen ist, das Beste verdanke ich Grimm.

Durch die Übersendung der Ouvertüren hast Du uns große Freude gemacht. Ich erhebe mich an der zum Heinrich, Grimm an der Demetrius-Nicht begreifen kann ich, wie Du Interesse finden kannst an meinen Sachen, an Variatiönchen und Sonätchen wie meine! Ich sehe Dich immer lebendig vor mir, wenn ich Deine Sachen spiele, tief bewegt, hoch erhoben, als ob Du es eben schafftest.

Du schreibst mir nicht, daß ich sie bald zurückschicken soll, deshalb behalte ich sie, entweder bis wir uns sehen oder bis Du schreibst.

Vom teuren Robert kann ich Dir nichts Neues schreiben, sein Befinden ist ziemlich gleich geblieben. Spaziergänge zum Godesberg usw. macht er fort. Daß ich ihn gesehen, hast Du wohl noch in Berlin erfahren? Sonst auch laß mich Dir's bald mündlich erzählen; Grimm hat ihn auch gesehen. Frau Schumann ist vier Wochen in Ostende gewesen und gesund zurückgekehrt. Sie spielt ganz mit der früheren Kraft, aber intensiver, noch mehr wie Du. Sie spielte mir gestern meine f-moll-Sonate vor, ganz wie ich sie gedacht, dann aber edler, mit ruhigerer Begeisterung, nebenbei sauber und rein und in den größten Kraftstellen mit dem herrlichsten Ton, lauter kleine Vorzüge, die sie von [vor] mir hat.

Morgen, den 13ten, ist ihr Geburtstag; ich habe ihr einen langjährigen Wunsch erfüllt und das Quintett von Schumann zu vier Händen arrangiert. Während sie in Ostende war, habe ich das Manuskript heimlich aus dem Schrank genommen, so daß sie nichts ahnte. Ich habe mich immer tiefer hinein versenkt, wie in ein Paar dunkelblauer Augen (so kommt's mir nämlich vor). Auch diesen Brief habe ich deshalb erst jetzt schreiben können. —

Zu meinen Variationen sind noch zwei neue gekommen, in der einen spricht Klara!

Härtels haben mir den Druck angeboten. Teurer, solange Frau Schumann hier ist, gehe ich, kann ich nämlich nicht fort, aber Anfang Oktober werden Grimm und ich in Hannover sein; ich werde wahrscheinlich gleich nach Hamburg reisen, die Eltern möchte ich sehen, und da ich jedenfalls den Winter hin müßte, so will ich's lieber gleich tun. (Frau Schumann sehe ich dann wahrscheinlich dort.)

Bestimmt wären wir, so Gott will, vom neuen Jahr an zusammen.

Ich habe unendliche Sehnsucht, Dich zu sehen und mit Dir zu leben; ich glaube, die immerwährende Aufregung hier wird mir nicht gut tun, ich werde mich erholen müssen.

Musizieren müssen wir in Hannover sogleich regelmäßig, ich kann's jetzt auch hoffentlich besser, habe auch einen größeren Katalog im Kopfe.

Mit dem Gelde geht's mir nicht sonderlich, ich kann noch nicht daran denken, Dir die fünfzig Taler wiederzugeben.

Ich habe mir hier den Shakespeare, Aeschylos, den Faust, ein Heft Plutarch usw. gekauft! So geht's, wenn ich nur einige Taler habe.

Ich freue mich über einen kleinen Witz, den ich gemacht habe. Das Scherzo aus dem Quintett habe ich

für $\left.\begin{matrix}\text{Piano}\\ \text{Frau Schumann}\end{matrix}\right\}$ allein arrangiert.

Sie lacht über so etwas.

Ich wollte eigentlich Flöte blasen lernen, um sie diesen Winter begleiten zu können, aber ihr sind die Kuhlauschen Sonaten langweilig. Kommst Du nicht durch Düsseldorf, wenn Du nach Wien reist? Wir alle hoffen und wünschen es so sehr!

Grimm wird auch den Winter in Hannover sein. Ich natürlich, da Du mich haben und leiden willst.

Mein Brief ist länger geworden, als ich dachte, es mag auch ein entsetzliches, unnützes Gewäsch sein.

Wenn irgend möglich, mache doch einen Umweg über Düsseldorf. Schreibe es doch, daß Du kommst!

Herzliche Grüße von Frau Schumann, Grimm, [und die] herzlichsten von

Deinem Johannes.

Joachim an Brahms.

[Hannover] Donnerstag [14. September 1854].

Habe Dank für alles Gute und Liebe, das Du mir schreibst; es tut mir so wohl, gerade von Dir gelobt zu werden — aber beschämt muß ich Dir doch sagen, daß ich fast darüber erschrecke, wenn ich mich mit dem vergleiche, was Du in mir schaust, mein innig geliebter Johannes. Unterschätze Dich nicht, wie Du mich überschätzest. — Ich bin ganz glücklich, daß Du und Grimm im Winter herzukommen beabsichtigen — lasset uns denn eine rechte Oase in dem dürren Hannover bilden. Seitdem ich trachte, die Dinge mehr zu sehen, wie sie sind, erscheint mir meine Umgebung hier immer nüchterner; der einzige, den ich ausnehme, ist Nicola[1]). Ein Glück, daß wir Künstler unsere Ideale nicht in der Außenwelt zu suchen brauchen. — Wie gern wäre ich gestern bei Euch gewesen, — ja wohl ist die Schumann eine gottbegabte Frau und eine herrliche Künstlerin; jetzt, wo ich eben die Lind gehört und

[1]) Erster Geiger der königl. Kapelle in Hannover, ein Vollblutkünstler, wie ihn Marschner nannte. „Es sei dem alten Mann, der 1855/56 nach sechsunddreißigjähriger Dienstzeit in Pension trat, unvergessen, daß, sobald im ‚Egmont' bei Klärchens Verklärung die Musik begann, er sich im Orchester erhob und vor Beethovens Genius sein schwarzes Samttäppchen lüftete." G. Fischer, Opern und Konzerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866.

gesehen habe, sag ich das mit neuer Begeisterung: wie intensiv erscheint mir die wahre Kunstliebe der ersteren gegen den bald frömmelnden, bald kokettierenden Geist der letzteren — die (ich kann mir nicht helfen) eine arge Publikumsdienerin entweder geworden ist oder immer war. Man spricht immer so viel von der Keuschheit in der Kunst der Lind — wenn ich darunter die innerlichste Wahrhaftigkeit der Empfindung verstehen soll, so kann ich das nicht mit der übertriebenen Nuancierung Lindbladscher Lieder zusammenreimen, die sie mit einem gequälten Ausdruck der Angst sang (es galt einem frierenden Essenkehrer), der dem „Erlkönig" der Devrient Ehre gemacht hätte — noch weniger kann ich's mit dem läppischen Vogelgesang erklären, der ein Taubertsches Lied über eine Viertelstunde hinausdehnte, voll bewußter Effekte, ohne alle Naivität — währenddem ich eine Webersche Arie kalt, aber durchaus nicht innig-jungfräulich vorgetragen fand. — Fort mit aller Unwahrheit, es lebe die Schumann! Man muß nicht mit Glückwünschen zu spät kommen, sonst würde ich ihr noch gratulieren; aber grüßen mußt Du sie voll inniger Verehrung.

Ich reise übermorgen nach Pest — da ich nur vierzehn Tage zur Reise habe, kann ich nicht über Düsseldorf Umweg machen — das verwetterte Norderney, das mir dazwischen kam! Aber anfangs Oktober sehen wir uns hier, Du, Grimm und ich. Wie freut mich Eure Teilnahme für meine Ouvertüren — Du weißt, wie klein mein Publikum ist! Wenn Ihr hier seid, wollen wir sie zusammen anhören — mögen sie dann nicht zu schlecht klingen! Ungarsche Lieder hoffe ich für uns auch mitzubringen. Wegen des Geldes lasse Dich nicht beunruhigen — überhaupt rege Dich nicht (wie ich) mit unnützen Vorsichten auf. Man leidet darunter. Willst Du mir poste restante nach Pest schreiben — von Dir und Schumann, so wirst Du erfreuen und erfrischen

Deinen J. J.

Österreich und Ungarn.

Vom

Grafen **Theodor Zichy**[1]).

Während meines langjährigen Aufenthaltes in Deutschland hatte ich oft Gelegenheit, wahrzunehmen, wie mangelhaft man im Auslande über die innerpolitischen Zustände Österreichs und Ungarns unterrichtet ist, und wie einseitig man infolgedessen die Beziehungen der beiden Staaten zueinander beurteilt. Der fernstehende Beobachter ist geneigt, zu glauben, daß wir in beständiger Fehde leben, und daß es wohl niemals gelingen wird, die zahlreichen Gegensätze auszugleichen.

Dieser Annahme möchte ich entgegentreten und hoffe, den geneigten Leser eines Besseren zu belehren, wenn ich ihm vorerst das staatsrechtliche Verhältnis Ungarns zu Österreich mit dem Gesetzbuche in der Hand schildere und ihm dann die einzelnen politischen Streitfragen vorführe, die heute vielleicht etwas schroffer behandelt werden als sonst, deren Beseitigung aber im Bereiche der Möglichkeit liegt und mit der Zeit gewiß auch erfolgen wird.

Die letzten Jahre brachten sowohl Österreich als auch Ungarn eine Reihe von politischen Krisen, deren Nachwehen noch nicht verschwunden sind. In Österreich wurde vor kurzem das allgemeine Wahlrecht eingeführt, das Abgeordnetenhaus hat sich „demokratisiert", es entstanden neue Parteigruppen, neue Strömungen wurden bemerkbar, und neue Männer machen ihren Einfluß geltend. In Ungarn ist die alte liberale Partei, die seit dreißig Jahren am Ruder saß, man kann sagen unverhofft niedergebrochen. Die ehemalige Opposition, die Achtundvierziger, erlangten im Abgeordnetenhause die Majorität und verbündeten sich mit den Überlebenden der liberalen Partei

[1]) Wir gewähren, wenn auch mit allem Vorbehalt, den obigen Ausführungen Raum in unsrer Zeitschrift, da wir der Ansicht sind, daß es für unsre Leser von Interesse sein könne, in diesen kontroversen Fragen die Stimme eines hervorragenden Ungarn zu hören, eines Staatsmannes, der die aufrichtigsten Sympathien für Österreich hegt und ein guter Kenner Deutschlands ist, der zwei Jahre in Stuttgart und neun Jahre in München k. u. k. österreich-ungarischer Gesandter war und bei seinen Landsleuten eines so hohen Ansehens genießt, daß sie ihn wiederholt (1906 und 1907) zum Präsidenten der ungarischen Delegation berufen haben.

Die Redaktion.

(Verfassungspartei) und den gemäßigten Klerikalen (Volkspartei) zu einer starken Regierungspartei. So entstand die „Koalition", die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Land aus der lange anhaltenden Krise in ein ruhiges und sicheres Fahrwasser zu lotsen.

Der hüben und drüben eingetretene Wechsel in den leitenden Parteien und Politikern hat aber das bisherige Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn in keiner Weise gestört, im Gegenteile, es ist den ans Ruder gelangten Staatsmännern sogar gelungen, den wirtschaftlichen Ausgleich zwischen den beiden Staaten abzuschließen, was noch kurz vorher unmöglich erschien. Und trotz dieser in keiner Weise anormalen, ja sogar günstigen Entwicklung der Dinge können wir nicht in Abrede stellen, daß diesseits und jenseits der Leitha selbst heute noch eine Erregung, eine Nervosität herrscht, wie sie nur zur Zeit von ernsten Verwicklungen vorkommt; daß die Politiker Österreichs und Ungarns einander gegenüber bisweilen eine Haltung einnehmen, als stünde ein Konflikt vor der Tür.

Jeder, der das friedliche, ruhige Zusammenleben und Zusammenwirken Österreichs mit Ungarn von 1867 ab bis Ende der 90er Jahre kannte, muß sich unwillkürlich die Frage stellen, woher denn diese Erregung, ja beinahe feindselige Haltung rühren mag? Ich finde nur eine Erklärung:

Seit Ende 1897 bis Oktober 1907 haben sich alle Anstrengungen der beiden Regierungen vergeblich erwiesen, die handelspolitischen Beziehungen Österreichs mit Ungarn zu ordnen. Die Abmachungen zwischen Badeni und Bánffy (1897), der Körber-Széllsche Ausgleich (1902) wurden von den beiden Parlamenten nicht einmal auf die Tagesordnung gesetzt. In Ungarn half man sich mit einseitig gebrachten Gesetzen und provisorischen Maßnahmen durch, in Österreich gar nur mit Verordnungen. Der Handel, die Industrie, die ganze Geschäftswelt litt unter dieser permanenten Unsicherheit, die auf jedweden Unternehmungssinn lähmend einwirken mußte. Schließlich schwand auch die Hoffnung auf Besserung, denn der Reichsrat in Wien erwies sich als arbeitsunfähig, und in Ungarn schien mit der unglückseligen Ära Fejérváry sogar das konstitutionelle Régime gefährdet.

Diese trostlosen Zustände und die anhaltende Ungewißheit hatten aber auch ihre psychologische Wirkung.

Wir wissen aus eigener Erfahrung, wie es zu gehen pflegt, wenn zwei Privatpersonen einen wichtigen Vertrag oder ein Rechtsgeschäft abschließen wollen, an dem ihr ganzes Vermögen hängt, und es geraten die Verhandlungen, aus was immer für einem Grunde, ins Stocken. Da stellen sich auf einmal Antipathien ein, jeder sieht im andern einen Gegner, die beiden fangen an, sich zu hassen, und dieser Zustand der Erregung dauert auch nachher fort, selbst wenn es inzwischen gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, alles bestens zu ordnen.

So steht es heute auch zwischen Österreich und Ungarn, der Ausgleich ist zwar abgeschlossen, die Gemüter haben sich aber noch nicht vollends beruhigt. Jeder, wenn auch noch so belanglose, Zwischenfall bringt uns alle wieder in Aufregung.

Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß wir diesseits und jenseits der Leitha zehn Jahre hindurch tagtäglich aufreizende Zeitungsartikel gelesen haben; diese mußten mit der Zeit selbst auf den ruhigsten Staatsbürger suggestiv wirken, und so kam es, daß wir uns schließlich auf beiden Seiten einbildeten, alles gehe bei uns aus den Fugen.

Und in Wahrheit ist nichts aus den Fugen gegangen, die Monarchie steht am alten Flecke, die neuen Männer passen sich so gut es geht der alten Politik an, und wir dürfen hoffen, daß es ihnen schließlich doch gelingen wird, auch die alte Ruhe wieder herzustellen.

Neues kann ich, offen gestanden, nur wenig bringen; was ich heute sage, hätte ich füglich auch vor zehn und mehr Jahren sagen können; da ich es aber unternommen habe, das Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn zu schildern, beginne ich mit der Vorführung der Gesetze, die man kennen muß, um unsre innere Politik richtig zu beurteilen.

Gesetzliche Grundlagen des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn.

I. Die pragmatische Sanktion.

Den Grundstein unsrer Beziehungen zu Österreich bilden die Gesetz-Artikel I, II und III vom Jahre 1723, die zuerst im Sprachgebrauche, von 1848 ab aber auch in den Gesetzen als „Pragmatische Sanktion" bezeichnet werden. Diese Benennung ist etwas willkürlich, denn die Pragmatische Sanktion (*κατ' ἐξοχήν*) war das auf Befehl des Kaisers Karl VI. am 19. April 1713 vor den versammelten Geheimen Räten und Ministern verlesene und publizierte Hausgesetz, in dem die Erbfolge des Erzhauses Österreich geregelt und auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde.

In den absolutistisch regierten Erbländern unterlag es keiner Schwierigkeit, die Zustimmung der Landesvertretungen zum neuen Hausgesetze zu erlangen. Nicht so in Ungarn, wo die freie Königswahl bis Leopold I. in Übung war.

Mit dem Ges.-Art. II des Jahres 1687 hatten zwar die Stände Ungarns „zum ewigen Andenken an die so namhaften Wohltaten" (Rückeroberung der Festung Ofen und Befreiung des Landes von den Türken) „und zur immerwährenden Betätigung ihrer dankbarst ergebensten Gesinnungen" auf das Wahlrecht verzichtet, indem sie erklärten, „daß sie in Hinkunft niemand andern als den Erstgeborenen unter den leiblichen männlichen Erben Sr. Majestät (Leopold I.) für ewige Zeiten als ihren rechtmäßigen König anerkennen werden"[1]; da aber in diesem Gesetze nur von dem „männlichen" Erben die Rede war, galt es als selbstverständlich, daß das Recht der Königs-

[1] Alle hier in deutscher Übersetzung angeführten ursprünglich lateinischen oder ungarischen Gesetzestexte sind der Manzschen Ausgabe der ungarischen Verfassungsgesetze entnommen.

wahl in Ungarn nach dem Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft Leopolds I. wieder in Kraft treten wird.

Das konnte keinen Zweifel bilden und wurde von Kaiser Karl VI. (als König von Ungarn Karl III.) im Ges.-Art. II vom Jahre 1715, § 8, auch formell anerkannt und bekräftigt.

Aus letzterem Gesetze ließe sich schließen, daß Karl III. anfangs nicht die Absicht hatte, seinen weiblichen Deszendenten auch den Thron Ungarns zu sichern (im Jahre 1715 war er ja überhaupt kinderlos); als ihm aber im Jahre 1717 eine Tochter, die nachmalige Kaiserin und Königin Maria Theresia, geboren wurde, schickte er sich sofort an, ihre Erbfolgerechte auch auf Ungarn auszudehnen.

Dies geschah mit den erwähnten Ges.-Art. I, II und III vom Jahre 1723, deren Bestimmungen wir in Kürze aufzählen wollen:

1. Das Recht der Nachfolge in Ungarn und den damit verbundenen Ländern wird auch auf die weiblichen Nachkommen des Hauses Österreich ausgedehnt, und zwar in erster Reihe auf die weiblichen Nachkommen des Königs Karls III., dann auf jene Josefs I. und schließlich auf die weiblichen Nachkommen Leopolds I.

2. Sagt Ges.-Art. I, § 4, „daß jeder weibliche oder männliche Erbe, der in Gemäßheit der erwähnten, im durchlauchtigsten Hause Österreich anerkannten Ordnung der Erstgeburt Erbe der genannten Königreiche und Länder des durchlauchtigsten Hauses Österreich wird, infolge eben desselben Rechtes der Nachfolge, für diesen und alle künftigen Fälle, als unzweifelhafter König von Ungarn und der damit verbundenen Königreiche und Provinzen, die ebenfalls als untrennbar anzusehen sind, anerkannt und gekrönt werden soll."

Der Erbe der österreichischen Erbländer ist somit gleichzeitig auch zur Erbfolge in Ungarn berufen. § 7 des Ges.-Art. II wiederholt dies, indem er bestimmt, daß die „unteilbar und untrennbar miteinander verbundenen österreichischen Erbländer zugleich mit Ungarn erblich zu besitzen und zu regieren sind."

3. Im Falle des gänzlichen Aussterbens der gedachten Linien behalten sich die Stände ihr uraltes Recht auf die Wahl und Krönung ihrer Könige vor (Ges.-Art. II, § 11).

4. Der König hingegen „bestätigt alle sowohl verbrieften als auch andern Rechte, Freiheiten und Privilegien, Immunitäten, Prärogativen, bereits geschaffenen Gesetze und anerkannten Gewohnheiten," und verspricht dieselben im Sinne seines Inauguraldiploms vom Jahre 1715 und seines Krönungseides zu beobachten. Dieselbe Zusage machte er auch im Namen seiner Nachfolger, die gesetzmäßig zu krönenden Könige Ungarns. (Einleitung zu Ges.-Art. I, Ges.-Art. II, § 10 und Ges.-Art. III.)

Die erwähnten drei ungarischen Gesetz-Artikel und die österreichische pragmatische Sanktion enthalten zwar parallele, aber keineswegs identische Bestimmungen. Die wesentlichen Verschiedenheiten sind folgende:

a) In der österreichischen Pragmatischen Sanktion wird nur die Unteilbarkeit und Untrennbarkeit der Königreiche und Länder (d. h. der österreichischen Erbländer) ausgesprochen, während im ungarischen Gesetze ausdrücklich bedungen wird, daß alle Rechte und Privilegien Ungarns aufrecht erhalten bleiben müssen.

b) In Österreich erstreckt sich die Erbfolge auf alle Nachkommen des Hauses Habsburg, während sie in Ungarn nur auf die Linien Karl III., Josef I. und Leopold I. beschränkt bleibt.

Ein formeller Unterschied besteht auch darin, daß die österreichische Pragmatische Sanktion ein Hausgesetz, ein vom absoluten Herrscher kundgegebener Allerhöchster

Willensakt ist, während die drei ungarischen Gesetzartikel verfassungsmäßig zustande gekommene Gesetze sind.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf die zahlreichen ganz theoretischen Streitfragen eingehen, zu denen die ungarische pragmatische Sanktion Anlaß und Stoff gegeben hat. Die bekanntesten sind: ob die pragmatische Sanktion nur als einfaches Gesetz oder als staatsrechtliches Grundgesetz aufzufassen ist, ob sie ein Vertrag ist zwischen König und Land, oder gar ob sie als ein zwischen Ungarn und Österreich abgeschlossener Vertrag anzusprechen sei?

Letztere Ansicht ist ganz irrig, denn als die ungarischen Stände den Wunsch äußerten, daß sie einen formellen Vertrag mit den Erbländern schließen möchten, erklärte dies König Karl III. für überflüssig, da er als absoluter Herrscher der Erbländer ohnedies schon in ihrem Namen gehandelt habe.

Franz Deák definiert die ungarische pragmatische Sanktion als „einen infolge gemeinsamen Übereinkommens mit dem Herrscher zustande gekommenen Grundvertrag".

Doch lassen wir die Streitfragen; von Wichtigkeit für uns ist nur, daß die pragmatische Sanktion keine Unterwerfung, keine Einverleibung Ungarns in die Erbländer bedeutet. Ungarn ist nach wie vor ein unabhängiges autonomes Königreich, nur ein einziges Band besteht zwischen Ungarn und den Erbländern, die physische Person des Herrschers.

Das Prinzip der Personalunion bleibt also nicht nur aufrecht erhalten, es wird sogar noch bekräftigt, und damit sich ja kein Mißverständnis einschleiche, wird das in der Folge noch von einer ganzen Reihe von späteren Gesetzen immer von neuem bestätigt.

Als die alte Klage der Stände über die fortwährende Einmischung fremder Minister in die Verwaltung Ungarns laut wurde, erklärt Königin Maria Theresia im Ges.-Art. vom Jahre 1741, daß sie die ungarischen Angelegenheiten sowohl im Lande als auch außerhalb desselben von Ungarn wird besorgen lassen, und daß sie bei denjenigen Angelegenheiten, die sie selbst besorgt, stets den Rat ihrer getreuen ungarischen Ratgeber in Anspruch nehmen wird.

Aber noch viel deutlicher lautet der Ges.-Art. X vom Jahre 1790, in dem Leopold II anerkennt, daß „Ungarn ein freies Land und hinsichtlich seiner ganzen gesetzlichen Verwaltung unabhängig, d. h. keinem andern Reiche oder Volke unterworfen ist, sondern seinen eigenen staatlichen Bestand und seine eigene Verfassung besitzt, folglich durch seinen regelmäßig gekrönten König, also durch Seine geheiligte Majestät und dessen Erben, nach seinen eigenen Gesetzen und Gewohnheiten, nicht aber nach Art der übrigen Provinzen, zu beherrschen und zu verwalten sei."

Im Ges.-Art. III vom Jahre 1827 verspricht Franz I. (als römischer Kaiser Franz II.), daß es seine Hauptsorge sein wird, die von ihm beschworene Verfassung Ungarns sowohl selbst beständig zu halten als auch von andern halten zu lassen.

Schließlich hält auch der Ges.-Art. XII vom Jahre 1867 an dem Grundsatze fest, daß die pragmatische Sanktion die staatsrechtliche und innere administrative Selbständigkeit Ungarns gewährleistet.

Die etwas schwülstige Stilisierung der pragmatischen Sanktion hat so manchen Gelehrten dazu verleitet, Dinge aus derselben herauszuinterpretieren, die sie gar nicht enthält. So z. B. haben ihr viele den Sinn beigelegt, daß sie Ungarn den Erbländern gleichstellt, zu einer Provinz macht, im besten Falle zu einer Provinz mit besonderen Vorrechten.

Dieser gewagten Behauptung können wir ein unwiderlegliches Argument entgegenstellen: in Ungarn ist nur der König im Einvernehmen mit der Legislative berufen, die Gesetze auszulegen, und wir haben gesehen, alle authentischen Gesetzesauslegungen bestätigten und bekräftigten stets die staatliche Unabhängigkeit des Königsreiches und das Prinzip der Personalunion.

Zur Zeit Josefs II. und in den Jahren 1849—1860 versuchte man es zwar mit dem Zentralismus und dem Absolutismus; diese Experimente mißglückten aber vollkommen, und beide Male lebte das alte ungarische Staatsrecht ungeschmälert wieder auf, erhielt von neuem die gesetzliche Sanktion und wurde vom Herrscher beschworen.

Wenn wir schon die ganz unhaltbare Inkorporierungstheorie zur Sprache gebracht haben, so dürfen wir hier zwei weitere viel ventilierte Fragen nicht unberührt lassen.

In Österreich ist die Ansicht selbst heute noch verbreitet und wird namentlich von den Feudalen und Klerikalen verfochten, daß nämlich das kaiserliche Patent vom 1. August 1804, mit dem Kaiser Franz I. den Titel eines Kaisers von Österreich annahm, auch in Ungarn Rechtskraft besitze; Ungarn wäre somit ein Bestandteil des neuen Kaiserreiches Österreich geworden.

Der Wortlaut des Patentes ist nicht sehr deutlich; im Absatze 3 heißt es zwar, daß „die Benennungen Unsrer Königreiche und andrer Staaten ungeschmälert zu verbleiben haben", hier ist also nur von der „Benennung" und nicht von der „staatsrechtlichen Unabhängigkeit" Ungarns die Rede. Auch bezüglich der Krönung ist nur so viel gesagt, daß sie in Ungarn und in Böhmen auch in Zukunft ohne Änderung verbleibt.

Es hat also wirklich den Anschein, als hätte es sich um einen zentralistischen Vorstoß, um einen Versuch gehandelt, Ungarn mit den Erbländern gleichzustellen. Diese Annahme steht aber im Widerspruche mit dem Krönungseide, den Franz I. im Jahre 1793 geleistet hat; überdies ist auch ein wichtiges Dokument vorhanden, das den Beweis liefert, daß die Inkorporierung Ungarns in das neue Reich keineswegs beabsichtigt war.

Wenige Tage nämlich (17. August 1804) nach dem Erscheinen des kaiserlichen Patentes gelangte ein Allerhöchstes Reskript an die ungarischen Stände, in dem ihnen der König eröffnete: daß er den österreichischen Kaisertitel angenommen habe, aber in solcher Weise, „daß die bisherigen Titel Unsrer Königreiche und Länder ungeschmälert zu verbleiben haben, was insbesondere auf Unser geliebtes Königreich Ungarn zu verstehen ist," und weiter: „Eingedenk der in Unserm Inauguraldiplom gegebenen Versprechens haben wir

vor Augen gehabt, daß das, was Wir zur Hebung des Glanzes des ganzen Reiches eingeführt haben, nur mit Aufrechterhaltung der Verfassung Unsres geliebten Königreiches Ungarn geschehe."

Die Verfassung bleibt also aufrechterhalten, und damit ist es auch außer Zweifel gesetzt, daß die Unabhängigkeit Ungarns keinen Schaden erlitten hat. Die Worte „ganzes Reich" dürfen uns nicht irre machen, der Ausdruck kam bis in die neueste Zeit häufig vor, wurde aber niemals von unsern Gesetzen so interpretiert, als handelte es sich um ein Ganzes, in dem Ungarn inbegriffen ist; es ist nur eine kurze Bezeichnung, um nicht immer „Österreich und Ungarn" eigens zu nennen.

Schließlich muß ich noch erwähnen, daß das Patent vom 1. August in Ungarn niemals publiziert, geschweige denn dem Gesetze einverleibt worden ist. Noch mehr, dem Allerhöchsten Reskripte vom 17. August 1804 lag nicht einmal eine Abschrift des Patentes bei. Der König hat sich somit darauf beschränkt, den ungarischen Ständen mitzuteilen, was er in den Erbländern zu verfügen befunden hat.

Eine weitere ebenso unhaltbare Behauptung derjenigen, welche die Unabhängigkeit Ungarns bestreiten, ist, daß Ungarn im Freiheitskampfe 1849 besiegt und erobert, daher aller seiner Rechte verlustig wurde, sie verwirkt habe.

Das Sprichwort sagt: „In Nürnberg hängt man keinen, außer man hätte ihn."

In den fünfziger Jahren mögen die eben angeführten Argumente vielleicht ganz plausibel geklungen haben; die Zustände im damaligen zentralistischen und absolut regierten „Groß-Österreich" wurden aber allmählich unhaltbar, die zentrale Gewalt erwies sich als schwach und scheiterte schließlich am passiven Widerstande Ungarns. Die Versuche mit der Oktoberverfassung (1860) und der Februarverfassung (1861) mißlangen ebenfalls, und im Jahre 1867 trat die alte ungarische Verfassung wieder in ihre Rechte; König Franz Josef beschwor sie bei seiner Krönung, und damit ist die Verwirkungstheorie wohl auf immer beseitigt.

Doch kehren wir zu unserm eigentlichen Thema, zu den Gesetzen, zurück.

II. 1848er und 1867er Gesetze.

Neben der pragmatischen Sanktion sind die Gesetze des Jahres 1848 die wichtigsten Pfeiler unsres staatlichen Lebens.

Sie beseitigten die veraltete Ständeverfassung und führten in Ungarn das moderne, konstitutionelle, parlamentarische System mit verantwortlichen Ministern ein.

Mit der Ernennung des ungarischen Ministeriums verschwand die ungarische und siebenbürgische Hofkanzlei in Wien, die Statthalterei und die Hofkammer (oberste Steuerbehörde) in Ofen; die staatliche Unabhängigkeit Ungarns wurde mit der Verlegung der ganzen Staatsverwaltung nach Ungarn nur noch mehr dokumentiert.

Die Bestimmung, daß jeder souveräne Akt des Königs mit der Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers zu versehen sei, demonstrierte ad oculos den Unterschied zwischen den souveränen Akten des Königs von Ungarn und des Kaisers von Österreich — ein Mißverständnis konnte nicht mehr bestehen.

Den Gesetzgebern von 1848 gebrach es aber an Zeit, ihr großes Werk zu vollenden, bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten wurden nur unvollständige Verfügungen getroffen.

Das Kriegswesen sollte fortan ganz getrennt verwaltet werden und wurde in Ungarn dem neuernannten ungarischen Kriegsminister anvertraut.

Die auswärtigen Angelegenheiten gaben seit jeher Anlaß zu Reklamationen und Rekriminationen von seiten Ungarns. Sie wurden von Wien aus geleitet, und wenn sich die Stände ihren Einfluß sichern wollten, vertröstete man sie mit den schönsten Versprechungen, die aber meist nicht gehalten wurden. Auch im Jahre 1848 blieben die Dinge im unklaren.

Der Ges.-Art. III vom Jahre 1848 verfügte nur folgendes: „Einer der (ungarischen) Minister wird stets um die Person Sr. Majestät sein, und auf alle Verhältnisse, die das Vaterland und die Erbprovinzen gemeinsam interessieren, Einfluß nehmen und bei denselben unter seiner Verantwortlichkeit das Land vertreten."

Damit ist also die Absicht ausgesprochen, dem ungarischen Minister am Allerhöchsten Hoflager Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten zu geben. Dafür spricht auch die Ernennung eines Diplomaten, des Fürsten Esterházy, auf diesen Posten.

Die 1848er Gesetze erheischten also, wie wir sehen, eine Ergänzung, die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn mußten genauer umschrieben, die gemeinsamen Angelegenheiten und ihre Gebarung endgültig geregelt werden, und das um so mehr, als Österreich seit 1860 ebenfalls konstitutionelle Rechte erhalten hatte.

Der Gesetz-Art. XII vom Jahre 1867 „über die zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen unter der Regierung Sr. Majestät stehenden Ländern obschwebenden gemeinsamen Angelegenheiten und über den Modus ihrer Behandlung" löste dieses Problem, es ist das Ergebnis des „Ausgleiches" [1]) zwischen der Krone und Ungarn, der Schlußstein zur pragmatischen Sanktion und das Instrument, das den österreichisch-ungarischen Dualismus genau regelt.

Die Wichtigkeit dieses Gesetzes erfordert eine kurze Analyse desselben. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich da, wo es bloß die Grundsätze festlegt, nach denen einzelne Materien geordnet werden sollen, sofort erwähnen, wie dies in der Folge praktisch durchgeführt worden ist.

---

[1]) Mit dem Worte „Ausgleich" werden auch die Abmachungen bezeichnet, die zwischen Österreich und Ungarn auf wirtschaftlichem Gebiete periodisch zustande kommen. Letztere sollten eigentlich „wirtschaftlicher Ausgleich" heißen; da aber das Wort „Ausgleich" amtlich überhaupt nicht gebraucht wird, ist die Ungenauigkeit irrelevant.

Jedem, der das Gesetz aufmerksam liest, wird es auffallen, daß es nicht in der üblichen Form der Gesetze redigiert ist. Es enthält historische Rückblicke, staatsrechtliche Erörterungen und erinnert an eine Denkschrift oder an die Motivenberichte, mit denen die Minister ihre Gesetzesvorlagen einzubegleiten pflegen.

Diese Eigentümlichkeit kommt daher, daß der vorliegende Gesetzartikel ursprünglich das Elaborat eines aus 67 Mitgliedern des ungarischen Reichstages bestehenden parlamentarischen Kommission war, die den Ausgleich mit der Krone vorbereitete. Das Schriftstück wurde dem König Franz Josef unterbreitet und von ihm vollinhaltlich angenommen. Um Weiterungen, namentlich aber um neue Verhandlungen mit der Krone zu vermeiden, hielt man es für zweckmäßig, den Text nicht neu zu redigieren, umzumodeln, man teilte ihn nur in Paragraphen ein, und er wurde so zum Gesetze.

Die Einleitung des Gesetzes konstatiert neuerdings die in der pragmatischen Sanktion gewährleistete staatsrechtliche und administrative Selbständigkeit Ungarns, hebt die Notwendigkeit hervor, die Lebensbedingungen der Sicherheit und des Fortbestandes der Monarchie zu ordnen, und setzt hinzu, daß die diesbezüglichen Angelegenheiten eine verfassungsmäßige Behandlung erheischen, nachdem auch die übrigen Länder Sr. Majestät konstitutionell regiert werden.

§ 2 führt aus, daß die Verteidigung und Aufrechterhaltung der gemeinsamen Sicherheit mit gemeinsamen Kräften eine gemeinsame und wechselseitige Verpflichtung der beiden Staaten bildet, die direkt aus der pragmatischen Sanktion entspringt.

Als Mittel dieser gemeinsamen und solidarischen Verteidigung wird die zweckmäßige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Armee (das Kriegswesen) bezeichnet (§§ 8 und 9).

Ein gemeinsames Ministerium soll gebildet werden, dem die Sorge für die erwähnten zwei Gruppen von gemeinsamen Angelegenheiten obliegt, jedoch keinerlei Ingerenz in die Regierungsgeschäfte der beiden Staaten zusteht. Es besteht aus drei Ministern: dem Minister des Äußeren, dem Kriegsminister und dem gemeinsamen Finanzminister. Der Wirkungskreis des letzteren ist sehr beschränkt, denn er hat mit der Geldbeschaffung und dem Steuerwesen nichts zu tun, so daß er eigentlich nur die Geldgebarung der beiden andern gemeinsamen Minister vermittelt. Seit der Okkupation Bosniens und der Herzegowina ist ihm die Verwaltung dieser Provinzen anvertraut.

Die gemeinsamen Minister sind sowohl solidarisch als auch jeder für sein Ressort verantwortlich.

Der Minister des Äußeren leitet die auswärtigen Angelegenheiten im Einverständnis mit den Ministern der beiden Staaten (§ 8); letzteren steht mithin das Recht zu, auf die auswärtige Politik Einfluß zu nehmen. Er schließt die internationalen Verträge mit den fremden Staaten, ist also bei solchen Gelegenheiten der Bevollmächtigte Österreichs und Ungarns oder auch nur eines derselben, denn sowohl Österreich als auch Ungarn können

gelegentlich auch allein für sich Verträge mit fremden Staaten schließen (z. B. Eisenbahnanschlüsse, Grenzregulierungen betreffend).

Als zweites Mittel der gemeinsamen Verteidigung wird die Armee, das Kriegswesen, bezeichnet. Die hier zur Geltung kommenden Prinzipien sind folgende:

„Alles dasjenige, was auf die einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation der gesamten Armee, und somit auch des ungarischen Heeres, als eines ergänzenden Teiles der gesamten Armee, Bezug hat, wird als der Verfügung Sr. Majestät zustehend erkannt."

Dagegen behält sich das Land das Recht der zeitweisen Ergänzung des Kriegsheeres, der Rekrutenbewilligung, der Bestimmung der Dienstzeit, der Verfügungen bezüglich der Dislokation und Verpflegung der Truppen vor.

Die Feststellung und Umgestaltung des Wehrsystems kann ebenfalls nur mit Zustimmung der Gesetzgebung stattfinden; die beiden Regierungen sollen aber dafür sorgen, daß die diesbezüglichen Gesetze in Ungarn und in Österreich die gleichen seien.

Eine große Schwierigkeit bildete die parlamentarische Behandlung und Erledigung der gemeinsamen Angelegenheiten, man wollte sie weder den beiden Legislativen überlassen noch ein gemeinsames Zentralparlament schaffen. Um die Parität in jeder Weise zu wahren, erfand man die Delegationen.

Sie bestehen aus je zwanzig gewählten Mitgliedern der ersten und vierzig Mitgliedern der zweiten Kammer der beiden Parlamente, werden auf ein Jahr gewählt und versammeln sich abwechselnd in Budapest und in Wien (eventuell in einer andern Hauptstadt Österreichs).

Die beiden Delegationen wählen aus ihrer Mitte ihre Vorsitzenden, Schriftführer usw. und halten gesonderte Sitzungen, sie teilen sich ihre Beschlüsse schriftlich mit und trachten im Falle einer Meinungsverschiedenheit diese im Wege von Nuntien und Renuntien zu beseitigen. Eine gemeinsame Beratung ist ganz ausgeschlossen.

Nur wenn es nicht gelingen sollte, eine Einigung bezüglich der Beschlüsse zu erzielen, versammeln sich die beiden Delegationen zu einer gemeinsamen Abstimmung. Die bei der Gelegenheit zu beobachtenden Formalitäten sind im Gesetze ausführlich angegeben[1]).

Der Wirkungskreis der Delegationen erstreckt sich nur auf die gemeinsamen Angelegenheiten, die gemeinsamen Minister sind nur den Delegationen verantwortlich und können von denselben auch in Anklage versetzt werden.

Die Hauptaufgabe der Delegationen bildet die Feststellung des gemeinsamen Voranschlages und die Prüfung der Schlußrechnungen.

Der gemeinsame Voranschlag, auf dessen Ausarbeitung die beiden Regierungen Einfluß zu nehmen haben, wird jeder Delegation gesondert unterbreitet, und wenn er einmal definitiv festgestellt und angenommen ist, darf er von den Legislativen nicht mehr in Verhandlung gezogen werden.

---

[1]) Gemeinsame Abstimmungen kamen seit 1867 nur viermal vor, man trachtet stets sie zu vermeiden.

Da die beiden Staaten ihre Finanzen jeder für sich verwalten, mußte das Gesetz bezüglich der Deckung der gemeinsamen Auslagen Sorge tragen. Es bestimmte, daß ein diesbezüglicher Vertrag abzuschließen sei. Die Vorbereitung desselben wurde einer interparlamentarischen Kommission anvertraut, sie sollte vereinbaren, in welchem Verhältnisse Österreich und Ungarn sich in den gemeinsamen Lasten zu teilen haben.

Das ist die vielbesprochene Quote, auf die ich noch zurückzukommen gedenke.

Außer den erwähnten gemeinsamen Angelegenheiten erwähnt der Gesetz-Artikel XII noch andre

„wichtige öffentliche Angelegenheiten, deren Gemeinsamkeit zwar nicht aus der Pragmatischen Sanktion fließt, die jedoch teils aus politischen Rücksichten, teils wegen des Zusammenfallens der Interessen beider Teile zweckmäßiger im gemeinsamen Einvernehmen, aber streng gesondert erledigt werden können."

Das Gesetz zieht also eine scharfe Grenze zwischen Angelegenheiten, deren Gemeinsamkeit gesetzlich anerkannt ist (Äußeres und Kriegswesen) und solchen, die nur aus Zweckmäßigkeitsgründen nach gemeinsamen Prinzipien erledigt werden können. Bei ersteren ist die Gemeinsamkeit obligatorisch, bei letzteren nur fakultativ (§ 68).

Angelegenheiten dieser Kategorie sind:

1. die gemeinsame Staatsschuld,
2. das Zoll- und Handelsbündnis,
3. das Münzwesen, und später kam noch
4. die gemeinsame österreichisch-ungarische Bank hinzu.

Es würde zu weit führen, wollten wir diese Fragen einzeln vornehmen, sie wurden anfangs in einigen Vereinbarungen, später aber in einer langen Reihe von Verträgen geregelt, deren Inhalt sich stets auf weitere neu hinzugekommene Materien erstreckt.

Das Schlußalinea des Ges.-Art. XII kommt noch einmal auf die konstitutionellen Rechte Österreichs zurück und erwähnt ausdrücklich, daß die Bestimmungen, die sich auf die Art der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten beziehen, erst dann in Wirksamkeit treten sollen, wenn die nicht zur ungarischen Krone gehörenden Länder Sr. Majestät ihrem Inhalte auf verfassungsmäßigem Wege beigetreten sind.

Das geschah mit dem österreichischen Gesetze vom 21. Dezember 1867, Nr. 146, und damit war der staatsrechtliche Ausgleich perfekt, aber leider in einer Weise, die noch immer Raum zu Kontroversen bietet.

Dazu trug auch der Umstand bei, daß der Text der beiden Gesetze nicht identisch ist. Im österreichischen Gesetze ließ man die staatsrechtlichen Erörterungen weg, man nahm Kürzungen vor, und so kam es, daß die beiden Gesetze in manchen, wenn auch nicht wesentlichen Punkten, abweichende Bestimmungen enthalten. So z. B. bei der Behandlung der Beschlüsse der Delegationen.

Der von den Delegationen fertiggestellte Voranschlag der gemeinsamen Auslagen ist in Österreich nach erlangter Allerhöchster Sanktion sofort bindend,

er hat also Gesetzeskraft. In Ungarn hingegen ist folgender Modus vorgeschrieben:

Die Beitragssumme, die Ungarn im Sinne der Delegationsbeschlüsse zu den gemeinsamen Auslagen zu leisten hat, wird vorerst als Ausgabeposten in den ungarischen Staatsvoranschlag eingestellt und erhält erst mit der Annahme des ganzen ungarischen Budgets die Bedeutung eines Gesetzes. Sollte es sich also ereignen, daß der ungarische Reichstag sein Finanzgesetz anläßlich der dritten Lesung verwirft, so wären in diesem allerdings sehr unwahrscheinlichen Falle auch die Delegationsbeschlüsse für Ungarn nicht bindend.

Aus dieser Verschiedenheit ließe sich folgern, daß man in Österreich die Delegation als quasi gesetzgebende Körperschaft zu betrachten geneigt war, während sie in Ungarn nur als ein mit ganz besonderen Befugnissen und Rechten ausgerüsteter Ausschuß des Reichstages gilt.

Woher es rühren mag, daß die beiden Gesetze nicht durchwegs identische Bestimmungen enthalten, ist schwer zu sagen. Mangelhafte Übersetzungen des ungarischen Textes mögen dazu beigetragen haben, so auch die Eile, die man in Österreich hatte, das Gesetz unter Dach zu bringen: das ungarische war nämlich schon sanktioniert und vom Könige bei der Krönung beschworen. Ein weiterer Umstand war aber sicherlich auch im Spiele. In Österreich herrschten noch die zentralistischen Ideen, man nahm den Dualismus als fait accompli an, dachte aber, daß er nicht von Dauer sein werde, betrachtete ihn als Experiment und faßte das unabhängige Staatswesen Ungarns nur als eine weitgehende Autonomie auf. Infolgedessen nahm man es auch mit den Bestimmungen des Gesetzes vom 21. Dezember 1867 nicht so genau.

Diese Tendenzen finden schon im Titel desselben Ausdruck. Er lautet:

„Gesetz, betreffend die allen Ländern der österreichischen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten und Art ihrer Behandlung."

Damit ist der Begriff der Gesamtmonarchie ausgesprochen und Ungarn nur als ein Teil der „österreichischen Monarchie" bezeichnet, was nach allem, was wir bereits gesagt haben, in direktem Widerspruche mit dem ungarischen Staatsrechte steht. Darum kümmerte man sich aber nicht. In Wien hatte man nur die vom Herrscher oktroyierte Oktober-Verfassung (1860) vor Augen und übersah, daß diese in Ungarn überhaupt nicht als gesetzlich anerkannt war.

Heute wundern wir uns, daß unsre damaligen Politiker gegen dieses Vorgehen Österreichs keine Einsprache erhoben. Wenn man aber bedenkt, unter welch kolossalen Schwierigkeiten der Ausgleich zustande kam, wie ungleich viel noch zu ordnen und zu vereinbaren war, wird man es begreifen, wenn auch nicht billigen, daß man von unsrer Seite propter bonum pacis schwieg.

Staatsrechtliche Grundsätze, die aus den angeführten Gesetzen abzuleiten sind.

Wir haben die Gesetze vorgeführt, welche die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn normieren.

Ihr Inhalt ließe sich in lapidarem Stile folgendermaßen wiedergeben:

1. Ungarn ist ein unabhängiger, selbständiger, souveräner Staat.

2. Der Kaiser von Österreich ist gleichzeitig auch König von Ungarn, er ist es aber nicht, *weil* er Kaiser von Österreich ist, sondern weil die ungarische Nation bestimmt hat, daß der jeweilige Beherrscher der österreichischen Erbländer *gleichzeitig* auch König von Ungarn sein soll.

3. Die Souveränität in Ungarn ist nicht identisch mit der Souveränität in Österreich, nur der Träger der beiden Kronen ist dieselbe *physische* Person. Die Rechte des Königs von Ungarn und die des Kaisers von Österreich sind verschiedenen Ursprunges, sie sind nicht verschmolzen, sondern voneinander getrennt.

Daß die Herrscherrechte nicht verquickt sind, beweist unter andern auch die Bezeichnung einzelner Träger der beiden Kronen. So waren die Kaiser Karl VI., Franz II. und Ferdinand I., als Könige von Ungarn Karl III., Franz I. und Ferdinand V.

Demselben Grundsatze wurde Rechnung getragen, als § 7 des Ges.-Art. XII vom Jahre 1867 erklärte, daß die Feststellung der Kosten des Hofhaltes, das ist die Zivilliste, keine gemeinsame Angelegenheit ist.

4. Österreich und Ungarn bilden zusammen keinen einheitlichen Staat, keine Gesamtmonarchie, sie sind zwei verschiedene Staaten. Keine zentrale Gewalt steht über beiden. Sie haben jeder seine Gesetzgebung, seine Gesetze. Die Staatsbürgerschaft ist getrennt, die Staatsbürger sind entweder Österreicher oder Ungarn. Das Gebiet beider Staaten bildet kein einheitliches Ganzes, die Grenzen sind keine gemeinschaftlichen. Nur die Zollgrenze ist gemeinschaftlich, aber auch nur so lange, als dies vertragsmäßig stipuliert bleibt.

5. Beide Staaten sind verpflichtet, einander zu verteidigen, daraus ergeben sich die gemeinsamen Angelegenheiten. Diese sind aber nur insofern gemeinsam, als sie aus Gründen der Zweckmäßigkeit der Leitung gemeinsamer Organe anvertraut sind. Die gemeinsamen Minister leiten diese gemeinsamen Angelegenheiten als Mandatare jedes der beiden Staaten, sie sind also Organe Österreichs und zugleich Organe Ungarns. Da ihnen keinerlei Ingerenz in die Regierungsgeschäfte der beiden Staaten zusteht, kann das gemeinsame Ministerium in keiner Weise als Zentralregierung aufgefaßt werden.

Der Wirkungskreis des gemeinsamen Ministeriums erstreckt sich nur auf die *Verwaltung* der gemeinsamen Angelegenheiten, die einschlägigen Gesetzesvorlagen werden von den beiden Regierungen den Legislativen unterbreitet.

6. Wenn auch die Armee gemeinsam ist, gibt es doch ein ungarisches Heer, es bildet einen ergänzenden Teil der gesamten Armee.

7. Die staatliche Selbständigkeit Ungarns offenbart sich auch fremden Staaten gegenüber, denn es kann auch für sich internationale Verträge schließen.

8. Das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn ließe sich also am besten als „*Personalunion mit gemeinsamen Institutionen*" charakterisieren.

Die aufgezählten staatsrechtlichen Grundprinzipien sind unumstößlich, wir lassen sie nicht bestreiten, sie gelten für jeden Ungarn als eben so viele Dogmen seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Und trotzdem sie, wie wir gesehen haben, alle mit unumstößlicher Logik aus den Gesetzen abzuleiten sind, wird in Österreich an denselben fortwährend genörgelt, man greift einzelne Materien heraus und trachtet sie zu bestreiten.

Es ist jenseits der Leitha zur Gewohnheit geworden, das ungarische Staatsrecht als etwas Dunkles, Unentwirrbares für den Nicht-Ungarn ganz Unverständliches zu schildern. Eine Behauptung, die vielleicht doch einigermaßen übertrieben ist, denn wollte man sich die Mühe geben, unsre Gesetze genauer zu untersuchen und auch deren Entstehungsgeschichte studieren, würde das Urteil gewiß milder ausfallen.

Eines muß man freilich zugeben, die Terminologie des ungarischen Staatsrechtes war bis vor kurzem eine zum Teile mangelhafte, es gebrach ihr an Präzision und Konsequenz. Das rührt daher, daß unsre Gesetzgebung sich erst seit dem Jahre 1840 der ungarischen Sprache bedient (früher war sie lateinisch), dieser fehlten anfangs die nötigen juridischen Ausdrücke, letztere mußten erst geschaffen werden. Die Terminologie entwickelte sich nur allmählich, und so kam es, daß wir selbst noch in den sechziger Jahren sogar in den Gesetzen die erwünschte Stabilität in den Bezeichnungen vermissen.

Seither ist es aber anders geworden. Als man sah, mit welcher Findigkeit die Gegner jedes i-Tüpfelchen benützen, um für Ungarn ungünstige Interpretationen zu erkünsteln, war man beflissen, die Terminologie den Begriffen mit pedantischer, oft sogar mit haarspalterischer Genauigkeit anzupassen. Unpräzise Ausdrücke werden heute bei uns mit wahrer Leidenschaft verfolgt und so mancher Redner, dem ein nicht anerkannt richtiger Ausdruck entschlüpft hat seine liebe Not, den oft unabsichtlichen Verstoß wieder gut zu machen.

Wenn wir aber schon darauf zu achten haben, daß wir selbst keine falschen Bezeichnungen gebrauchen, um wie viel mehr müssen wir die gegen unser Staatsrecht verstoßenden Ausdrücke bekämpfen, die sich in Österreich eingenistet haben und nur zu oft absichtlich angewendet werden. Wir wollen einige Beispiele anführen [1]):

Die Bezeichnung „Österreich-Ungarn", „Österreichisch-Ungarische Monarchie" wird bei uns nicht als sehr glücklich gewählt angesehen, denn präziser wäre es, „Österreich und Ungarn" zu sagen — sie ist aber auch im Gesetze rezipiert.

Die ebenfalls in früheren Jahren öfter selbst amtlich gebrauchte Benennung „österreich-ungarisches Reich" ist heute verpönt. Man sah ein, daß das Wort „Reich" nur zur Annahme führen könnte, daß die beiden Staaten ein einheitliches Ganzes, einen einheitlichen Staat bilden. Überdies erweckte das Wort zu lebhafte Erinnerungen an das zentralistische und absolutistisch regierte Österreich der 50er Jahre, das wirklich ein Reich war, in dem Ungarn nur die Stellung einer Provinz einnahm.

Unrichtig ist es mithin auch, wenn man von den beiden „Reichshälften" oder den „beiden Hälften der Monarchie" spricht, denn was kein Ganzes bildet, kann auch keine Hälfte haben.

---

[1]) Die Handbücher des ungarischen Staatsrechtes von G. Ferdinandy und E. Nagy führen einen Teil der nachstehenden Beispiele und noch viele andre an.

Der Titel des Herrschers ist korrekt, er lautet: „Kaiser von Österreich, König von Böhmen usw. und apostolischer König von Ungarn“ oder in der Ansprache: „Kaiserliche und königlich apostolische Majestät“, daher auch das „k. u. k.“

Nicht ganz präzis ist hingegen die Bezeichnung „der gemeinsame Herrscher“, denn nicht der Herrscher ist gemeinsam, sondern nur die physische Person des Herrschers, der in sich zwei Herrschergewalten vereinigt. Dieser Ausdruck läßt sich aber schwer vermeiden, da die Umschreibung zu lang wäre.

Es ist zwar gelungen, so manchen amtlich gebrauchten falschen Ausdruck auszumerzen; das kostete aber keine geringe Mühe, und es gibt da noch sehr viel zu tun.

Die amtliche Benennung der gemeinsamen Ministerien illustriert so recht die Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt.

Im Jahre 1867 hatte der gemeinsame Minister des Äußern, Graf Beust, den Titel „Reichskanzler“, sein Nachfolger Graf Andrássy wurde zum „Minister des kaiserlichen Hauses und des Äußern“ ernannt. Nun kennt aber das Gesetz keinen Minister des „kaiserlichen Hauses“. Über diese Klippe kam man mit der Erklärung hinweg, daß der Minister des Äußern nebenbei auch die privaten Angelegenheiten der Dynastie zu besorgen hat (Ehepakten usw.); er bekleide daher gleichzeitig ein Hofamt. Zur Zeit des Grafen Goluchowski wurde der Titel insofern geändert, als er nunmehr „Ministerium des k. u. k. Hauses und des Äußern“ lautet.

Das gemeinsame Finanzministerium heißt nur seit einigen Jahren so, es führte früher den Titel „k. u. k. Reichs-Finanzministerium“.

Originell steht die Sache beim Kriegsministerium. Trotz aller Proteste der ungarischen Delegation, die hierin geradezu eine Verletzung Ungarns erblickte, war bis vor kurzem dessen amtlicher Titel: „k. u. k. Reichs-Kriegsministerium“. Um Ruhe zu schaffen, verfiel man auf den Ausweg, daß das Kriegsministerium sich im Verkehre mit der ungarischen Delegation und den ungarischen Behörden „k. u. k. gemeinsames Kriegsministerium“ nennt, im Verkehre mit Österreich jedoch die alte Bezeichnung „k. u. k. Reichs-Kriegsministerium“ beibehalten hat.

Auch gegen diesen modernen Januskopf erhebt jede ungarische Delegation Protest, worauf die österreichische unfehlbar damit antwortet, daß sie den Kriegsminister anweist, den alten Titel ja nicht zu ändern.

Wer unsre Zustände nicht kennt, wird diesen Streit um des Kaisers Bart beinahe komisch finden, das Wort „Reichs-Kriegsminister“ entspricht einmal nicht unserm Staatsrechte; in Ungarn wird es sorgsam vermieden, und in Österreich will man es um jeden Preis beibehalten. Man fragt sich warum?

Solche Widersprüche in der staatsrechtlichen Terminologie der beiden Staaten ließen sich in großer Menge anführen. Wir haben bereits erwähnt, daß das österreichische Gesetz, das dem ungarischen Ges.-Art. XII vom Jahre 1867 entspricht, folgenden Titel führt:

„Gesetz, betreffend die allen Ländern der österreichischen Monarchie gemeinsamen Angelegenheiten und Art ihrer Behandlung.“ In Österreich wollte

man also unter „Österreichische Monarchie" nicht nur die Erbländer, sondern auch Ungarn verstehen.

Das wurde bald darauf mit Allerhöchstem Handschreiben am 14. November 1868 dahin richtig gestellt, daß die offizielle Bezeichnung der Gesamtheit aller unter dem Zepter Sr. Majestät vereinigten Länder fortan „Österreich-Ungarische Monarchie" und „Österreichisch-Ungarisches Reich" lauten soll.

Auch dieses Allerhöchste Handschreiben verstößt bei genauer Analyse gegen unser Staatsrecht, denn es spricht ebenfalls von einem „Reich"; so viel war aber damit gewonnen, daß es zwischen dem Begriffe „Österreich" und dem Begriffe „Ungarn" eine Unterscheidung macht und jeden Zweifel darüber beseitigt, als wäre Ungarn ein Teil Österreichs.

In Österreich wird seither das Wort „Österreich" überhaupt nicht mehr als Hauptwort, höchstens nur als Adjektivum gebraucht, selbst amtlich spricht man allenfalls von der österreichischen Staatsbürgerschaft, von der österreichischen Post, aber nie von Österreich.

Die offizielle Bezeichnung: „Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" ist eine Umschreibung, die offenbar nur den Zweck hat, das Wort „Österreich" zu vermeiden. Wie immer man das motivieren mag, die einzig plausible Erklärung bleibt doch, daß man sich in Österreich nicht entschließen kann, dem geographischen Begriffe „Österreich" eine engere Bedeutung zu geben, als er zur Zeit des Absolutismus in den 50er Jahren hatte. Welchen Eindruck das in Ungarn macht, wie wenig ein solches Vorgehen Vertrauen erweckt, brauche ich nicht näher zu beleuchten.

Wenn aber schon von Amts wegen eine gewisse Gleichgültigkeit für das ungarische Staatsrecht zur Schau getragen wird, was kann man da noch von den einzelnen Politikern erwarten? Bei vielen von ihnen ist es geradezu zum Prinzipe erhoben, konsequent nur solche Ausdrücke zu gebrauchen, die gegen unsre Auffassungen verstoßen. Man nehme was immer für ein christlich-soziales, klerikales oder föderalistisch gesinntes Blatt zur Hand und lese den nächstbesten Artikel über Ungarn; man prüfe die Reden, die die Anhänger dieser Parteien im Reichsrate, oder wo immer es sein mag, über Ungarn halten, und man wird sich überzeugen, daß das ungarische Staatsrecht stets abfällig beurteilt und als utopistisches Traumbild der „chauvinistischen" Magyaren dargestellt wird. Und eine solche Sprache führen nicht nur einzelne Popularitätshascher und rechthaberische Juristen, bisweilen sogar aktive Minister.

Das sind, wenn man will, nur kleine Nadelstiche, sie verfehlen aber ihre Wirkung nicht; die öffentliche Meinung in Ungarn kam endlich dahin, in den österreichischen Politikern zum großen Teile Widersacher zu erblicken.

Wer diese Vorgänge jahrelang als unbeteiligter Beobachter mit angesehen hat, wird beurteilen können, wie schwierig es unter solchen Verhältnissen für die ungarische Regierung und die gemäßigten Politiker ist, beschwichtigend und beruhigend einzuwirken.

Ist das Bündnis zwischen Österreich und Ungarn für beide Teile nützlich, hat sich der 1867er Ausgleich bewährt?

Daß das Bündnis der beiden Staaten für beide eine Lebensfrage bildet, hat noch kein ernster Politiker bestritten.

Wohin käme Österreich, wohin Ungarn ohne die Verpflichtung, sich gegenseitig zu verteidigen? Auf seine eigene Kraft angewiesen, wäre jedes zu schwach und zu klein, um zwischen den europäischen Mächten eine ebenbürtige Stellung einzunehmen. Beide wären genötigt, Bündnisse zu suchen und würden im besten Falle jeder nur die Rolle eines bescheidenen Mittelstaates spielen. Miteinander verbündet sind sie dagegen eine Großmacht, die unbesorgt in die Zukunft blicken kann[1]).

Die geographische und strategische Lage Ungarns ist im Vergleiche mit der Österreichs günstiger. Das Land bildet ein abgerundetes Ganze mit natürlichen Grenzen nach drei Seiten. Es könnte sich also im Notfalle auch allein zur Wehr setzen, wenn der Gegner nicht allzu mächtig ist. Aber für Ungarn handelt es sich nicht ausschließlich darum, eventuelle Angriffe abzuweisen, es hat außer dem vaterländischen Boden noch ein höheres Gut zu verteidigen, den ungarischen Nationalstaat, die Vorherrschaft der ungarischen Rasse. Um dies besser zu beleuchten, sei es mir gestattet, einen Blick auf unsre Geschichte zu werfen.

Ist es nicht eine staunenerregende Erscheinung, daß von allen aus dem fernen Osten nach Europa eingewanderten Völkern die Ungarn die einzigen sind, die sich als Stamm und Nation erhalten haben? Die Hunnen, Goten, Avaren und wie sie alle heißen mochten, sind von der Bildfläche verschwunden; sie haben sich mit den Urbewohnern und mit andern Einwanderern vermischt; heute vermag nicht einmal der Anthropologe ihre Spur nachzuweisen.

Den Ungarn hingegen ist es nicht nur gelungen, den von ihnen gegründeten Staat und die Vorherrschaft ihrer Rasse gegen alle Feinde zu verteidigen, sie haben es sogar verstanden, dem friedlichen Auffaugungs- und Vermischungsprozesse zu entgehen.

Wie konnte dies erreicht werden?

Zuerst dadurch, daß sich die Eingewanderten gleich nach der Eroberung des Landes beeilten, einen geregelten Staat zu bilden, den Grundstein einer Verfassung zu legen. Dann aber kam König Stefan I., der sein Volk mit unerbittlichem Eifer zum Christentume bekehrte und aus den ungestümen Heiden Europäer machte. Er war also tatsächlich der zweite Begründer Ungarns; ihm ist es zu verdanken, daß unser Land schon im elften Jahrhunderte von allen umliegenden Staaten als ebenbürtig anerkannt wird und fortan eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Politik Europas spielt. Unsre Herrscher

---

[1]) Ich folge hier größtenteils den Ausführungen des Buches unsres gegenwärtigen Ministers des Innern, Grafen J. Andrássy, Ungarns Ausgleich mit Österreich. Leipzig, Duncker & Humblot.

schließen Ehen mit Prinzessinnen der andern Dynastien, deutsche Prinzen kommen als Freier nach Ungarn.

Von da ab zeigt die ungarische Politik stets zwei Bestrebungen:

1. nach innen die ungeschmälerte Aufrechterhaltung des Nationalstaates und der Verfassung und

2. nach außen das Eingehen von Bündnissen mit den benachbarten Ländern und Dynastien.

Was verstehen wir aber unter „Nationalstaat?" Nicht etwa die Unterdrückung der übrigen im Lande ansässigen Stämme. Das war niemals Ungarns Bestreben, selbst der Eroberer Arpäd hat es im Gegensatze mit allen Führern der Völkerwanderung unterlassen, die Besiegten als Sklaven und Knechte zu behandeln; er ließ ihnen ihre Freiheit und betrachtete sie als gleichberechtigt. Und so blieb es bis heute, die nicht ungarischen Staatsbürger genossen bei uns seit jeher dieselben Rechte wie die Magyaren.

Ich weiß, ich berühre da einen leider nur zu oft bestrittenen Punkt, behalte mir daher vor, meine Behauptung später eingehender zu begründen. Hier beschränke ich mich darauf, zu sagen, daß unser Gesetz und unsre Verfassung für Magyaren und Nicht-Magyaren stets mit demselben Maße mißt.

Aber auch das steht fest, daß alle unsre Gesetze auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Rechtes seit jeher die Aufrechterhaltung und Entwicklung des ungarischen Charakters des Staates im Auge haben. Wir wollen die Herren im eigenen Hause sein, die Nationalitäten sollen es bei uns gut haben, sie sollen alle politischen Rechte im selben Maße genießen wie die Ungarn, das Staatswesen jedoch muß ungarisch sein und bleiben.

Um jeder zentrifugalen Bestrebung der Nationalitäten einen unübersteiglichen Damm entgegenstellen zu können, müssen wir aber stark und gegen jeden äußeren Angriff gesichert sein, und das haben wir seit Jahrhunderten mit den Bündnissen erreicht, die wir mit den benachbarten Staaten eingingen.

Die Bündnisse waren also immer nur ein Mittel, um den Hauptzweck unsrer Politik zu erreichen, um den Fortbestand des ungarischen Nationalstaates zu sichern. Nur so konnte es dem ungarischen Staate gelingen, alle Stürme zu überleben und nach tausend Jahren kräftig und unberührt dazustehen.

Wir können die angeführten zwei Grundsätze in unsrer ganzen Geschichte verfolgen. Betrachten wir zuerst die Bündnisse, die Ungarn im Laufe der Jahrhunderte geschlossen hat.

Da sehen wir den aus Neapel auf den Thron Ungarns berufenen Karl Robert von Anjou und seinen Sohn Ludwig den Großen. Letzterer war der mächtigste Herrscher des Landes, drei Meere bespülten sein Ländergebiet; er führte nur siegreiche Kriege. Bei ihm ist die Personalunion zuerst praktisch durchgeführt. Er war zugleich König von Polen.

Nach ihm wurden die Kaiser Sigismund der Luxemburger und später Albrecht von Habsburg zum Könige erwählt, aber stets blieb Ungarn von den übrigen Ländern dieser Herrscher getrennt; dasselbe war auch bei den drei Jagellonen der Fall, die zugleich Könige von Polen waren, die letzten zwei auch Könige von Böhmen.

Nach der unglücklichen Schlacht von Mohács (1526) endlich wurde Kaiser Ferdinand I. auf den Thron Ungarns erhoben, und seither sind die Habsburger zuerst im männlichen, dann im weiblichen Stamme unsre Könige.

Die Bündnisse, wie unser gegenwärtiges mit Österreich, sind also nichts Neues für Ungarn, aber bei allen blieb das Prinzip der Personalunion beibehalten, die staatliche Unabhängigkeit des Landes erlitt nie eine Einbuße, und wenn die Könige aus fremdem Geblüte Velleitäten zeigten, sich Eingriffe in die Verfassung zu erlauben, beeilten sich die Stände, sofort Protest zu erheben. Ebenso läßt sich in unsrer ganzen Geschichte die Sorge um die Erhaltung des nationalen Charakters des ungarischen Staates verfolgen. Schon unter der eingeborenen Dynastie der Arpáden gab es heftigen Widerspruch, wenn der eine oder der andre König sich mit Nicht-Magyaren umgab. In der Folge aber und namentlich unter den Habsburgern weist unsre innere Geschichte eine unabsehbare Reihe von Klagen und Beschwerden auf, die die Stände über das Regierungssystem der meist im Auslande lebenden Könige führen. Es handelt sich stets um die fremden Beamten, Truppen und Generale, die ins Land geschickt werden, um Verletzungen der Verfassung und um den fremden Einfluß, der sich in der Verwaltung Ungarns breit macht. Jeder Landtag erhebt neue Gravamina; bisweilen kommt es sogar zu Verschwörungen, zu bewaffnetem Widerstande, aber immer wieder folgt die Versöhnung, die Anerkennung der nationalen Rechte Ungarns, die Sanierung der Übelstände.

Doch kehren wir zu unserm Bündnisse mit Österreich zurück. Der kurze historische Exkurs sollte nur zeigen, wie nötig es unsre Vorfahren fanden, Bündnisse zu schließen, um unsern Nationalstaat zu sichern.

Wir wissen, daß wir in Österreich einen starken und verläßlichen Verbündeten besitzen, der uns hilft, uns nach außen zu schützen, und eben darum waren und sind wir stets bereit, unser Gut und Blut zu opfern, um Österreich in der Stunde der Gefahr zu verteidigen.

Unser Bündnis hat übrigens die Feuerprobe längst bestanden und für beide Teile gute Früchte getragen; die römischen Kaiser der Habsburger Dynastie halfen uns, das Türkenjoch abzuschütteln, dagegen ergriff die ungarische Nation wie ein Mann die Waffen, als es galt, die Königin Maria Theresia gegen den Ansturm ihrer Feinde zu verteidigen. Und vergebens richtete Napoleon I. ein Manifest an die Ungarn, um ihnen kundzugeben, daß er nicht sie, sondern nur Österreich bekriege; die Ungarn beachteten es gar nicht, der Feind Österreichs war auch ihr Feind.

Das Bündnis mit Österreich ist aber für uns nicht nur nützlich, sondern auch das einzig denkbare, das allen unsern Wünschen und Bedürfnissen zu entsprechen geeignet ist.

Ich habe gesagt, daß wir seit jeher Bündnisse gesucht haben, um die Herren im eigenen Hause bleiben zu können. Das erreichen wir aber im Bunde mit Österreich am besten.

Österreich-Ungarn ist eine Großmacht und stark genug, auf die Entwicklung der Dinge im Osten, auf die orientalische Frage, einen so bedeutenden Einfluß auszuüben, daß dort ohne unser Zutun nichts geschehen kann, was unsern Interessen abträglich wäre. Im Verein mit Österreich sind wir auch

mächtig genug, die Agitationen Rumäniens und Serbiens geringschätzig zu behandeln, ihnen sogar Schweigen zu gebieten, wenn es ihnen einfallen sollte, ihre in Ungarn lebenden Stammesbrüder gegen unsre Staatsordnung aufzuwiegeln.

Das Bündnis mit Österreich sichert uns also nicht nur den Frieden nach außen, es ermöglicht uns auch, jede Gefahr einer äußern Komplikation zu beseitigen und bewirkt, daß sich unsre Nationalitäten wohl hüten, bei den verhältnismäßig schwachen Stammesbrüdern jenseits unsrer Grenzen Schutz und Unterstützung zu suchen, um uns zuhause Schwierigkeiten zu bereiten.

Somit können wir sagen, daß das Bündnis mit Österreich unsrer traditionellen Politik im vollsten Maße entspricht.

Wie steht es aber mit Österreich, hat es eben so viel Grund, mit unserm Bündnisse zufrieden zu sein?

Jeder Österreichischer, und wären ihm die Ungarn noch so verhaßt, muß diese Frage mit einem entschiedenen „Ja" beantworten. Ein Blick auf die Karte beweist es zur Genüge. Die Königreiche und Länder Österreichs ziehen sich in einem weiten Bogen von Norden nach Westen. Dalmatien ist ganz getrennt und Galizien nur durch eine schmale Landzunge mit Österreich verbunden. Die letzteren beiden Länder sind daher ohne Ungarn überhaupt nicht zu verteidigen. für die Verteidigung des übrigen Österreichs aber bildet unser Land die festeste Operationsbasis. Das haben wir zur Zeit der napoleonischen Kriege am besten gesehen. Vom ausschließlich strategischen Standpunkte aus betrachtet ist also das Bündnis mit Ungarn für Österreich noch weit wichtiger als für Ungarn. Aber auch in politischer Beziehung hat Österreich allen Grund, das stramme Zusammenhalten der beiden Staaten als notwendig anzuerkennen. Ich brauche das nicht eingehender zu beweisen, denn niemand hat noch in Österreich diese Tatsache in Abrede gestellt, im Gegenteile, man geht nur zu weit in dieser Richtung; denn das Bestreben Österreichs war Jahrhunderte hindurch stets dahin gerichtet, Ungarn ganz zu inkorporieren, oder weil sich die diesfälligen Anstrengungen als vergeblich erwiesen haben, wenigstens die Gleichberechtigung Ungarns in Zweifel zu ziehen.

Der 67er Ausgleich hat all diesen Bestrebungen einen Riegel vorgeschoben, und wenn er auch von so manchen bekrittelt wird, muß man doch sagen, daß es unter den gegebenen Verhältnissen das Beste war, was geschaffen werden konnte. Er präzisiert die staatsrechtliche Stellung der beiden Länder, zieht genau die Grenzen, bis wohin sich die gemeinsamen Angelegenheiten erstrecken, normiert den Modus, wie sie unter dem parlamentarischen Regime zu behandeln sind, stellt die Kompetenz der gemeinsamen Minister fest und ist in jeder Weise besorgt, späteren Mißverständnissen und Mißdeutungen vorzubeugen.

Daß er nicht absolut vollkommen war, daß so manche seiner Bestimmungen nicht ganz im Sinne der Urheber des Ausgleichs zur Ausführung kamen, darf uns nicht in unserm Urteile beirren; er hat sich durch vierzig Jahre bewährt und wird sich noch weiter bewähren, und damit haben wir nicht wenig gesagt.

Betrachten wir nur etwas näher, was der Ausgleich und der Dualismus bewerkstelligt haben.

Dem absolutistisch regierten Österreich, das sich mit solcher Zuversicht auf den Zentralismus und auf seine Armee verlassen hatte, brachten die unglück-

seligen Feldzüge 1859 und 1866 harte Enttäuschungen. Infolge der erlittenen Niederlagen verlor es zwei blühende Provinzen und seine prädominierende Stellung in Italien; aus Deutschland wurde es vollends hinausgedrängt.

Seit den Napoleonischen Kriegen war Österreich in keine so verzweifelte Lage geraten. Völlig isoliert stand es da, ohne Bundesgenossen, mit einer besiegten, desorganisierten Armee, mit zerrütteten Finanzen und unzufriedenen Völkern. Es mußte mit den Händen im Schoße zusehen, als das kleine Piemont die unita Italia schuf, als Rußland die demütigenden Bedingungen des Pariser Vertrages einfach abschüttelte. Sogar die sehr problematischen Hoffnungen auf die Unterstützung Napoleons III. verschwanden mit der Niederwerfung Frankreichs.

Mit dem zentralistischen „Österreich" war es aus und geschehen, aber kaum einige Jahre später sehen wir es gleich dem Vogel Phönix in der Gestalt von „Österreich-Ungarn" verjüngt und gekräftigt auferstehen. Der Ausgleich, der Dualismus hatten das Wunder vollbracht.

Österreich sollte nunmehr ebenfalls parlamentarisch regiert werden, Ungarns Verfassung wurde wieder hergestellt, der König beschwor sie bei der Krönung; an die Stelle der Bureaukraten waren die Völker getreten, sie selbst arbeiteten fortan am Wohle ihres Vaterlandes, lenkten die Politik.

Die Resultate dieser friedlichen Revolution zeigten sich gar bald.

Als es klar wurde, daß die Monarchie ihren Plänen auf Deutschland definitiv entsagt, näherten sich uns Deutschland und Rußland[1]), das Drei-Kaiserbündnis kam zustande. Dieses ermöglichte uns, unsre Interessen während des russisch-türkischen Krieges zu wahren.

Auf dem Berliner Kongresse konnte Österreich-Ungarn bereits eine so entschiedene Sprache führen, daß es gelang, allen seinen Wünschen Geltung zu verschaffen. Es okkupierte bald darauf Bosnien und die Herzegowina, sein Einfluß auf die orientalische Frage war für immer gesichert.

Von da ab zweifelt niemand mehr an der Macht Österreich-Ungarns, Bismarck am wenigsten; denn er schließt im Jahre 1879 den Bund, der für den Frieden Europas eine so große Bedeutung hat.

Aus alledem ersehen wir, daß auch die Dynastie keinen Grund hat, den Bruch mit dem Zentralismus zu beklagen. Das absolute Regierungssystem, die starre Verleugnung der Rechte Ungarns hat die Monarchie an den Rand des Abgrundes gebracht. Mit der Versöhnung, mit dem Ausgleiche, mit dem Dualismus ist sie neu erstanden.

Wir können also mit Beruhigung sagen, daß sich das mit dem Ausgleiche 1867 geregelte Bündnis zwischen Österreich und Ungarn nach allen Richtungen vollkommen bewährt hat.

Im folgenden werden wir untersuchen, ob der Bestand des Dualismus auch für die Zukunft gesichert ist, ob ihm nicht etwa Gefahren drohen.

---

[1]) Siehe Andrássy, Ungarns Ausgleich mit Österreich. S. 159.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Papyrusurkunden von Hermupolis.

Ein Stadtbild aus römischer Zeit.

Von
Paul Viereck.

Außerordentlich groß ist die Bedeutung, die die Papyrusurkunden allmählich im Laufe der letzten drei Jahrzehnte für alle Zweige der Altertumswissenschaft gewonnen haben. Philologen und Theologen, Juristen und Geschichtsforscher, Volkswirtschaftler und Kulturhistoriker, Sprachforscher und Paläographen, Numismatiker und Metrologen schöpfen aus ihnen wie aus einem unversieglichen Born. Wenn auch die literarischen Papyri nach der Ansicht der meisten Gelehrten größeren Wert besitzen als die Urkunden, jedenfalls im allgemeinen bisher größeres Interesse erweckt haben, so kann doch heute nicht mehr verkannt werden, daß die Urkunden, diese unscheinbaren Dokumente, die zu Tausenden und Abertausenden gefunden worden sind und Jahr für Jahr noch gefunden werden, mindestens die gleiche Wichtigkeit beanspruchen dürfen. Reihen sie sich doch als ein ganz neuer Faktor, am nächsten wohl den Inschriften verwandt, in die bunte Mannigfaltigkeit all der Quellen ein, aus denen unsre Kenntnis des griechischen und römischen Altertums fließt. Die Stätten, an denen wir die Papyrusschätze gewinnen, sehen freilich nicht sehr verheißungsvoll aus, sie lassen sich nicht vergleichen mit den Ruinenfeldern Kleinasiens, Griechenlands und Italiens, mit Städten wie Pergamon und Milet, deren Prachtbauten wir bewundern, oder mit Thera auf seiner luftigen Höhe oder dem aus der Asche des Vesuv wiedererstandenen Pompeji. Die Dörfer und Städte Ägyptens sind meist durch die Überschwemmungen des Nil untergegangen oder unter dem Wüstensande begraben; hier und da ragen wohl die Überreste eines Tempels hervor, einer Säulenanlage aus ägyptischer oder griechisch-römischer Zeit, sonst bedeckt der Sand nur kümmerliche Reste von Ziegel- und Lehmbauten und, daneben und dazwischen liegend, Schutthaufen und Müllabladestellen jener alten Zeit. Aber gerade diese kümmerlichen Reste antiker Bauten, gerade diese Schutt- und Müllhaufen, die sich, vom Wüstensande überflutet, zu jenen oft 20 m hohen, von den Eingeborenen Koms genannten Hügeln erheben, sind für uns von so großer

Wichtigkeit, weil in ihrer treuen Hut vor Feuchtigkeit geschützt, zahllose Papyri durch die lange Reihe der Jahrhunderte sich erhalten haben, um uns jetzt, da sie dem Sonnenlichte wiedergegeben sind, das Leben und Treiben der Bewohner des alten Ägyptens in aller Lebendigkeit wieder vor Augen zu führen; und zwar sind es nicht so sehr die Großen dieser Welt, als vielmehr die Kleinen und Kleinsten, die mit all ihrem Dichten und Trachten, ihrem Hoffen und Harren, mit all ihren Leiden und Freuden in dem Wandel von mehr als einem Jahrtausend zu neuem Leben erweckt werden.

Wir wollen nun eine Stätte aufsuchen, an der die Papyrusfunde zwar nicht so ergiebig gewesen sind wie die in Oxyrhynchos oder in vielen Ortschaften des Faijûm, wohl aber außerordentlich belehrend für den Ort selbst wie für die ganze Verwaltungsgeschichte Ägyptens in römischer Zeit. 285 km südlich von Kairo liegt Roda, die Station für die Ruinenstätten von Antinoupolis und Hermupolis. Während jenes, die Gründung Hadrians zu Ehren seines vielgefeierten Lieblings Antinous, sich auf dem rechten Nilufer erhebt, liegt Hermupolis etwa $1^1/_2$ km westlich von Roda, ungefähr in der Mitte zwischen dem Nil und dem langen, den Nil auf seinem linken Ufer begleitenden, nach dem Faijûm führenden Bahr-Yûsuf oder Josephskanal. Das im Süden gelegene Dorf Aschmunên hat noch den altägyptischen Namen Chmunu in seiner koptischen Form Schmun bewahrt. Hermupolis war die Hauptkultusstätte des Gottes Thouth, des Gottes der Schreibkunst und der Wissenschaften, den man mit dem griechischen Hermes identifizierte, weshalb eben die Stadt von den Griechen Hermupolis genannt wurde. Von der altägyptischen bis in die späte byzantinische Zeit hinein war es eine der angesehensten und reichsten Ortschaften des Landes. Ist doch die Ebene, in der es lag, die größte und fruchtbarste von Mittelägypten. Plutarch berichtet, daß ein einheimischer Dichter die Vorzüge seiner Vaterstadt in Jamben gefeiert habe; im 4. Jahrhundert, um von andern zu schweigen, zählt der Historiker Ammian Hermupolis neben Koptos und Antinoe zu den bedeutendsten Städten Ägyptens. Als Sitz eines Bistums, zu dessen Diözese viele Klöster der Umgebung gehörten, spielte es auch in der Geschichte des Christentums keine geringe Rolle. Erst als die Araber im 7. Jahrhundert einbrachen, sank Hermupolis von seiner Höhe herab, um schließlich ganz in Verfall zu geraten.

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts schildert ein französischer Reisender die Ruinen als außerordentlich imposant. Aber seitdem haben Barbarenhände das meiste zerstört. Jetzt stehen auf dem Ruinenfelde nur noch wenige Säulen, die wahrscheinlich zu den Hallen des griechischen oder wohl vielmehr römischen Marktplatzes gehörten. Man sieht bei dem kleinen Hause der ägyptischen Altertumsverwaltung, etwas nördlich vom heutigen Aschmunên, die Reste eines Tempels der ptolemäischen Zeit, und vor seiner Nordfront den unteren Teil eines Ramseskolosses aus Kalkstein. Davon wieder nördlich stehen noch erhebliche Reste eines Pylonen (Torbaues) und des Säulenhofes eines von Meremptah errichteten Heiligtums, das jetzt von der Altertumsverwaltung freigelegt ist. Endlich ganz im Norden findet man die Trümmer eines von dem ersten Ptolemäer im Namen des Philippus Arrhidäus,

des blödsinnigen Halbbruders Alexanders des Großen, errichteten Hermestempels. Von dem Portikus dieses Tempels standen noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts zwölf kolossale, über 40 Fuß hohe Säulen, auf denen der Architrav und der mit Hieroglyphen bedeckte Fries ruhten, alles in gelben, roten und blauen Farben weithin leuchtend. Jetzt sind davon nur noch die gewaltigen Säulenbasen von 11 m Umfang und 3,85 m Durchmesser, zum Teil im Gestrüpp versteckt, als Zeugen des einst so imposanten Baues erhalten.

Von diesem Portikus führt heute ein Weg genau von Norden nach Süden bis zum Dorfe Aschmunên, das Trümmerfeld in eine östliche und eine westliche Hälfte scheidend. In der Mitte der Ostseite stößt ein von Antinoe herkommender moderner Damm an den kleinen Kanal, der sich dort hinzieht, und gerade gegenüber an der Westseite setzt sich dieser Damm nach dem Josephskanal hin fort. Von dem Ende des von Osten kommenden Dammes führt ein moderner Weg bis an die Nord—Südstraße, auf die er ungefähr in der Mitte des Ruinenfeldes stößt. Der größte Teil des Geländes ist mit Palmenwäldern bedeckt; dazwischen liegen die Koms, die Trümmer- und Schutthaufen, die den heutigen Bewohnern des Landes die als vorzügliches Düngemittel dienende, natronhaltige Szebbacherde liefern, zu deren Fortschaffung sogar eine kleine Feldbahn angelegt ist. Von diesen Szebbachgräbern, die die Koms natürlicherweise durchwühlen müssen, wird der größte Teil der Hermopolitanischen Papyri gefunden und dann durch Vermittlung der Araber in den Handel gebracht worden sein. Die Urkunden stammen alle aus der römischen und byzantinischen, keine einzige aus der ptolemäischen Zeit.

Durch diese Papyri wird in trefflichster Weise das Wenige ergänzt, was uns die Ruinen über die Topographie der Stadt lehren. Wir kennen aus ihnen vier Bezirke von Hermupolis, ein östliches und ein westliches Stadtquartier und ein östliches und ein westliches Kastell- oder Burgquartier. Die beiden letzten, möchte man annehmen, waren Stadtteile, die um die ursprünglich vor den Toren liegenden Kasernements der Truppen im Laufe der Zeiten entstanden waren. Und auch die Namen zweier Haupttore sind uns bekannt, das Sonnen- und Mondtor, ohne Zweifel wie in Alexandria, wo es Tore des gleichen Namens gab, genau nach Osten und Westen gelegen. Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß die beiden Tore durch eine Straße verbunden gewesen sind, die die Stadt in eine nördliche und eine südliche Hälfte teilte. Ziehen wir ferner in Betracht, daß der große Hermestempel, von dessen Portikus bereits gesprochen worden ist, genau nach dem Meridian orientiert war, daß man einen östlichen und einen westlichen Stadtbezirk unterschied, so scheint nahe zu liegen, daß Hermupolis wie auch noch heute durch eine von Norden nach Süden führende Straße in eine östliche und westliche Hälfte geteilt, ja daß es — die Pläne der Ruinenstätte widersprechen nicht — wie viele altägyptischen Städte ursprünglich in einem Rechtecke angelegt gewesen ist, dessen Seiten genau nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet waren. Demnach wäre Hermupolis von zwei Hauptstraßen, die sich in der Mitte rechtwinklig schnitten, seiner ganzen Länge und Breite nach durchzogen gewesen.

Die Straßen, die von dem Sonnen- und Mondtore ausgingen, hatten, wie wir aus dem Fragment einer Baurkunde erfahren, auf beiden Seiten Säulenhallen, und zwar werden Hallen genannt, die von dem Sonnentore bis zum „ersten Vierſäulenbau", dann weiter von dieſem bis zur „Apſis" gereicht haben, vielleicht einem niſchenartigen Gewölbe, das an der Straße lag, oder einem Kreuzungspunkte. Wahrſcheinlich werden Hallen auch geweſen ſein auf der Strecke vom Mondtore bis zum „Vierſäulenbau der Athene", ſodann ſicher wieder von dieſem bis zu dem „großen Vierſäulenbau", der noch in dem weſtlichen Stadtteile lag. Die Straße, die das Sonnen- und Mondtor miteinander verband, ſcheint demnach eine Hauptverkehrsader der Stadt geweſen zu ſein, groß und breit, mit Säulenhallen auf der ſüdlichen und nördlichen Seite geſchmückt, wie wir es von ſo vielen andern Städten des Orients wiſſen; von Zeit zu Zeit, vielleicht an den Kreuzungspunkten, war ſie von größeren Anlagen, von „Vierſäulenbauten", unterbrochen. Ja wir kennen ſogar einzelne Häuſer an ihr. Zwiſchen dem Vierſäulenbau der Athene und dem Mondtore lagen z. B. die Häuſer zweier Agoranomen (Marktmeiſter und Notare), Serenus und Silianus, und eines gewiſſen Dioskuros mit dem Beinamen Moros. Auch mehrere Straßennamen werden in den Papyri genannt. Im öſtlichen Stadtbezirk gab es eine Antinoitiſche und, ihr parallel laufend, eine Domitianſtraße, von denen jene, nach den Papyri, Hallen auf der Süd- und Nordſeite hatte. Sie muß alſo von Weſten nach Oſten gerichtet geweſen ſein, ebenſo wie jene Verbindungsſtraße zwiſchen dem Mond- und Sonnentore; wie jene, hatte auch ſie Hallen auf beiden Seiten, und da das Sonnentor auf die Landſtraße nach Antinoe hinausführte, ſcheint es kaum abzuweiſen zu ſein, daß wir in der Straße vom Zentrum der Stadt nach dem Sonnentore die Antinoitiſche zu ſehen haben. Im öſtlichen Stadtbezirk gab es ferner eine Gaſſe der Korbflechter und eine der Tarſikarier, wie auch in andern Städten die Straßen vielfach nach den einzelnen Gewerben genannt waren, — die Tarſikarier hatten ihren Namen von einer beſtimmten Art von Gewändern, die ſie verfertigten. Dort lag auch der von Hallen umgebene ſtädtiſche Markt, der, wie der Rat der Stadt in einem Schreiben ſagt, nicht nur die trefflichſte Zierde von Hermupolis bildete, ſondern auch durch Vermieten der Läden und Verkaufsſtände der Stadtkaſſe nicht geringen Ertrag brachte. Am Markt oder in ſeiner Nähe wird wahrſcheinlich das Rathaus der Stadt gelegen haben. Im weſtlichen Kaſtellquartier gab es eine Judengaſſe, auch eine Sarapisſtraße wird genannt. Hallen finden ſich bei vielen öffentlichen Anlagen und Gebäuden, ſo im Gymnaſium, vor dem öffentlichen Schlachthauſe und wohl bei den meiſten Heiligtümern, von denen ſich in den Papyri eine große Zahl erwähnt findet: das Hadrianeion, das Sebaſteion, das Antinoeion, ferner ein Neileion, ein Tempel des Nil, und dicht daneben einer des Sarapis, ſodann ein Heiligtum der Aphrodite, des Hermes, der Tyche, weiter zwei Heiligtümer der Nymphen, das eine im weſtlichen, das andre im öſtlichen Stadtteil; auch ein Komaſterion gab es, einen Tempel oder Verſammlungsort für die Prozeſſionspriester. Zu dieſen Tempeln führten als Eingangstore ebenſo wie zum Gymnaſium Pylonen. Im Gymnaſium ſelbſt lag das

Hadrianische Warmbad, auch von Sonnenbädern und vielen Privathäusern ist in den Papyri die Rede.

Die Urkunden, aus denen wir diese topographischen Daten schöpfen, sind mannigfacher Art, meist gehören sie zu den von Wessely in seinem Corpus papyrorum Hermopolitanorum[1]) veröffentlichten Ratsakten des 3. Jahrhunderts, aus der Zeit des Kaisers Gallien. Sie zeigen uns im Gegensatz zu den Papyri des 1. und 2. nachchristlichen Jahrhunderts die Veränderungen, die die städtischen Verhältnisse seit dem Jahre 202 in Ägypten erfahren haben. Bis zu diesem Jahre nämlich haben die Metropolen der einzelnen ägyptischen Gaue, mit Ausnahme weniger autonomer Städte wie Naukratis, Ptolemais und Antinoe, Komenverfassung gehabt, d. h. sie teilten die gleiche Verfassung mit all den kleinen Dörfern und Ansiedlungen, die zahllos in der Ebene des Nil und im Faijûm zerstreut lagen, nur daß in den Metropolen das Zentrum der Verwaltung des Gaues, die höchsten staatlichen Behörden und die Gauarchive waren und daß es in ihnen besondere städtische Beamte gab, in ihrer Gesamtheit als die Archonten oder als das Kollegium der Archonten bezeichnet. Mit dem Jahre 202 erhielten Alexandria und die Metropolen sämtlicher Gaue die Autonomie. Von diesem Zeitpunkt an wurde die Verwaltung der Stadt von dem Rat und Volk geleitet. Freilich war die Selbständigkeit nur eine scheinbare, jedenfalls eine sehr beschränkte. Wie früher, stand auch jetzt der Stratege als höchster kaiserlicher Beamter, als Regierungspräsident, über den Städten, über Rat und Volk. Auch die städtischen Beamten blieben; jedoch war es ihnen nicht verwehrt, zugleich Mitglieder des Rats zu sein. Von ihnen rekrutierten sich die höheren aus den reichen und gebildeten Kreisen der Bevölkerung, die das Gymnasium besucht hatten. Ihre Ämter, die freilich je länger, desto drückender und lästiger, oft zu einer unerträglichen Bürde wurden, waren genau abgestuft. An den Gymnasiarchen reiht sich der Exeget, der Kosmet, der Oberpriester, der Agoranom, Eutheniarch und Hypomnematograph; daran schließen sich als Beamte zweiter Ordnung der Schatzmeister oder Kämmerer und die verschiedenen Stadträte, die je nach den Umständen bald diese, bald jene Kommission erhielten. Diese Rangfolge können wir an der Hand der Papyri mit größter Genauigkeit feststellen; versäumte es doch selten in den offiziellen Aktenstücken einer der Beamten, alle seine Titel oder wenigstens den größeren Teil derselben anzuführen, nach ihrer Niederlegung in präteritaler Form, wie z. B. Aurelios Korellios, der Sohn Alexanders, in den Ratsurkunden genannt wird: „gewesener Eutheniarch (d. i. früheres Mitglied des Wohlfahrtsausschusses), Ratsherr, Inspektor des am Ort befindlichen Tempels des großen Sarapis, Gymnasiarch, römischer Ritter und wie er sich sonst tituliert, amtierender Prytan“ (d. i. augen-

[1]) Leipzig, Avenarius. 1905. Die Papyri stammen aus der Sammlung Erzherzog Rainer in Wien und sind wahrscheinlich in Bündeln und Aktenstößen unter den Trümmern des Rathauses gefunden worden, es müßte denn sein, daß sie schon in alter Zeit als wertlose Makulatur auf irgendeinen Müllhaufen fortgeschafft worden sind. Die andern Hermopolitanischen Papyri, die ich für diesen Aufsatz benutzt habe, sind jetzt in den Museen und Bibliotheken von Berlin, Leipzig, Straßburg i. E., von London, Oxford, Didlington Hall (Amherst Papyri), Florenz und Kairo.

blicklicher Leiter des Rates). In andern Papyri begegnen wir noch viel komplizierteren und umfangreicheren Titulaturen. In ihnen allen ist auf genaue Ordnung der Rangtitel ein und derselben Person geachtet, ebenso darauf, wenn mehrere Beamte zusammen genannt werden, daß der höhere dem niederen, bei zwei Beamten gleichen Ranges der dienstältere dem jüngeren vorangeht. Selbstverständlich stehen die kaiserlichen Beamten im Range höher als die städtischen und die Ratsherren. Diese Rangunterschiede der Herren kommen auch in der Zahl der Diener, der sogenannten Palästrawächter, zum Ausdruck, die ihnen im Gymnasium attachiert wurden. Ein Verzeichnis, das uns aus Hermupolis erhalten ist, bestimmt, um einiges Zweifelhafte beiseite zu lassen, für den Strategen vier Wächter, für den Gymnasiarchen ebensoviele, für den Exegeten und Kosmeten nur zwei, für den Agoranomen und die einzelnen Oberpriester je einen. Bei dem Gymnasiarchen, der besonders große Opfer für das Gymnasium zu bringen hatte, verrichten außerdem noch mehrere Epheben (Jünglinge) Pagendienste. Die andern Beamten erhielten zu ihrem Ehrendienst nur Knaben, die noch nicht mündig waren. Wer wird bei all diesen einzelnen Zügen nicht an unser mittelalterliches Städtewesen mit seinen festen und feierlichen Formen, seinen sorgfältigen Abstufungen nach Amt und Würden erinnert?

Wohlgeordnet war die Verwaltung der Stadt. Die schon erwähnte Einteilung in Stadtbezirke hing mit der Einteilung der Bürgerschaft in Phylen (bei den Römern tribus) zusammen. Das ergibt sich daraus, daß bei Gelegenheit der Verteilung der Leiturgien, der öffentlichen, unbezahlten Dienstleistungen für Stadt und Staat, das eine Mal von der „jetzt dienstleistenden Phyle", das andre Mal von dem „jetzt dienstleistenden Stadtbezirk" gesprochen wird. Die Einteilung in Phylen müssen wir bei allen autonomen Städten voraussetzen, wozu seit 202 ja die Metropolen der einzelnen Gaue gehörten, und tatsächlich ist diese Einteilung auch für Hermupolis durch Papyri bezeugt. Von Hadrians Gründung Antinoupolis kennen wir die Namen sämtlicher zehn Phylen und ebenso die sehr vieler Demen, der Unterabteilungen der Phylen; Hadrian zu Ehren sind sie meist den Namen der kaiserlichen Familie entnommen. Die Phylen sind genannt nach Älius, Traianus, Sebastos (d. i. das griechische Wort für Augustus)[1], ferner nach Nerva, dem Vorgänger Trajans, nach Sabina, der Gattin, nach Paulina, der Schwester Hadrians, und Matidia, der Mutter der Sabina. Eine Phyle hieß Oseirantinoe nach dem als Osiris verehrten Liebling Hadrians Antinous, eine andre Athenais nach der Lieblingsstadt des Kaisers Athen. Ähnliche Beziehungen lassen sich vielfach auch bei den bedeutend zahlreicheren Demen feststellen. Diese Phylen- und Demennamen werden oft den Eigennamen in Kontrakten und amtlichen Schriftstücken hinzugefügt, so heißt „Ammonios Sebastios, zugleich auch Herakleios" Ammonios aus der Phyle Sebaste und dem Demos Herakleia.

Die sorgsame Einteilung der Stadt hatte großen Wert für die alle vierzehn Jahre stattfindenden allgemeinen Volkszählungen — vom vierzehnten Jahre an mußte die Kopfsteuer von den dazu verpflichteten Klassen der Be-

[1] Hadrian hieß vollständig Titus Aelius Traianus Hadrianus Augustus.

völkerung gezahlt werden — und für das damit eng zusammenhängende Steuerwesen. Alle vierzehn Jahre mußten nach Häusern geordnete Verzeichnisse der Bewohner eines Ortes unter Angabe ihres Alters, ihrer Abkunft, ihrer körperlichen Merkmale, ihres Gewerbes und andrer Dinge von den Hausbesitzern an die staatlichen Beamten, an den Strategen und den unter ihm stehenden königlichen Schreiber — im Dorfe dafür an den Dorfschreiber — und an die Kommission der Volkszähler eingereicht werden, stets in mehreren Exemplaren. Auf den Bureaus der einzelnen Stadtbezirke, denen Bezirksvorsteher vorstanden, wurden sodann diese Eingaben der Hausbesitzer bearbeitet: es wurden die Bewohner des Bezirks nach ihren verschiedenen Ständen geordnet; zuerst kamen die nicht privilegierten Klassen, die zur Zahlung der Kopfsteuer verpflichtet waren, auch ihre unmündigen Söhne wurden in die Listen aufgenommen, die noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht hatten, aber innerhalb der nächsten Steuerperiode steuerpflichtig wurden; ebenso die einzelnen Klassen der Gewerbesteuerpflichtigen, wie die Wollhechler, die Korbflechter, die Töpfer usw.; ferner kamen die privilegierten, die sich der Epikrisis, der Prüfung ihrer Abstammung, unterzogen hatten und dabei als Angehörige einer privilegierten Klasse anerkannt worden waren und daher die Kopfsteuer nicht zu zahlen brauchten, darauf die Katöken, eine Klasse von privilegierten Landbesitzern, deren Privilegien freilich in römischer Zeit nicht an ihrer Person hafteten, sondern an dem Katökengrundstücke — das sind Grundstücke, die den von den Ptolemäern als Bauern angesiedelten Soldaten gehört hatten. Die auf Grund der Hausbewohnerlisten angefertigten Verzeichnisse der einzelnen Bezirke — ebenso natürlich auch die der Dörfer — wurden an das Bureau des Strategen und an das der Schreiber der Metropole eingesandt. Dort konnte dann die Gesamtzahl der Bevölkerung eines Gaues, der Steuerpflichtigen und Steuerfreien, die Höhe der einzelnen Steuersummen und der Gesamtertrag der Steuern festgestellt werden. Das so bearbeitete Material wurde schließlich nach Alexandria gesandt, wo dann die Gesamtergebnisse für ganz Ägypten auf den Bureaus der kaiserlichen Prokuratoren berechnet wurden.

Neben diesen Hausbewohnerlisten mußten die Einwohner der Städte und Dörfer jährlich ihren Besitz an Vieh und in größeren Zwischenräumen, wenn nicht mittlerweile eine Veränderung des Besitzstandes eingetreten war, ihren Grundbesitz an Ackerland, Gärten, Häusern usw. angeben. Von den wenigen Urkunden dieser Art aus Hermupolis, die wir aus den übrigen Teilen Ägyptens in außerordentlich großer Zahl erhalten haben, teile ich eine Deklaration über den Besitz an Schafen und Gänsen v. J. 129/130 n. Chr. mit, die im großen und ganzen auch das Formular aller übrigen erkennen läßt.

„An Philon, den Strategen des Hermopolitanischen Gaues, von Anubion, dem Sohn des Sarapion, aus Hermupolis, der in die Listen des westlichen Stadtbezirkes eingetragen ist. Ich habe im verflossenen dreizehnten Jahre unsres Herrn und Kaisers Hadrian auf dem Steueramt des Bezirkes der unteren Toparchie vor der Stadt 400 Schafe mit Lämmern, 19 Ziegen mit Zicklein deklariert. Von denen sind 6 Ziegen und 121 Schafe zugrunde gegangen (διεφθάρησαν = gestorben oder geschlachtet?). Außerdem habe ich an Selene, die Tochter des Achilleus, die auch die Weidegebühr für den genannten Bezirk bezahlt, 47 Schafe verkauft. Es bleiben

also übrig als solche, die ich für das laufende vierzehnte Jahr des Kaisers und Herrn Hadrian deklariere, 232 Schafe und 13 Ziegen, 132 Lämmer und 6 Zicklein" (das sind die im Laufe des Jahres geborenen Tiere).

Es folgen dann gewöhnlich — unser Papyrus bricht hier ab — Datierung nach dem Jahre des regierenden Kaisers und Unterschriften der kontrollierenden Beamten.

Die Deklarationen über Hausbesitz, Grundstücke und Ackerland wie auch die über den Besitz an Sklaven fanden ihr Zentrum in dem Grundbuchamt der Stadt, neben dem es, und zwar ihm untergeordnet, auch Grundbuchämter auf den Dörfern gab. Auch für Hermupolis ist dies Grundbuchamt durch die dort gefundenen Papyri bezeugt. Zwei Urkunden genannter Stadt zeigen, daß man dieser Behörde auch den Antritt einer Erbschaft, ebenso auch den Kauf eines Grundstückes mitteilen mußte. Den sehr komplizierten Geschäftsgang, der bei solchen alltäglichen Rechtsgeschäften, wie Kauf und Verkauf, Aufnahme von Hypotheken und Darlehen auf Grundstücke usw., innegehalten wurde, hier darzulegen, würde zu weit führen. Im Grundbuchamte waren die Urkunden nach den Ortschaften, innerhalb dieser wieder nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet; innerhalb der sachlichen Gruppen, Acker-, Haus- und Sklavenbesitz, waren die Eigentümer alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens aufgeführt, und für jeden Eigentümer wurde außerdem ein Übersichtsblatt angelegt, in das alle Veränderungen eingetragen wurden. Man zitierte also z. B.: „Aus den Übersichtsblättern des Dorfes Soknopain Nesos, Buchstabenrolle E, Seite 17."

Als einmal zur Zeit Domitians das Grundbuchamt in Oxyrhynchos in Unordnung geraten war, hat der damalige Präfekt von Ägypten ein Edikt erlassen, das sehr instruktiv für die Grundbuchführung ist und wahrscheinlich als eine Zirkularverfügung an die Grundbuchämter sämtlicher Gaue, also auch an das von Hermupolis, aufzufassen ist, und unter diesem Gesichtspunkte mag diese Oxyrhynchitische Urkunde hier Platz finden:

„Mettius Rufus, der Präfekt von Ägypten, tut kund: Klaudius Areios, der Stratege des Oxyrhynchitischen Gaues, hat mir mitgeteilt, daß weder die privaten noch die öffentlichen Sachen sich in gehöriger Ordnung befinden, deswegen, weil seit langer Zeit die Übersichtsblätter auf dem Grundbuchamt nicht so, wie es sich gehörte, in Ordnung gehalten sind, obwohl oft von meinen Vorgängern bestimmt worden ist, daß die nötigen Verbesserungen vorgenommen werden sollten. Das ist aber nicht gut anders möglich, als wenn von Anfang an Kopien hergestellt werden. So befehle ich nun, daß alle Besitzer innerhalb sechs Monaten ihren Besitz auf dem Grundbuchamte anmelden, desgleichen sollen auch die Gläubiger sämtliche Hypotheken anmelden, die sie haben, und alle andern, welche Nutznießungsrechte ihnen zustehen. In ihren Deklarationen sollen sie angeben, woher die betreffenden Grundstücke stammen, in deren Besitz sie sind. Es sollen aber auch die Frauen ihrerseits bei den Deklarationen ihrer Männer angeben, wenn sie nach den Landesgesetzen (d. h. nach den national-ägyptischen) das Verfügungsrecht über das Eigentum haben; ebenso sollen die Kinder zu den Deklarationen ihrer Eltern angeben, wenn diesen (d. h. den Eltern) das Nutznießungsrecht durch gültige Kontrakte vorbehalten, der Besitz aber nach ihrem Tode den Kindern zugesichert ist, damit Leute, die Verträge (über diese Grundstücke) abschließen wollen, nicht aus Unkenntnis der Verhältnisse geschädigt werden. Ferner ordne ich an, daß alle Kommissionäre, die Kontrakte abfassen, und

die Archivbeamten dies nicht ohne Auftrag des Grundbuchamtes tun. Sie mögen sich klarmachen, daß das keine Gültigkeit hat, ja daß sie sogar selbst, weil wider die Ordnung handelnd, die geziemende Strafe erhalten werden. Wenn sich auf dem Grundbuchamt Deklarationen aus früheren Zeiten befinden, so sollen sie mit aller Sorgfalt aufbewahrt werden, ebenso die amtlichen Übersichtsblätter (die Auszüge aus ihnen), damit, wenn später irgendein Streitfall auftaucht und eine Untersuchung veranstaltet wird über solche, die ihre Deklaration nicht ordnungsgemäß gemacht haben, sie aus jenen überführt werden können. Damit aber die Benutzung der Eintragungen in das Grundbuch zuverlässig sei und für alle Zeiten bleibe, so daß nicht wieder eine allgemeine neue Deklaration nötig wird, trage ich den Katasterbeamten auf, alle fünf Jahre die Eintragungen zu erneuern und in die neuangelegten amtlichen Bücher die letzten Eigentumsfeststellungen jeder einzelnen Person, nach Dörfern und Klassen geordnet, einzutragen."

Die staatlichen Behörden hatten auch bei Requisitionen für das Militär ihre Hilfe zu gewähren. In Koptos war die Schwadron des Heraklius, die ala Heracliana, stationiert. Nun hatte der Präfekt von Ägypten, Longäus Rufus, angeordnet, daß 20000 Artaben[1]) Gerste für jene ala aufgekauft und daß dies Quantum auf die verschiedenen Gaue verteilt werden solle. Infolgedessen schickt der Kommandeur der Schwadron, Valerius Frontinus, seinen Duplikarius Antonius Justinus nach dem Hermopolitanischen Gau, um sich in den einzelnen Dörfern daselbst das diesen durch Repartition auferlegte Getreide von den Dorfältesten zumessen zu lassen. Die Verantwortung für die richtige Lieferung trug natürlich der Stratege, und so läßt er sich denn auch von Antonius Justinus den richtigen Empfang des Getreides bescheinigen, und zwar in Quittungen, die immer in vier Exemplaren ausgestellt werden mußten, weil sie wohl verschiedenen Behörden als Belege dienten. Das gelieferte Getreide wurde von der staatlichen Behörde bezahlt. Das ergibt sich aus Quittungen, die die Dorfältesten demselben Strategen darüber ausstellen, daß sie das Geld für das gelieferte Getreide ausgezahlt erhalten hätten „durch den gewesenen Kosmeten Diogenes und den gewesenen Agoranomen Hermaios, die von dem Vorgänger des (jetzt amtierenden) Strategen dazu bestimmt worden waren, das Geld durch Vermittlung der staatlichen Bank zu erheben und den Dorfältesten auszuzahlen", wobei wir gleich erfahren, daß der Staat sich für seine Zahlungen der Bank bediente, indem er diese zu Zahlungen auf sein Konto anwies.

In einem andern Falle nimmt der Stratege die eidliche Meldung eines Schiffskapitäns entgegen, daß er 200 Zentner Kohlen durch die Vermittlung eines Spediteurs senatorischen Ranges aus dem Stande der Diokletianischen magistri als Steuer der dreizehnten Indiktion[2]) (326 n. Chr.) geladen habe und nach Alexandria bringen werde.

In solchen Verwaltungssachen, besonders aber in der Steuererhebung wurden die kaiserlichen Beamten ausgiebig durch die Mitglieder des städtischen Rates unterstützt. Der Rat bildete gewissermaßen das Zwischenglied zwischen den staatlichen Behörden und den Steuerzahlern, vertrat sozusagen die Stelle

[1]) Die Artabe faßt etwa 30 Liter.

[2]) Indiktionen sind fünfzehnjährige Steuerperioden, die im Jahre 297 eingeführt wurden.

der römischen publicani, der Steuerpächter. So waren die Dekaproten in erster Linie Steuererheber, nicht daß sie selbst direkt die Steuern erhoben hätten, sondern sie übernahmen dem Staate gegenüber die Verantwortung für die Aufbringung der Gesamtsumme, die auf den betreffenden Gau repartiert war. Das geht so weit, daß nach einem aus Oxyrhynchos stammenden Papyrus des 3. Jahrhunderts sogar die Erben eines Dekaproten für das richtige Einlaufen der Getreidelieferungen, die später als canon frumentarius nach Konstantinopel gingen, verantwortlich gemacht wurden. Von diesem canon berichtet ein andrer Papyrus v. J. 380, nach dem sich ein Schiffskapitän in einem Vertrag mit zwei Ratsherren von Hermupolis, denen für die neunte Indiktion die Sorge für die Getreidelieferung übertragen worden war, verpflichtet, auf seinem Schiffe 1463 Artaben Getreide nach Alexandria zu bringen und in den Getreidespeichern von Neapolis, dem bekannten Stadtteile Alexandrias, abzuliefern, die Quittung darüber aber auf den Namen der beiden Ratsherren durch den praefectus annonae ausstellen zu lassen. — Einmal beschwert sich der Rat beim Präfekten, daß der Stratege unrechtmäßigerweise zu viel Steuern eingefordert habe, und bittet darum, daß ihm das Plus gutgeschrieben werde, zu gleicher Zeit teilt er aber auch dem Strategen mit, daß er eine Beschwerde über ihn, den Strategen, bei dem Präfekten eingereicht habe, und daß er „zu des Präfekten Menschenfreundlichkeit gegen seine Untergebenen und zu seiner Achtung vor den kaiserlichen Verordnungen das Zutrauen habe, daß er der Bitte des Rates willfahren werde". Der Rat unterläßt es auch nicht, eine Mahnung an den Strategen hinzuzufügen, sich gesetzwidriger Eintreibung von Steuern zu enthalten, „da es nicht ohne Gefahr sei, der Huld des Kaisers zu trotzen".

Leicht haben es, das sieht man auch aus den wenigen Beispielen, die städtischen Behörden und der Rat nicht immer gehabt. Mit Gefahr für Hab und Gut, sogar für die Freiheit war die Übernahme der leiturgischen Ämter verbunden. Man gewinnt aus der Masse der Papyri den Eindruck, daß die Lasten immer schwerer und drückender wurden, oft auch den Wohlstand einzelner Familien und ganzer Gemeinden untergruben. Gerade Urkunden aus Hermupolis haben uns über das Leiturgiewesen viel Neues gelehrt, über den Geschäftsgang, wie die Leiturgien auf die einzelnen Personen übertragen wurden, welche Beamte dabei tätig waren, wie die Bekanntmachung der erwählten Personen durch öffentlichen Anschlag erfolgte, wie man für die nur Körperkräfte erfordernden Leistungen, z. B. für Arbeit in Bergwerken, nur Leute aussuchte, die, wie es in den Urkunden heißt, zu der Arbeit „brauchbar und tauglich" waren, für diejenigen Ämter dagegen, die mehr oder weniger Geldopfer erforderten, solche, die der Behörde bekannt waren als „wohlbemittelt und tauglich". „Ist jemand reich," heißt es in der Mischna Genesis Rabba c. 76, „so machen ihn die Römer schnell zum Kommunalmagistrat oder zum Gemeinderat ... Wenn man dich zum Mitgliede eines städtischen Gemeinderates vorschlägt, so suche dir lieber die Jordanwüste zum Nachbar." Das paßt auch auf Ägypten. Schon der Präfekt Rutilius Lupus (114—117), ebenso auch andre Beamte, z. B. der Epistratege der Heptanomis — des sieben Gaue umfassenden Bezirks Mittelägyptens, zu dem auch der

hermopolitische gehörte —, Claudius Vinder, hatten Edikte erlassen, durch die die Minderung des Aufwandes für die Verwaltung der Gymnasiarchie angeordnet wurde. Ebenso ist es auch bei den andern Ämtern. Ein Fall für viele: Aurelios Hermophilos, gewesener Kosmet von Hermupolis, hatte sein Kosmetenamt — das Amt etwa eines Stadtbaumeisters — bis zu fast völliger Erschöpfung seiner finanziellen Mittel verwaltet. Danach wählte der Rat seinen Sohn an seiner Stelle zum Kosmeten. Da legte aber der Vater wegen der Iteration der Last beim Präfekten Protest ein; er erklärte sich bereit, sein Vermögen gegen Herausgabe des ihm, dem Aurelios Hermophilos, nach den Gesetzen zustehenden Drittels dem Rate zur Verfügung zu stellen, damit dieser irgendeinem andern das Kosmetenamt übertrage. Der Präfekt erkannte die Beschwerde als berechtigt an und befahl dem Strategen, die Anwendung von Gewalt vorläufig zu verhindern. Von dieser Entscheidung des Präfekten benachrichtigt, lehnte gleichwohl der Prytan des Rates das Angebot der Vermögensabtretung ab, so daß der inzwischen wegen seiner Weigerung in Personalarrest genommene Hermophilos einen neuen Protest an den Präfekten absandte und ein Duplikat davon zugleich auch im Sebasteion, dem Augustustempel, als ein Testifikat niederlegte. Und damit sind wir nun schon zu der Verwaltung der rein städtischen Angelegenheiten gekommen.

Die Stadt besaß ein großes Vermögen, das in Grundstücken, Häusern und Verkaufshallen in der Stadt und in Landgütern und Gärten draußen im Gau bestand. Die Verwaltung dieses Besitzes erforderte natürlich viel Arbeit und Mühe und vor allem sehr viel Schreibwerk. Ein Bürger mietet von der Stadt ein Haus auf zwei Jahre für einen monatlichen Zins von 8 Drachmen [1]). Das Haus ist einstöckig, neu, liegt im östlichen Stadtbezirk an dem Verkaufsgewölbe hinter der nördlichen (oder südlichen) Halle der Antinoitischen Straße. Der Mieter bedingt sich das Recht aus, das Haus an Aftermieter zu überlassen. Ein andrer kauft ein Haus hinter der südlichen Halle derselben Straße und mit dem Hause die umliegenden Baulichkeiten und freien Stellen, wo sich Dunghaufen befinden, für 2000 Drachmen. Alles ist, wie es in der Urkunde heißt, in Verfall und in unbrauchbarem Zustande, die städtische Kasse habe gar keine Einkünfte mehr von diesem Grundstücke, weil alles zerstört worden sei „bei den verflossenen verwünschten Unruhen in der Stadt". Ein andres Haus wiederum liegt, um auch das in diesem Zusammenhang anzuführen, mitten in einem Gebäudekomplex und hat seinen Ein- und Ausgang nach der öffentlichen Straße nur durch ein Gewölbe, das unten durch das Haus der Söhne des Schlossermeisters Inarus führt. Man mietet auch von einem Hause „die Hälfte einer Exedra im zweiten Stockwerk, die Hälfte eines Gewölbes im Erdgeschoß und den dazugehörigen Teil des Brunnens und Hofes und Daches und alles Zubehörs und aller Gerechtsame". — Einmal sehen wir den Rat für den Preis von 400 Drachmen drei Handpauken verkaufen, die im Gymnasium lagen und jetzt vielleicht durch neue ersetzt werden sollten. Daß die Verkaufsstände am städtischen Markte dem Stadtsäckel ein gut Stück Geld einbrachten, ist schon früher erwähnt worden.

[1]) Damals hatte die Drachme nur noch etwa den Wert von 17½ Pfennig.

Vom Landbesitz der Stadt lehren uns zahlreiche Pachtkontrakte, daß er über den ganzen Gau zerstreut war und zu den Feldmarken der verschiedensten Dörfer gehörte. Umfangreich sind die Inspektionsberichte, die der Rat sich erstatten ließ. So hatte man z. B. einmal eine Kommission eingesetzt, bestehend aus dem amtierenden Prytanen und zwei Ratsherren, die den Auftrag erhielt, eine Reise zur Inspektion der Güter und Obstplantagen der Stadt zu machen und darüber Bericht zu erstatten. In ihrem uns erhaltenen Schreiben geben diese nun genau an, in welchem Zustande sie alles gefunden haben. Vieles war in Unordnung und Verfall geraten, besonders die Wasserleitungsanlagen, Zisternen u. dgl. Genau wird berichtet über Zahl und Art der Fruchtbäume, die auf den einzelnen Grundstücken standen, Maulbeer-, Pfirsichbäume, Palmen, Öl- und Pflaumenbäume, wie viele Morgen (Aruren) Landes besät, wie viele mit Weinpflanzungen bedeckt sind, wieviel Gebäude, Scheunen und Ställe sich auf den Grundstücken befinden und manches andre.

Diese Verwaltungssachen liefen aber nicht immer glatt ab; viele Maßregeln fanden nicht allgemeinen Beifall. Ja, es kamen ernste Unregelmäßigkeiten, Unterschleife und Unterschlagungen vor. Das zeigt sich an einem leider arg verstümmelten Sitzungsprotokoll, das auf Seite 63 der Ratsakten von Hermupolis steht. An einer lebhaften Debatte beteiligen sich der vorsitzende Prytan und mehrere Ratsherren, darunter auch die beiden, gegen die Vorwürfe erhoben werden, Heraklammon mit dem Beinamen Sarapion und Isidoros, auch Heraklios genannt. Letzterer lehnt, soweit ich den Text verstehe, jede Verantwortung ab, da Heraklammon sich selbst für die Sache, um die es sich handelt, in Vorschlag gebracht habe. Heraklammon, der den Vorsitz im Wohlfahrtsausschuß inne hat, ruft erregt in die Versammlung hinein: „Gebt mir einen Nachfolger in dem Vorsitz des Wohlfahrtsausschusses," und bald darauf: „ich bin allein." Als der Prytan bei seinen Vorwürfen bleibt und die Rechte der Stadt, wie es scheint, betont, brechen die versammelten Ratsherren, die Freunde des Beschuldigten, in die Akklamation aus: *Ὠκεανὲ Ἡρακλάμμων.* Das ist derselbe merkwürdige Zuruf, den wir auch in einem Bericht über eine Volksversammlung in Oxyrhynchos gelegentlich einer Demonstration für den Prytanen in Anwesenheit des Präfekten von Ägypten begegnen: „Okeane Prytan, Okeane du Ruhm der Stadt, Okeane Dioskoros, du Erster der Bürger!" In jener Versammlung verlangt das Volk von Oxyrhynchos, daß der Rat sofort Beschlüsse zu Ehren des Prytanen, des Wohltäters der Stadt, fasse; denn er sei vieler Ehrenbeschlüsse würdig. Als der Prytan erklärt, er nehme diese Ehre gern an und freue sich sehr darüber, bitte aber, solche Beweise auf den passenden, gesetzlichen Zeitpunkt zu verschieben, da verlangt die Volksmenge in erneuten Zurufen stürmisch die Erfüllung ihres Verlangens, indem sie sich auch an den anwesenden Präfekten wendet, bis endlich der Syndikus Aristion erklärt, die Anträge würden vor den Rat gebracht werden, worauf dann mit neuen, noch stürmischeren Akklamationen das Protokoll schließt. — Wie die Sache des hermopolitanischen Ratsherrn abgelaufen ist, können wir nicht sagen, es scheint jedoch, daß seine Gegner auf genauer Untersuchung bestanden haben.

Noch schlimmer scheinen sich zwei andre Beamte vergangen zu haben. Sie haben die Schlüssel der staatlichen Getreidemagazine genommen, alles Getreide, das sie fanden, Weizen und Gerste, ebenso 100 Artaben einer Hülsenfrucht an Kaufleute verkauft; ferner haben sie Linsen, die ihnen nicht gehörten, zu ihrem eigenen Gebrauch nach Hermupolis geschafft. Das Geld, das sie für das Getreide und die Hülsenfrüchte bekamen, teilten sie miteinander; außerdem hatten sie sich noch eine ganze Reihe andrer Diebstähle und Unterschlagungen zuschulden kommen lassen. Die erregte Sprache der Ratsherren in ihrer Eingabe, die wohl an den Strategen gerichtet war, erklärt sich sicher zum Teil auch daraus, daß die Stadt in letzter Linie für die begangenen Unterschleife aufzukommen hatte.

Ganz außerordentlich groß ist zur Zeit Galliens die Bautätigkeit des Rates gewesen. Wir besitzen einen Kostenanschlag des Ratsherrn Aurelios Appianos für die Ausführung einer Menge von Restaurierungsbauten. Die meisten der früher angeführten Heiligtümer, auch die drei an der Antinoitischen Straße gelegenen Privathäuser, vor allem die Hallen an den Straßen, am Markt, an den Tempeln und andern Gebäuden sollten wieder aufgebaut oder wiederhergestellt werden. Da findet man genaue Angaben über die Zahl der beschäftigten Maurer und sonstigen zwangsweise herangezogenen Arbeiter — 516 und 2604 —, über Zahl, Länge und Preis der zu verwendenden Balken, was an barem Gelde, an Eisen, an Mörtel, wieviel Kubikellen Holz für die einzelnen Gebäude gebraucht wurden. Die Summen waren nicht gering, wie an einer Stelle mehrere zusammenaddierte Posten 65 Talente, 4037 Drachmen und 2 Obolen[1]) ergeben, ferner 15 Minen Eisen, 12 Talente und 5 Minen Mörtel[2]), 3968 Kubikellen Holz. — Ein andrer Ratsherr ist von dem Rate gewählt zur Besorgung und zum Ankauf von Gips und Kalk für das Hadrianische Warmbad, ein dritter zum Ankauf und zur Heibeischaffung von Bauholz, ein vierter zur Übernahme und Beaufsichtigung des Neubaues des Pylonen, der zum Gymnasium führt, ein fünfter zum Ankauf und zur Herbeischaffung von Platten zur Pflasterung der Hallen des Gymnasiums; noch andre haben mit Kanalanlagen zu tun, mit Wasserleitungen, die von dem Fluß nach dem Nymphaion und dem Aphrodisieion führen: und alle diese Beamten beantragen in fast gleichlautenden Schriftstücken, daß ihnen zur Ausführung dieser Dinge die nötigen Summen aus der Stadtkasse gezahlt werden, und verpflichten sich, hinterher der Stadtkasse über die Verwendung der Summe Rechnung zu legen, wie es stets heißt: „unter voller Wahrung der Rechte der Stadt und des Rats". Wie vorsichtig aber die Finanzwirtschaft der Stadt in diesen Dingen war, ergibt sich daraus, daß sie die in den Kostenanschlägen beantragten Summen, wie die Berechnung in einzelnen Papyri zeigt, nicht voll, sondern unter Abzug von etwa 14 % auszahlte, ähnlich wie nach Ausweis von athenischen Bauinschriften den Unternehmern von ihren Kostenanschlägen 10 % abgezogen wurden. Erst wenn sich die übernommene Lieferung, der übernommene Bau hinterher als den Anforderungen

[1]) Das sind etwa 68 956 Mark.

[2]) 15 Minen sind 6 kg 480 gr, 12 Talente und 5 Minen etwa 313 kg.

völlig entsprechend erwies, wurde die Restsumme dem Unternehmer ausgezahlt. Übrigens ist über den Zahlungsanträgen von den Antragstellern immer ein Raum freigelassen worden, auf den der Rat dann die Anweisung an den städtischen Kämmerer setzte, das Geld dem betreffenden Unternehmer auszuzahlen, was bisweilen, wie die Urkunden erkennen lassen, in mehreren Raten geschah.

Diese große Bautätigkeit zur Zeit des Gallien, in den Jahren 263—268, hängt vermutlich zusammen mit den in der oben angeführten Urkunde über einen Hauskauf erwähnten „verwünschten Unruhen", von denen die Stadt heimgesucht worden war, bei denen wahrscheinlich nicht nur jenes Grundstück, sondern viele andre Privathäuser, wie z. B. die drei am Mondtor, ja wohl überhaupt große Teile der Stadt, besonders auch die Säulenhallen der Straßen und Heiligtümer, das Gymnasium und andre Gebäude demoliert, vielleicht auch durch Feuer zerstört worden waren. Wir werden in dieser Meinung auch durch den vorher erwähnten Inspektionsbericht über die städtischen Güter bestärkt, der davon voll ist, daß die meisten Anlagen in Verfall geraten und die Pflanzungen vielfach nicht in dem gehörigen Zustande waren. Was für Unruhen gemeint sind, läßt sich nicht sagen. An die Erhebung des Ämilianus Alexander im Jahre 265 könnte man wohl denken, weil der Kaufkontrakt, der die Unruhen erwähnt, in das Jahr 266 fällt. Ist aber die Vermutung richtig, daß die Bautätigkeit mit den Unruhen zusammenhängt, dann ist jene Erhebung ausgeschlossen, weil z. B. der Kostenanschlag des Aurelios Appianos schon aus dem Jahre 264 stammt. Nun werden aber auch die Unruhen in einer Form erwähnt, daß man glauben möchte, sie lägen zum mindesten mehrere Jahre zurück. Vielleicht sind irgendwelche lokalen Revolten gemeint, von denen wir überhaupt keine Kunde haben. War doch Ägypten seit dem Regierungsantritte des Alexander Severus in fortwährender Unruhe und von einem Revolutionsfieber erfaßt.

Welcher Art nun auch jene Katastrophe gewesen sein mag, ob sie mit den politischen Wirren des Reiches unter der Regierung des Kaisers Gallien zusammenhing oder nicht, Hermupolis erscheint in den uns erhaltenen Urkunden dem Gallien treu ergeben, sich seiner Gunst und Huld erfreuend. Das lehren einige Schriftstücke, die sich mit der Person des Aurelios Plution, des Sohnes des Epimachos, beschäftigen. Das war ein geborener Hermopolit, der Staatsbeamter geworden war und es bis zur Würde eines kaiserlichen Prokurators gebracht hatte. Er führt den Titel „clarissimus ducenarius et a museo". Wenn ein Papyrus richtig ergänzt ist, so hat sich einmal der Rat durch seine Vermittlung in irgendeiner Sache an den Kaiser gewandt, bei dem Aurelios Plution nach dem Zeugnis der Urkunden offenbar persona gratissima war. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Rom, bei dem Plution vom Kaiser persönlich empfangen wurde, ist er mit solchem Erfolge für seine Vaterstadt eingetreten, daß der Rat beschloß, ihm bei seiner Rückkehr eine feierliche Begrüßungsadresse zu überreichen, deren Anfang uns ein glücklicher Zufall erhalten hat:

„Des großen, alten, ehrwürdigsten und glänzendsten Hermupolis Beamten und Rat entbieten dem mächtigsten Aurelios Plution ihren Gruß. Als du noch verweiltest in dem königlichen Rom, wirktest du die größten Vorteile für deine Vater-

stadt aus, nachdem du dich genaht der Fortuna unsres Herrn Gallienus Augustus. Nur dieser eine Wunsch blieb noch übrig, daß du in die Heimat zurückkehrtest. Denn nach einem alten Worte heißt es: εἰς ὄμματ' εἶναι ἀνδρὸς ἐμβλέπειν γλυκύ — in die Augen eines wohlgesinnten Mannes zu schauen ist süß. Unser und unsrer Väter Gott, der dreimal größte Hermes, der dir zur Seite steht, hat dich in allem auf deiner Heimkehr behütet, so daß du auch eine ruhige Seefahrt hattest — oder so daß du auch glücklich ankamst)."

Der poetische Bürgermeister oder Stadtrat, von dem das niedliche Schriftstück verfaßt worden ist, war gewiß, und mit ihm wohl der ganze Rat der Stadt, auf die schwungvolle Sprache und die schöne Stilisierung der Adresse stolz, besonders stolz aber sicher auf den hübschen Vers, den er seinem Elaborat einfügte. Freilich ist es zweifelhaft, ob er wußte, daß der Vers von Euripides stammt. Auf jeden Fall scheint er aus dem Gedächtnis zitiert zu haben, wobei ihm, wie ja ähnliches auch heutzutage manchmal passieren soll, abgesehen von einer unwesentlichen Änderung, auch ein grober metrischer Fehler mit untergelaufen ist, indem er ἀνδρός statt φωτός setzte und damit einen schweren Hiatus, den Zusammenstoß zweier Vokale, in den Vers brachte. Denn bei Euripides heißt der Vers (Ion 732): εἰς ὄμματ' εἶναι φωτὸς εἰσβλέψαι γλυκύ. Wir dürfen auch wohl vermuten, daß unser Ratsherr manche Witzelei und manche spöttische Bemerkung ob seines falschen Zitates von seiten eines gelehrten Schulmeisters oder eines sonstigen guten Kenners der Tragiker hat einstecken müssen.

In einem andern Schreiben, das der Kaiser dem Aurelios Plution auf dem Amtswege durch den Präfekten Juvenis Genialis zustellen ließ, wurde Plution dafür außerordentlich belobt, daß er sich eines Waisenknaben, des Sohnes und Enkels berühmter Athleten, angenommen habe, und zugleich wurden jenem Kinde alle Privilegien zugesichert, die den Siegern in öffentlichen Wettkämpfen gesetzlich zustanden, „damit er wegen der Tüchtigkeit seiner Vorfahren," wie der Kaiser sich ausdrückt, „sich meiner Gnade erfreue". — Und so kommen wir zu einem Zweige des öffentlichen Lebens, der selbst in den Zeiten der Not, des Krieges und des allgemeinen Niederganges im römischen Reiche nicht vernachlässigt wurde, freilich mehr oder weniger freiwillig nicht vernachlässigt wurde, das ist das Turn- und Sportwesen, wie es in den Gymnasien und bei den öffentlichen Wettspielen und in dem damit eng verbundenen Vereinswesen gepflegt wurde.

Für das Amt des Gymnasiarchen konnte man nur die reichsten Leute gebrauchen; oft wählte man Kinder für dasselbe, nur weil sie reich waren und die Kosten aufzubringen vermochten. Ja sogar ein weiblicher Gymnasiarch, eine Gymnasiarchis, ist für das Jahr 107 n. Chr. für Hermupolis bezeugt. Das Amt wurde mit großem Prunke angetreten. Wie wir aus dem Tagebuch eines Strategen, in dem seine täglichen Amtshandlungen verzeichnet sind, ersehen, führte dieser den Gymnasiarchen in feierlicher Weise in sein Amt durch öffentliche Bekränzung ein. Es gibt, wenigstens ist dies für Alexandria bekundet, eine besondere Gymnasiarchentracht, eine turbanartige Kopfbekleidung und weiße Schuhe. Daß der Gymnasiarch bei öffentlichem Auftreten ein Gefolge von vier Dienern und mehreren Epheben hatte, ist bei andrer Gelegen-

heit schon erwähnt worden. Etwas ganz Neues erfahren wir aus den Ratsakten von Hermupolis über die Zahl der Gymnasiarchen und ihre Amtsverwaltung. Erstens gab es nämlich in jedem Jahr nicht einen, sondern viele Gymnasiarchen, wie wir das ersehen aus Berichten, die der Beamte des Gymnasiums, der die Ölvorräte unter seiner Aufsicht hatte, auf Anordnung des Epistrategen dem Rate darüber erstatten mußte, an welchen Tagen und unter welchen Gymnasiarchen der Vorrat an Öl ausgegangen war. In ihnen finden wir nämlich eine ganze Reihe von Gymnasiarchen genannt, die ihr Amt immer nur wenige Tage versahen. Zweitens scheint es, daß die Verwaltung des Gymnasiums für die bestimmten Tage des Jahres den einzelnen Gymnasiarchen in einer Beratung übertragen wurde, die unter dem Vorsitz eines kaiserlichen Prokurators, in diesem Falle des Aurelios Plution, abgehalten wurde, und zwar muß die Reihenfolge der Gymnasiarchen in der Amtsführung durch das Los festgesetzt worden sein.

Eng mit dem Betriebe, der im Gymnasium herrschte, hängt die Agonistik zusammen, die in der Kaiserzeit von Vereinen gepflegt wurde, die sich über das ganze römische Reich erstreckten. Und wieviel neue Nachrichten bringen uns darüber die Ratsakten! Die vornehmsten Personen gehören diesen Athletenverbänden an und nennen sich mit Stolz deren Mitglieder, wie sich der vorsitzende Prytan M. Aurelios Asklepiades mit dem Beinamen Hermodoros in einem offiziellen Schriftstück, in dem er alle seine Amtstitel anführt, auch als Pankratiasten, als Sieger in den vier großen Wettspielen Griechenlands — den olympischen, nemeischen, isthmischen und pythischen —, als unbesiegt während seines ganzen Lebens bezeichnet. Hermupolis mußte an die Sieger in den Wettkämpfen große Pensionen auszahlen, von 180, 200, einmal sogar von 400 Drachmen (etwa 31½, 35 und 70 Mark) monatlich, und unter den Empfängern befindet sich auch der Günstling des Kaisers Gallien, der Beschützer der Stadt, der kaiserliche Prokurator Aurelios Plution! Einer der Pankratiasten hat, wie er in dem Antrage auf Auszahlung seiner Pension erwähnt, auch einen Sieg in der Kolonie Sidon in Phönikien, ein andrer einen Sieg in dem arabischen Bostra errungen. Einer, der im Trompetenwettkampf in Alexandria einen glänzenden Sieg davongetragen hatte und bekränzt worden war, überbringt bei seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Hermupolis ein Schreiben des alexandrinischen Exegeten, der zugleich Ratsherr und Erzkampfrichter der Griechen war, in dem dieser „seinen geliebtesten Brüdern des Rates von Hermupolis“ den Sieg mitteilt, damit sie dem zurückkehrenden Sieger gegenüber alle Pflichten erfüllten, d. h. daß sie ihm Steuerfreiheit, Freiheit von allen Leiturgien, die gesetzliche Pension und vor allem auch den feierlichen Einzug in seine Heimatstadt gewährten, auf den jeder Sieger Anspruch hatte. Was für Schreibereien und Umstände all diese Dinge verursachten, zeigen am besten zwei umfangreiche Urkunden, davon eine aus Hermupolis, gewissermaßen Personalakten zweier Vereinsmitglieder, über ihre Aufnahme in den Verein und ihre Beiträge an die Vereinskasse, Urkunden, die wiederum unter Hinzufügung von Abschriften kaiserlicher Briefe und Erlasse zugunsten des Vereins als Belege bei dem Rate der Stadt eingereicht werden mußten, um dem

betreffenden neu aufgenommenen Vereinsmitgliede die ihm zustehenden Privilegien zu erwirken. Als das Unwesen zu sehr überhand nahm, da bestimmten Kaiser Diokletian und seine Mitregenten nach einem in den Trümmern von Hermupolis gefundenen lateinischen Reskripte, daß nur diejenigen die Immunität genießen sollten, die den Athletenberuf zu ihrem Lebensberuf gemacht und mindestens drei Kränze, und zwar in certamina sacra, d. h. in Spielen, die von Reichs wegen veranstaltet wurden, erlangt hätten.

Aber auch die Dörfer wollten solcher Belustigungen und Vergnügen nicht entbehren. Im Jahre 181 schloß der Archephodos, der Polizeibeamte des Dorfes Ibion Sesymbothis, mit zwei Pantomimen aus Hermupolis einen Vertrag, nach dem diese beiden aus Anlaß eines Festes für Vorstellungen, die fünf Tage dauern sollten, mit ihrer Kapelle von Musikern usw. engagiert wurden gegen einen täglichen Entgelt von 36 Drachmen (etwa 6,30 Mark), 30 Paar Broten und, wie es scheint, vier Kuchen. Ähnlich mietet, um das bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, der Vorsteher eines Vereins in dem kleinen Dorfe Backchias im Fajjûm zwei Tänzerinnen auf mehrere Tage, und aus Oxyrhynchos ist uns eine Rechnung erhalten über die Ausgaben für eine Dorffestlichkeit, bei der ein Mime, eine Tänzerin und ein Homerrhapsode auftraten, außerdem auch eine Musikbande spielte. Der Mime erhielt 496, der Rhapsode 448 Drachmen und die Tänzerin über 100 (etwas über 86, 78 und 17 Mark).

Freilich, all das festliche Treiben darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die wirtschaftliche Lage Ägyptens unter den Kaisern dauernd verschlechterte, wenn man das vielleicht auch in einer so reichen Stadt wie Hermupolis nicht sehr gespürt haben wird. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wenn hier von den Pacht- und Kaufurkunden, von Darlehens- und hypothekarischen Verträgen und all den andern Urkunden über Rechtsgeschäfte gesprochen werden sollte, die uns den wirtschaftlichen Verfall erkennen lassen; ebenso muß darauf verzichtet werden, den Geschäftsverkehr, der sich durch die Banken in fast ganz gleicher Weise wie heute bei uns vollzog, die Adoptions- und Freilassungsurkunden, die Heiratsverträge, Scheidungsurkunden, Testamente und was es alles dergleichen gibt, in diesem Zusammenhang zu erörtern. Die Darstellung der Organisation des Gerichtswesens, das in römischer Zeit im wesentlichen darauf beruht, daß der Präfekt, der die höchste richterliche Gewalt inne hat, diese durch Delegation auf die ihm unterstehenden Beamten überträgt, würde eine eigene Abhandlung erfordern. Nur eine Eigentümlichkeit der Prozeßprotokolle, der wir gerade in hermopolitanischen Urkunden begegnen, sei hier hervorgehoben, daß nämlich die einleitenden Formeln, wie „Herminus advocatus dixit" — wenn man so sagen darf, das Formular der Aktenstücke — lateinisch, die bei der Verhandlung gewechselten Reden dagegen griechisch niedergeschrieben sind. Es ist mir kein kaiserlicher Erlaß bekannt, durch den diese Fassung der Gerichtsprotokolle angeordnet wäre; aber das scheint gleichwohl sicher, daß diese Fassung auf die Anordnung eines Kaisers zurückgeht, durch den die lateinische Sprache auch als Gerichtssprache vorgeschrieben wurde, wie sie es beim Heere stets gewesen

ist. Es liefern diese Urkunden also einen kleinen Beitrag zu dem gewaltigen Vordringen des Romanismus nach dem hellenischen Osten, zu dem Kapitel des Sprachenkampfes in den griechisch redenden Ländern des römischen Kaiserreiches. In gleicher Weise tritt uns auch das Vordringen des Christentums in einem Schiedsspruch eines Bischofs der katholischen Kirche in Hermupolis aus dem 4. Jahrhundert entgegen, einem Schiedsspruch in einem Erbschaftsstreit zwischen einer Nonne, „einer ewigen Jungfrau", und den Erben eines gewissen Besarion.

Nicht gering ist die Zahl der Eingaben, die allerlei Gewalttätigkeiten, Raub, Mord und Diebstahl betreffen. Eine Witwe beschwert sich z. B. bei dem Präpositus ihres Pagus — der Hermopolitanische Gau war seit der Diokletianischen Verwaltungsreform in eine Reihe von Pagi, wir würden Kreise sagen, geteilt — beschwert sich also, ohne jeden Anlaß hätten ihr Bruder und dessen Frau sie plötzlich überfallen, aus dem Hause geschleppt, durch Schläge getötet(!) — so sagt sie übertreibend — und mit geballten Fäusten und Fußtritten am ganzen Körper übel zugerichtet; an den Augen habe sie große Beulen, und als sie sie halb tot geschlagen, hätten die Übeltäter auch noch ihr Kleid zerrissen; und so bittet denn die arme, kranke Witwe, für die ein Veteran die vorliegende Petition geschrieben hat, da sie selbst des Schreibens unkundig war, den Präpositus, sich ihrer anzunehmen. — Auf solche Beschwerde hin wurde wohl der öffentliche Arzt zu der Mißhandelten geschickt, um sie zu untersuchen und der Behörde darüber Bericht zu erstatten, wie das auch nach einem andern Papyrus aus Hermupolis geschehen ist, als ein Ratsherr(!) bei einer Schlägerei übel zugerichtet worden war. Der Arzt konstatiert Geschwülste und blutunterlaufene Stellen an der linken Augenbraue, desgleichen an der linken Backe und andern Stellen. Das Gutachten wurde dann sicher bei dem weiteren gerichtlichen Verfahren als Beweismittel vorgelegt.

Wir müssen, um das Bild des kaiserlichen Hermupolis zu vervollständigen, denken an die regen Verkehrsverhältnisse, wie Tag ein Tag aus die Esel- und Kamelkarawanen gegen Erlegung des Zolles unter genauer Kontrolle ihrer Lasten die Tore der Stadt passierten, wie in dem wohl am Nil gelegenen Hafen der Stadt reges Leben herrschte, die Schiffe verfrachtet und entfrachtet wurden, müssen uns einen regelmäßigen Postverkehr vorstellen, wie er für die Ptolemäerzeit aus den Papyri nachgewiesen ist. Reges Treiben herrschte in den Straßen, auf den Plätzen, an den Gerichtsstätten, in den Wechsler- und Bankierstuben, in den Markthallen und Kaufläden. Sklaven werden gekauft und verkauft, Dienstboten gemietet — wir haben auch einen Vertrag darüber aus Hermupolis — und die Waren für den täglichen Hausbedarf bei den Krämern und Kaufleuten erstanden, worüber daheim der Hausvater ebenso sorgfältig Rechnung führt wie über seine täglichen Einnahmen. Mitten durch das Getriebe geht wohl mit wachsamem Auge der Polizeidiener, um den Verhaftsbefehl, den er in der Tasche hat, auszuführen; dann wieder bewegt sich eine Prozession durch die Straßen oder ein Leichenzug, wobei der Leidtragende vielleicht schon im stillen die Kosten überschlägt, die er nachher sorgsam zu Papier gebracht hat, so daß wir jetzt, nach mehr als 1800 Jahren, erfahren,

wie viel er für Zedern und Olivenöl, für einen Topf, für eine Maske und ein Gewand, für den Taricheuten, den Einbalsamierer, und für die plastisch ausgearbeitete Brust der weiblichen Mumie zu zahlen hatte.

Wie es in den Privathäusern und Tempeln aussah, verraten uns die Haushaltungsbücher, Tempelrechnungen und so manche Inventarverzeichnisse; was für Gewänder, Mäntel, Röcke, Schuhe, was für Schmuck getragen wurde, lehren uns zahlreiche Privatbriefe und Schriftstücke rechtlichen Inhalts, vor allem Ehekontrakte, in denen die Mitgift der Frau genau angegeben zu werden pflegte. Daß die Ringe, Armspangen, Halsbänder und Gürtel, die den Frauen zum Schmucke dienten, wohl zum Teil sehr schön gearbeitet und wertvoll waren, können wir aus den Preisen ersehen, die dafür bezahlt wurden, auch wohl aus den oft sehr feinen und schönen Siegelabdrücken, die uns auf den behördlichen Urkunden und Verträgen in Ton erhalten sind, und in erster Linie natürlich aus den gefundenen Gegenständen selbst.

Von Privatbriefen, die uns in das Familienleben einen Blick werfen lassen, haben wir zufällig aus Hermupolis nicht eine übermäßig große Zahl; die wir haben, sind meist Briefe geschäftlichen Inhalts, die besonders landwirtschaftliche Angelegenheiten betreffen. Um das Familienleben der kleinen Leute bis in seine intimsten Züge und zartesten Regungen zu verfolgen, muß man die Briefe aus Oxyrhynchos und den kleinen Dörfern des Faijûm lesen, in denen sich alle menschlichen Freuden und Leiden, in besonders rührender Weise und in immer neuen Zügen die Fürsorge der Eltern für ihre Kinder, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern und Geschwistern offenbaren. Dagegen besitzen wir von den kleinen hermopolitanischen Buben und Mädchen noch die Schreibhefte, die mit dem Alphabet beginnen und, von Stufe zu Stufe fortschreitend, mit Konjugationsübungen enden. Waren die Klassiker und andre Schriftsteller gehörig in der Schule traktiert worden, so wurden Stilübungen veranstaltet, auch wohl, wie wir es von unsrer Schulzeit her ja alle noch kennen, allgemeine Sentenzen als Aufsatzthemata gestellt und durch eine erbauliche Erzählung illustriert, z. B. das Pseudomenandrische Wort: „Ἄγει τὸ θεῖον τοὺς κακοὺς πρὸς τὴν δίκην“ „denn alle Schuld rächt sich auf Erden“. Und daß die Klassiker und alle möglichen andern Autoren fleißig gelesen wurden, daß ein reges literarisches Leben in Hermupolis herrschte, auch dafür sind uns die Ruinen den Beweis nicht schuldig geblieben.

Wir haben Reste von Rollen und Büchern vieler Schriftsteller. Selbstverständlich fehlt unter ihnen nicht Homer; Hesiod ist vertreten mit einem Stück aus den Frauenkatalogen über Helenas Freier; dazu kommen andre epische Fragmente. Auf eifriges Studium der Tragiker weisen die Reste von Euripides Dramen, den Kretern, dem Phaethon, der Medea und den Troerinnen; ebenso sind Teile von Aristophanes Acharnern, Fröschen und Wolken gefunden worden. Den Trümmern von Hermupolis verdanken wir weiter die Lieder der böotischen Dialektdichterin Korinna über die Töchter des Asopos und den Wettkampf des Helikon und Kithairon. Auch Euphorion und Oppian hatten ihre Liebhaber. Neben diesen Fragmenten von Dichtern besitzen wir auch viele Zeugnisse gelehrter und wissenschaftlicher Studien, den 76 Kolumnen um-

fassenden Kommentar zu Platons Theaetet, den umfangreichen Kommentar des Didymos zu Demosthenischen Reden, Bruchstücke von Rednern, Reste grammatischer Abhandlungen und eines Lexikons. Weiter sind Traktate medizinisch-naturwissenschaftlichen, astronomischen und astrologischen Inhalts erhalten, ebenso Stücke aus der christlichen Literatur, so ein Antiphonar für die erste Woche des ägyptischen Monats Payni mit Psalmen und liturgischen Stücken, ja auch ein Fragment, wie es scheint, eines lateinischen Historikers auf Pergament, vielleicht dem 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. angehörend, befindet sich mit den übrigen genannten Stücken im Berliner Museum. In London liegt ferner die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener, mit der uns der Boden von Hermupolis eine der wichtigsten Quellen über die Geschichte Athens wiedergegeben hat.

Das ist im großen und ganzen das Bild, das wir aus einer flüchtigen Betrachtung der Papyri von Hermupolis gewinnen. Die schönste Zierde der Stadt, die zugleich der städtischen Kasse nicht geringen Gewinn brachte, ist nach dem Ausspruch des Rates der städtische Markt gewesen. Jene Zierde ist bis auf wenige Säulen mit der gesamten Stadt in Trümmer gesunken; aber unter diesen Trümmern haben sich die Dokumente erhalten, die von jenen alten Zeiten lautes und beredtes Zeugnis ablegen. Sie sind jetzt zu einer Zierde unsrer Museen und Bibliotheken geworden, aus ihnen schöpft jetzt die Wissenschaft, um mit den Worten des hochangesehenen Rates von Hermupolis zu schließen, nicht geringen Gewinn, *προσωφελήσεις οὐκ ὀλίγας*.

Die Säge von Mariels.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

I.

Die Welt hatte den Frühling. Die Säge von Mariels hatte ihn so köstlich, daß sie wie mitten in einem Paradiese lag. Es schadete dabei nichts, daß der starke Neuschnee auf den Bergen noch an den Winter erinnerte; die Farben des Frühlings strahlten nur herrlicher und sieghafter. Der ganze Himmel trug ein heißes Blau, nur im Süden war eine unablässige Bewegung weißer Wolken, als brodelten Dämpfe hinter den Bergen auf und versänken wieder. Scharf schieden sich die saftig grünen Halden und Wälder vom schimmernden Weiß der Berggipfel. Das ganze hügelige Tal von Mariels leuchtete in Grün und trug wie einen Kranz das Weiß der Schneefelder.

Zwei Ströme durchziehen das Tal. Der eine, größere, kommt vom Norden aus einem der Seen, die nahe ihren toten Geschwistern, den Gletschern, liegen. Der andre, wildere, der freilich zuzeiten zum Bach herabsinkt, bricht aus dem Kadlintal hervor, das von Osten her, ins Haupttal mündet. Unweit der Stelle, wo dieses Wasser, der Kadlin, mit dem Hauptstrom sich verbindet, über steile Granitfelsen hinab sich ihm entgegenstürzend, lag die Säge von Mariels. Die Ufer des Baches sind hoch und grün. Im Schutz des einen Hügels, wohlig sich an die weiche Matte lehnend, stand das große Sägehaus, dessen Wohnräume aus Riegelwerk gebaut waren und an die sich ein mächtiger Holzschuppen anschloß.

Die Fenster der Säge glänzten in der Sonne und wie im Scheibenglas, so spiegelte sich diese auch im Wasser des Baches. Sie warf Regenbogenfarben in den Staub, der aus den sich überstürzenden Wellen stieg, sie blitzte in seinem Gischt, insbesondere aber in den unzähligen klaren Tropfen, die seitwärts über das mächtige, graubraune Holzrad fielen, während es sich mit trägem Rollen vom Bache treiben ließ. Das Wasser sang ein gleichmäßig einschläferndes Lied, indessen es in die Radspeichen sprang, sich am Holze

brach und über glattes Gestein wieder dem Bache zueilte, aus dem es gekommen. Im Hause zischte die Säge und schrien die Stämme, die sie schnitt, die Maschine stampfte, und zuweilen scholl das Klappern und Schlagen von Brettern, die sie drinnen schichteten.

So war die Sägeschlucht voller Geräusche. Diese aber vermochten sich nicht aus der Tiefe zu erheben, sondern wurden von der großen, strahlenden Stille des weiten Tales so gedämpft, daß sie selbst dort, wo sie entstanden, etwas Sanftes, Lärmloses, in die Landschaft sich Fügendes hatten. Hinter der Säge lag der Werkplatz. Auch dort fand sich viel Holz. Die Besitzerin der Säge war wohlbemittelt. Sie kaufte im Winter die Bäume in einem weiten Umkreise zusammen. In mächtigen Beigen waren die Stämme geschichtet.

Auf einer niederen Bretterschicht saßen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. In ihrer Nähe hockten zwei Sägeknechte über einem schweren Tannenstamme, den sie zu entrinden hatten. Die beiden Knechte hatten Arbeitspause, saßen gebückt, Brot und Käse verzehrend. Zuweilen, in langen Zwischenräumen, setzten sie abwechselnd den grauen Weinkrug zum Munde, der vor ihren Füßen stand. Sie unterhielten sich dabei in deutscher Sprache, obwohl zu Mariels zumeist Welsch gesprochen wurde.

Jost Muheim, der Urner, sprach mehr als sein Kamerad. Er war der Erzählende, während der andre, Kurt Hummel, der Handwerksbursche, der über die Alpen gekommen und hier eine Weile arbeitend hängen geblieben war, nur mit einzelnen kurzen Fragen der Erzählung des andern weiterhalf, wenn sie stocken wollte. Der deutsche Handwerksbursche war jung, hatte blondes Haar und ein offenes Gesicht. Der Urner war ein alternder Mann. Graue Bartstoppeln standen ihm im dunkeln Gesicht. Seine Augen waren emsig und zückten die Blicke eilig nach allen Seiten. Gerade so beweglich war sein Mund. Der Alte war ein Waschweib der Rede nach.

Beide Knechte trugen ärmliches Arbeitsgewand, Hose und offene Weste. Aus den rauhen Hemden sahen knochige gedunkelte Arme.

„Das Land gehörte bis weit hinab gegen die lombardische Ebene zu Uri," berichtete Muheim. „Der Teufel weiß, warum wir es wieder haben fahren lassen. Damals waren wir noch eine Macht, bei Gott, die etwas zu sagen hatte. Wenn du, wie du sagst, in ein paar Monaten weiter willst, kommst du nach Bällez, der Hauptstadt. Dort in der Gegend liegt Schlachtfeld an Schlachtfeld, dort haben unsre Alten gestritten, daß einem das Herz vor Freude hüpft und vor Lust zittert, wenn man davon liest."

Die Kinder waren auf das Gespräch der Männer aufmerksam geworden und rückten verstohlen näher. Der eine Knabe, der blond war und ein altkluges, in seiner früh entwickelten Herbheit fast mürrisches Gesicht hatte, und das ebenfalls blonde Mädchen setzten sich frei neben die Knechte. Sie waren die Kinder der Maria Lombardi, der Sägerin, Meisterkinder, die nicht zu fragen brauchten, wenn sie sich bei den Knechten eine Freiheit nahmen. Der zweite Knabe stellte sich einige Schritte entfernt von den Männern hin. Er war barhaupt und barfuß und stand in der Sonne. Seine Kleider trugen

viele Flicke, das blaugestrichelte Hemd, das aus der Weste sah und dessen Ärmel offen über die sonderbar weißen Arme herab hingen, war verwaschen und ebenso vielfach gestückt. Dennoch war eine große Sauberkeit an dem Kinde. Auf seinem Kopfe brannte es wie von Flammen. Die Sonne war heiß, aber des Knaben Haar war heißer. Es war so brennend rot wie züngelndes Feuer, und nun die Sonne darin lag, meinte man es in dem Brandhaare knistern zu hören. Die Brauen und Wimpern hatten ein sanftes Blond, aber auch sie glänzten. Das Gesicht aber war weiß und fein, von kühnem Schnitt und beweglichen, die Regungen der Seele in Zucken, raschem Erröten und jähem Erbleichen scharf wiedergebenden Zügen. Die dunkelblauen Augen weit geöffnet, stand er und lauschte mit heißer Anteilnahme dem, was der Urner erzählte. Der schilderte soeben, daß er eine alte Chronik besitze, noch vom Urgroßvater her, in der er Sonntags manchmal lese und aus der er alles habe, was er jetzt zum Besten gab. Aus den Ortsnamen sei noch leicht erkennbar, wie die Landschaft einst deutsch und urnerisch gewesen, und noch immer mische sich Urnerblut mit welschem, wie eine Menge verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Angehörigen des Volkes dies- und jenseits des Berges bewiesen.

„Da hast du gleich ein Muster," fuhr der Alte fort, auf die Kinder der Meisterin deutend. „Denen ihr Vater, der Welsche, hat sich die Frau ennet den Bergen in Uri geholt. Sie ist eine Baumann aus Meyen, die Meisterin."

„Und da steht das Gegenstück," unterbrach er sich selber jäh, während seine raschen Blicke den rothaarigen Knaben seit geraumer Zeit wie giftige Schlänglein umzüngelt hatten. „Dem sein Alter ist ein Urner gewesen, ein schandhafter freilich, und hat eine Welsche zur Frau gehabt."

„Was gaffst denn, Faulenzer?" ereiferte er sich weiter, den vor ihm stehenden Knaben mit augenscheinlicher Feindseligkeit betrachtend. „Es hat dich niemand geheißen, herzukommen."

Sein rascher Zorn wuchs unter seinen eigenen Worten. Er kam aus einem tiefwurzelnden Übelwollen, denn der Vater des Rothaarigen war lange sein Nebenknecht gewesen, und bittere Feindschaft hatte zwischen ihnen geherrscht.

Der Knabe grub die Hände in die Taschen, hielt den Blick des Knechtes so lange aus, daß dessen Wut sich noch steigerte, und wendete sich dann langsam um und seinem früheren Sitze auf den Baumstämmen wieder zu.

„Überhaupt hast du hier auf dem Werkplatz nichts zu suchen, Lump," schimpfte Jost Muheim und zu den andern Kindern sich wendend, „die Meisterin hat euch oft und oft verboten, ihn mitzuschleppen."

Die Kinder der Sägerin standen auf, aber während Josef, der Knabe, in der Nähe der Knechte blieb und mit einem Ausdruck, der aus Bedauern und Schadenfreude gemischt war, nach dem Kameraden blickte, schritt Angelina, seine kleine Schwester, zu diesem hinüber und stand, gleich ihm den Knechten den Rücken drehend, neben ihm. Es sah aus, als spräche das Kind dem Knaben leise zu.

Jost Muheim hatte des Schimpfens noch nicht genug. Zwar erhob er sich nicht, war zu bequem, um das Einfachste zu tun und den Rothaarigen

wegzujagen, aber er ließ den Nebenknecht laut und polternd wissen, wer der Bursche sei, der ihn ärgerte.

„Sein Vater ist im Zuchthaus verdorben," erzählte er. „Die haben das leibhaftige Feuer im Kopf, die Aschwanden. Es schlägt ihnen schon aus den Schädeln heraus. Du brauchst nur dem Bub seine Haare anzusehen. Seinem Vater hat man kein Widerwort geben dürfen, sonst ist man vor seinem Messer nicht sicher gewesen. Eines Tages hat er es dem Toni, der mit uns hier Knecht war, zwischen die Rippen gesteckt."

„Weil er ihn gereizt hat, bis er nicht mehr anders konnte," schrie Moses Aschwanden, der Knabe, jetzt dem Knecht entgegen. Er hatte sich jäh umgewendet. Sein Gesicht war dunkel. Tränen der Wut füllten seine Augen, und er streckte beide Fäuste wie im Krampf von sich.

„Was, Lauser!" schmähte Muheim und erhob sich doch.

„Und du bist am meisten schuld," gellte des Knaben helle Stimme. „Du hast den Toni aufgestachelt. Dir hätte das Messer gehört, hat der Vater immer erzählt."

Der Knecht sprang auf ihn ein.

Der Junge wendete sich fast unwillig und erst, als Josts Fäuste nach ihm griffen, zur Flucht. Seine nackten Füße sprangen leicht über die Stämme. Dann schwang er sich ohne große Eile über den niedern Holzhag, der den Werkplatz umgab.

Jost Muheim sah, daß er ihn nicht erreichte. Er kehrte mit einem Fluch auf seinen Platz zurück.

Moses blickte nicht rückwärts. Langsam, mit auf die Brust hängendem Kopf, als gehe er in tiefen Gedanken, strich er am Hang hin. Nach einer Weile ließ er sich zu Boden und lag lange sinnend im Grase.

Der Sägeknecht schimpfte eine Weile und versprach ihm eine gesalzene Strafe, wenn er ihn erst habe. Dann kehrten die beiden Werkleute an ihre Arbeit zurück.

„Haust du ihn?" fragte der kleine Josef den Knecht noch.

„Und wie!" gab der zurück.

Da blickte Josef Lombardi nach seinem ältern Spielgenossen hinüber, und in seiner engen, kleinen Seele war jetzt Ärger, daß Moses nicht herüber kam, damit er die Strafe hätte mit ansehen können, die jenem bevorstand. In seinem Gesicht aber leuchtete eine kindische Prahlsucht. Seine Haltung schien sagen zu wollen: Komm nur du! Unser Knecht, der wird dir schon heimleuchten!

Die feine Angelina hatte schweigend beiseite gestanden. Sie entfernte sich unmerklich, Schritt für Schritt schlendernd, von den Männern. Gemächlich stieg sie über die Stämme am Hang entlang und erreichte Moses. Eine Weile hielt sie dort neben dem im Grase Liegenden. Dann stand dieser auf, und beide klommen die Anhöhe hinan, bis sie außer Sehbereich der andern kamen.

„Sie läuft ihm immer nach wie ein Hund," begehrte Jost Muheim auf, der dem Mädchen nachgeblickt hatte.

„Ich will es der Mutter schon sagen," versicherte eifrig der kleine Josef. Er war ein Streber; ohne daß er es wußte, wollte er überall gut angesehen sein. So mühte er sich auch um des Knechtes Gunst. Und er machte seine Worte rasch wahr, wandte sich um und ging ins Haus.

Moses und Angelina zogen auf dem grünen Hügelrücken dem Bach entgegen taleinwärts. Ein braunes Dorf stand links über ihnen. Blauer Rauch stieg schimmernd und in geheimnisvoller Stille aus ein paar ungefügen verlotterten Kaminen. Die Kinder schlenderten schweigend unten vorbei. Angelina hatte nichts zu dem Kameraden gesagt als: „Komm, laß uns in die Blumen gehen."

Der Hügel, an dem die Kinder gingen, war steil, aber sie erklommen ihn. Auf seiner andern Seite senkte er sich nur wenig, eine neue Berghalde stieg dann an. So aus weichen, mattengrünen Hügeln, die vor den rauheren und düstereren Bergen lagen, bestand das ganze Tal. Ein paar einzelne Birken standen schlank und mit schimmernden Stämmen da und dort auf den Erderhebungen. Manchmal reichte der aus hellen Lärchen und dunkeln Tannen gewachsene Wald über die Hügel herab. Die Luft zitterte ob den Bäumen. Mücken und Schmetterlinge durchflogen sie mit blitzenden Flügeln. Der Wind wehte Tannenduft über die Matten.

Die Kinder hielten im Klimmen an, wo der Hügel am freiesten war.

Ihre schlanken Gestalten zeichneten sich scharf gegen die helle Luft. Sie sprachen noch immer nicht. Die Jugend redet schwer von dem, was ihr Inneres stark bewegt. Fast unwillkürlich gingen sie in die Blumen, wie sie gesagt hatten, eines hierhin, eines dorthin.

Es war die Zeit der Blumenblüte. Alle die seltenen Arten des Landes standen jetzt auf der Matte. Jedes suchte sich einen Strauß, seiner Wege gehend ohne des andern zu achten. Nach geraumer Zeit erst rief Angelina, die eine besonders dunkle und große Gentiane stehen sah, Moses zu sich. Er kam; das weiße Gesicht trug einen mürrischen, verbitterten Ausdruck. Die Kleine sah es und war begierig, ihn aufzuheitern. Sie ahnte, daß der Vorfall von vorhin in ihm nachwirkte, ja daß der Eindruck des ihm geschehenen Unrechtes sich, nachdem seine Gedanken Weile gehabt, sich mit ihm zu beschäftigen, noch vertieft hatte. So sehr sie noch ein Kind war, gab sie sich doch unbewußt Mühe, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Irgendwie fühlte sie sich mitschuldig an dem, was ihm Böses geschehen war und versuchte, ihn durch doppelte Freundlichkeit zu entschädigen.

Sie rühmte die blaue Blume, über die sie gebückt stand, pflückte sie dann und reichte sie ihm. Dann ließ sie sich ins Gras nieder, plauderte unablässig und hieß ihn, sich neben sie setzen. Er gehorchte ihr mechanisch, achtete aber kaum auf das, was sie sagte. Sie jedoch fuhr fort zu sprechen, zeigte ihm die schimmernden Berge, die auf allen Seiten ihre weißen, gewaltigen Häupter über die Hügel und Wälder erheben, lachte über die drolligen Formen eines Rauches, der drunten aus einem Kamine qualmte, und wußte so vielerlei zu sagen und zu scherzen, daß er unmerklich aus seinem Groll geweckt wurde.

Als sie ihm so nicht Ruhe ließ, richtete er die zornigen Augen auf sie und und sagte: „Der Jost Muheim ist ein schlechter Hund!“

Sein Blick sprühte das aus, was, wäre er redseliger gewesen, sich in einem Schwall zorniger und haßerfüllter Worte hätte Luft machen wollen. Es rann dabei ein Zittern durch seinen ganzen Körper und zeigte, wie sein Innerstes aufgewühlt war.

„Laß ihn doch,“ sagte Angelina sanft.

Es war ein wundervoller und stechender Gegensatz zwischen den beiden Kindern. Der sechzehnjährige Knabe schlank, biegsam und von sehnigem Wuchs, hatte etwas an sich von dem Feuer, das mühsam im Herde gehalten wird und jede Lücke sucht, um hindurchzuzüngeln, doch hielt er selbst dieses Feuer in seiner Gewalt. Sein Wesen bewies, wie er mit sich stritt; es zeigte die Verschlossenheit eines Menschen, der viel mit sich selber zu tun hat. Die kleine Angelina war wie der glatte, klare Bach. Sie hatte helle Augen und weißblondes in zwei schon lange Zöpfe geflochtenes Haar. Rund von Gesicht und Gestalt ging sie leicht durch die Wiesen, trat vorsichtig ins Gras, um keine Blume zu zerstören, und die sie pflückte, nahm sie mit unbewußter liebevoller Sorgfalt. Es war alles Liebe an ihr und Stille. Kein Mensch war ihr in ihrem kurzen Leben je gram gewesen, denn sie hatte keine Unart an sich und tat mit einem angeborenen Geschick das, was jedermann gefiel oder doch niemand im Wege war. Während sie sonst wenig sprach, plauderte sie jetzt nur in dem unwillkürlichen Empfinden, daß sie den Kameraden von dem ablenken müsse, was ihm geschehen war, und was er dachte. Sie war zu jung, um mit ihm von dem Geschehnis selbst oder seinen Gefühlen handeln zu können. Sie hatte nur den Scharfblick des Kindes für die Bedrängnis des Nächsten und das Bedürfnis, gut gegen den Gekränkten zu sein.

Allmählich ließ Moses sich ablenken. Er wurde, während er in seinem Zorn eingesponnen hierher gekommen und bisher hier gegangen war, nach und nach auf seine Gefährtin aufmerksam. Dabei überkam ihn, wie schon oft in ihrer Gesellschaft, ein Gefühl der Verlegenheit. Er sah sich unwillkürlich um, ob niemand in der Nähe sei. Die kleine Angelina war ihm lieb. Er suchte sie oft auf. Dennoch aber hatte er den drolligen Knabenhochmut, der sich nicht gerne vor andern in Gesellschaft kleiner Mädchen zeigt. Moses eigentlicher Kamerad war Angelinas Bruder Josef. Nur gefiel ihm der von Jahr zu Jahr weniger, wie die Kleine von Tag zu Tag besser. Zusammengebracht wurde er mit den Kindern von der Säge durch den Umstand, daß seiner Mutter kleines, rauchschwarzes, zerfallenes Haus, das über der Straße, der Säge gegenüber stand, die einzige Nachbarschaft derselben bildete.

„Warum bist du eigentlich heute gekommen?“ fragte Angelina, als sie sah, daß er auf sie achtete. „Es ist doch Werktag.“

„Ich habe nichts zu tun,“ gab Moses obenhin zurück. Er schien nicht zu wissen, ob er dem Kinde Antwort schulde oder nicht.

„Bist du denn nicht mehr bei Peretti, dem Bäcker?“ fragte Angelina weiter.

Er schüttelte den Kopf.

Die Kleine wollte den Grund wissen.

Da erzählte er mehr für sich selber als für das Kind: „Ich hatte mich beim Brotaustragen verrechnet und brachte zwanzig Rappen zu wenig heim. Da wurde der Bäcker zornig und sagte: ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Hat der Vater im Zuchthaus gehaust, wird der Bub auch hineinwollen.‘ So bin ich ihm davongelaufen.“

Angelina wußte nichts zu erwidern. Des Moses Worte machten sie traurig. Weshalb, konnte sie nicht sagen. Warum waren alle Leute böse mit jenem? Er tat im Grund niemandem etwas zuleid, wenn er auch leicht zornig wurde!

Einen Augenblick saß sie ganz stumm und wendete den Kopf nach dem Kameraden um, ihn von der Seite betrachtend. Er starrte vor sich ins Leere. Sein Gesicht war so hell wie der schöne, glatte Marmor, den man zu Mariels brach, und sein rotes Haar warf einen Schein hinein. Seine Augen hatten aber nicht mehr einen zornigen, sondern einen halb traurigen, halb sehnsüchtigen Ausdruck, als dächte er dasselbe wie die kleine Angelina. Warum mögen dich die Leute nicht?

Angelinas Herz wallte über. Ein natürlicher Drang zu liebevoller Anschmiegung brach sich Bahn. Sie rückte ganz nahe an den großen Knaben heran und langte mit den Armen nach seinem Halse. Er litt es zuerst, achtete nicht darauf. Dann fuhr er auf und wehrte sie ab. Er wurde über und über rot. Aber sogleich schien er sich zu erinnern, daß die Kleine Dank verdiene. Er sah sie freundlich an und sagte, sich erhebend: „Jetzt gehen wir.“ Er gab ihr die Hand, nahm seine und ihre Blumen auf und hob an, mit ihr über den Hügel niederzusteigen.

Er führte sie sorglich, denn der Weg war glatt. Sie kam wieder ins Plaudern, und manchmal gab er ihr freundlich Bescheid. Aber als sie im Sehbereich der Säge waren, schickte er sie allein auf dieselbe zu. Er selbst umging sie in einem weiten Bogen. Es war etwas von der trotzigen Furcht des geschlagenen Hundes in seinem Wesen, während er das tat.

Das Haus seiner Mutter, das Moses nachher gewann, stand an der Straße, jedoch so, als ob es sich furchtsam hinter dieselbe ducke. Es ragte nur mit dem schwarzen, schlechten Schindeldach über sie hinaus. Ein paar ausgetretene Stufen führten zu seinem Eingang, der nur eine dunkle Öffnung war. Die Tür hatte man längst ausgehängt, falls eine solche überhaupt je dagewesen. Schräg gegenüber, aber ebenso tief wie das Aschwandensche Haus, lag die Säge. So konnten die nahen Nachbarn einander aus ihren Stuben nicht sehen.

Moses betrat den Hausgang. Dieser hatte, wie das Haus nach außen, wetter- und rauchverschmierte Wände, Risse und Schäden, aber sein fauler Boden war sauber. Die Witwe des Aschwanden war eine reinliche Frau. Sie hatte kein Geld, um das Haus weißeln und ausbessern zu lassen, aber was sie selbst an dem Lotterbau zu fegen und verschönern vermochte, tat sie. Ihr Mann hatte das Gebäude um ein Trinkgeld erstanden. Während des Baues der Eisenbahn, die das Haupttal von Mariels durchzog, war es für

die Arbeiter errichtet worden, schlecht und schnell gebaut, eine gemauerte Baracke.

Ein paar Türen gingen auf den Flur, durch den Moses schritt. Aus der einen drang Rauch. Hinter ihr lag die Küche. Es war Rauch, der kalt war, vielleicht seit Stunden in dem rußigen Raume schwelte. Am Ende des Flurs lag die Wohnstube. Auf diese schritt Moses zu. Da stand seine Mutter im Sonntagskleide und hatte das bunte kattunene Schultertuch noch nicht lange beiseite gelegt, mit dem nach Landessitte sie sich Feiertags schmückte. Sie lehnte am Pfosten einer zweiten, dem Eingang gegenüber sich befindenden Tür, die auf einen Holzbalkon führte. Ein eigentümliches aus Sonne und Grün gemischtes Licht lag über der morschen Hauszinne und umfloß die Gestalt der Frau, die den schlanken geschmeidigen Wuchs des welschen Weibes hatte. Nun hörte sie den Knaben, wendete sich um und machte sich zu schaffen, indem sie das Tuch wegschloß und von einem Nagel ihre Werktagskleider nahm.

„Ich bin dort gewesen," sagte sie indessen. „Du kannst morgen in den Steinbruch gehen. Galanti will dich nehmen."

Moses antwortete nicht.

Sie sah ihn an, wie er durch die Stube ging, auf den Balkon trat und in das grüne, vom Strom durchrauschte Tal schaute. Sie hatte schönes, braunes Haar, nur war es schon von grauen Fäden durchzogen und leuchtete nicht mehr. Ihre Haut war von Sommersprossen bedeckt und ihr Gesicht frühalt, ohne Schönheit mehr. Die Nase sprang schnabelartig vor, die Augen waren in ihre Höhlen zurückgesunken und die Züge faltig. Sie griff mit dürren, knochigen Händen in einer leisen Zerstreutheit und Zwecklosigkeit dahin und dorthin. In ihre Augen kam indessen ein Ausdruck von Erstaunen und Forschen, einer leisen Besorgnis, die sie nicht zeigen wollte; denn sie beobachtete nur heimlich den Knaben, dem sie galt.

Moses stand noch immer auf der Zinne und achtete der Mutter nicht. Der Schein von Glanz und Grün flutete in die Stube; ein Baum, der vor dem Balkon stand, wiegte im Winde die Äste, und das Licht spielte so seltsam, daß es aussah, als wiege er seine Krone leise in die Stube hinein. Die hatte eine karge Einrichtung: an der einen Wand das Bett der Mutter, in der Mitte einen tannenen Tisch und ein Paar alte Stühle. Auf das Bett legte Julia Aschwanden die Kleider und begann an ihrer Jacke zu nesteln; dann aber zwang sie etwas, daß sie hinaus ging und den Sohn fragte: „Ist dir das nicht recht mit dem Steinbruch?"

Er wendete sich sinnend um, und sie traten in die Stube zurück.

„Was weiß ich," antwortete er mit finsterem Gesicht.

„Haben sie dir wieder etwas getan?" fragte die Mutter.

„Der Jost, der Hund," stieß er durch die Zähne.

Julia Aschwanden seufzte. Sie stand am Tisch, die braune Hand auf die Platte gestemmt und sah aus, als ob sie Tränen verbeiße. Warum ließen sie den Knaben nicht in Ruhe? Wo er ging und stand, ließen sie ihn merken, daß er einen Zuchthäusler zum Vater hatte. Seit Jahren war es so. Anfänglich hatte er sich weinend bei ihr beklagt. Jetzt sprach er nur

noch widerwillig davon, aber sie sah, daß es mehr als früher an ihm fraß. Der Knabe war heiß und rasch. Eines Tages war er strahlenden Auges heimgekommen: „Mutter, ich will Offizier werden.“ Er war einem Trupp Soldaten begegnet. Sie war damals nicht darauf eingegangen; denn die Erfüllung und sein Wunsch schienen ihr zu weit auseinander zu liegen. Aber einen Augenblick lang hatte sie sich nicht enthalten können, sich auszumalen, wie wohl der schlanke Mensch in eine Uniform hinein wachsen würde, und wie er den richtigen Eifer hätte, es zu etwas zu bringen. Das sagten alle, daß er den Eifer habe. Der Schullehrer, dessen Unterricht er genossen, hatte es gesagt, und die Meister sagten es, bei denen er seit kurzem sich im Taglohn verdang. Er griff mit heißer Freude alles an, was er begann. Sein Sinn war wie ein frohes Feuer. Aber sie warfen von allen Seiten Steine hinein, daß es sich nicht entwickeln konnte, daß es manchmal plötzlich zusammen sank, die Kraft verlor. Sie dämpften es mit vielen Würfen. Frau Julia sah die Steine ins Feuer fliegen, sah es zucken und sich winden und aufs neue steigen, so deutlich und plastisch war ihr das Bild. Und sie hätte mit geballten Fäusten ins Freie eilen und denen Schimpfworte ins Gesicht kreischen können, die die Steine warfen. Ihr selbst tat die Verachtung und das Zuleidleben der Menschen nicht weh. Sie war abgestumpft, gleichgültig, war nie mit erhobenem Kopf, sondern immer geduckt gegangen; aber mit dem Knaben war es anders; was sie dem taten, schnitt ihr in die Seele.

„Vielleicht ginge ich besser ganz fort von hier,“ sprach Moses jetzt.

Julia wußte, daß er recht hatte. Sie antwortete auch nicht, sondern ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, der neben ihr stand.

Moses setzte sich auf einen andern am jenseitigen Ende des Tisches.

Der Gedanke des Fortgehens beschäftigte sie beide. Er war etwas Furchtbares für sie; denn sie waren nie aus der Heimat gewesen, kannten die Welt nicht und hatten daher Furcht vor ihr. Auch schien es ihnen nicht anders, als daß sie sich trennen müßten, wenn der Knabe fort wollte. Die Mutter hatte hier ihre Wohnstatt; daß auch sie gehen könnte, fiel ihnen nicht ein.

Während sie noch so in Gedanken saßen, hoben sie beide fast gleichzeitig die Gesichter und sahen einander an. Ihre Züge wurden dabei hell, als ob Sonne daraus bräche. Ein Lächeln durchzuckte sie, aber so leise und obenhin, daß niemand hätte sagen können, ob es gewesen war. Sie sagten dabei gar nicht, was sie fühlten, keines gab dem andern ein zärtliches Wort. Blitzähnlich nur hatte auf ihren Gesichtern die Liebe geleuchtet, die sie einander verband. Und es war, als ob sie sich das Versprechen gegeben hätten: „Wir gehen nicht fort, gehen nicht auseinander, können nicht.“ Die Zärtlichkeit, die sie offen einander nicht zeigen mochten, verriet sich nachher in den gleichgültigen Worten, die sie wechselten.

„Magst du Milch?“ fragte die Mutter den Sohn. „Du wirst durstig sein.“

Er verneinte.

„Es ist noch Holz klein zu machen. Ich will es besorgen,“ sagte er dann und verließ die Stube, um der Mutter Scheite zu richten, eine Arbeit, die sie sonst selbst besorgte, wenn er auf Taglohn war.

So war jedes aus innerlichem Zwang bedacht, dem andern zu Gefallen zu leben. In ihrem Wesen also, scheu sich verbergend, lag die Zärtlichkeit, für die sie keine Worte hatten.

II.

Die Stube der Säge warf rote Lichter in die Bachschlucht. Ihre Fenster standen, rote Vierecke, der Reihe nach auf den Fels gezeichnet, über den das Wasser rann. Das Rad lief nicht. Das Haus barg in seinen Räumen ein so tiefes Schweigen, daß es auf den, der die Woche lang das Rad klappern und die Säge zischen hörte, fast beängstigend wirkte.

Maria Lombardi, die Sägerin, saß am Tisch unter der Hängelampe und nähte. Sie war keine schlechte Christin, aber sie hielt es nicht für Sünde, am Sonntag Abend die Arbeit zu tun, die ihr Vergnügen machte, und für die sie die Woche über nicht Zeit fand. Mit emsiger Nadel besserte sie ein großes Leintuch aus, das über ihren Schoß zu Boden fiel und neben ihrem graubraunen Kleid sich in Falten bauschte. Die Petrollampe an der Diele warf ihr Licht über den langen, starken, geneigten Rücken und auf das graue, dichte, gekräuselte Haar. Manchmal hob sie den Kopf, dann lief der Schein über ihren Scheitel und sprang ihr in das grobknochige Gesicht. Es war gesund und wetterfest, sah aus wie dasjenige eines Menschen, bei dem alles ein hohes Alter verspricht. Es war nicht schön, nicht häßlich, ein entschlossenes, eher Zutrauen als Abneigung weckendes Antlitz. Die Augen, die in die Stube glitten, blickten scharf, grau, ein wenig zornig. Maria Lombardi machte von Zeit zu Zeit eine Bewegung des Unbehagens, während sie nähte. Sie zuckte erst die eine, dann die andre Schulter hoch und sah sich um, als sei in der Stube etwas nicht in Ordnung. Das war die Stille, die sie bedrängte. Es ging ihr immer so, und manchmal schien es ihr, als könne sie die Sonntage weniger gut leiden als die übrige Zeit, gerade weil sie diese Stille hatten. Maria war eine starke Frau, aber es gab doch Stimmungen, die ihr das Herz schwer machten, und Sonntags kamen die am ehesten zu Besuch.

Auf der Bank, die der einen Stubenwand entlang lief, saß Josef, der vierzehnjährige, und blätterte in einem alten Kalender. Zwischenhinein schlenkerte er die kurzen Beine über „Gotthard", dem großen, zottigen, gelben Hunde, der zu seinen Füßen lag. Das Tier hielt die Augen geschlossen. Wenn die Schuhe des Knaben seinen Rücken berührten, knurrte es behaglich, sah blinzend auf und streckte sich wieder.

So waren gewöhnlich die Sonntagsabende in der Stube der Sägerin: Die Knechte waren fort, gingen ins Wirtshaus. Die alte Magd saß in der Küche oder legte sich frühzeitig, nur die kleine Angelina hatte sonst ihren Platz neben der Mutter oder half dem Bruder die Zeit verkürzen.

Dem Knaben Josef wurde das Lesen langweilig. Er gähnte und ließ die Augen durch die vertäfelte, große, niedere Stube gehen, Ablenkung suchend. Zum tausendsten Male betrachtete er die paar Heiligen, die in schreiendem Ölfarbendruck aus schmalen Rahmen schauten. Sein Blick lief rund herum

über die langen Wandbänke, den Tisch, der die ganze Fensterseite einnahm und über die Wandschranktüren, die nebeneinander standen wie Soldaten, vier, dicht in Reih und Glied. Rundherum lief der Blick und noch einmal rundherum. Die gelben Brauen, die wie das Haar an das Mehl erinnerten, das die schneidende Säge unter sich streute, zuckten. Dann fiel dem Gelangweilten etwas ein, was ihm Unterhaltung schien.

„Angelina wird wieder bei der Aschwandin sein," sagte er. Dabei lauerte er mit schmalen Augen nach der Mutter hinüber. Eine kleine Schadenfreude, wie sie in jedem Kinde steckt, das Behagen, der Schwester eine Unart nachweisen zu können und dabei die Empfindung eigener Bravheit ließen ihn sagen, was er gesagt hatte. Böse war er nicht, war nicht anders wie andre.

Maria Lombardi schwieg.

Der Knabe war enttäuscht. Hatte die Mutter nicht gehört? Sein Verlangen, der Schwester eine kleine Suppe einzubrocken, wurde durch den Mißerfolg nur vermehrt. Ein wenig Giftigkeit regte sich in ihm. Er stand auf, schob die Hände in die Taschen der grauen Hose und scharrte mit dem einen Fuß den Boden.

„Ihr habt es doch verboten," sagte er in aufstachelndem Ton.

„Verklage deine Schwester nicht immer," verwies Maria.

„Wenn Ihr es aber doch verboten habt," beharrte Josef.

„Ich habe Euch verboten, zu oft mit dem Moses zu gehen, ihn ins Haus zu bringen, weil der alte Jost nicht mit ihm auskommt. Gegen die Aschwandin habe ich nichts. Sie ist eine fleißige Frau."

Der Knabe sah seine Absicht vereitelt. Er war schlecht gelaunt. Sein altkluges, nachdenkliches Gesicht nahm einen Ausdruck von Gehässigkeit an. „Wenn ich so etwas täte," murmelte er. „Aber die Angelina kann tun, was sie will."

Er verzog sich gegen die Tür, bewußt, daß er die Mutter erzürnte, wenn sie ihn verstanden hatte.

Frau Maria erhob sich rasch. Mit zwei langen Schritten kam sie auf Josef zu. Der an Größe ihr kaum an die Hüfte Reichende wollte durch die Tür schlüpfen, aber sie rief ihn mit strenger Stimme zurück und faßte ihn am Arm.

„Was hast du gesagt?" fragte sie.

Der Knabe trotzte. „Es ist wahr, sie darf tun, wie sie will, die Angelina."

„Sei nicht so gehässig," schalt die Mutter. Dann schlug sie den Knaben zweimal über den Rücken. Ihre Hand war schwer und derb.

Josef weinte nicht, obwohl ihm ein Schluchzen in die Kehle kam. Er trat auf das nächste Fenster zu. Dort stand er stockstill, den Kopf gesenkt, das Gesicht von verbissenem Grimm finster. Seine anfängliche Übellaunigkeit verwandelte sich in einen verhaltenen, bösen, ins Herz fressenden Zorn. Die Hände, die er wieder in den Taschen hielt, ballten sich immer fester, bis er die Nägel im Fleisch spürte. Er hatte das Gefühl, bitteres Unrecht erlitten zu haben. Seine Gedanken sprangen eifrig der Ursache nach. Er zürnte der

kleinen Schwester, als ob sie schuld wäre. Dann dachte er an die Aschwandin und, weil er Angelina im Grunde liebte, vergaß er den Zorn auf sie und wandte ihn der Nachbarin zu. Dann fiel ihm Moses ein. Er stand in sehr lockerer Beziehung zu dem Gespräch, um dessetwillen die Mutter ihn, Josef, geschlagen hatte, allein — so schien es dem Knaben plötzlich — um des Moses willen hatte er eigentlich doch die Schläge bekommen. Seltsame Dinge gingen in des Knaben Seele vor. Er war früher mit Moses Aschwanden nicht übel ausgekommen, mochte ihn aber im Grunde nicht recht, war, ohne es zu wissen, neidisch, weil jener flinker, anstelliger, ihm in vielen Dingen überlegen war. Und — nun — — die Überzeugung setzte sich immer mehr in ihm fest: seinetwegen hatte er Schläge bekommen! Ganz unmerklich und verborgen sproßte in des Kindes Innern in diesem Augenblick die sonderbare Pflanze Abneigung. Von dem Tage an mochte er Moses Aschwanden nicht mehr leiden.

Frau Maria hatte sich an ihren Platz zurückbegeben. Ihre Arbeit wieder aufnehmend, sprach sie Josef mit ihrer lauten, barsch klingenden Stimme zu. „Das ist kein schönes Zeichen, wenn einer Freude hat, einen andern anzuschwärzen. Über die Aschwandin brauchst du nichts Böses zu sagen. Sie ist im Unglück mit ihrem Sohn, hat es übel genug auch ohne daß wir helfen, ihr das Leben noch schwerer zu machen."

So, vernünftig, lehrte sie das Kind.

Dann kam Angelina heim. Man hörte ihren leichten Schritt im Flur. Die Tür tat sie sacht auf und trat mit heiterem Gesicht in die Stube. In der einen runden Wange stand ihr ein Grübchen. Die zwei Zöpfe hingen ihr in den Rücken.

Sie grüßte, ging zu einem der Schränke und holte ein Bilderbuch heraus.

„Wo bist du gewesen, Kind?" fragte Frau Maria.

„Bei der Aschwandin," antwortete Angelina ruhig, als ob nichts besonderes daran wäre, kam an den Tisch heran und setzte sich neben die Mutter. Sie legte die Arme auf den Tisch, vergaß, daß sie hatte lesen wollen und erhob das offene Gesicht, das nicht schön, nur freundlich und gut war, zu Maria.

„Die Aschwandin hat junge Hühner," erzählte sie. „Sie hat sie nachts in der Küche. Ich habe sie alle gesehen, wie sie untergekrochen sind. — Der Aschwandin ihr Rosenstock blüht schon. — Die Aschwandin sagt, du seiest eine tüchtige Frau, Mutter."

In Pausen, während Maria Lombardi nicht antwortete, erzählte Angelina. Immer fiel ihr wieder etwas ein. „Zu Moses hat sie das gesagt," fügte sie ihrem letzten Worte hinzu.

Maria Lombardi stichelte weiter. Es war menschlich, daß sie sich freute, weil sie von der Nachbarin gelobt worden war, auch daß sie in diesem Augenblick mit freundlicher Milde jener gedachte.

„Warum mögen die Leute Moses und seine Mutter nicht?" fragte Angelina jetzt.

„Der Vater ist nicht gewesen, wie er sollte," antwortete Maria.

„Er ist jetzt nicht mehr da," beharrte die Kleine, „und sie beide können nichts dafür; sie sind recht."

„Die Frau wohl. Der Moses —"

Frau Maria besann sich. „Wer weiß, ob der nicht ein Erbteil hat," fügte sie mehr zu sich selber und nachdenklich hinzu. „Er hat etwas in den Augen, das ist wie der Zorn, den sein Vater im Blick gehabt hat."

„Der Jost sagt, der Moses kommt auch einmal ins Zuchthaus," warf Josef hier mürrisch ein.

„Wir wollen es nicht hoffen," erwiderte Frau Maria.

Der Angelina standen die Tränen in den Augen. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; sah nicht klar, wie alles war. Beinahe aber hätte sie gesagt: „Ich glaube es nicht von Moses. Andre machen ihn so, wenn er wird, was Ihr von ihm meint." Sie wußte jedoch nicht, ob das das Rechte war, was sie dachte. So saß sie denn nur mit heißen Wangen und nassen Augen und litt in ihrer jungen, mitleidigen Seele um des Kameraden willen.

Als die Mutter nicht mehr sprach und der Bruder sich wieder über seinen Kalender machte, sah sie eine Weile nachdenklich ins Leere. Allmählich kamen ihre Gedanken von Moses ab. Sie fühlte, wie still es in der Stube war, und es bedrängte sie. Ihr mangelte die gewohnte Traulichkeit. Nach einer Weile stieg sie von ihrem Stuhl, schlenderte langsam um den Tisch, lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter und sah ihrer Arbeit zu. Allmählich hob sie das Gesicht. Von unten herauf blickte sie Frau Maria an, so daß diese gezwungen war, ihr in die Augen zu schauen. Ihre runde volle Hand spielte an der Mutter Kleid; dann schmiegte sie die Wange an die Marias und plauderte allerlei. Unmerklich wurde die Mutter angeregt, ihr lächelnd zu antworten. Von der Mutter glitt Angelina zum Hunde hinüber, ließ sich neben ihm in die Knie und spielte mit ihm. Sie tat es aber so sanft und in dem Tiere wohltuender Weise, daß der schläfrig gewesene Hund, als sie von ihm ließ, sich erhob und, um ihre Liebkosungen bettelnd, ihr nachstrich. Da rühmte sie seine Anhänglichkeit, rief die Mutter, ob sie sehe, wie gut er sei, und hatte auf einmal auch den Bruder ins Gespräch gezogen.

Das Drückende, das die Stille des Hauses und der Stube gehabt hatte, verschwand.

Frau Maria legte die Arbeit beiseite und feierte. Es war, wie wenn erst jetzt Sonntag wäre.

Josef, der Knabe, unterhielt sich mit der Schwester. Sie hatte Spielzeug aus einem Schranke hergetragen, und ohne zu wissen wie, kamen sie ins Spielen, während der Hund hinter ihnen saß und mit großen wachsamen Augen jede Bewegung Angelinas verfolgte. Alles war verwandelt. Das war Angelinas Verdienst. Ihr Wesen atmete eine seltsame Versöhnlichkeit. Es war immer so gewesen. Kein Mensch zürnte Angelina Lombardi. Selbst Jost Muheim, der Geselle, dessen böses Maul zu Mariels bekannt war, sagte: „Das Kind der Meisterin ist eines wie ein Engel."

„Jetzt!" fügte der Böswillige hinzu. „Die Teufelshörner werden ihr schon noch wachsen." — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber Hörner wuchsen Angelina nicht, so sehr sie selber wuchs. Die Zeit ging seit jenem Sonntagabend über die beiden Häuser an der Straße von Mariels hin. Sie streute der Maria Lombardi noch ein wenig Grau mehr ins Haar und färbte der Aschwandin den rauhen Scheitel weißer. Was aber jung und im Wachsen war, kam in Schuß, vor allen Moses, aber auch Angelina, und in geringerem Maße Josef. Nur stellte sich bei jenen beiden ein schönes Ebenmaß der äußern Gestalt ein, während Josef hager blieb und etwas Dürftiges im Gesicht behielt, so, als ob eine Art Enge der Seele auch den Leib nicht recht sich auswachsen lasse.

Kurt Hummel, der deutsche Handwerksbursche, war längst weiter gezogen. Die Geschäfte der Säge waren augenblicklich stiller als sonst. Jost Muheim wurde mit zeitweiliger Hilfe von Tagelöhnern und mit der Unterstützung des Hanssohnes allein fertig, da auch die starke Meisterin nach wie vor Hand lieh.

Aber nicht nur die Menschen wuchsen nach ihrer Jugend oder ergrauten mehr nach ihrem Alter, auch Empfindungen, wie sie die Menschen zu Mariels wie anderswo hegten, wurden groß, verloren sich oder alterten, daß sie nur noch blaß und leise waren wie Erinnerungen. Haß ging mächtig auf, und Liebe entfaltete sich; einer vergaß langjährige Feindschaft, und ein andrer hatte jahrelang ein Mädchen geliebt, und als er sie nicht bekommen konnte, wurde er des Wartens müde, und die Liebe schlief allmählich ein. So wandelte die Zeit viele Dinge. Ein Unkraut gedieh aber zu Mariels wie ebenfalls anderswo von Jahr zu Jahr gleich wohl: Die üble Nachrede und die Unduldsamkeit. Sie haben so tiefe Wurzeln, daß die allmächtige Zeit sie nicht auszurotten vermag. Die Aschwandin konnte nach wie vor an den Gesichtern ihrer Mitbürger sehen, daß ihr Mann ein Verbrecher gewesen war. Sie hatte sich längst daran gewöhnt und ertrug es mit stumpfer Gleichgültigkeit, da sie bedürfnislos war und nach keiner Liebe verlangte. Anders war es mit Moses. Daß sie ihm das Verbrechen seines Vorfahren nachtrugen, würde er vielleicht zu verwinden sich gewöhnt haben, allein sie warfen ihm seine äußere Ähnlichkeit mit dem Vater vor und schlossen daraus auf enge, innere, seelische Verwandtschaft. Jost Muheim sagte es, und viele sagten es ihm nach: Der hat etwas in den Augen, der Bub stellt noch einmal etwas an, wie der Vater es getan hat.

Moses arbeitete noch immer im Steinbruch des Galanti. Der Bruch lag ein Stück Weges außerhalb Mariels, und es waren zumeist auswärtige Arbeiter, die Galanti beschäftigte. So konnte Moses bleiben, ohne viel von dem heimlichen Übelwollen zu spüren, das man ihm im Dorf entgegenbrachte. Den Bürgern von Mariels wich er aus. Sie waren nicht schuld, und er war nicht schuld; es lag so im Gang der Welt, daß der Knabe eine Art Gezeichneter und Ausgestoßener wurde. Es hatte in seinen jüngsten Jahren begonnen; kaum daß der Vater den Totschlag begangen, hatte man den Sohn darauf angesehen, ob er nicht ein Erbteil habe. Ohne zu wissen, was sie sagten, hatten die Kinder ihn um des Vaters willen verspottet. Aus Abneigung gegen jenen schmähte Jost Muheim, der Sägeknecht, zuweilen blind-

lings den jungen Aschwanden. Dieser, schwerblütig, wie er war, schrak in sich selbst zurück. Und nun geschah das Seltsame und doch leicht Begreifliche, daß er durch sein scheu gewordenes Wesen, dadurch, daß er sich von den Menschen zurückzog, diese erst recht auf sich aufmerksam machte. Sie sprachen über ihn, fanden Sonderbarkeiten an ihm, erspähten in seinem Blick das glimmende Feuer und legten sich seine Eigenschaften nach ihrer Weise zurecht: Er war auf und ähnlich der Vater.

Als Moses das militärpflichtige Alter erreicht hatte, wurde er zum Dienste eingezogen. Das war seine glücklichste Zeit. Seine aus einem Unbestimmten, Geheimnisvollen herausgewachsene Verrufenheit war nicht unter die Kameraden gedrungen, mit denen er diente, da er zufällig der einzige Marielser war, der in seinen Zug eingereiht wurde. Eine Last fiel von ihm. Er erkannte, daß er erlöst wäre, wenn er Mariels verließe, und er hatte vorübergehend ein heißes Verlangen nach einer andern Umgebung, gleich darauf aber erinnerte er sich der Mutter und wußte, daß er nicht gehen konnte. Der Freunde, die kleine Angelina ausgenommen, entbehrend, hatte er sich so mit der Mutter verwachsen, daß eine fast leidenschaftliche Anhänglichkeit zwischen beiden bestand. Zudem kränkelte Julia Aschwanden seit einiger Zeit und bedurfte mehr denn je seiner Unterstützung. Empfand er so, daß ihm nichts übrig blieb, als nach abgelaufener Dienstzeit in die früheren Verhältnisse zurückzukehren, so ließ er sich doch die Freude an seinem jetzigen Leben nicht verkümmern. Er war in diesen Tagen ein sorgloser, tüchtiger, in seinem Dienste eifriger und von Vorgesetzten wie Kameraden gleich wohlgelittener Mensch. Von schlankem, geschmeidigem Gliederbau, war er wenig über Mittelgröße gewachsen. In seinen Bewegungen lag etwas Leichtes, Schwingendes, so daß er, obgleich er starke Körperkräfte besaß, ein fast zartes Ansehen hatte. Sein Haar war noch immer brennendrot, sein Gesicht aber fein, glatt und bartlos, und er hatte eine so weiße Haut, daß die Genossen ihn nur „das Mädchen" hießen.

Froher als er gegangen war, kehrte Moses nach Mariels zurück. Er meinte freier und der früheren Bedrücktheit ledig geworden zu sein. Als er aus dem Zuge stieg, blickte er mit denselben hellen Augen um sich, die er während der Dienstzeit gehabt. Er grüßte ein paar Menschen, die er kannte, und die am Bahnhof standen, und bemerkte nur, daß sie seinen Gruß erwiderten, wußte in seiner frohen Stimmung nicht, daß es langsam und mit einem gewissen Befremden geschah. Ohne Zwischenfall gelangte er nach der Hütte seiner Mutter hinab und verlebte einen sorglosen Abend, ihr erzählend und den Wein mit ihr teilend, den er in der Feldflasche mitgebracht hatte. Zuweilen nur war ihm, als ob von den Wänden, über seine Achseln jetzt, jetzt aus einer Ecke ihn etwas anglotzte, was ihn beengte und bedrängte.

Gegen Abend stand Angelina Lombardi unversehens in der Tür. Vielleicht wußte sie, daß er gekommen war. Er saß draußen auf dem nicht übermaßen sichern Holzbalkon. Die Mutter war eben in die Stube getreten und fand Angelina auf der Schwelle. Die Freundschaft zwischen ihnen war mit dem Kinde groß geworden.

Ein Lachen zuckte über das spitzige, faltige Gesicht der Frau Julia. „Er ist da," sagte sie, und in den drei Worten lag viel springende Freude. Sie winkte mit dem Kopfe nach dem Balkon hinaus und ließ, in der Stube noch etwas besorgend, Angelina vorausgehen.

Diese trat in die Balkontür, so leise, daß Moses, der mit überschlagenem Beine saß, sie nicht hörte.

Es war ein klarer, winddurchwehter und darum kühlerer Sommerabend. Die Sonne warf ihre Strahlen von der Seite in die Kronen der Bäume, die in der Wiese vor dem Aschwandenhause standen. Diese Wiese gehörte einem andern, nicht der Witwe, aber ihr Grün und ihre Bäume genoß sie doch. Die Blätter rauschten und tanzten vom Wind bewegt vor dem Lichte der Sonne. Es war die alte, glitzernde, grüne Unruhe, und die Schatten, die das Laub auf die weiße Hausmauer warf, huschten in seltsamem Spiel um den Balkon und über des Moses Gestalt.

„Guten Abend," grüßte Angelina.

Moses wendete sich rasch um und gab den Gruß zurück, blieb aber sitzen und gab ihr die Hand nicht.

Sie waren nun schon groß und legten sich im Verkehr eine gewisse Zurückhaltung auf, die ihnen ganz natürlich kam.

Über Angelinas Gesicht hin ging jetzt dasselbe rieselnde Schattenspiel wie über das seine. Ihr Haar war an der Stirn kraus und ungefüg. In ihre hellen Augen zu sehen, war eine ähnliche Erquickung wie der Blick auf eine heitere sonnenbeglänzte Landschaft oder einen ruhigen, kühlen See.

„Was macht ihr da in Mariels?" fragte Moses und lud sie ein: „Setz dich," ihr dabei den Stuhl der Mutter zurecht rückend.

Sie ließ sich nieder, und gleich darauf kam die Aschwandin zurück. Diese blieb auf der Schwelle stehen und scherzte, sie wolle nicht auch noch hinaustreten, damit sie nicht alle drei mit der morschen Zinne in die Matte hinabsegelten. Ein Wort gab das andre. Moses mußte von seiner Dienstzeit erzählen und tat es mit sichtlichem Behagen. Die Frauen errieten aus seiner schlichten Schilderung, wie beliebt er bei allen gewesen. Darauf fragte er Angelina nach zu Hause. Sie berichtete arglos, daß die Mutter immer dieselbe sei, die Geschäfte langsam gingen. Auch von Josef, ihrem Bruder, erzählte sie, der in diesem Jahre auswärts war und bei einem großen Säger im Tal seine Lehrzeit bestand.

Moses Gesicht verlor um ein weniges seine Heiterkeit. Angelinas Bruder und er waren heranwachsend einander nicht näher gekommen. Es gibt eine Abneigung, für die keine Erklärung besteht, die gleichsam im Blute liegt. Eine solche herrschte zwischen den beiden jungen Burschen, war jedoch bei Moses lediglich Gleichgültigkeit, während sie bei Josef sich zum Widerwillen verschärft hatte. Und dieser Widerwillen reichte bis in die Knabenzeit zurück, da er einmal, wie er meinte, um Moses willen geschlagen worden war.

Angelina hatte einen scharfen Blick. Sie sah den Schatten über des Freundes Gesicht gehen, als sie des Bruders erwähnte. Dabei fiel ihr ein, daß sie auch nicht von dem erzählen durfte, dessen Name ihr eben auf die

Junge kam, von Jost Muheim, dem Knecht. Der war Moses erst recht feind, und sie wollte diesem nicht die heitere Laune stören. Sie sprach von andrem. Moses Laune aber war schon gestört. Während er an Josef Lombardi dachte, fiel ihm der andre Name ein, den sie verschwieg, ja, er empfand in diesem Augenblick, daß sie ihn verschwieg. Und nun schlich um die Wände schon deutlicher das Unbestimmte, Wesenlose, das ihm die Freude verdarb. Es glotzte ihn mit wandernden Augen an, jetzt von da, jetzt von dort, und der Atem stockte ihm ein paarmal, so sehr empfand er, wie dieses Etwas ihm die mitgebrachte Sorglosigkeit stahl.

Sie wurden bald stiller. Dann erhob sich Angelina und ging.

Moses und die Mutter begleiteten sie unter die Haustür, und Julia sah ihr nach und meinte, es sei ihr noch nie aufgefallen, wie schlank und groß das Mädchen mit seinen fünfzehn Jahren sei. Nun erst gingen auch Moses Blicke Angelina nach. Sie taten es mit leisem Wohlgefallen. Seine Gedanken beschäftigten sich zum erstenmal eine Weile mit ihr.

„Sie bleibt immer die gleiche," sagte die Mutter neben ihm. „Gegen alle Menschen ist sie gut."

Ein Gedanke durchzuckte Moses. Er sprach ihn aus: „Daß die Mutter sie noch immer mit uns verkehren läßt."

Frau Julia erwiderte: „Die Lombardi ist nicht unverständig. Und sie hat die Tochter so selten tadeln müssen, daß sie nicht gewohnt ist, ihr etwas zu verbieten."

Am nächsten Tage nahm Moses seine Arbeit im Steinbruch des Galanti wieder auf. Als er am frühen Morgen hinausschritt und an der Säge vorüberkam, stand Jost Muheim an der Straße. Ihre Blicke kreuzten sich. Es war Moses, als ob er grüßen sollte, allein, er sah, wie ein gehässiges Lächeln über des Alten Züge glitt, während er ihn herausfordernd anschaute. Da ging er schweigend und mit gesenktem Kopf vorüber. Auf dem ganzen Wege aber schleppte er etwas Schweres mit sich. Die hoffnungsfrohe Heiterkeit und Ungezwungenheit, die er gestern mitgebracht hatte, waren hinweggewischt. Er fühlte das alte drückende Unbehagen. Dann begann ein fremder Zorn in ihm zu sieden. Warum waren die Marielser nicht wie andre Menschen, freundeten sich mit ihm an oder ließen ihn seiner Wege gehen!

Der heimliche Zorn verließ ihn den ganzen Tag nicht. Er saß mit Hammer und Meißel über einem großen Granitblock. Wenn ein Nebenarbeiter ein Gespräch anhob oder ein Scherzwort herüberwarf, gab er einsilbigen Bescheid. Es war ihm heiß im Innern, und er mußte immer wieder tief den Atem ziehen, um die belastete Brust frei zu bekommen.

Als Feierabend wurde, schritt er mit den übrigen heimwärts. In Hose und Hemd, den Rock über die Schulter geworfen, kamen sie den Berg herunter und auf die Säge zu, neben welcher der Fußpfad in die Landstraße bog. Als sie den Holzplatz erreichten, stand dort ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, auf den Bretter geladen waren. Jost Muheim, der Fuhrmann des Wagens und ein Taglöhner aus Mariels standen im Begriff, die beiden

schlecht geladenen Schichten mit Stricken festzubinden. Ein Teil der Steinhauer schritt vorüber; zwei blieben stehen und tauschten Bemerkungen über das ungeschickte Fuder aus. In diesem Augenblick trat Angelina aus dem Hause und rief zu Jost hinüber: „Die Bretter halten nicht. Sie liegen zu schräg."

„Freilich halten sie," murrte der Alte vor sich hin und befestigte das Seil an der Wagenachse.

Moses war indessen an der Stelle angelangt und wollte vorübergehen. Da zogen, von Mücken belästigt, die beiden Pferde unversehens an. Die eine Bretterschicht neigte sich nach außen. Das plötzlich auf eine einzige Seite des Wagens geschobene Gewicht der Ladung war zu groß. Ein Rad splitterte, und die ganze Last schlug seitwärts, den Wagen überreißend. Angelina stieß einen Schrei aus. Die drei Männer sprangen noch rechtzeitig beiseite, ohne verletzt zu werden, nur Jost Muheim erhielt durch den emporschnellenden Wagen einen schmerzhaften Streich am Arme. Die Pferde aber bäumten sich wild, verwickelten sich im Geschirr und standen im Begriffe, den gestürzten Wagen durchbrennend fortzureißen. Da sprangen die Steinhauer, mit ihnen Moses hinzu. Es gelang ihnen bald, die Tiere zu beruhigen. Dann griffen sie rüstig an, halfen den Wagen lösen, die Tiere ausspannen und die Bretter, die den Weg sperrten, einigermaßen aufräumen. Maria Lombardi kam heraus. Angelina sprach mit ihr, und sie zankte über die nachlässige Arbeit. Jost Muheim war zornig. Er schimpfte und fluchte, als ob alles andre schuld sei, nur er nicht. Dabei griff er jedoch rüstig an, und unter seinen Anweisungen kam bald Ordnung in die Sache.

„Einer in Euerem Alter sollte zuverlässiger sein," tadelte die Sägerin.

„Zum Teufel! Kann ich wissen, daß das Rad schlecht ist," brauste der Urner auf. Dabei faßte er unwirsch nach dem nächsten Brett, das im Wege lag, und der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick Moses helfend am andern Ende desselben angriff.

Der alte Knecht war in übelster Laune. Vielleicht hatte er Moses bisher nicht bemerkt, und sein Anblick erhöhte seinen Zorn oder gab ihm erwünschte Gelegenheit, sein Mütchen zu kühlen. „Dich brauche ich nicht zur Hilfe," schrie er den andern an. „Laß das Brett los, du!"

Moses hielt, wo er hielt. Der rote Kopf fuhr in den Nacken. Er sagte nichts, aber er sah den Alten an, als ob er ihm das Brett über den Kopf schmettern könnte.

„Verstehst du nicht Deutsch," schrie der zornige Jost.

Da verzog Moses den scharf geschnittenen bartlosen Mund. „Ist das der Dank, wenn man euch Tölpeln hilft?"

Der Schimpf traf auch die beiden andern, den Fuhrmann und den Handlanger. Sie waren über den Unfall nicht weniger aufgebracht.

„Mische dich nicht in unsre Sache, Lauser," begehrte der Fuhrmann auf.

„Mach, daß du weiter kommst," schrie der Taglöhner.

Jost stieß am Brett, das Moses noch immer hielt, daß dieser taumelte und beinahe gestürzt wäre. Er wurde weiß wie ein Leintuch, ließ das Brett

los und wendete sich zum Gehen, nicht weil die drei Männer tätlich zu werden drohten, nicht aus Furcht, sondern weil er fühlte, daß er im nächsten Augenblicke keine Macht mehr über sich hatte.

Die Aufmerksamkeit der Umstehenden war auf einmal von dem eigentlichen Unfall abgelenkt. Alles achtete auf den Streit. Angelina erbleichte und sah aus ängstlichen Augen. Maria Lombardi wies die Knechte zur Ruhe: „Was braucht ihr euern Ärger an dem auszulassen!“

Die Leute schimpften weiter. Der Fuhrmann verteidigte sich: „Man kann sich in acht nehmen vor dem Fluch, dem Aschwanden.“

„Das will ich meinen,“ stimmte Jost Muheim bei, während er noch an den Brettern hantierte. „Ihr braucht nur den Blick zu sehen! Als ob er einen fressen — — —“

„Warum laßt ihr ihn nicht in Ruhe?“ sagte Angelina plötzlich, während Moses sich langsam entfernte. Sie stand mitten unter den Männern. „Warum reizt ihr ihn immer, wenn ihr wißt, daß er jähzornig ist?“ fuhr sie fort. „Er tut euch doch nichts zuleide, wenn ihr ihn in Ruhe laßt.“

Der Fuhrmann und der Taglöhner sahen das Mädchen erstaunt an. Da sie die Tochter von der Säge war und die Meisterin dabei stand, wagten sie nicht recht zu widersprechen. Nur Jost wußte, was er sich vermöge seiner langen Dienstzeit erlauben durfte.

„Du bist ja vernarrt in ihn,“ sagte er zu Angelina. „Du hast ihm immer die Stange gehalten.“

Das Mädchen stand sich gut mit dem brauchbaren Knecht. „Ihr solltet euch schämen, Jost,“ sagte sie mit schonender Ruhe.

Dann legte sich Maria barsch ins Mittel: „Genug jetzt! Sorgt, daß die Arbeit fertig wird.“

Die Steinhauer, deren Hilfe nicht mehr nötig war, verliefen sich indessen. Die Erregung verflaute.

Während Maria ins Haus zurücktrat, ging Angelina sinnend und ziellos die Straße hinab. Ihr tat im Innern etwas weh. Das Mitleid mit Moses regte sich wieder. Sie kannte ihn von Jugend auf. Aber noch nie war ihr so wie heute aufgefallen, wie ihm die Menschen auffässig waren. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkte, wo sie stand. Ihr war schwer und eng. Sie begriff die Menschen nicht, war nicht gewöhnt, ihnen zu zürnen, und fühlte doch jetzt einen heimlichen Groll gegen sie. Noch mehr aber war ihr zum Weinen.

Als sie aufschaute, erblickte sie Moses, wie er neben seinem Hause über den verlotterten Hag gelehnt stand, der einen kleinen ihm gehörenden Garten umschloß. Er sah sie nicht, denn er hielt den Rücken gegen die Straße gewendet und stand vorgeneigt. Manchmal war es, als bebte seine ganze Gestalt. Angelinas Mitleid wallte auf. Sie ging hinab und stellte sich still neben ihn.

„Ist es wegen dem Streit?“ fragte sie, ihn anblickend.

Er sah mit eigentümlichen Augen in den Garten hinein und antwortete nicht.

Sie sah aber wohl, daß er gleich nach dem Vorfall bis hierher gelangt sei und hier all die Zeit darüber gegrübelt haben mußte.

„Du mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen," mahnte sie.

Die heiße Mittagssonne lag auf ihnen beiden. Moses Haar glühte. Jetzt wendete er ihr das Gesicht zu, das eigentümlich bewegt war; man wußte nicht, was darin arbeitete: Zorn oder Verdruß oder Schmerz. Plötzlich sagte er: „Das Böseste ist, daß sie recht haben."

Er sprach gar nicht laut, sah auch Angelina nicht an, als ob er sich vor ihr scheue.

„Was meinst du?" fragte sie ängstlich.

Er wand sich im Gewand wie vor Unbehagen. „Wenn sie mich so weiter jagen, immer sticheln, hier, da, dort, wie mit Nadeln, weiß ich nicht, was geschieht. Ich nehme nie ein Messer zu mir, weil es mich jedesmal reißt, stachelt, damit es einem heimzuzahlen — — —"

Das Zittern lief wieder durch seinen Körper. Es war, als würde der ganze Mensch von einem Fieber, einer schweren Krankheit geschüttelt. Man sah, wie er mit sich rang und wie die Gefühle doch Herr über ihn wurden.

Angelina tat ihre Augen weit auf. Sie war noch ein Kind und begriff nicht, wie einen Menschen so etwas ankommen konnte. Sie legte, von ihrem Mitleid dazu gedrängt, die Hand auf diejenige Moses. „Du mußt nicht so sein," sagte sie, fand nichts andres zu sagen. Ihre Finger strichen langsam und liebevoll über seine Hand.

Und mit jedem Auf und Nieder der Finger verschwand etwas von der verhaltenen fürchterlichen Erregung, in der er sich befand. Er atmete hoch auf. Er versuchte auch zu lächeln.

„Man sollte immer jemanden wie dich neben sich haben," sagte er. Er sah ihr dabei ins Gesicht. Aber als sie die Augen erhob und ihn anschaute, wurde er verlegen. Er fühlte eine leise Bewegung des Blutes in den Wangen und schlug den Blick zu Boden. In seinem Verhältnis zu ihr war etwas anders geworden. Er hatte in diesem Augenblick eine dunkle Ahnung von dieser Veränderung. Dann entschuldigte er sich: „Die Mutter wartet mit dem Essen."

Er ging.

Auch Angelina begab sich nach Hause.

III.

Nichts beschäftigte Angelina Lombardi so sehr, wie Moses Stellung zu Mariels. Die Tat seines Vaters hatte in der empfänglichen Seele des Kindes allein schon einen tiefen Eindruck hinterlassen. Dann hatte sie die Unduldsamkeit der Marielser gegen Moses früh als ein Unrecht empfunden. Diese Empfindung verstärkte sich, während sie heranwuchs, mehr und mehr. Besonders tief aber wurde sie jetzt in der Zeit ihrer körperlichen Entwicklung, in der auch die Seele äußern Eindrücken besonders zugänglich ist. Der Vorfall auf dem Werkplatz zwischen Moses und den Knechten hatte eine starke Wirkung auf sie gehabt. Sie begann über manche ihr bisher gleichgültig ge-

wesene Dinge nachzudenken, vieles mit andern Augen als früher anzusehen. Das Wesen derer von Mariels gegen Moses im allgemeinen und einiger seiner Feinde wie Jost Muheim im besondern wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Allmählich begann aus den Gedanken und der Furcht heraus, daß Moses neuer Feindseligkeit begegnen könnte, eine innere Unruhe sie zu befallen, die sie ihm nachgehen hieß und sie zwang, ihn und sein Tun zu beobachten, wie wenn sie ihm als Schwester oder Mutter nahe stünde. Sie zitterte und bangte für ihn und suchte aus einem geheimnisvollen Triebe alles zu glätten, was neue Widrigkeiten für ihn herbeiführen konnte.

Moses war ihrer Teilnahme nicht unwürdig. Er war fleißig und nüchtern. Nur begann er die Menschen immer mehr zu meiden, weil er ihrem Mißtrauen lieber auswich.

Angelina sah seine Wackerkeit und arbeitete im stillen weiter für ihn. Es war ihr gelungen, der eigenen Mutter eine bessere Meinung von Moses beizubringen; sie wußte auch zu Mariels da und dort ein Wort zu seinen Gunsten zu sagen, und sie nahm immer wieder seine Partei dem alten Jost gegenüber. Die tiefwurzelnde Abneigung desselben vermochte sie freilich nicht zu brechen, um so weniger, als ein durch das Alter und ein enges unzufriedenes Gemüt verdorbener Charakter den Alten zu einem unleidigen Menschen stempelte.

Da kam in diesen Tagen Josef Lombardi aus der Lehre zurück, ein an Leib und Geist Erwachsener, der sich in der Fremde Selbständigkeit und Selbstbewußtsein geholt hatte und gleich am ersten Abend seiner Heimkehr durch die Art und Weise, wie er sich im Haus und Geschäft umsah, zeigte, daß er den Meister hervorzukehren gedachte.

Angelina hatte den Bruder mit Ungeduld erwartet. Sie war ihm an die Bahn entgegengegangen und blieb den Abend voll Freude über die vorteilhafte äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen, geflissentlich in seiner Nähe. Josef war stämmiger und breitschultriger geworden. Seine Gestalt hatte die frühere Magerkeit verloren, die Glieder erschienen zäh und muskelhart, nur das Gesicht hatte noch etwas Karges und zeigte als Merkmal die stark vorspringende schmalrückige Nase. Auf der Oberlippe keimte ein weißblonder Schnurrbart, und die Brauen hatten ebenso kurze, glänzende, weißblonde Härchen wie dieser. Er war gesprächig und ließ sich von der Schwester im Vergnügen des Wiedersehens, das auch er empfand, dies und jenes Neue zeigen, was Haus und Umgebung enthielten. Angelina wurde dann überrascht und leise eingeschüchtert von seiner entschlossenen, etwas großsprecherischen und eigenmächtigen Art, die ihn tun ließ, als hätte nun daheim niemand mehr zu befehlen als er. Während aber eine gewisse Hochachtung für die Überlegenheit des Bruders in ihr aufsprang, wurde diese anderseits wieder gedämpft durch ein Gefühl unbestimmten Unbehagens, das sich ihr aufdrängte, wenn Josef lachte. Er hatte kein freies, von Herzen kommendes Lachen, sondern verzog den Mund mit einer gewissen Geringschätzung, so daß es aussah, als ob er alle Dinge für viel zu unbedeutend halte, um sich daran zu freuen. Die aufrichtige, im Blute liegende Liebe zu dem Heimgekehrten überwand jedoch diese Bedenken wieder.

Der Tag nach der Heimkehr des Bruders begann für Angelina mit eitel Zufriedenheit. Sie grüßten sich mit Lachen beim frühen Morgenbrot und saßen mit der Mutter und dem alten Muheim in kummerloser Eintracht beisammen. Josef war dem Knechte von jeher am anhänglichsten gewesen und besaß auch mehr als die andern seine Liebe. Die beiden führten ein eifriges Gespräch, an dem sich die Frauen nur selten beteiligten. Nach einer Weile machten sich die Männer an ihre Geschäfte. Josef packte die Arbeit von Anfang an rüstig an und bewies, daß er seine Lehrzeit wacker ausgenützt hatte. Der Tag verging unter strengem Schaffen. Er führte die Hausinsassen bei den Mahlzeiten zusammen, und die behagliche Stimmung, die zwischen ihnen geherrscht hatte, dauerte an. Am Abend, als schon Feierzeit war, schickte Josef noch einen Wagen Bretter nach dem Bahnhofe. Jost begleitete ihn, und sie fuhren eben ab, als drüben Moses in die Straße trat und sich nach dem Dorfe zu gehen anschickte. Angelina ging an seiner Seite. Sie war um Eier bei der Aschwandin drüben gewesen.

Josef Lombardi stand noch in der Straße und sah dem davonfahrenden Wagen nach. Als er Moses gewahrte, drehte er sich unwillkürlich und sichtlich der Eingebung des Augenblicks folgend, dem Hause zu und wollte sich entfernen. Gerade da rief jedoch Angelina seinen Namen, und er konnte nicht wohl anders, sondern mußte stehen bleiben, bis die beiden herankamen.

„Moses will dich grüßen," sagte Angelina zum Bruder, als sie ihn erreicht hatten.

Die beiden jungen Männer gaben einander die Hand. Angelina sah aber, daß keine Wärme in ihrem Gruße war. Sie hatte ein unbewußtes Verlangen gehabt, sie zusammenzubringen. Dabei war sie ängstlich gewesen, wie die Begrüßung ausfallen würde, und nun schmerzte es sie doch, daß sie so kalt war. Josef faßte Moses Hand lose, nur mit ein paar Fingern. „Wie geht es dir?" fragte er und sah dann zerstreut auf die Seite; die Antwort interessierte ihn nicht.

„Gut, und dir?" gab Moses ebenso trocken zurück.

Sie führten dann ein paar Minuten lang ein lahmes Gespräch, das Josef bald mit der Bemerkung abbrach, er habe noch zu tun. Mit kurzem Gruß und ohne ihm die Hand zum zweitenmal zu reichen, verließ er Moses und trat ins Haus. Dieser nickte Angelina ernsthaft und mit einem Gesicht zu, das nicht verriet, was in ihm vorging, und stieg gegen das Dorf.

Angelina überdachte den Vorfall. Sie zürnte dem Bruder. Dann wieder empfand sie mehr Kummer als Zorn. Warum konnten und konnten sie nicht anders gegen Moses sein?

Am Abend in der Stube kam Josef ganz unversehens auf die Begegnung zu sprechen.

„Dauert die Freundschaft immer noch?" fragte er halb zur Mutter, halb zur Schwester gewendet.

„Moses und seine Mutter haben uns nichts zu leid getan," antwortete Maria Lombardi verständig.

„Deswegen sind sie doch, wer sie sind," bemerkte Josef ungehalten. „Niemand hat mit ihnen zu tun. So brauchen wir auch keine Ausnahme zu machen."

„Es ist aber eine Schande, wie man hier in Mariels Moses behandelt und von klein auf behandelt hat," sagte Angelina mit einer leisen Heftigkeit. Ihre Wangen röteten sich plötzlich und tief. Ihre Erregung war um so merkwürdiger, als ihr Wesen selten seine Sanftmut und Ruhe verlor.

Josef betrachtete sie scharf und überlegen. Dann wendete er sich ganz gegen die Mutter. „Überhaupt paßt die Kameradschaft zwischen Angelina und Moses nicht mehr. Angelina hat die Kinderschuhe ausgezogen."

Die gerechte Maria Lombardi hatte sich über die Selbständigkeit gefreut, die der Sohn zeigte. Sie empfand auch jetzt, daß etwas Wahres in seinen letzten Worten lag. „Da hat er schon recht," meinte sie zu Angelina. „Es schickt sich nicht mehr, daß du so viel mit Moses zusammensteckst." Und mildernd setzte sie hinzu: „Daß du hie und da zur Aschwandin gehst, dagegen habe ich nichts."

Angelina schwieg. Ihre Erregung hatte sich gelegt. Ein Erstaunen, das sie überkam, war jetzt stärker als ihr Zorn. Die Mutter und Josef hatten etwas Seltsames gesagt! Die Gedanken überfielen sie so zahlreich, daß sie, ganz in dieselben versponnen, die Stube verließ. Als sie so still hinausging, hatten auch die andern nichts mehr zu sagen, hielten die Sache für abgetan und gingen an ihre Beschäftigungen. Angelina stieg in ihr Zimmer hinauf. Eine knarrende Holztreppe war ihr Weg. Das Zimmer hatte ein kleines, offen stehendes Fenster, das auf die Straße ging, und von dem aus man einen Teil des Aschwanden-Hauses erspähen konnte. Ein sauberer Vorhang war von Zugluft über die Fensterbrüstung hinausgeweht worden und flatterte im Winde wie eine Fahne. Angelina trat mit ihren Gedanken an dieses Fenster, sah mit den Augen scheinbar ins Freie, in Wirklichkeit aber tat sie einen tiefen Blick in ihre eigene Seele hinab und stieg dabei unmerklich aus jenem dämmerigen Traumland, das man die Kindheit nennt, mit allmählichen und unsicheren Schritten in die Sonne, wo das Leben drängt und blüht und reift.

„Es schickt sich nicht mehr," hatte Josef gesagt.

Sie sah Moses, den Kameraden, vor sich, und er war auf einmal anders, als er je gewesen war. Richtig, sie waren beide groß geworden! Und — in ihre Wangen kam abermals das Blut, aber langsam und scheu — sie begann sich in diesem Augenblick alles dessen zu erinnern, was sie von den Leuten von Liebe gehört hatte. Sie dachte nicht, daß sie Moses liebte. Es fiel ihr nur ein, daß sie in die Zeit der Liebe gekommen war, und daß es das sein könnte, was Josef meinte. Ihr Herz klopfte. Sie spürte es plötzlich. Dabei wußte sie nicht, ob sie glücklich war oder Leid empfand. Nur das Mitleid mit Moses Aschwanden war stärker als je in ihr und die Qual, darum, daß sie ihm das Leben schwer machten.

An diesem Abend brachte Jost Muheim eine Geschichte aus Mariels heim. In einem Wirtshause, wo die Steinhauer des Galanti verkehrten und wo zur Seltenheit, von einem Kameraden gerufen, Moses Aschwanden eingetreten, war

zwischen diesem und einem Ortseingesessenen, der ihn gefoppt hatte, Streit entstanden. Der Alte war so eifrig in seiner Schilderung, daß sich ihm die Worte überschlugen, seine ganze Gehässigkeit gegen Moses, daneben aber zum ersten Male auch etwas wie abergläubische Furcht klangen aus dem, was er sagte. „Der Aschwanden, der Lump, war wie von Sinnen, wie ein wildes Tier, haben sie erzählt. Er würde den andern erschlagen haben, wenn sie ihn nicht gehalten hätten."

Maria Lombardi und ihre Kinder hörten dem Knechte zu. Josef sagte mit harter, entschlossener Stimme: „Man muß dem gefährlichen Menschen auf die Finger sehen und ihn ausweisen, bevor etwas geschieht. Er soll nicht Unheil stiften wie der Alte."

Angelina vermochte anfänglich nicht zu sprechen, sondern zitterte nur am ganzen Körper. Dann rangen sich die Worte von ihr: „Ihr treibt ihn aber ja dazu. Ihr seid schuld, wenn er schlecht wird, gar niemand sonst."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie verlor sich ganz und eilte plötzlich in einem Sturme von Erregung aus dem Zimmer.

„Seht ihr, daß es Zeit ist, ihr das Aschwanden-Haus zu verbieten," sagte der verstandeskühle Josef gelassen zur Mutter.

Jost Muheim lächelte hämisch.

Angelina lief über die Matten, den Berg hinan, wußte nicht, wohin, noch wozu. Sie konnte ihrer qualvollen Empfindungen nicht Herr werden. Wohl kam sie nach einer Weile ruhiger zurück, ging dann an ihr Tagewerk und neben den andern hin, die sie mit erstaunten Blicken maßen, sich aber der Bemerkungen über ihr Gebaren enthielten; sie vermochte jedoch nicht, ihre innere Unruhe zu überkommen. Fast planlos irrte sie an diesem Tage im Hause herum. Einmal, in ihrer kleinen Schlafstube, griff sie an ihre Stirn, wo sie einen dumpfen Druck empfand. Sie seufzte. Was war das alles? Sie war immer glücklich gewesen im Gefühl, wie gut es die Menschen mit ihr und sie es mit den Menschen meinte. Sie hatte noch nie ein unruhiges Gewissen gehabt. Und jetzt? Zum erstenmal war es Angelina, als ob die Menschen nicht nur Moses Aschwanden schlecht machten, als ob sie auch in ihr gewaltsam etwas veränderten, zum Bösen veränderten.

Der Tag, der seinem Äußern nach ohne Wolken gewesen war, verging dann in einen kühlen Abend. Eine tiefe Ruhe sank auf Mariels. Kein Wind kam über die Berge. Dunkler und dunkler lagen diese da. Die Wälder standen schwarz und totenstill, und die Hügel waren wie schlafende Riesen; man meinte den ebenmäßigen Atem der mächtigen Leiber zu sehen. Über diese Landschaft nun kam der schweigende Mond. Er glitt sanft hinter sechs hohen, königlichen Tannen herauf, so gemach, als dürfte er das schlafende Land nicht wecken und zog seinen leuchtenden Schleier über dieses, daß seine Schönheit wuchs und wuchs, bis sie fast übernatürlich war.

Das Rad der Säge stand still. Der Bach rauschte wohl, doch verbarg sich der Laut in den Felsen.

Angelina hatte in der Dämmerung mit Mutter und Bruder am Hause gesessen, doch war vom Mittag her noch etwas zwischen ihnen gewesen, und

sie hatten wenig miteinander gesprochen. Nun war der Bruder ins Dorf hinaufgeschlendert, die Mutter ins Haus getreten. Angelina blieb. Sie sah die Nacht kommen und den großen Mond und die scheuen, kleinen, seltenen Sterne. Und plötzlich mußte sie die Bank verlassen und nach dem Aschwanden-Hause hinübergehen, sie konnte nicht anders.

Dort war es, wie es bei ihnen daheim gewesen war. Julia und ihr Sohn saßen vor dem Hause und genossen der Kühle. Julia aber erhob sich, eben als Angelina sie auf ihrem Sitz, einem zerschellten Straßenrandstein, erblickte und trat ins Haus. So fand Angelina Moses allein. Er hielt beide Ellbogen auf die Knie gestützt. Der Rücken war gekrümmt und der Kopf geneigt. Der Mond beschien jetzt den Platz und milderte das brandhafte Rot auf Moses Kopf. Er sah ein wenig auf, als er Angelina herankommen hörte, allein er sank gleich wieder in seine frühere Stellung zurück, als ob sie ihn nicht aus dem zu reißen vermöchte, worüber er augenscheinlich grübelte.

Angelina grüßte.

Er nickte zur Antwort und sagte nach einer kleinen Pause: „Guten Abend," ohne daß er noch einmal aufgesehen hätte.

„Ist es wahr, daß schon wieder Streit gewesen ist?" fragte Angelina.

Er bejahte kurz.

Sie sah auf ihn hinab. Tausend Empfindungen wühlten in ihr. Auf einmal meinte sie zu bemerken, daß Moses weine. Sie erschrak und konnte es kaum glauben. Die Männer von Mariels taten so etwas nicht, am wenigsten Moses. Aber sie beugte sich über ihn und sah im Mondlicht einen klaren Tropfen fallen. So war es doch!

„Moses," sagte sie. Sie war ganz erschüttert.

Er riß sein Sacktuch heraus und fuhr sich damit in die Augen. „Geh doch," sagte er zornig zu ihr. Er ergrimmte, weil sie seine Schwäche sah.

Sie wich furchtsam einen Schritt zurück. Das aber tat ihm wiederum leid, und er entschuldigte sich: „Ich kann nichts dafür. Es ist mir wahrhaftig schlecht genug zu Mut."

„Willst du nicht lieber fort?" fragte sie.

Sie hatten diese Möglichkeit schon früher gemeinsam erwogen und sie ebenso bestimmt verneint. So klang die Frage schon recht zaghaft.

Moses schüttelte den Kopf. „Wohin? Die Mutter hängt am Dorf und am Haus und so — lang sie lebt und —"

Er stockte und sah auf. Eine seltsame Stille fiel zwischen sie. Es hatte keines von ihnen vorher daran gedacht. Nun aber schoß beiden der gleiche Gedanke durch den Kopf: „Da bist auch du — Angelina!"

Es war eigentümlich, wie sie beide gleichzeitig um den gemeinsamen Gedanken wußten. Sie erröteten und wagten nicht, weiter zu sprechen. Moses riß sich dann mit Gewalt aus der Befangenheit, die ihn ergriff. Er wiederholte, was er ihr früher schon gesagt hatte: „Das ist das Furchtbare, daß sie recht haben!"

Abermals sank er in sich zusammen und stierte zu Boden. „Ich weiß es," stöhnte er. „Es wird kommen! Wenn sie mich nicht von Jugend auf

daran erinnert hätten, wäre es vielleicht gegangen! Ich hätte es zu etwas gebracht, sicher! Aber sie haben mir immer den Vater vorgehalten! Bis ich gemerkt habe, daß ich das Erbteil von ihm habe: Die blinde Wut, die Rachsucht, die Gier, dem etwas anzutun, der mir zu leid lebt. Ich habe mich dagegen gewehrt. Bei Gott! Bis ich wie krank gewesen bin. Aber es ist nur stärker geworden, ist gewachsen wie ein Geschwür. Jetzt — jetzt fühle ich, wie das Unglück näher und näher kommt."

Es war fürchterlich, ihn zu hören, wie er in sich zusammengeduckt saß und vor sich hinmurmelte. Seine Finger spreizten und schlossen sich abwechselnd unter seinen Worten. Es ging wie schon früher einmal ein Krampf durch seinen ganzen Körper. Man sah ihm an, wie er sich gegen etwas Übermächtiges lange, lange gewehrt hatte und noch immer wehrte.

Angelina fühlte, wie die Schuld nicht an ihm war. Die Menschen verstanden nicht. Sie stießen ihn ins Unglück wie in einen Abgrund, näher, näher, Stoß um Stoß. Sie meinte mit erhobenen Händen sich dazwischen werfen zu müssen: „Laßt ihn, Elende."

„Ich weiß, daß du nicht dafür kannst," sagte sie, mußte es sagen.

Ihre Stimme war nicht fest. Er merkte, wie tief ihr seine Bedrängnis ging. Da stand er plötzlich auf und ging mit zögernden Schritten von ihr hinweg in die gemähte Matte hinab, die am Hause lag.

„Wo willst du hin?" fragte Angelina. Sie hatte Angst um ihn, ging ihm nach, aus einiger Entfernung ihn beobachtend.

Er mußte indessen ruhiger geworden sein. Im Schatten einiger buschhaften Eschen blieb er stehen und wartete auf sie.

Am Himmel waren Wolken aufgetaucht. Sie rückten schwer, schwarz, langsam, höher und höher bis in die Nähe des wundervollen Mondes. Da machten sie wie die Heerschar vor einem Herrscher halt. Noch lösten sich Fetzen fahnengleich am starren Hauptgewölk, umschlichen oben und unten das leuchtende Gestirn, bis es, in seiner Pracht gewaltig und sieghaft, aus einem Kranz von Wolken sah. Die Eschen auf der Matte rührten sich nicht. Nur ihre Schatten lagen gespenstisch auf der mondhellen Matte.

Moses blickte Angelina mit ruhigem, fast heiterem Gesicht entgegen. „Dir kann ich nicht genug danken," sprach er in freierem Ton.

„Weshalb?" fragte sie einfach.

„Wenn alle gegen mich gewesen wären wie du und die Mutter", sagte er mit ins Leere staunenden Augen, „wäre es nicht so in mich hineingewachsen."

Er faßte nach ihrer Hand und hielt sie. So standen sie eine Weile nebeneinander und sahen auf die Schatten, die zu ihren Füßen lagen. In der Stille aber, die sie umgab, fühlten sie, daß etwas durch ihre Hände rann, die sie arglos ineinander gelegt hatten. Es war zuerst nur ein Wohlempfinden, dann wurde ein Verlangen daraus. Nun berührten sie sich mit den Schultern, und nun blickten sie einander an. Moses legte, ihre Hand lassend, seinen Arm um Angelina.

„Wenn ich dich neben mir hätte, dann könnten sie reden — sie —"

Als er das gesagt hatte, lachte er höhnisch: „Aber — da fallen eher die Berge ein," widersprach er sich selbst.

Angelina antwortete nicht, aber sie schmiegte sich an ihn. Sie wußte, was er meinte, und ihr Zusammenkommen war so unmöglich, daß sie selbst in diesem Augenblicke nicht wagte, ihm und sich Hoffnung zu machen. Aber sie war in diesem Augenblick glücklich, hatte keinen Wunsch. Die frohe Stille der ersten Liebe, die an Reinheit und Glück ihresgleichen nicht hat, kam über beide. Wie das Mondlicht ins Tal gewachsen war, so wuchs diese Stille erst über Angelina und dann auch über Moses. Sie vergaßen von dem zu sprechen, was sie vorher so schwer beschäftigt hatte. Sie empfanden nur den schönen Augenblick, hielten sich fester; dann küßten sie sich. Lange blieben sie beieinander.

Als sie sich trennten, waren die Wolken über ihnen doch Herr geworden. Sie hatten, ohne daß sie es merkten, den Mond verschlungen wie gefräßige Tiere. Der Glanz war tot. Kalt und schal lag der Schnee auf den Bergen, der vorher geleuchtet hatte.

(Schluß folgt.)

Friedrich Paulsen.

Ein Nachruf

von

einem seiner Schüler.

Wenn in diesem Monate die Hörsäle der Berliner Universität sich wieder füllen, findet die studierende Jugend einen Mund für immer verstummt, an dem sie mit wärmster Begeisterung und in dankbarster Verehrung hing. Friedrich Paulsen, dessen Vorlesungen für so viele Studierende aus allen Fakultäten einen der großen Glanzpunkte ihres ganzen Berliner Aufenthaltes bedeuteten, ist in der Stille der langen Sommerpause, während alles in den Ferien weilte, zur ewigen Ruhe eingegangen. Erst mit seinem Tode ist es der furchtbaren Krankheit gelungen, ihm die Arbeit aus der Hand zu nehmen. Es war eine große Gnade, daß ihm die volle geistige Frische bis ans Ende bewahrt geblieben ist. Vielleicht hätten wir seinen Tod noch früher zu betrauern gehabt, hätte nicht sein eiserner Wille, seinen Posten nicht zu verlassen, in fast übermenschlicher Anstrengung der zunehmenden körperlichen Erschöpfung immer wieder gespottet: er wollte keine Zeit haben, krank zu sein! Als wir im Juli 1906 seinen sechzigsten Geburtstag feierten, erfüllte uns sein Zustand schon mit den schwersten Besorgnissen; aber dann gab es doch wieder Augenblicke, in denen seine zähe Kraft uns Hoffnung vortäuschen wollte.

Wer hätte noch vor drei Jahren gedacht, daß der Wurm schon am Marke dieser deutschen Eiche nagte, und daß sie so bald ihm zum Opfer fallen sollte? In der kernigen Gesundheit seines Geistes und Körpers lebte etwas von der Natur der Vorfahren Paulsens: wettergebräunter Seefahrer und Ansässiger auf der Inselwelt der Halligen, die ihr Heim in immer erneutem Kampfe gegen die Elemente verteidigten, bis die Wogen der großen Sturmflut von 1825 darüber hingingen. Damals übernahm der Großvater des Philosophen eine Landstelle auf dem Festlande. Wer hätte vor einem halben Jahrhundert geahnt, daß der friesische Bauernsohn, der die Dorfschule besuchte und bei der ländlichen Arbeit des väterlichen Hofes half, einst die Besten seines Volkes an seiner Bahre vereinen würde? In seiner eigenen Erinnerung standen jene frühen Jahre in goldenem Lichte: das fromme Haus der in glücklichster Ehe lebenden Eltern und der intime Verkehr mit der Natur auf Feld und Heide, Moor und Watt.

Diesem jungfräulichen Boden, aus dem seine geistige Persönlichkeit hervorgewachsen ist, verdankte Paulsen vor allem jene erstaunliche Fähigkeit, durch den Schleier der Worte hindurch „die Dinge zu sehen", die seiner Weltanschauung ihre werbende Kraft verlieh. Ohne die hilfreiche Anregung früherer Denker zu verschmähen, aber auf keine Schule eingeschworen, suchte er zeitlebens nach einer Antwort

auf die tausend Rätsel, die ihm Natur und Leben aufgaben. Darum blieb er auch nicht, wie so viele Denker seiner Zeit, in methodologischen Erörterungen stecken: „Was soll das ewige Messerwetzen," fragte er mit Lotze, „wenn es doch nie zum Schneiden kommt?" Er besaß in hohem Maße den persönlichen Mut, der dazu gehört, innerste Überzeugungen über die letzten und höchsten Fragen der öffentlichen Kritik auszusetzen, wohl gar dem Spotte preiszugeben, und wußte ihn darum auch bei Andersdenkenden zu schätzen. Er suchte nach einem vernünftigen Sinn, also nach einem Gott in der Welt, und seinem tiefreligiösen Gemüte wäre es nicht eingefallen, sich außerhalb der christlichen Kirche zu stellen: die Bibel war ihm das Buch der Bücher, und auf dem Sterbebette des Philosophen lag des Thomas von Kempten Büchlein von der Nachfolge Christi. Freilich: Fragen, die nicht religiöser, sondern philosophischer Natur sind, behandelte er als solche. Für Wunderglauben hatte sein gelauterter Gottesbegriff keinen Raum, und auch darüber gestattete sein historischer Sinn keine Selbsttäuschung, daß die christliche Weltverneinung für unsre aufwärtsstrebende Kulturperiode nicht dieselbe Bedeutung haben kann wie für das sinkende Altertum.

Paulsen war ganz und gar ein Kind des Jahrhunderts, über dessen zweite Hälfte sich sein Leben erstreckte, und das er selbst mit Vorliebe das historische nannte: nicht nur Philosoph, sondern auch Historiker von Gottes Gnaden. Ob er die Geschichte des Bildungswesens schrieb oder die der Philosophie vortrug: das geistige Leben des Volkes war ihm ein einheitliches organisches Wachstum, dessen einzelne Zweige man nicht verstehen kann, wenn man sie vom Ganzen losreißt Und aus dem Ganzen wußte er allen Einzelheiten ihren Sinn zu verleihen, indem er mit sicherer Hand die großen Persönlichkeiten und die Hauptströmungen herausgriff, von denen die Geschichte getragen wird.

Der Genuß des Lesers läßt ihn die Freude ahnen, die der Schöpfer der Gedanken bei seiner Arbeit fühlte. Paulsen kannte die Seligkeit des von der Peitsche des Willens erlösten reinen Erkennens, wie sie Schopenhauer pries, und hat sie uns durch die feinsinnige Ausdeutung eines Dürerschen Stiches näher gebracht. Der heilige Hieronymus sitzt bei der Arbeit. Eben ist ihm „ein glücklicher Gedanke gekommen, und er hat sich vornüber gebeugt, mit einigen Strichen ihn festzuhalten. Dann wird er sich wieder zurücklehnen und dem Spiel seiner Gedanken zuschauen". Die Innigkeit der Nachempfindung, mit der uns Paulsen in seiner Schilderung die tiefe Stille des Zimmers hören und den tiefen Frieden in der Brust des Heiligen fühlen zu lassen weiß, muß jedem seine eigene Gestalt vor die Seele treten lassen: in der traulichen Arbeitsstube, im Schatten der alten Bäume des Fichteberges.

Nie aber zauderte er, diesen Frieden hinter sich zu lassen und aus dem stillen Studierzimmer hinauszutreten auf den Kampfplatz des öffentlichen Lebens, wenn Wissen und Gewissen ihn dazu trieben. Und wie stand er in diesem Kampfe! Stets das Visier offen haltend, blickte er furchtlos und mit steifem Rückgrat nach oben und unten. Auch beim Gegner kannte er immer nur die besten Motive und trug so noch als Kämpfer die Liebe im Herzen, von welcher der Apostel spricht. Nie suchte er Händel; aber er wußte seine Klinge zu führen, wenn sie ihm in die Hand gezwungen wurde, oder wenn heiliger Zorn ihn faßte über Unaufrichtigkeit und sträflichen Leichtsinn. Er, der uns das Wesen der Parteipolitik mit so scharfem Griffel zeichnete, konnte sich nicht den Dogmen irgendwelcher Partei auf Gnade und Ungnade ergeben, hat sich auch nie darum gekümmert, ob er mit seinen Worten irgendwo anstoßen könnte — sei es rechts oder links. Nur eine Partei hatte in ihm einen Todfeind: der Anarchismus, den er in allen seinen Formen und Wandlungen bekämpfte als den schlimmsten Feind der Freiheit.

Nirgends wird sein aus der Fülle reichster Kenntnis und Weisheit schöpfender Rat schmerzlicher vermißt werden als auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, auf dem er zu Hause war wie kein andrer. Hatte er selbst doch alle Stufen in seiner eigenen Person durchlaufen: vom Elementarschüler der einklassigen Dorfschule bis zum ordentlichen Universitätsprofessor! Und wie er selbst sich Bahn gebrochen hatte

von unten hinauf zur höchsten Höhe, so waren alle seine Bestrebungen für Schule und Universität von dem Wunsche geleitet, rüstig aufwärts strebenden Kräften aus allen Klassen des Volkes den Weg freizumachen von der untersten Sprosse bis zum Gipfel. Und wie er selbst erprobt hatte, was freie Selbsttätigkeit aus Liebe zur Sache auszurichten vermag im Wettstreite mit dem Zwange eines schablonenmäßigen Lehrganges, so sah er sein Ziel darin, überall der persönlichen Eigenart und individuellen Begabung freie Luft zu schaffen. Vor allem aber bleibt sein Name mit der in diesem Geiste vollzogenen Neugestaltung des höheren Schulwesens unzertrennlich verknüpft.

Aber weit über dieses sein eigenstes Gebiet hinaus, wo immer im öffentlichen Leben eine Frage brennend wurde, hatte sich, wie der Freund und Prediger an seinem Sarge sagte, das deutsche Volk daran gewöhnt, ein weises Wort von seinem treuen Eckart zu erwarten, dessen Stimme es nun nie mehr hören wird. Er liebte es mit warmem Herzen, dieses deutsche Volk. Aber er haßte engherzigen Patriotismus, der selbst nur im Hasse des Fremden sein Wesen hat. Der Liebe ist nur fähig, wer fremde Eigenart verstehen kann: innerhalb wie außerhalb des eigenen Volkes. Darum ließ sich auch Paulsen seine Heimatliebe nicht als Lokalpatriotismus verspotten, und für seine Schleswig-Holsteiner hatte sein Herz immer einen Sondereingang. Und während er nie vergaß, daß politische Fragen, wie Bismarck sagte, ihrem Wesen nach Machtfragen sind, hielt er es doch für an der Zeit, zur letzten Jahrhundertwende seinem Volke zu wünschen, daß ihm neben dem Glauben an Macht etwas von seinem alten Glauben an Ideen wiederkehren möchte. Vor allem war er stets dessen eingedenk, daß die Menschheit Aufgaben hat, die über denen der einzelnen Völker stehen — Aufgaben, die vor allem von stamm- und glaubensverwandten Nationen gemeinsam zu lösen sind. Die germanischen Völker auf diesem Wege Hand in Hand gehen zu sehen, war sein Herzenswunsch. Der Verstimmung und Verbitterung zwischen Deutschland und England hat er mit seiner ganzen Kraft entgegengearbeitet bis in die letzten Tage seines Lebens hinein. In der neuen Welt jenseits des Ozeans hat Paulsens Name einen guten Klang, und die Zahl seiner Freunde, Schüler und Verehrer ist dort kaum weniger groß als in seinem Vaterlande.

Der Teil des deutschen Volkes aber, dem seine Liebe und sein Wirken am reichsten zugute kam, war die deutsche Jugend. Sie hat sich selbst kein schlechtes Zeugnis ausgestellt durch die begeisterte Teilnahme, die sie seiner Lehrtätigkeit entgegenbrachte. In Paulsens Vorlesungen gab es kein rednerisches Glanzfeuerwerk, das eine blendende Anziehungskraft hätte ausüben können. Auch verbürgte er sich nicht dafür, daß seine Hörer alles Schwarz auf Weiß nach Hause tragen konnten, was sie fürs Examen brauchten. Sein schlichter, fast im Tone einer Unterredung gegebener Vortrag wollte nichts als in einfachen, durch den Verstand zu Herzen gehenden Worten „zur Auffassung der Dinge anleiten". Man fühlte sich von der Hand eines kundigen Führers zu allen Aussichtspunkten geleitet, von denen aus das ganze Gebiet am besten zu übersehen war, so daß man sich dann mühelos selbst zurechtfinden konnte. Paulsen wußte, daß der Schüler nie dankbarer ist, als wenn ihm der Lehrer von seinem eigenen persönlichen Standpunkte aus den ersten Einblick in die Dinge erschließt und ihn den Weg führt, den er selbst gegangen ist. Darum stellte er auch in den philosophischen Übungen, die er mit einem engeren Schülerkreise abhielt, die Werke eben der Philosophen in den Mittelpunkt der Erörterungen, durch die sein eigenes Denken am meisten gefördert und befruchtet worden war.

Ganz freilich lernte ihn nur kennen, wem es beschieden war, zu dem engsten Kreise zu gehören, der ihn umgab. Paulsen hat es stets beklagt, daß die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland es mit sich gebracht hat, daß ein persönlicher Verkehr zwischen Studenten und Universitätslehrern oft kaum noch stattfindet. Er hat auf die englischen Schulen und Universitäten hingewiesen, wo durch das Zusammenleben von Lehrern und Schülern der Gefahr einer einseitigen Ausbildung des Verstandes vorgebeugt wird. Soweit es in menschlicher Kraft lag, hat er hier

so wenig wie sonst durch Worte allein gepredigt. Sind es nicht unvergeßliche Erinnerungen, die vertraulichen Zwiesprachen, die wir in der Dämmerstunde mit dem teuren Lehrer halten durften, bis die wachsende Dunkelheit uns hinderte, ihm in die lieben sprechenden Augen zu sehen? Gehören sie nicht zu den schönsten Stunden unsrer Jugendzeit, die frohen Abende, die wir in der geselligen Tafelrunde seines trauten Familienkreises verlebten, oder im Sommer draußen auf der weinumrankten Veranda unter den rauschenden Bäumen? Konnte es ein herzerfrischenderes Bild geben, als ihn im Silberhaar im Kreise der Jugend selbst wieder jung werden zu sehen: wie er sich ganz als einer von ihnen fühlte, als gelte ihre Meinung genau so viel wie die seine, oder wie er mit feinsinnigem Witz Personen und Ereignisse des Tages beleuchtete? Das Gefühl, der Jugend etwas zu sein, war ihm, wie er mir einst sagte, „eine der schönsten Freuden unsres an Freuden nicht armen Berufes!" Wer ihm einmal hatte näher treten dürfen, der fühlte, daß er einen warmen, väterlichen Freund fürs Leben gewonnen hatte, dem nichts Menschliches fremd war, und dessen Tür ihm stets offen stand, wenn er liebevolle Teilnahme brauchte und weise Beratung oder tätige Hilfe. Wie viele jüngere Freunde hat er so zusammengeführt, die sich sonst nicht gefunden hätten!

Es war eine kleine Welt für sich, in der er nach der Arbeit des Tages und dem Kampfe des großen Lebens Erholung und Erquickung fand. Indem er davon sprach, daß das christliche Ideal eines Lebens voller Offenheit und duldender Liebe, die dem, der den Rock nimmt, auch den Mantel gibt, nur in einem Leben jenseits aller irdischen Beschränkungen verwirklicht werden könnte, rief er einmal aus: „Glücklich der, dem es geschenkt ist, in einem engsten Kreis persönlicher Lebensumgebung einen Vorschmack dieses Lebens zu genießen!" Wer als einer der ständigeren Freunde in seinem Hause aus- und einging, der weiß, daß Paulsen hierbei an sich selbst dachte und an das sonnige, gastliche Heim, das ihm die zwei Schwestern bereiteten, die nacheinander an seiner Seite durchs Leben gehen durften, und denen er eines seiner schönsten Bücher gewidmet hat: „Der Toten in treuem Gedenken, der Lebenden in dankbarer Verehrung". Kummer und Sorgen sind auch seinem Hause nicht erspart geblieben; aber der Sonnenschein kämpfte siegreich gegen alle schweren Wolken und wärmte jeden, der über die Schwelle trat.

Es ist ein köstliches Leben gewesen, an dem er uns teilhaben ließ: voller Mühe und Arbeit und Liebe bis ans Ende, reich gesegnet mit Früchten und Erfolgen, durchwärmt vom Danke seines Volkes — ein „volles Menschenleben, in dem alle menschlich-geistigen Kräfte und Tüchtigkeiten Betätigung fanden". Hier fließen seine eigenen Worte in die Feder: die Worte, mit denen er uns sagte, was ihm das „höchste Gut" war! So geht seine Philosophie in seinem Leben auf, und darum treten auch in seinem Bilde, wie es nun vor unsrer Seele steht, die großen typischen, rein menschlichen Züge in den Vordergrund. Der Freund, der ihm die letzten Grüße der Heimat in die Grube nachrief, sprach es aus: „Ein Mensch! Ein ganzer, guter, lieber Mensch!"

Ja, hier dürfen wir mit dem vollen stolzen Dichterworte sagen: „Er war ein Mann! Nehmt alles nur in allem! Ich werde nimmer seinesgleichen sehn!" Und gar viele, in deren persönliches Dasein eine unausfüllbare Lücke gerissen ist, haben mit stillen Tränen das schlichtere Wort hinzugefügt: „Sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" — Wem es beschieden war, einen Mann wie ihn seinen Freund zu nennen, für den gibt es, wenn er die letzte Hand voll Erde ins offene Grab geworfen hat, nur eines, das ihm helfen kann, sich zu fassen und aufrecht mit erhobenem Haupte durch die Kirchhofspforte ins Leben zurückzuschreiten. Das ist der ernste Vorsatz, das geistige Vermächtnis des Toten treu zu hüten als ein heiliges Erbe — in des Verewigten eigenem Geiste: nicht als eine tote Reliquie, sondern als eine lebendige Kraft geistigen Wachsens und Wirkens.

Th. L.

Literarische Rundschau.

Karl Gutzkow.

Karl Gutzkows ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Leipzig, Max Hesse.

Der rührige und erfolgreiche Verlag von Max Hesse in Leipzig wetteifert seit einigen Jahren mit dem von Philipp Reclam in volkstümlichen handlichen Ausgaben unserer hervorragenden Schriftsteller für die breiten Massen des Volkes. Philipp Reclams „Universal-Bibliothek" wird für immer der Ruhm bleiben, zuerst von allen buchhändlerischen Unternehmungen ähnlicher Art durch ihre wohlfeilen, gutgedruckten Bändchen zu zwanzig Pfennigen die Schätze der Gesamt-Literatur in einer vortrefflichen Auswahl den weniger Bemittelten dargeboten zu haben. Unschätzbar ist die Wohltat, die dadurch der Bildung unsres Volkes erwiesen wurde. Erst seitdem sind unsre Klassiker, sind die Kunstwerke der Weltliteratur wahrhaft ein Allgemeingut der Deutschen geworden. Der Trieb zur Bildung, den diese unscheinbaren Bändchen in Tausenden von Frauen und Männern erweckten, weil ihre Billigkeit ihnen den Erwerb leicht machte, die Genüsse reinster und bleibender Art, die von ihnen ausgingen, kamen aber auch den schöpferischen Talenten zu Nutzen. Denn die „Universal-Bibliothek" beschränkte sich in ihrer Weitherzigkeit und ihrem Weitblick nicht auf die abgeschlossenen, hinter uns liegenden Literaturepochen, sondern wurde auch nach Möglichkeit der Gegenwart gerecht. Ihr Prinzip ist mit Glück von Max Hesses Verlag aufgenommen und mit klugem Geschick erweitert worden. Er hat seine Klassiker-Ausgaben mit Einleitungen versehen, die das Leben der Dichter, das Wesen ihrer Persönlichkeit und den Inhalt ihrer Werke zusammenfassend schildern und so das allgemeine Verständnis ihrer Lebensarbeit und die größere Vertiefung in die einzelnen Dichtungen erleichtern. In der stattlichen Reihe dieser Ausgaben wird die vor kurzem erschienene der ausgewählten Werke Karl Gutzkows einen bedeutsamen Platz einnehmen: sie vermittelt zum ersten Male dem Publikum eine Übersicht über die Mannigfaltigkeit der Tätigkeit Gutzkows, einen Einblick in diese durch ihren Charakter wie durch ihr Talent gleich merkwürdige, bald anziehende, bald abstoßende, immer aber anregende Persönlichkeit und vereinigt wenigstens von den in ihrem Umfang geringeren Werken die hauptsächlichsten und noch heute lebendig wirksamsten. Von den Dramen: „Richard Savage", „Werner", „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartüffe", „Uriel Acosta", „Wullenweber", „Der Königsleutnant", „Fremdes Glück", „Ella Rose"; fünfzehn Novellen, darunter: „Der Sadduzäer von Amsterdam", der erste Versuch zur Gestaltung des Uriel Acosta-Stoffes, „Die Kurstauben", „König Franz in Fontainebleau" und „Die Diakonissin"; aus den vermischten Schriften, die — ich möchte fast sagen — unübersehbar und unerschöpflich sind: „Die öffentlichen Charaktere", „Über Goethe im Wendepunkte zweier

Jahrhunderte", „Reiseeindrücke aus Oberitalien und Wien", „Lieder und Epigramme", „Aus der Knabenzeit" und „Rückblicke auf mein Leben". Jedem, der auch nur flüchtig von Karl Gutzkow gehört hat, fällt die schmerzliche Lücke auf, die in diesen „ausgewählten Werken" gähnt: die vier großen Romane: „Die Ritter vom Geist", „Der Zauberer von Rom", „Hohenschwangau" und „Fritz Ellrodt", die unsre Erinnerung unzerreißbar an Gutzkows Namen knüpft und in denen, wenigstens für mein Gefühl, seine Besonderheit und seine dauernde Bedeutung für unsre Literatur liegt, fehlen darin. Mußten leider fehlen, weil ihr Wiederabdruck, selbst nur in ihrer verkürzten Form, die Ausgabe ins Ungebührliche hätte anschwellen lassen. Ohne sie aber ist Gutzkows Talent in seinem innersten Grund nicht zu verstehen und recht zu würdigen. Als einmal im Sommer 1858 in Dresden der bekannte Phrenologe Scheve Gutzkows Schädel untersuchte — er nahm die Sache mehr als einen Scherz hin, um den gutgläubigen Mann nicht zu kränken — entdeckte er mit einem Erstaunen, von dem er gar nicht zurückkommen konnte, eine außerordentliche Entwicklung des Bausinnes bei Gutzkow. „Warum sind Sie nicht Baumeister geworden?" rief er wiederholt aus. Gutzkow lebte damals ganz in den Plänen zu seinem Zauberer von Rom; er lächelte ironisch und strich sich, wie es seine Gewohnheit war, den dünnen blonden Bart. „Warten Sie es nur ab, lieber Scheve, man kann auch mit Worten Peterskirchen aufführen." Und welche Bedeutung er selbst seinen Romanen als der eigensten Offenbarung seines Wesens beilegte, beweist sein Ausruf vor dem Standbild Schillers und Goethes am Theater von Weimar, deren Größe gerade in dieser Stadt, 1864, einen so tiefen Schatten über sein Dasein warf: „Und neunbändige Romane schreiben konnten sie doch nicht!" Vielleicht wird der Erfolg der vorliegenden Sammlung dem Herausgeber und dem Verleger zum Sporn, ihr eine zweite mit den vier Romanen folgen zu lassen.

Fünfzig Jahre lang hat Karl Gutzkow im Mittelpunkt unsres Schrifttums gestanden. Als junger Mensch von noch nicht zwanzig Jahren, 1830, hat er die Feder ergriffen, erst der Tod hat sie ihm in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember 1878 aus der Hand genommen. Als Kritiker und Kämpfer ist er in die Literatur eingetreten, als Kämpfer mit der Streitschrift „Dionysius Longinus über den Schwulst" hat er sie verlassen: wie sehr das Alter ihm auch die Kraft gelähmt und dem angeborenen Wagemut seine Grämlichkeit und Verdrießlichkeit angekränkelt hatte, die Kühnheit, der Trotz und die herausfordernde Streitlust waren ihm geblieben, seine Waffen waren gebrochen, aber nicht sein Herz. In Gutzkow waren die kritische Begabung und der satirische Spürsinn von Anfang an stärker als die poetische Auffassung und Empfindung. Zeit und Umstände begünstigten die Entwicklung des Kritikers und polemischen Schriftstellers. Die Julirevolution hatte die deutsche Literatur auf die Tendenz und den politischen Kampf gestimmt, auch die poetische. Der Liberalismus, als Weltanschauung gefaßt, hatte die klassische wie die romantische Richtung in den Hintergrund gedrängt und ihnen das Publikum sowohl wie den literarischen Nachwuchs geraubt. Die jungen Schriftsteller der dreißiger Jahre verteidigten die Freiheit und die Gleichheit, die Loslösung von der Kirche, das Recht der Individualität und den auf einer Verfassung begründeten Staat. Ihr Streben ging auf Wahrheit und Natur, auf die Verherrlichung des freien Menschentums. Die Dichtung hatte für sie erst Sinn und Zweck, wenn sie diesen freiheitlichen Tendenzen diente. In solcher geistiger Atmosphäre hat sich Gutzkows Talent und Schriftstellerei entwickelt, zuerst unter der Ägide Wolfgang Menzels, dann auf eigenen Füßen stehend in Frankfurt am Main und in Hamburg. Im Vergleich zu der Fähigkeit und der Vielseitigkeit des Journalisten tritt die Kunst und die Erfindung des Romanschriftstellers in „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" — sie spielt in Tibet — und in „Wally, die Zweiflerin" weit zurück. Auch in der Darstellung. In der Ausgabe von Max Hesse liefern die „Öffentlichen Charaktere" und die Schrift „Über Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte" (1835) den Beweis dafür. Sie offenbaren die Proteusnatur und Schlagfertigkeit, die Gedankenfülle und Eigen-

art des noch nicht dreißigjährigen Schriftstellers, die Mannigfaltigkeit der Töne und Farben, über die er verfügte, in überraschender Weise. Gewiß genügen die Skizzen über die Napoleoniden und Bernadotte, über Talleyrand und Wellington nicht entfernt unsrer heutigen erweiterten und vertieften Kenntnis dieser Persönlichkeiten, aber als welch glücklicher und vollendeter Bildnismaler erscheint Gutzkow, wenn er in Karl Seydelmann oder August Lewald, in Rosa Maria und F. D. Assing Persönlichkeiten vor uns hinstellt, die ihm aus längerem Umgang bekannt und vertraut waren, bei deren Schilderung ihm die Erfahrung zur Hilfe kam und die Neigung den Pinsel führte. Die Schärfe seiner Kritik lehrt uns der Artikel „Die rote Mütze und die Kapuze" aus dem Jahre 1838, der das Buch von Guido Görres „Athanasius", eine katholische Streitschrift aus dem damaligen Kulturkampf der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln, Clemens August von Droste-Vischering, eingehend behandelt, die Feinheit und Eindringlichkeit seiner Beobachtung die Schilderung seiner Reise nach Oberitalien 1843 und seines ersten Aufenthalts in Wien 1845 kennen. Unwillkürlich drängt sich uns jetzt bei der Lektüre dieser Schriften der Vergleich mit denen Heinrich Heines auf. Durch Temperament, Anschauung und Gesinnung waren Gutzkow und Heine geborene Feinde und Rivalen, schon ehe Gutzkows Eintreten für Börne die Gegnerschaft zwischen ihnen unversöhnlich gemacht hatte. Gutzkow besaß kein Empfinden für den Zauber der Heineschen Lyrik und die frivole, aristophanische Art, mit der Heine alle Fragen und Probleme der Zeit behandelte, war ihm, der Dinge, Menschen und Ereignisse schwer und ernst nahm, im Innersten verhaßt. Dabei waren beide herausfordernde Naturen, denen es Bedürfnis war, andre zu necken, zu reizen und anzugreifen. Mit den Reizen und Künsten des Heineschen Stiles kann Gutzkows Darstellung in seinen Kritiken, Essays und Reisebildern nicht wetteifern: sie haben in ihrer schwerfälligen Rüstung, selbst in dem, was sie auszeichnet, in dem Reichtum und der Originalität ihrer Gedanken, kaum einen Hauch von jener spielerischen Anmut und jenem Witzgefunkel, die mich auch heute noch wie in meiner Jugend in den Prosaschriften Heines bestechen und entzücken. Wohl ist Gutzkow oft tiefgründiger und belehrsamer und immer gewissenhafter und verläßlicher in seiner Gesinnung, aber ihm fehlen die Blitze des Genies und der Rhythmus der Rede. Es ist zuweilen mühsam, sich durch seine verschlungenen Sätze hindurchzuarbeiten und seinen trockenen Auseinandersetzungen zu folgen. Heine und Gutzkow sind wie der gewandte, listenreiche, sich einschmeichelnde Odysseus und der stiernackige, starrköpfige Ajas. So urteilt die Nachwelt. In der Meinung der Zeitgenossen indessen ragte Gutzkow in der Gruppe der Schriftsteller des jungen Deutschlands über die Wienbarg, Laube, Mundt und Kühne um Haupteslänge hervor und hatte Heine gegenüber das Erbe Börnes angetreten. Seine vermischten Schriften hatten ihm in dem Jahrzehnt der dreißiger Jahre bei dem Publikum eine führende Stellung erworben; schon ehe er mit seinen beiden ersten Dramen: „Richard Savage oder der Sohn einer Mutter" und „Werner oder Herz und Welt" 1839 und 1840 das Theater eroberte, war er der Wortführer der jungen Literatur, der Dolmetscher des Liberalismus.

Der Dramatiker Gutzkow hat natürlich für die Literatur ein unvergleichlich höheres Interesse und eine größere Anziehungskraft für die Mehrzahl der Leser als der Kritiker und der politische und kritische Schriftsteller. In der vorliegenden Ausgabe sind zehn seiner Schauspiele zum Abdruck gekommen, etwa die Hälfte seiner dramatischen Arbeiten, die Blüten seiner Kunst, die uns seine Eigenart in der Behandlung historischer wie moderner Stoffe, im Lustspiel wie im Schauspiel und Trauerspiel vermitteln. Gutzkow ist ein Erneuerer unsrer Bühne gewesen. Nach dem Niedergang der Schicksalstragödie war sie zu völliger Nichtigkeit und Abhängigkeit von der französischen Bühne herabgesunken. Die Hohenstaufenhistorien Raupachs konnten ihr kein frisches Blut zuführen, Kleist und Grillparzer waren auf ihr noch nicht heimisch. Gutzkow brachte ihr neue Stoffe, eine neue Sprache, neue Gestalten, den lebendigen Pulsschlag der Zeit. Werner — das Urbild des Tartüffe — Uriel Acosta sind

mir unvergeßliche Erinnerungen aus meiner theatralischen Frühzeit. Der Eindruck, den sie bei jung und alt hervorriefen, läßt sich nur mit dem vergleichen, den fünfzig Jahre später die Schauspiele Sudermanns und Gerhart Hauptmanns erweckten; die Zuschauer glaubten zum ersten Male wieder von der Bühne herab die Sprache ihres eigenen Herzens zu vernehmen und in den Helden und Heldinnen sich selbst wiederzuerkennen. Mit der einzigen Ausnahme der „Karlsschüler" erblaßten die Stücke Laubes, „Monaldeschi" und „Struensee", „Rokoko", und „Gottsched und Gellert" davor, und Hebbels „Judith" und „Maria Magdalene" blieben bei der Gleichgültigkeit und der Abneigung des Publikums dauernd im Schatten. Gutzkows dramatische Produktion war wie seine journalistische eine zu hastige und massenhafte, um nur reife Früchte zeitigen zu können: die Nieten überwiegen die Gewinne. Zu oft, wie in „Patkul", „Philipp und Perez", „Pugatschew" vergriff er sich im Stoff, der an sich unergiebig und für unser Empfinden gleichgültig war: zu oft, wie in der „Schule der Reichen", in „Wullenweber", im „Dreizehnten November" und „Liesli" wurde die Ausführung nicht dem Vorwurfe gerecht. Man wird Gutzkow darum nicht zu den reichen Dramatikern rechnen können, trotz der Fülle seiner Stücke: mit dem glücklich erfaßten und rasch ausgeführten Festspiel zur Feier von Goethes hundertstem Geburtstag auf der Frankfurter Bühne: „Der Königsleutnant", versiegte im Grunde seine dramatische Ader; „Ella Rose", „Lorbeer und Myrte", „Der Gefangene von Metz" sind Spätlinge: hier und dort spürt man in ihnen noch die Kraft des siegreichen Dramatikers, aber das Publikum zu erwärmen und festzuhalten vermochten sie nicht mehr. Auch in der Stellung eines Dramaturgen am Hoftheater zu Dresden harrte er nur wenige Jahre aus, und es waren doch nicht allein die schwierigen Verhältnisse und die Gebundenheit des Beamten, die ihn zum Rücktritt bewogen; unter nicht geringeren Hindernissen, Klippen und Fußangeln hat sich Heinrich Laube länger als ein Jahrzehnt an dem Burgtheater zu Wien als Herrscher zu behaupten verstanden. Der Drang zum Theater war für Gutzkow keine Leidenschaft, die ihn übermächtig beherrschte, nicht der Dämon, das Unbewußte des Talents, sondern der Verstand hatte ihn zur Bühne geführt, als zu einer Kanzel, von der er noch zu einer zahlreicheren Menge sprechen konnte, mit noch größerer Resonanz als in seinem „Telegraphen". Seine Phantasie mit ihrem starken Stich in das Groteske drängte ihn mehr zur epischen Schilderung und Breite als zur dramatischen Steigerung und Verdichtung, sein kritisches Urteil hinderte ihn beständig an dem naiven Aufschwung, und die nachtwandlerische Sicherheit des echten Dramatikers fehlte ihm völlig. Aber diese natürlichen Mängel seiner dramatischen Dichtung haben die außerordentliche, nachhaltige Wirkung seiner gelungenen Werke bis heute nicht beeinträchtigt und können ihm den Ruhm eines Erneuerers und Befreiers unsrer Bühne nicht rauben. Er hat ihr, nach einer langen Zeit der Verflachung und des Stillstandes wieder im Sinne Lessings höhere Ziele gesteckt und die Verbindung zwischen Bühne und Leben, zwischen der Wirklichkeit und dem holden Schein der Kunst wiederhergestellt. Für das Familienschauspiel ist er das Mittelglied zwischen Iffland und Ibsen. Die Wirkung in die Ferne seines „Werner", seines „Uriel Acosta", seiner Lustspiele: „Das Urbild des Tartüffe" und „Zopf und Schwert", die mit Lessings „Minna von Barnhelm", mit Kleists „Zerbrochenem Krug", mit Grillparzers „Weh dem, der lügt!", mit Bauernfelds „Bürgerlich und Romantisch" und Freytags „Journalisten" den Kranz unsrer klassischen Lustspiele bilden, dauert noch in das neue Jahrhundert hinein. Die Verstandesarbeit verklärt sich in ihnen zur Poesie des Geistes.

Was von einem Dichter in Gutzkow war, das findet seine mächtigste, reinste und originellste Entfaltung nach meinem Urteil und Gefühl in seinen Romanen und Erzählungen. Seine Kunst des Fabulierens ist der des Cervantes, des Lesage und Richardsons ebenbürtig, in dem gewaltigen Aufbau seiner „Ritter vom Geiste" und seines „Zauberers von Rom" übertrifft er sie alle. Es ist keine klassische, es ist Barock-Architektur, ich gebe es zu, aber ihre Wucht, die Verschiedenheit und der

Reiz ihrer Motive, diese Durchdringung der freien Erfindung mit den kulturhistorischen Elementen, des Romantischen mit den Gedanken unsrer Zeit hatten und haben für mich etwas Überwältigendes und Bewunderungswürdiges. Keine Figur in seinen Schauspielen kann es an dämonischer Ursprünglichkeit und Anziehungskraft mit Hackert und Schlurck, mit Lucinden und Klingsohr aufnehmen. Und nicht nur in den umfangreichen Schöpfungen, wie vollendet bewährt sich der Erzähler in der feineren und einfacheren Kunst der Novellen, in dem Anfang seiner Selbstbiographie, dem Buche „Aus der Knabenzeit!“ Die widerspruchsvollen Saiten seines Talents und seines Charakters klingen hier harmonisch zusammen, hier kommen der Kritiker und der Poet, der Empfindungsmensch und der verdrießliche Nörgeler gleichmäßig zu Worte, ohne die Einheit des Kunstwerkes zu stören.

So vielen Verdiensten, so reichen Gaben hätte ein freundlicheres Schicksal zuteil werden sollen. Gutzkows Stellung in unsrer Literatur war zuzeiten eine herrschende, aber die allgemeine, einstimmige, gleichsam freiwillige Anerkennung blieb auf die Dauer aus, von den Mitstrebenden sowohl wie von dem Publikum. Immer von neuem mußte der Beifall erzwungen werden, und es geschah niemals ohne Einwendungen und Einschränkungen. Wie er selber nie mit sich zufrieden war, waren es auch die Menschen nicht mit ihm. Seinem Nebenbuhler um die Gunst der Nation, Gustav Freytag, fiel dieselbe bei jedem neuen Werke wie von selbst zu: über so schwächliche und blutleere Schöpfungen, wie das Trauerspiel „Die Fabier“ und den Roman „Die verlorene Handschrift“ warf sie nachsichtig den Mantel ihrer Liebe. Diese Nichtachtung seines Wertes, diese „Schmach, die Unwert schweigendem Verdienste erweist“, die er sich bei seinem unüberwindlichen Neide und Mißtrauen doppelt so groß ausmalte, als sie in Wirklichkeit war — die rührende und werktätige Teilnahme des Publikums bei dem Ausbruch seiner Krankheit bewies es — nagte beständig an ihm, auch in seinen guten Tagen in Dresden. Der Verfolgungswahnsinn war latent immer in ihm. Das Unstäte, Sprunghafte und Verworrene, das ihn als Menschen nicht zur Ruhe und Behaglichkeit kommen ließ, trübte auch seine literarische Erscheinung. Ein unermeßliches Gold- und Silberbergwerk mit den Schätzen Golkondas und den wunderbarsten Tropfsteinhöhlen liegt vor uns, aber schwer befahrbar und zum Teil verschüttet, in trotziger und düsterer Felslandschaft. Wird die Nachwelt dem großen Schriftsteller, dem unglücklichen Menschen gerechter werden, als es die Zeitgenossen dem Mitlebenden waren? Ich hoffe es, und die vorliegende Auswahl seiner Werke wird das Ihrige zu seiner tieferen und besseren Erkenntnis beitragen. Aber wenn auch die deutsche Literatur und das deutsche Volk die Bedeutung und Vielseitigkeit Gutzkows immer mehr würdigen, die Arbeit, die er der Aufklärung und Befreiung leistete, nach Gebühr schätzen, seine schöpferische Originalität bewundern und dem unerschrockenen Ritter vom Geiste, der er während seines mühevollen Lebens war, Dank und Verehrung nicht versagen wird — zu ihren Lieblingen werden sie ihn niemals zählen, dazu ist er zu herbe, spröde und hart und den Frauen zu wenig verständlich und sympathisch.

Ihren besonderen Wert erhält die Ausgabe durch die Umsicht und den Fleiß des Herausgebers, Heinrich Houbens. Nicht nur die treffliche Auswahl der hier vereinigten Schriften Gutzkows und eine Fülle aufklärender und berichtigender Mitteilungen rühren von ihm her: er hat sie auch mit einer Bibliographie Gutzkows und die verschiedenen Abschnitte mit umfassenden Einleitungen bereichert, die selbst dem Kundigen noch manchen dankenswerten Aufschluß gewähren und dem Nichtwissenden unentbehrlich sind. Seit zwölf Jahren widmet sich Houben mit treuem, unermüdlichem Eifer und feinem Verständnis dem Studium Gutzkows, seines Lebens und seiner Werke, eine Hingebung, die uneingeschränkte Anerkennung verdient und schon manchen wertvollen Fund zu unsrer näheren Kenntnis der Geschichte der deutschen Zeitschriften und des deutschen Theaters von 1830 bis 1850 ans Licht gefördert hat. Er hat Gutzkow nicht persönlich gekannt und steht bei seinen noch jungen Jahren — er ist 1875 geboren — nicht im Bann der geistigen Atmosphäre, die

seinen Helden umgab; aber er hat sich durch die Lektüre der Briefe und Schriften so ganz in dessen Eigenart versenkt, daß er uns ihn und die Wirrnis seines Lebens in einem knappen, alles Entscheidende bedeutsam hervorhebenden Abriß anschaulich und ergreifend vorführt. Entbehrt die Schilderung auch jenen intimen Reiz, den nur der persönliche Umgang, die unmittelbare Berührung erzeugen kann, so ist sie doch in dem Reichtum ihrer einzelnen Züge und Angaben, ihrer Genauigkeit hinsichtlich der Tatsachen, der Besonnenheit und Billigkeit ihres Urteils, der Frische und Wärme ihres Vortrags die beste Biographie, die wir bisher von dem seltenen Manne haben, dem vielbefeindeten und vielverkannten, der zu den Stützen und Zierden unsrer Literatur im neunzehnten Jahrhundert gehörte, der unsrer Journalistik, unsrer dramatischen Kunst und unserm Roman den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, und dessen Seele doch auch in ihren guten Stunden herrlich von Wohllaut wie Apollos Leier klang.

Karl Frenzel.

Carl Schurz.

Lebenserinnerungen von Carl Schurz. Band II: Von 1852—1870. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1907.

Die Hoffnung auf einen zweiten Band, der wir bei der Besprechung des ersten in dieser Zeitschrift (Januar 1907) Ausdruck gaben, hat sich zu unsrer Freude und wohl auch zur Freude vieler andrer erfüllt. Der neue Band war, verschieden von dem ersten, in englischer Sprache geschrieben. So sehr hatte der Verstorbene sich diese drüben zu eigen gemacht, daß er über die Erlebnisse aus der amerikanischen Umgebung es vorzog, in der Sprache Amerikas zu schreiben. Auch ist in dieser Gestalt die erste Veröffentlichung durch amerikanische Zeitschriften erfolgt. Das mußte nun für die alte deutsche Heimat erst übersetzt werden. Auch bedurfte es mehrerer Abkürzungen des englischen Originals, weil mancherlei für den Kreis der deutschen Leser zu ausführlich geworden war.

Der Schauplatz des neuen Bandes ist fast ganz nach Amerika verlegt — bis auf einzelne kurze, aber interessante Episoden, die Zeit der Gesandtschaft in Madrid und flüchtige Tage des Aufenthaltes in Deutschland. Der junge Demokrat und Revolutionär des Jahres 1848, der von früher Kindheit an unsre Bewunderung erregt durch die Tüchtigkeit und Findigkeit seines Charakters, der die überschäumende Tatkraft seiner Studentenjahre abschließt durch die aufopfernde Rettung seines alten Lehrers und Freundes aus dem Spandauer Zuchthause — er wendet Europa den Rücken in dem Augenblicke, da der Staatsstreich Louis Napoleons den Erwartungen eines Sieges der Republik ein Ende macht und seinen Blick auf die Vereinigten Staaten lenkt. Hier drüben finden wir ihn wieder, nicht mehr damit beschäftigt, eine Republik zu gründen, sondern damit, in der vorhandenen Republik und in ihrer fremden Welt sich häuslich einzurichten.

Wie anders sah New York damals aus als heute! Als Schurz mit seiner jungen Gattin nach einer Seereise von vier Wochen bei Staten-Island vorbei dem Hafen sich näherte und von einem Reisegefährten hörte, daß dort die reichen New Yorker wohnten, da fragte er ihn: „Wie viel muß ein Mann besitzen, um ein reicher New Yorker genannt zu werden?“ — „Nun,“ antwortete dieser, „ein Mann, der so ungefähr 150 000 oder 200 000 Dollar oder ein festes Einkommen von 10 000—12 000 Dollar hat, würde als wohlhabend betrachtet werden. Natürlich gibt es Männer, die mehr als das besitzen, sogar 1 oder 2 Millionen, aber nicht viele, vielleicht ein Dutzend.“

Und die Hauptstadt, der Regierungssitz Washington! Es gab kaum ein halbes Dutzend Wohnhäuser in der ganzen Stadt, die ein vornehmes oder ein behagliches Aussehen hatten. Die Straßen schlecht gepflastert, beständig mit Schmutz oder Staub bedeckt. In vielen derselben machten noch Gänse, Hühner, Schweine und Kühe ihre unbestrittenen Wegerechte geltend.

Schurz ging zunächst eifrig an die erste Aufgabe, die ihm oblag — an die Erlernung des Englischen, dessen Mangel einst beiden, ihm und Kinkel, bei der Landung an der Küste Schottlands so manchen Streich gespielt hatte. Er tauchte dann langsam hinein in das Meer des politischen Lebens, zuerst tastend, horchend, staunend. Was bekam der junge Republikaner da für seltsame Dinge zu hören über das Beutesystem der Ämter, über die Korruption, die gleichgültige Hinnahme dieser argen Mißbräuche — und er mußte an das preußische Beamtentum denken, das immer den Ruf strengster Ehrenhaftigkeit genossen hatte. Wie zerrannen manche seiner Illusionen!

Indessen auch hier wieder bewährte sich die glückliche Natur dieses Mannes. Er tat das Beste, was er tun konnte, indem er die Kolonien des Deutschtums in dem Westen der Union aufsuchte und hier die Grundlagen gewann, auf denen er in wenigen Jahren zum Führer des Deutsch-Amerikanertums emporwuchs. Eine Sehnsucht trieb ihn, die frische Luft jenes Teiles der großen Republik zu atmen, von dem er glaubte, daß es das „wirkliche Amerika" sei — jenes großen Westens, wo neue Staaten entstanden, und wo er den Werdeprozeß neuer politischer Gemeinwesen beobachten konnte, wie sie sich gleichsam aus dem Rohmaterial entwickelten. Verwandte und Freunde aus Deutschland waren ihm vorausgegangen und hatten sich in Illinois, Wisconsin und Missouri niedergelassen. Zumal im letzteren Staate und in dessen Hauptstadt St. Louis waren längst deutsche Ansiedlungen vorhanden. Die beiden politischen Erhebungen der Jahre 1830 und 1848—49 hatten Scharen begabter und charaktervoller Männer dorthin vertrieben. Studierte Leute darunter, die Landwirte geworden waren und jetzt hier „lateinische Farmer" hießen. Der Zufluß solcher Elemente gab der deutschen Bevölkerung von St. Louis und der Nachbarschaft geistige Nahrung und Ansehen. Dies sollte sich zumal bewähren, als der Kampf wider die Sklaverei begann und die Deutschen eine ungeahnte Macht entfalteten.

Im Staate Wisconsin machte Schurz halt, und zwar in der kleinen Stadt Watertown, wo er ein Grundstück erwarb mit der Absicht dauernder Niederlassung. Eltern und Schwestern waren herübergekommen, andre Mitglieder der Familie hatten zuvor schon sich dort angesiedelt. Hier fand er mehr als anderswo das Amerika seiner Träume: in einem neuen Lande eine neue Gesellschaft, ein neues Volk aus freier Mischung der kräftigen Elemente aller Nationen hervorgegangen, mit fast unbegrenzten Aussichten, die allen offen standen, und mit gleichen Rechten, die ihnen durch die freien Institutionen der Republik gesichert wurden.

Es dauerte nicht lange, so wurde Schurz in den größeren Zusammenhang der amerikanischen Politik hineingezogen. Im Mai 1856, von einer Reise aus Europa zurückgekehrt, ergriffen ihn die Wogen des Kampfes um die Sklaverei. Leute wie Schurz machen sich schnell bemerkbar. Man braucht sie jenseits und diesseits des Weltmeeres. Zu seinen Gaben gehörte die Beredsamkeit, und gerade die rednerische Kraft, die sich an große Volksversammlungen richtet. Am Rhein hatte er sich darin geübt und Triumphe gefeiert. Sein Lehrer, der Philolog Ritschl, hatte ihm, dem jungen Studenten, Komplimente gemacht, die verheißungsvoll waren.

So erschien bei ihm eines Tages ein Senator des Staates Wisconsin, Führer der republikanischen Partei, der den halb Widerstrebenden zum Auftreten in einer Massenversammlung nötigte, damit er als Deutscher zu deutschen Zuhörern rede. Und nachdem das Eis gebrochen war, ging es auf dieser Bahn der Agitation und der Popularität schnell weiter. Sein Haus auf der kleinen Farm in der Nähe der Stadt wurde ein geselliger Mittelpunkt. Im Herbst 1857 schickten ihn die Republi-

kaner seines Wohnortes als ihren Vertreter in den Staatskonvent, der die Kandidaten für die Staatsämter aufstellen sollte. Die ihm von der Partei zugedachte Wahl zum Vizegouverneur des Staates mißlang. Ihm stand Größeres nahe bevor. Im Laufe des folgenden Jahres lernte er Abraham Lincoln kennen, der eben von der republikanischen Partei des Staates Illinois zum Bundessenator einstimmig vorgeschlagen war. Er traf ihn auf der Fahrt zu dieser Versammlung, in der Lincoln sich mit seinem einflußreichen Gegner messen sollte. Schurz war, wie er erzählt, in Washington und im Westen Männern im öffentlichen Leben begegnet, deren Äußeres ungeschliffen war, doch keinem, dessen Erscheinung ganz so ungeschickt, um nicht zu sagen grotesk war wie die Lincolns. Und eben dieses Äußere verband sich mit einer herzlichen Einfachheit und Vertraulichkeit des Wesens, die den neuen Genossen wie einen alten Bekannten begrüßte, mit den kräftigen Zügen des dunklen Gesichts, mit seinen wohlwollenden, melancholischen Augen, die ab und zu lustig aufleuchten konnten, wenn er eine seiner drolligen Geschichten erzählte.

Im Frühling 1860 sandte der Staatskonvent von Wisconsin Schurz als einen der Delegierten nach Chicago zum republikanischen Nationalkonvent, der die Präsidentenwahl vorbereiten sollte und mit Lincolns Kandidatur endete. Schurz gehörte zu der Abordnung, die Lincoln die Mitteilung überbringen sollte. Aber seine Hauptarbeit bestand darin, deutschgeborene Wähler für Lincoln und die Sache der Sklavenbefreiung in den Staaten des Westens wie in New York und Pennsylvanien durch deutsche Reden zu gewinnen. Als dann Lincoln zum Präsidenten gewählt war, konnte es nicht anders sein (so wenig Schurz dieses erwartet hatte), als daß auch er sein Teil bei der in solchem Falle üblichen Neuverteilung der Ämter erhielt. Er wurde Gesandter in Spanien. Und er gesteht, daß der Gedanke, mit solcher Würde bekleidet, nach Europa zurückzukehren, er, der wenige Jahre vorher als politischer Flüchtling sein Vaterland verlassen hatte, seinem Stolz oder seiner Eitelkeit außerordentlich geschmeichelt habe. Indessen er schied mit Wehmut aus dem neuen Vaterlande, das sich eben voll Begeisterung zum Kampf gegen die Rebellen des Südens erhob. Die Episode dieser Sendung dauerte nicht lange. Er lernte in Madrid ein Beispiel der kleinen Diplomatie kennen, die Freude hat an gesellschaftlichem Geschwätz, die ihre kleinen Routinegeschäfte, da sie keine wichtigen Angelegenheiten zu besorgen hat, zu großen Staatsaktionen aufbauscht und durch vielsagendes Augenblinzeln eine geheimnisvolle Weisheit heuchelt. Erheiternde Erlebnisse brachte das Zeremoniell der Vorstellung bei Hofe. Wertvoller waren die angenehmen Beziehungen zu dem Vertreter desjenigen Staates, der ihn nicht lange vorher als revolutionären Missetäter verfolgt hatte, des preußischen. Das brennende Verlangen, im Mittelpunkte der Dinge an den Taten der großen Zeit teilzunehmen, führte ihn bald zurück nach Amerika. Zu Anfang des Jahres 1862 sah es dort noch trübe aus für die Union. Sei es nach außen durch die Haltung der europäischen Mächte, sei es durch das Mißgeschick der Schlachten im Inneren. Schurz erlangte von Lincoln den Posten eines Brigadegenerals. Es gab damals viele solche Generale wie ihn. Denn wo sollte die Regierung sie hernehmen? Und er brachte einige Erfahrung aus dem Pfälzer Aufstande mit. Ja, ein badischer Berufsoffizier, von dem er damals gelernt hatte, wurde jetzt sein Untergebener. Und wenn man seine Berichte liest, scheint er nicht der schlechteste unter seinesgleichen gewesen zu sein. Diese improvisierte Führerschaft hat der Union eine entsetzliche Masse von Menschenleben und jahrelange Mißerfolge im Felde gekostet, bis endlich aus dem Hazardspiel ein paar Treffer unter den leitenden Generalen hervorsprangen und den Bürgerkrieg siegreich beendigten.

Der größte Teil des Bandes schildert diese Vorgänge, vorzugsweise so weit sie Schurz mit tätig fanden. Manches ist für die deutschen Leser gekürzt, und auch so noch ist es nicht recht für die Mehrzahl derselben geeignet — außer etwa für die nähere historische Forschung, die hier mancherlei Ergänzung und Berichtigung finden mag.

Nach dem Ende des Krieges war es ihm wieder vergönnt, in den Bahnen des Staatsmannes emporzusteigen. Ein seltsames Erlebnis war es, daß ihm die Tochter

seines Freundes Tiedemann in Philadelphia in einer spiritistischen Sitzung durch den Geist Lincolns verkündete, er werde einstmals Senator für den Staat Missouri werden — eine Prophezeiung, die ihm damals unglaublich erschien, und die dennoch nach zwei Jahren sich erfüllen sollte.

Zu Ende des Jahres 1867 besuchte er Deutschland und Bismarck. Die wenigen Stunden des Zusammenseins der beiden Männer haben den Stoff gegeben zu dem — für deutsche Leser — interessantesten Stücke des ganzen Buches. Lothar Bucher, den Schurz von London her kannte, war der Vermittler. Einst Flüchtling wie er, jetzt Bismarcks vertraute Hilfskraft. Schon dieses Verhältnis gab Schurz einen Vorgeschmack von dem Charakter des großen Mannes, wenn er auch vielleicht nicht ganz erkannte, daß die Möglichkeit jenes Verhältnisses vorzugsweise auf der Wandlungsfähigkeit Buchers beruhte. Der alte Achtundvierziger in Schurz war eher geneigt, sich durch das Wunder blenden zu lassen, daß ein dem Kerker entronnener Revolutionär zu so hohen Gnaden in der preußischen Bureaukratie nach Bismarcks Willen aufgenommen war.

Als Bismarck durch Bucher von der Anwesenheit des Deutsch-Amerikaners hörte, war er es, der den Wunsch äußerte, Schurz zu sehen. Auf einige entsprechende Zeilen an Bucher folgte sofort eine Einladung Bismarcks für denselben Abend. Das Gespräch begann — unter vier Augen — mit der Befreiung Kinkels. Und in sehr charakteristischer Weise. Bismarck meinte, er habe Schurz zu Anfang der fünfziger Jahre schon einmal gesehen, im Zuge von Frankfurt nach Berlin. Da habe ihm ein junger Mann gegenüber gesessen, der seinem Bilde in einer illustrierten Zeitung glich. Schurz entgegnete, er sei damals nicht mehr in Deutschland gewesen. „Übrigens — hätten Sie mich dann nicht als Übeltäter arretieren lassen?“ — „O nein,“ rief Bismarck mit gutem, herzlichem Lachen aus, „da kennen Sie mich schlecht. So etwas hätte ich nicht getan. Sie meinen wegen der Sache mit Kinkel? Nein, die hat mir Spaß gemacht. Und wenn es für den Minister Seiner Majestät des Königs von Preußen und den Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht höchst unschicklich wäre, möchte ich einmal mit Ihnen nach Spandau fahren und mir an Ort und Stelle alles erzählen lassen.“

Nun war die Unterhaltung im Zuge, bei einer Flasche alten Rheinweins, die Bismarck zu Ehren des Rheinländers entkorkte. Alsbald setzte er ihn in Staunen durch die Zwanglosigkeit, mit der er ihm, dem noch vor einer halben Stunde völlig Unbekannten, von dem „alten Herrn“, dem Könige sprach. Einen Augenblick mit zärtlicher Liebe, dann in einem ungenierten Tone, der wenig Ehrfurcht oder Achtung verriet. Seltsame Anekdoten, intime Erlebnisse enthüllte er, wie wenn er und Schurz seit langen Zeiten vertraute Freunde gewesen wären. Zumal aus der damals nahe zurückliegenden Epoche des Verfassungskonflikts. Wie der König vor dem Verfassungsbruch zurückgeschreckt sei, wie er eine neue Revolution gefürchtet, die ihm und seinem Minister den Kopf kosten konnte. Auch hätte sich diese Befürchtung leicht erfüllen mögen, wenn man im Kriege mit Österreich unterlegen wäre.

Dann ging es über die „bornierte alte Bureaukratie“ her — abermals in lustigen Anekdoten von den einzelnen Geheimräten, die seinen Gedanken Schwierigkeiten in den Weg legten. Und wie der König sich von keinem trennen wollte, ja Bismarcks ernstem Drängen und den schon damals nicht seltenen Entlassungsgesuchen Tränen entgegensetzte.

Dann die Fragen der deutschen Einheit, des Krieges, der dazu geführt, und des Krieges, der noch zu erwarten wäre. „Glauben Sie ja nicht, daß ich den Krieg liebe. Ich kenne ihn genug, um ihn zu verabscheuen. Aber dieser Krieg mit Frankreich, der wird kommen, der wird uns vom Kaiser der Franzosen aufgedrängt werden. Das erkenne ich klar und deutlich ... Wir müssen natürlich darauf vorbereitet sein, und wir sind es auch. Wir werden siegen, und das Ergebnis wird gerade das Gegenteil von dem sein, was Napoleon anstrebt, nämlich die vollständige Einigung Deutschlands außerhalb Österreichs und wahrscheinlich auch der Sturz Napoleons.“

So ging es weiter in sprühender Lebhaftigkeit von einem Gegenstande zum andern, in raschen Übergängen von ergötzlichem Humor und spielendem Witz zu rührenden Herzenstönen und behaglichem Lachen, das bald bitter sarkastisch und zu stürmischem Tempo überging. Hinter alle dem jene gewaltige Persönlichkeit, die Verkörperung einer mehr als königlichen Macht, ein Atlas, der auf seinen Schultern das Schicksal eines ganzen Volkes trug. „Es war unbeschreiblich, es lag ein Zauber in der Gegenwart des Riesen, der bei aller Größe doch so menschlich erschien."

Auch Bismarck fühlte sich zu seinem Gaste hingezogen. Da die Nachtstunde vorgerückt war, lud er ihn zum nächsten Abend nochmals ein, wo er die (damals tagende) Prozeßreformkommission zu Tisch geladen hatte ... „Wahrscheinlich lauter langweilige alte Juristen," sagte Bismarck, „aber vielleicht findet sich einer darunter, der neben Ihnen sitzen und Sie leidlich unterhalten kann." Der beste Rest dieses zweiten Abends war abermals der, daß Bismarck ihn wieder bei sich allein zurückhielt, als die Juristen gegangen waren.

Im Laufe der Unterhaltung sprach Bismarck mehrfach seine Freude über die Beziehungen aus, die zwischen ihm und den deutschen Liberalen von 1848 bestanden. Er erwähnte viele der alten Freunde von Schurz, die nach Deutschland zurückgekehrt waren und sich in den neuen Verhältnissen sehr wohl fühlten. Ihnen ständen die Wege zu hohen Stellungen offen und zu einer einflußreichen Wirksamkeit, die mit ihren Grundsätzen durchaus übereinstimmte. Dieses betonte er mehrmals und so nachdrücklich, daß es Schurz fast wie eine Aufforderung klang, demgemäß auch seinerseits zu handeln. Dieser hielt es jedoch für besser, nicht darauf einzugehen, und flocht nur gelegentlich die Bemerkung ein, seine Tätigkeit in den Vereinigten Staaten befriedige ihn durchaus, und er sei der nordamerikanischen Republik durch ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit verbunden für die Auszeichnungen, die sie ihm verliehen hätte.

B.

gδ. **Sünder und Entsühnte.** Erzählungen und Skizzen von Helene Raff. Berlin, Gebrüder Paetel. 1907.

Diese Erzählungen, die Joachim Raffs, des Komponisten, Tochter hier mit feinem Sinne zu einem stattlichen Bande vereinigt hat, sind ein neuer Beweis für die erfreuliche, sicher fortschreitende Entwicklung der unsern Lesern wohlvertrauten Dichterin. Sie haben den Vorzug der Kürze, treten ohne große Ansprüche auf, verbergen aber unter ihrem schlichten Gewande, durch dessen anmutige Falten ein fröhlicher Humor spielt, Weltanschauung und reife Lebenserfahrung. Helene Raff erzählt ungezwungen, von Kunst spürt man kaum etwas während der Lektüre, und doch feilt und komponiert ihre Hand im stillen unaufhörlich. Fast immer weiß sie den Blick auf den Punkt zu lenken, in dem das Leben ihrer Helden eine entscheidende Wendung nimmt. Noch spukt der Aberglaube in der Seele dieses süddeutschen Bauernvolkes, das an die alten Sagen glaubt und sie mit der gegenwärtigen Wirklichkeit verquickt. Zweimal ist dies Motiv charakteristisch verwandt: die leibhaftige Erscheinung der Frau Precht und ihrer Kinder im Schneesturm der „Dreikönigsnacht" bringt Jendl, den Bauer, endlich dazu, seine aus äußeren Rücksichten verlassene Geliebte heimzuführen, während die Mär von der Heilkraft der Hostie, die man einem Kranken auf die Zunge legt, einem halbwüchsigen Burschen die Sinne gänzlich verwirrt: er begeht, um seine todkranke Gespielin zu retten, den „Gottesraub" und nimmt während der Kommunion die ihm gereichte Hostie zu sich, wird aber ertappt und in den Tod getrieben. Diese ohne sentimentale Anwandlung dargestellte Kindertragödie ist eine der ergreifendsten Erzählungen des Bandes. Gern führt die Dichterin zwei Personen vor, um durch den Gegensatz die Hauptfigur hervortreten zu lassen. Da zieht der eine dem andern langsam die Larve ab, oder dient dazu, ihn in die beabsichtigte Beleuchtung zu rücken. Ein Kabinettstück dieser Art ist Veri. Hier, wo der Landstreicher, trotz seines unsauberen Handwerks im Grunde seiner Seele eine ehrliche Haut, über den innerlich angefressenen Bürgermeister triumphiert, treibt der prächtige Humor der Dichterin seine schönste Blüte. Mit freundlich mahnender Satire wendet sie sich gegen die Schwächen der Menschen, etwa gegen die Tugendhaften, denen das Glück hold ist, gegen den Faulenzer und die beiden Mägde, die eifersüchtig um seine Hand werben, oder auch gegen klatschsüchtige, im Grunde harmlose Frauen. Daneben stehen eindrucksvolle, starke Gestalten: Roman, der durch treue Arbeit die Witwe seines Brotherrn sich zur Frau gewinnt, das stolze, verlassene Mädchen, die Burgl, und vor allem Eva Stainer. Wie ist in dieser lebensvollen, in Erfindung und Komposition gleich gelungenen Novelle die ganze psychologische Entwicklung, die das schweigsame Mädchen bis zum grausigen Verbrechen durchlaufen muß, in die erschütternde Beichte, die wir von ihren bebenden Lippen selbst hören, zusammengedrängt! Daß Helene Raff hier mit derselben Einfachheit des Ausdrucks, der auch in den übrigen Stücken durch leichten dialektischen Einschlag an Prägnanz und Urwüchsigkeit gewonnen hat, Töne der leidenschaftlichen, kaum zu haltenden Erregung wiederzugeben weiß, zeugt gewiß von einer ungewöhnlichen Kraft volkstümlicher Erzählungskunst.

βλ. **L'Institut de France et le second Empire.** Par Adolphe Lair. Paris, Plon. 1908.

Das Institut der französischen Akademie ist das einzige in Frankreich, das die Stürme der Revolution überdauert hat. Weder die Gegnerschaft der einander folgenden Regierungen, noch der Spott, der, gefährlicher als diese, in der Heimat Voltaires seine Pfeile gegen die vierzig Unsterblichen der Académie française und gegen ihre gelehrten Kollegen des Instituts seit nun bald vierhundert Jahren abschießt, hat etwas gegen den geistigen Areopag vermocht, in dem Frankreichs beste Geister sich zu friedlicher Arbeit vereinigen. Auch die Freiheit ihrer Wahl ist mehr als einmal bedroht worden, Napoleon III. hat wiederholt versucht, Männern der Opposition die akademischen Ehren und Preise zu verschließen. Es geschah in bezug auf die Wahl Odilon Barrots und Jules Simons und endigte mit der Niederlage des Kaisers. Nicht dieser, sondern Guizot bot seinen mächtigen Einfluß gegen George Sand und Henri Martin auf, als es galt, 1861 die höchste Auszeichnung dem hervorragendsten zeitgenössischen Wert zuzuerkennen. „Das literarische Talent," so sagte Guizot, „entscheidet nicht allein: es muß in den Dienst der Grundsätze von Ehre und Sittlichkeit gestellt sein, ohne die keine gesellschaftliche Ordnung bestehen kann." Gegen die Regel, die Akademiker ausschloß, wurde der Preis der Akademie dem Autor der Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, Adolphe Thiers, verliehen, weil er ein Denkmal nationaler Größe, das allgemeine Zustimmung gefunden, mit diesem Werk errichtet habe. Zur Geschichte des französischen Instituts, zu der der Akademien und der geistigen Strömungen, die sie widerspiegeln, sind die von Adolphe Lair gesammelten Aufzeichnungen ein schätzenswerter Beitrag.

γ. **Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe.** Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. München, C. H. Beck. 1908.

Eduard Mörike liebte das Pfarrtöchterlein von Plattenhardt bei Stuttgart, Luise Rau; aber, wie es scheint aus äußeren Gründen, löste sich das Verhältnis wieder auf, und er heiratete später Grete von Spath, die Tochter eines württembergischen Oberstleutnants, die er in Mergentheim kennen gelernt hatte. Die Briefe, die er an beide gerichtet hat, werden uns nun von Walther Eggert-Windegg in einem schmucken Bändchen und sehr schöner Ausstattung dargeboten; beigegeben ist ein Bild Gretes und eine eigenhändige Zeichnung von Mörikes Zimmer im Pfarrdorf Owen am Fuße der Teck. Der Inhalt der Briefe ist ihrer Bestimmung angemessen, voll Liebe, Gefühl und Sehnsucht; aber auch der plastische Trieb des Dichters äußert sich in einer Reihe meisterhafter Augenblicksbildchen, die man als echte Mörikes bezeichnen darf.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen. — Pädagogische Abhandlungen. Heft 103: Lehrer und Rektoren. Ein Beitrag zur Orientierung über die Rektorenfrage. Von Wilh. C. Bach. — Neue Folge, Heft 3: Zweck, Ziel und Behandlung der Heimatkunde in der Volksschule. — Wichtigkeit, Anlage und Behandlung der Gliederungen im Unterricht. Von Gustav Mainzer. — Heft 6: Die Volks- und Jugendspiele nach den Grundsätzen des Zentralausschusses. Von Prof. Dr. K. Koch. Bielefeld, A. Helmichs. O. J.

Adlersfeld-Ballestrem. — Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Das Lebensbild einer Verkannten. Nach Quellen bearbeitet unter Verwendung zum Teil unbenutzten Materials aus dem Braunschweigischen Landesarchiv zu Wolfenbüttel. Von Eutemia von Adlersfeld-Ballestrem. Mit einem Titelbild. Berlin, Alfr Schall. O. J.

Arnold. — Vom „Trachenfels" des Lebens. Beobachtungen und Betrachtungen von Hans Arnold. Dresden, E. Pierson. O. J.

Benndorf. — „In fremde land' dahin". Impressionistische Reiseblätter von Friedrich Kurt Benndorf. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Berlin. — Berlin. Führer und Karten. Für die Teilnehmer am internationalen Kongreß für historische Wissenschaften. Berlin, W. Weber. 1908.

Bibel in Bildern. — 178 Darstellungen in Holzschnitt von Julius Schnorr von Carolsfeld. Mit kurzen begleitenden Bibeltexten. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. 1908.

Bonus. — Arthur Bonus. Rätsel. 2. Band. Zur Biologie des Rätsels. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. 1907.

Brand. — Vor der Fremdherrschaft. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Von G. Brand. 3.—5. Tausend. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Brand. — Unter König Jérôme. Historische Erzählung aus der Zeit vor den Freiheitskriegen. Von H. Brand. 3.—5. Tausend. Eßlingen, Paul Neff. 1907.

Brand. — Der Lehnsmann vom Liebenstein. Historische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von G. Brand. 6.—8. Tausend. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Brand. — Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert. Von G. Brand. 4.—6. Tausend. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Brie. — Gedichte von Maria Brie. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Condor. — Im Kampf um Südamerika. Ein Zukunftsbild. Berlin, Hermann Paetel. O. J.

Cornelius. — Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Aesthetik. Von Hans Cornelius. Mit 240 Abbildungen im Text und 13 Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1908.

Cromer. — Das heutige Ägypten. Von Earl of Cromer. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Konteradmiral z. D. M. Plüddemann. Zwei Bände. Mit Bild des Verfassers und einer Karte. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. 1908.

Dietrich. — Ein Opfer. Trauerspiel in vier Akten von Wolfram Dietrich. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Dippel. — Silvesterglocken und andere Novellen. Von Alma E. Dippel. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Doberschinsky. — Marietta. Roman von Getrud Doberschinsky. Dresden, E. Pierson's Verlag. O. J.

Dreßler. — Der Lebensgarten. Ein Novellenkranz von Adolf Dreßler jun. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Farinelli. — Dante e la Francia dall' età media al secolo di Voltaire. 2 voll. Milano, Ulrico Hoepli. 1908.

Fuchs. — Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Eduard Fuchs. Erster Band: Renaissance. 1. Lieferung. München, Albert Langen. O. J.

Führer zur Kunst. Herausgegeben von Dr. Herm. Popp. — Nr. 10. Anfänge der Kunst und der Schrift. Von Dr. Kirchberger. Mit 1 Tafel und 19 Abbildungen im Text. — Nr. 11. 12. Von deutscher Kunst. Betrachtungen und Folgerungen. Von Karl Woermann. Mit 8 Tafeln in Tonätzung und 52 Abbildungen im Text. — Nr. 13. Antoine Watteau. Von Prof. Dr. Ernst Borkowsky. Mit 3 Tafeln in Tonätzung und 9 Abbildungen im Text. — Nr. 14. Das Bewegungsproblem in der bildenden Kunst. Von Dr. Ludwig Volkmann. Mit 30 Abbildungen im Text. — Nr. 15. Käthe Kollwitz. Von Prof. Dr. Hans W. Singer. Mit 1 Einschlagblatt, 1 Tafel in Tonätzung und 20 Abbildungen im Text. — Nr. 16 7. Schön und Praktisch. Eine Einführung in die Aesthetik der angewandten Künste. Von Prof. Dr. Konrad Lange. Eßlingen, Paul Neff (Max Schreiber). 1908.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften. Volksausgabe. Zweite Serie in 10 Bänden. Band 7. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. O. J.

Gerlach. — Vom Anfang. Gedichte von K. Gerlach. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Germar. — Die Wahrheit auf philosophischem, religiösem und politischem Gebiete für Denkende und Vertreter deutscher Kulturinteressen. Von stud. Karl Germar. Des ersten Teiles erster Band. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Guenther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. 8.—10. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Hannsen. — Beiträge zur Technik der Bühnenkunst. Von Dr. Hanns Hannsen. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Heister. — Auf der Wanderung. Verse von B. Chl. v. Heister. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Hildebrand. — Herr, mach uns frei! Roman von Gustav Hildebrand. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Himmel und Erde. — Lieferung 5. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. O. J.

Hoffmann. — Lieder und Gedichte. Von Karl Georg Hoffmann. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Holger. — Ina Holms Ehe. Von Hans Holger. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Jaroljmek. — Von Leidenden und Befreiten. Von Edmund Jaroljmek. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Jean Paul. — Jean Pauls Werke. Mit Jean Pauls Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Rudolf Wustmann. 4 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J.

Jelinek. — Kritische Geschichte der modernen Philosophie und Begründung der Notwendigkeit einer neuen „Philosophie der Zukunft". Von Dr. Ludwig Jelinek. Zdolbunow (Rußland), Selbstverlag. O. J.

Jelinek. — Elementare Metaphysik. Von Dr. Ludwig Jelinek. Zdolbunow (Rußland). Selbstverlag. O. J.

Kaemmerer. — Kiel? — Wilhelmshaven! Etwas von der wahrscheinlichen Kriegsbasis unserer Flotte. Von Theodor Kaemmerer, Oberdeckoffizier a. D. 1. bis 2. Tausend. Straubing, Cl. Attenkofer. 1908.

Kahlenberg. — Häusliches Glück. Variationen von einem Glücklichen. Von Hans von Kahlenberg. 4. Auflage. Berlin, Herm. Ebbock. O. J.

Kapp. — Das elsässische Bürgertum. Eine kulturpsychologische Studie von W. Kapp. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1908.

Kapp. — Frank Wedekind. Seine Eigenart und seine Werke. Von Dr. Julius Kapp. Berlin, Herm. Barsdorf. 1909.

Kesseler. — Die Vertiefung der Kantischen Religionsphilosophie durch Rudolf Eucken. Von Kurt Kesseler. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1908.

Klein. — Max von Schenkendorf. Eine literarhistorische Studie. Von Elsa von Klein. Wien, Gerold & Co. 1908.

Klinggräff. — Die Tartarenschlacht bei Liegnitz. Ein dramatisches Stück deutscher Geschichte von Konrad von Klinggräff. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Klob. — Frau Dorothea. Novellen von Auguste Klob. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Kretzer. — Imperialismus und Romantik. Kritische Studie über Ernest Seillières Philosophie des Imperialismus von Lic. Dr. Eugen Kretzer. Berlin, Herm. Barsdorf. 1909.

Laithiez. — Instruction méthodique et rapide en vue du combat, du soldat, de la section, de la compagnie, du bataillon. Par colonel breveté Laithiez. Paris, librairie militaire R. Chapelot. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten

Tintenfisch.

Eine Erzählung

von

Ernst von Wildenbruch.

(Schluß.)

Einen Tag nach diesem, um die Besuchstunde, klingelte es an der Pension; Herr Peter Aichschnitzer kam, der Vorsteherin seine Aufwartung zu machen.

Die halbe Stunde, die die beiden alsdann im Kabinett der Pensionsmutter zubrachten, war eine von jenen drolligen, wo zwei Menschen sich gegenübersitzen, sich eine Menge Dinge und in Wahrheit gar nichts sagen, weil sie von dem nicht sprechen, wovon einzig und allein sie sprechen möchten.

Wie hätten sie denn auch von den Briefen sprechen können? Ob er die Briefe gelesen hatte? Zweifellos.

Ob er ihretwegen kam? Wahrscheinlich.

Zwar erwähnte er sie nicht. Aber daß er überhaupt kam, war doch schon etwas, schon viel. Was würde er denn nun vorbringen?

Wenn er nur selbst gewußt hätte, was er vorbringen sollte. Aber der sonst so selbstgewisse Mann war geradezu verlegen. Sondieren — das war so der allgemeine Vorsatz gewesen, mit dem er gekommen war. Er merkte, daß es schwerer war, als er es sich gedacht hatte.

Je verlegener er jedoch wurde, um so stillvergnügter wurde die Pensionsmutter. Die Briefe hatten gewirkt; kein Zweifel.

Plötzlich fiel ihr ein:

„Ob der Herr Professor nicht auch den andren Damen seine Aufwartung machen möchte?"

„O, die — bei dem schönen Wetter heute — würden doch wohl ausgegangen sein."

„Viele jedenfalls; aber einige gingen wenig aus." Und nun gab sie sich einen Stoß:

„Zum Beispiel Fräulein von Schneideband, die sitzt eigentlich den ganzen Tag über ihren Büchern."

Auf diese Äußerung erfolgte keine Antwort; nur ein Blick. Seinem Blick begegnete der ihrige. Beide Menschen verstanden sich.

„Das ist die Dame" — eigentlich war es nur eine Verlegenheitsfrage, wenn er so fragte — „in Schwarz, der Sie mich neulich vorstellten?"

„Die Dame in Schwarz," die war es. Und nun, nachdem das Gespräch bis dahin sich stockend fortbewegt hatte, strömte die Pensionsmutter plötzlich über. Der Grund, warum Iduna in Schwarz ging, ihre ganze Lebensgeschichte bekam Peter Aichschnitzer zu hören, so daß er in kürzester Zeit über alle ihre Verhältnisse auf das Gründlichste unterrichtet war.

Das, was er erfuhr, war eigentlich nur die Bestätigung dessen, was er sich so im Stillen selbst gedacht hatte. Bestätigung und genauere Ausführung. Eines war ihm neu; das Mädchen war schon umworben worden. In der Einfalt ihres vertrauensvollen Herzens hatte Iduna der Geistesfreundin alles erzählt; ein Gutsnachbar, ein mit allen körperlichen Vorzügen ausgestatteter junger Mann, als Reiter und Sportsmann in der Gegend beinahe berühmt, hatte um ihre Hand angehalten.

„Und — sie —?"

„Hat ihm den Korb gegeben."

Beinahe triumphierend stieß die Pensionsmutter dies auf Peter Aichschnitzers halbe Frage heraus.

„Weil sie nicht das Äußere sieht," fügte sie mit einem vieldeutigen Augenaufschlag hinzu, „sondern nur den Geist."

Nach diesem Worte, das ihm ungefähr wie Melone mit Pfeffer schmeckte, erhob sich Peter Aichschnitzer. Gleichzeitig fuhr die rundliche Dame vom Sessel auf. Rot wie eine Päonie stand sie vor ihm:

„Herr Professor!" sagte sie mit einem Seufzer, der den runden Busen zur Kugel anschwellen ließ, „o Gott, Herr Professor —"

Dabei streckte sie ihm die Hand zu, und der Druck, mit dem sie die seinige erfaßte, war so, als wenn sie ihm den Inhalt beider Briefe zu ewigem Andenken in die Hand drücken wollte.

Peter Aichschnitzer ging nach Haus. Aber nicht gleich, sondern auf Umwegen, indem er bis zur Dunkelheit so ziemlich den ganzen Westen von Berlin abspazierte. Die Geschichte war wirklich merkwürdig; geradezu fabelhaft merkwürdig. Ein junges, reiches, vornehmes, schönes Mädchen — aber halt — hier verbesserte er seinen Gedankengang — schön nicht, nein — aber jung, reich, vornehm, ja — weist einem körperlich prachtvollen Freiersmann, der wahrscheinlich ebenso vornehm und reich war wie sie selbst, die Türe, und ihm, dem armen Teufel, dem Manne von obskurer Herkunft, dem häßlichen verwachsenen, kleinen Kerl sagt sie „herein!" Warum? Weil sie sich überhaupt nur in Geist verlieben konnte und sich in den seinigen verliebt hatte.

Unwillkürlich, indem er diesen Gedanken nachhing, war Peter Aichschnitzer vor den Spiegel in seiner Wohnung getreten; indem er sich im Spiegel beschaute, schüttelte er unwillkürlich den Kopf. Hier war etwas, was er nicht verstand.

Obgleich er sich immerfort geistig beschäftigte, war er das Gegenteil von einer geistigen, er war eine sinnliche, derb reale, beinah brutal materielle Natur. Seelenleben ohne sinnliches zugleich war etwas, wofür ihm jedes Organ fehlte. Eine Frau, die so ausgesehen hätte, wie er als Mann aussah, ob er sich in die verliebt hätte? Und wenn es Pythia auf dem Orakelstuhl und der Inbegriff aller Weisheit gewesen wäre — einfach zum Lachen. Und hier war eine Natur, die so anders war als die seinige, eine Frau, so ohne Sinnlichkeit, daß sie das Unmögliche möglich machte und sich über alle äußerlichen Hindernisse hinweg verliebte.

Edle Naturen, denen eine gegenübertritt, in der sie Fähigkeiten wahrnehmen, die ihnen fehlen, beugen sich; andre beobachten, kritisieren, und unter Umständen lachen sie. Peter Aichschnitzer beobachtete und kritisierte — das Lachen würde vielleicht später kommen.

Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß diese „Dame in Schwarz" mit dem abgeschmackten Namen, diese Iduna von Schneideband eine ungesund angelegte, in der ländlichen Einsamkeit völlig schrullenhaft gewordene, hysterische alte Jungfer war.

Und wenn es so stand, was blieb dann zu tun? Einfach auf dem Absatz kehrtmachen — „Leben Sie wohl! Adieu!"

Aber im Augenblick, als er sich den Schwung dazu geben wollte, war es, als wenn ihm einer entgegenträte, der ihn bei den Schultern packte — „Halt!" Und an diesem „halt" erkannte er, daß die Sache, die er immer noch für Spaß genommen hatte, nicht mehr Spaß, sondern Ernst war. Das Leben, das bequeme, von dem er gestern geträumt hatte, das Sichräkeln auf dem Gelde der reichen Frau, wo blieb das, wenn er vor der reichen Frau kehrt machte? Daß er eine Frau haben würde, die ihn wie eine Magd bediente, an der er psychopathische, vielleicht literarisch höchst verwendbare Studien machen konnte, wo blieb das, wo blieb das? Und „die Betreffende" selbst, wäre sie damit einverstanden gewesen, wenn er kehrt machte? Im Gegenteil!

Also nichts mehr von solchen philiströs-moralischen Bedenklichkeiten! Und von diesem Augenblick an waren die Dinge bis zu dem Punkte gelangt, wo nicht mehr die Menschen mit den Dingen, sondern die Dinge mit den Menschen gehen.

Denn in der Pension hatte sich inzwischen ebenfalls Wichtiges begeben. Hier war die Pensionsmutter, nach Peter Aichschnitzers Fortgang, in einem Zustande zurückgeblieben, der ein sofortiges Öffnen des Ventils verlangte, wenn eine Explosion vermieden werden sollte. Schöngeistige Begeisterung, dazu der Gedanke, daß es ihr beschieden sein sollte, den großen Schriftsteller unter die Haube zu bringen, Stolz, daß es die Geistesfreundin war, die er erwählte, Geschäftsinteresse für ihr Pensionat, angeborener weiblicher Kuppelsinn — das alles brauste zu einer Mischung zusammen, die ihr wie Champagnerschaum zu Kopfe stieg.

Sobald der Besucher die Pforte, bis zu der sie ihm Geleit gegeben, hinter sich zugemacht hatte, stürmte sie mit einer Hast, die kaum noch etwas von der Würde der Vorsteherin erkennen ließ, den Korridor hinunter, an dessen

Ende Idunas Zimmer lag, und es brauchte des letzten Aufgebots ihrer Selbstbeherrschungskraft, daß sie wenigstens anklopfte; am liebsten wäre sie ohne weiteres wie eine Bombe hineingeflogen. Auch jetzt noch, obschon Iduna an der Art des Anklopfens sogleich erkannt hatte, wer es war, der Einlaß begehrte, wirkte ihre Erscheinung so abenteuerlich, daß die Insassin des Zimmers schier erschreckt auffuhr, als sie sie eintreten sah.

Mit rotem Gesicht, weit aufgerissenen Augen, halb geöffnetem Munde, als wenn sie nach Luft schnappte, stand die rundliche Dame vor ihr. Plötzlich breitete sie beide Arme aus, und mit einem halb jauchzenden, halb schluchzenden „Er kommt!" fiel sie der Geistesfreundin um den Hals.

Idunas Lippen waren ganz bleifarbig — so war ihr das Blut zum Herzen geströmt.

„Wer — kommt?"

Die Pensionsmutter legte ihr die Hände auf die Schultern, hielt sie mit beiden gestreckten Armen von sich ab, dann erhob sie ein jubelndes, richtiger gesagt, gellendes Lachen:

„Fräulein von Schneidebaud — Fräulein Iduna — Fräulein Iduna — geliebte Freundin —" plötzlich lag Iduna wieder an ihre Brust gepreßt, und ihre Wangen feuchteten sich von den Tränen der Geistesfreundin, die jählings vom Lachen zum schluchzenden Weinen übergegangen war. „Der Mann brennt ja! Sie sind mächtig, Fräulein Iduna, Sie sind mächtig! Ein großes Werk werden Sie vollbringen! Ein großes, herrliches Werk — der einsame, verwahrloste Mann wird nicht mehr einsam sein. Eine Gefährtin wird er besitzen, eine Freundin, eine Hegerin und Pflegerin, die für ihn sorgen wird, sein Leben lang. Harmonisch wird es werden, harmonisch alles, was er schreibt, und das wird Ihr Verdienst sein, Liebste, Einzigste, Teuerste!"

Sie faßte Iduna an den Händen, zog sie auf den Stuhl, setzte sich neben sie: „Lassen Sie sich erzählen!"

Und indem sie nun erzählte, erging es ihr, wie es Menschen ergeht, bei denen die Einbildungskraft stärker als der Wirklichkeitssinn ist. Solchen Leuten werden ihre Wünsche zu tatsächlichen Geschehnissen; sie lügen nicht mit Bewußtsein, aber sie fabulieren und bilden sich ein, daß sie Wahrheit sprechen.

Weil sie bemerkt hatte, daß der Mann ihre Briefe gelesen, setzte sich in ihrem Kopfe die Vorstellung fest, daß sie jetzt während seines Besuches immerfort über den Inhalt der Briefe mit ihm gesprochen hätte. Weil sie begeistert gewesen war, als sie die Briefe schrieb, bildete sie sich ein, daß auch er mit Begeisterung gelesen hätte. Daß in Wirklichkeit eigentlich nur sie selbst gesprochen, und er ihr schweigend, beinah lauernd gegenüber gesessen hatte, von dem allen hatte sie keine Erinnerung mehr, nicht die geringste. Menschen solcher Art wird die eigene Stimmung zur Suggestion; sie hören sich selbst sprechen und glauben, es wäre die Stimme der Welt, was sie vernehmen.

Alles, was sie ihm von Iduna geschrieben, das hatte er ihr gesagt. Einen Vortrag hatte er ihr über das Mädchen gehalten, einen glühenden, entzückten. Verliebt, verliebt, verliebt war er in Iduna. In diesem Sinne berichtete

sie der Freundin; mit einer Zungenfertigkeit, daß der Redestrom geradezu betäubend über die stille Zuhörerin dahinging.

Betäubend — denn indem sie den Worten lauschte, die sie in der Einfalt ihrer Seele natürlich alle als vollwertige Münze nahm, kam etwas wie eine Lähmung über Iduna. Einem Manne angehören sollen, eine verheiratete Frau sein — furchtbares Angstgefühl — sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie sie das anfangen sollte. Das Gefühl der Verehrung, das so stark in ihr war, hatte ja mit Verliebtheit nicht das mindeste gemein. Eine Frau aber, der die Augen nicht von der süßen kleinen Hand der Verliebtheit zugedrückt werden, behält die Augen offen für die Scham. Gesenkten Hauptes, glutübergossen, soweit das bleiche Gesicht zu erglühen vermochte, saß Iduna Schneideband, das Mädchenweib.

Allmählich wurde sie ruhiger. Aus den Tiefen ihrer durchstürmten Seele tauchte langsam das stille Eiland wieder auf, auf das diese Vernunftnatur sich zu retten wußte, so oft ein übermächtiges Gefühl sie zu zerstören drohte, die Überlegung.

Ehe — nun ja — aber so anders würde diese Ehe sein als das, was man für gewöhnlich darunter versteht, daß man sie kaum so nennen konnte. Nicht ein gemeines, sinnliches, sondern ein reines, geistiges Zueinandergehören, ein ununterbrochenes Austauschen zwischen zwei Geistesmenschen, die ganz genau wußten, daß sie vom Verheiratetsein das nicht haben wollten, was die andern davon verlangen. Denn zwei Geistesmenschen, das waren sie beide. Ihrer selbst durfte sie sicher sein, und auch von ihm hatte sie ja erfahren, daß er's war. Seine Seele hatte sie kennen gelernt, als sie erfuhr, daß er über Botticelli sprechen wollte; seine Körperlichkeit bot ihr die Gewähr, daß er das nicht von ihr heischen würde, was seinerzeit jener andre von ihr verlangt hätte, jener Dioskure in Gestalt des jungen märkischen Gutsnachbarn, der damals gekommen war. Damals — ihre Seele war schon wieder so ruhig geworden, daß sie lächeln konnte, indem sie an das „damals" dachte.

Und zu dem allen kam nun das hinzu, was sie jetzt von der Freundin hörte, die ihr dort gegenüber saß: der Mann verlangte nach ihr. Mein Gott, ja — hatte das Erschrecken sie so egoistisch gemacht, daß sie das tiefe Mitleid hatte vergessen können, das sie empfunden, als ihr das Mißverhältnis zwischen dem Geiste dieses Mannes und seiner körperlichen Erscheinung zum ersten Male auf die Seele gefallen war? Wie ein Schuldbewußtsein kam es über sie; als wenn sie etwas gut zu machen hätte, reckte sie sich innerlich auf.

Weil er erkannt hatte, daß sie die einzige war, die ihn verstand, darum verlangte er nach ihr; weil er einen Menschen brauchte, der ihm durch den grausamen Zwiespalt seines Daseins hindurchhalf, und weil sie dieser Mensch war, darum streckte er die Hände nach ihr aus.

Und vor solchem Schrei der Not hatte sie sich verschließen wollen? So ganz hatte sie nur das Opfer empfunden, das von ihr gefordert wurde, daß sie gänzlich darüber vergessen hatte, was für einer Art von Menschen das Opfer gebracht werden sollte? So niedrige Gesinnung! Beschämung! Beschämung!

Die Pensionsmutter, deren Redestrom versiegt war, als Idunas erglühendes Antlitz sich niederbeugte, und die stumm abwartend gesessen hatte, fuhr beinah erschreckt auf: Iduna hatte sich plötzlich vom Stuhle erhoben, mit der zuckenden Bewegung durch den ganzen Leib, die ihr eigentümlich war. Jetzt stand sie hochaufgerichtet vor ihr, und sie sah anders aus als gewöhnlich. Beinah, als wenn sie in diesen wenigen Augenblicken noch gewachsen, noch größer geworden wäre. Die Glut auf ihren Wangen war erloschen, ihr Gesicht blaß, durchsichtig, schneeig blaß. Und in den Augen ein Ausdruck so merkwürdiger Art, daß das rundliche, unbedeutende Wesen, das staunend darauf hinblickte, ihn nicht zu erklären vermochte. Nur daß etwas Außerordentliches in ihrem Innern vorging, das begriff sie. Wirklich, wie eine der körperlosen Gestalten Botticellis sah sie aus, wie eine von einem Maler des Mittelalters auf dem Gange zur Hinrichtung dargestellte Märtyrerin. Und jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, mit einer schier feierlichen Gemessenheit trat sie auf die Freundin zu, beugte sich über sie, und indem sie beide Arme ausbreitete, drückte sie deren Haupt in stummer, leidenschaftlicher Bewegung an ihre Brust.

„Fräulein Iduna," wollte die Pensionsvorsteherin sagen, „liebste Freundin," aber ihre Worte brachen ab. Ein wortloses, aus den Tiefen des ganzen Organismus hervorbrechendes Schluchzen deutete ihr an, daß jetzt nicht Zeit war, mit wohlgesetzten Worten zu dem erschütterten Weibe zu sprechen.

Um das, was sich hier begab, seiner ganzen Bedeutung nach in sich aufzunehmen, dazu war ihre Natur zu flach. Indem sie aber fühlte, wie der Leib, der sich über sie beugte, bis in die letzten Fugen erzitterte, von Stöhnen, Schlucken und Schluchzen durchwühlt, kam ihr eine Ahnung, daß hier ein furchtbarer Kampf gekämpft wurde und daß der Gedanke, sich von der Jungfräulichkeit trennen zu sollen, diesen spröden Leib wie das Sterben anmutete. Darum wartete sie schweigend ab, bis daß die ringenden Mächte ausgetobt haben würden. Sie konnte ja warten: die Feste stand vor der Kapitulation, das fühlte sie, und bei aller Teilnahme für die leidende Freundin erfüllte dies Bewußtsein sie mit Entzücken.

Endlich, als ihr die Zeit gekommen zu sein schien, hob sie die Arme, die ihren Hals noch immer umspannt hielten, leise empor und befreite sich aus der Umschlingung. Mit einem wohlwollenden Lächeln blickte sie in die verweinten Augen auf. Dann zog sie die Freundin wieder auf den Stuhl zu ihrer Seite herab. „Liebste, Einzigste," — sie drückte die fleischige Hand auf Idunas schmale, hagere Hand und beugte sich dicht zu ihr, um flüsternd verständlich zu werden — „um über das hinwegzukommen, was Sie jetzt vielleicht beunruhigt, müssen Sie an die Zukunft denken. Die wird ja wundervoll sein, nicht wahr?"

Das war ja im Stillen auch Idunas Gedanke. Sie nickte ganz leise. „Darum nur Mut, Liebste, Beste, nur Mut. Und ihm" — sie rückte noch näher heran — „sollten Sie auch ein wenig Mut machen. Verstehen Sie, wie ich's meine?"

Idunas Gesicht ließ erkennen, daß sie nicht verstand.

„Es muß dem Mann doch schwer ankommen; das begreifen Sie, nicht wahr? Wenn Sie ihm ein Zeichen, ein ganz unverfängliches, gäben, daß er kommen darf? Sie sind immer so ganz schwarz, so bis oben herauf zugeknöpft — schwarz mögen Sie ja bleiben, obschon es nun doch beinah ein Jahr her ist, daß Ihr lieber Herr Vater gestorben ist. Aber nur ein bißchen Freundlichkeit in all das Dunkel hinein. Was meinen Sie? Ja? Ein bißchen offen um den Hals und Nacken und Schultern? Ja? Das alles ist doch weiß und schön und jung; es ist ja ein Jammer, das immerfort so zu verstecken. Liebste, Einzige, wenn er das nächste Mal zur Vorlesung kommt, darf ich vorher zu Ihnen kommen, Ihnen ein bißchen bei der Toilette zu helfen?"

Mit beiden Händen hatte sie Idunas Hand erfaßt und preßte und knetete sie:

„Ich darf kommen? Sie sagen ja? Nicht wahr, Sie sagen ja?" Mit dem Anflug eines Lächelns im Gesicht wandte Iduna sich zur Seite und schüttelte das Haupt. Aber das Kopfschütteln bedeutete keine Verneinung, nur ein Staunen. Mußte sie denn wieder und immer wieder dahinter kommen, wie alle diese Menschen den Mann doch so gar nicht verstanden? Wie es für sie alle, sobald man von Mann und Frau sprach, immer nur den Gedanken an körperliche Zueinandergehörigkeit gab? Mit einem halben Seufzer wandte sie das Gesicht der Freundin wieder zu. Aus dem Ausdruck ihres Gesichts aber erkannte diese, daß sie sich nicht länger sträubte. Sie sprang empor; mit dem Wonneblick, mit dem sie vorhin eingetreten war, breitete sie von neuem die Arme aus und riß die Freundin an sich. Dann überflutete sie ihr Gesicht mit Küssen und stürmte hinaus. Hinaus, und in ihr Kabinett.

Am nächsten Tage lag der dritte anonyme Brief in Peter Aichschnitzers Händen:

„Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Wer Zeichen zu deuten weiß, der deute!"

„Wenn am nächsten Vortragsabend eine, die bisher immer nur streng, verschlossen und düster erschienen ist, heller, offener und anmutiger erscheint, dann wird es ein Zeichen sein, daß eine stumme Seele zu sprechen anfängt, und wer Ohren hat, zu hören, wird hören: klopfet an, so wird euch aufgetan."

Diesmal ging unmittelbar nach dem Briefe, sodaß es fast wie eine Antwort darauf aussah, bei der Pensionsmutter eine Karte ein, worin Herr Peter Aichschnitzer mitteilte, daß er zur Vorlesung erscheinen würde, am Abendessen jedoch, zu seinem Bedauern, nicht teilnehmen könne.

Angesichts dessen, was dieser Abend bringen sollte, hatte er sich nicht anders zu helfen gewußt.

Eigentlich war ihm ärgerlich zumute. Er fühlte sich gefangen. Den Vortrag mußte er halten; das Honorar hatte er bereits in der Tasche. Wenn er zum Vortrag kam, und „die Betreffende" ihm mit dem bewußten „unverfänglichen" Zeichen entgegentrat, dann — ? Ja, dann ging die Sache eben weiter. Unmöglich wäre es ihm dann gewesen, unbefangen unter den Eleganten,

Schönen bei Tische zu sitzen. Von denen hieß es dann überhaupt Abschied nehmen; er war dann ein verankerter Mann. Verankert an derjenigen, die ihm in der ganzen Pension am wenigsten gefiel.

Teufel! Teufel! Teufel! Wieder wurde er zum Tintenfisch, der erbost in seinem Gelasse auf und nieder schwamm.

Dann aber — „Vernunft fängt wieder an zu sprechen —", der Gedanke wieder an das, was sie ihm brachte: das reichliche, bequeme Leben, die Handreichungen und Dienste einer Magd, die Freiheit, die er neben einer solchen, ganz von ihm abhängigen Frau genießen würde. Ja, ja, ja — da hatte er den erlösenden Gedanken wieder gepackt: mochte sie in hysterischen Banden schmachten — er würde frei sein und bleiben! Frei in seinem Verhältnis zu den Weibern, und frei vor allem als beobachtender Schriftsteller. So wie sein Auge beobachtend über der Literatur hing und ihre Krankhaftigkeit unbeirrbar, rücksichtslos durchforschte, so würde es von nun an über diesem innerlich verbildeten, krankhaften Weibe sein und das verworrene Gespinst ihrer Seele aufdröseln. Faden nach Faden. Bis daß er sie als literarisches Präparat aufs Papier bringen konnte. Das würde seine Rache an ihr sein. Rache? Ja wohl, Rache. Denn in diesem Augenblicke haßte er sie. Durch die Unablässigkeit, mit der sie ihre Gedanken auf ihn richtete, hatte sie die Suggestion auf ihn ausgeübt. So etwas gibt es im Verhältnis vom Menschen zum Menschen; wer weiß das nicht? Nun hatte sie ihn eingefangen in ihren Willen, nun war er gefangen und an sie gebunden. Dafür wollte er sich rächen, indem er zu seinem Schwerte, der Feder, griff und auf dem Papier ihre Krankheitsgeschichte beschrieb und ihr Seelenporträt entwarf.

Und unter solchen „Bräutigamsgefühlen" stürzte er sich in den Frack und die weiße Krawatte, um zum Vortrage zu gehen.

Über dem heutigen Abend leuchtete nicht der heitere Himmel der beiden vorhergehenden. Das kam daher, daß derjenige, der für gewöhnlich die Stimmung in der Gesellschaft machte, heute nicht viel hergab. Und dieses wieder war die Folge davon, daß Herr Peter Aichschnitzer, sobald er eingetreten war, Iduna Schneideband erblickt hatte, die heut anders als früher gekleidet war, heiterer, festlicher, nicht mehr bis unters Kinn eingeschnürt, sondern in einem Kleide, das Hals und Nacken durchschimmern ließ.

Mit dem durchdringenden Blick, den er für Frauenerscheinung besaß, hatte er zwar sogleich festgestellt, daß sie heute viel „annehmbarer" aussah als sonst, in ihrer Schlankheit beinah hoheitsvoll. Aber trotzdem — er wußte, was das zu bedeuten hatte, und darum war ihm der Anblick auf die Nerven gegangen. Es war also alles abgemacht; er sollte anklopfen; und nachdem er sich einmal eingeredet hatte, daß er suggeriert worden sei, war er wirklich in die Suggestion geraten. Es blieb ihm nichts andres übrig, er mußte anklopfen.

Geschäftsmäßig erledigte er sein Thema. So frostig, wie er herauskam, wurde der Vortrag aufgenommen. Die Zuhörerinnen waren ganz verblüfft. Der kleine, merkwürdige Mann, der wie eine mit Elektrizität geladene Leidener Flasche vor ihnen gesessen hatte, — was war denn aus ihm geworden? Heut

sprangen die Funken nicht, die einem sonst in die Nerven gegangen waren und die eigene geistige Trägheit so prickelnd aufgerührt hatten. Kein Blitz — kein Witz —. Ein Gelehrter, der langweilig über einen gleichgültigen Gegenstand sprach. Sie kannten sich nicht mehr aus in ihm. Und die beiden unter ihnen, die den Beweggrund zu dieser unerklärlichen Erscheinung kannten, sagten natürlich nichts. Ohne eine Miene zu verziehen, aber in einer Erregung des Innern, die ihnen fast das Herz abstieß, beobachteten sie seine Art und Weise, die Rundliche mit geheimer Wonne, die Schlanke mit erstickender Angst.

Sobald er geendigt hatte, erhob sich Peter Aichschnitzer. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ohne jemanden anzusehen, machte er, wie üblich, seine Verbeugung im Kreise herum, dann ging er hinaus. Wie auf den Mund geschlagen, blieben die Damen hinter ihm zurück; nur die Pensionsvorsteherin folgte ihm auf den Flur, um ihm beim Anziehen des Pelzes behilflich zu sein. Als sie damit zustande gekommen waren, öffnete sich noch einmal die Tür zum Saale; Iduna trat heraus.

So hastig hatte er den Aufbruch bewerkstelligt, daß er sogar seine Mappe und das Manuskript auf dem Tische hatte liegen lassen. Iduna hatte die Blätter, um die sich von den andern Damen natürlich keine kümmerte, langsam, sorgfältig in die Mappe gesteckt; jetzt erschien sie, sein Eigentum hinter ihm drein zu tragen. So wie damals an dem Abend, als sie ihm das Kissen auf den Stuhl gelegt hatte, stand sie wieder vor ihm, schüchtern, beinah demütig, gesenkten Hauptes, ihm in beiden Händen die Mappe darreichend.

Peter Aichschnitzer nahm ihr die Mappe ab, ohne etwas zu sagen. Er konnte nichts sagen, nicht einmal „danke“. Er vermochte nicht einmal, zu ihr aufzusehen. Indem er die Mappe aus ihren Händen nahm, hatte er gespürt, wie kalt ihre Hände wieder waren: ihre Finger hatte er berührt — so hart hatten die Finger sich angefühlt. Unsympathisch war ihm ihre Körperlichkeit immer gewesen; jetzt, da er sich daran binden sollte, wurde sie ihm schier zum Widerwillen.

So standen sich die drei Menschen stumm gegenüber. Aus dem anstoßenden Salon vernahm man das Plaudern und Lachen der Damen; darum wurde die Stille im Flur hier um so wahrnehmbarer. Keiner sprach, und jeder wußte, was der andre dachte. Dadurch bekam das Schweigen, das über ihnen lag, etwas von einem belastenden Alp. Endlich sah es so aus, als könnte Iduna den Zustand nicht länger ertragen; ein Seufzer, der ihre ganze Gestalt erzittern ließ, hob sich aus ihrer Brust. Sie trat dicht an die Freundin heran, und mit beiden Armen deren Nacken umfangend, beugte sie sich zu ihr nieder, indem sie ihr Gesicht an ihrem Gesichte verbarg.

Lautlos sah Peter Aichschnitzer zu, lautlos und mit Staunen: zum ersten Male gewahrte er etwas Schönes an dem unsympathischen Weibe. Denn diese Bewegung da war wirklich schön. Wie allzu vernünftige Menschen erst liebenswürdig werden, wenn sie einmal aufhören, immer vernünftig zu sein, so wurde die eckige, gradlinige Gestalt erst schön, indem sie in Angst und Not sich beugte und krümmte. Mit einer schier grausamen Lust betrachtete der sinnliche Mann das Schauspiel ihrer Qual. Der Schmerz also mußte diese

Gestalt durchzittern, damit sie weich wurde. Und wenn sie weich wurde, dann gab es wirklich die Möglichkeit, daß sie ihm gefiel. Ein Gefallen würde es vielleicht sogar sein, das ihn düsterer berauschte als die lachende Liebe einer andren. Und dieses Sichwinden der spröden Natur, dieses Verschwelen der kalten Vernünftigkeit, das würde er nun aus nächster Nähe mitansehen. Wie auf dem Scheiterhaufen würde sie vor ihm stehen, und unausgesetzt würde er beobachten, wie die Glut, höher, immer höher steigend, sie verzehrte.

Wie ein Taumel überkam ihn sein Entschluß. Mit einer jähen Bewegung trat er an die Pensionsvorsteherin heran:

„Ich werde Ihnen schreiben," sagte er mit unterdrücktem Laut. Dann wandte er sich zur Tür und verschwand.

Einige Zeit erst, nachdem er gegangen, richtete Iduna das Haupt auf: „Was hat er Ihnen gesagt?"

Sie hatte den Ton seiner Stimme, nicht den Inhalt seiner kurz hervorgestoßenen Worte gehört. Die Stimme hatte so rauh, beinah zornig geklungen.

„Er will mir schreiben," erwiderte die Pensionsvorsteherin kleinlaut.

Auch ihr hatte seine Stimme so geklungen, als wenn er erzürnt gewesen wäre, und sein jähes Davongehen wußte sie sich nicht zu erklären. Beides war ihr unheimlich; und in solcher bedrückten Stimmung trennten sich die Freundinnen, die eine, um zu ihren Damen, zum Abendessen zurückzukehren, Iduna, um auf ihr einsames Zimmer zu gehen. Ihr war nicht nach Essen und Trinken, noch weniger nach geselligem Scherz zumute. Ihr Verhalten hatte ihn erstaunt — das stand für sie fest —, wahrscheinlich mehr als erstaunt, enttäuscht. Und er hatte ja vollkommen recht. Was war das nur für eine unbegreifliche Anwandlung gewesen? Hatte sie nicht den ganzen Abend bemerkt, wie benommen der Mann gewesen war? Jetzt hatte sich, indem sie im Flur zusammen standen, eine Gelegenheit zur Aussprache geboten, jetzt hatte er erwartet, daß sie sprechen, ihm durch ein Wort, ein Zeichen, eine Andeutung, wenigstens die Möglichkeit gewähren würde, seinerseits zu sprechen — und statt dessen hatte sie so getan, einer kindischen Anwandlung von Angst und Grauen so kindisch nachgegeben! Denn so etwas wie Angst und Grauen hatte sie wirklich in dem Augenblick gefühlt; aber dem hätte sie doch Widerstand leisten müssen, das wäre ihre Pflicht gewesen. Jawohl, ihre Pflicht gegenüber diesem vom Schicksal heimgesuchten Manne, der darauf angewiesen war, daß sie ihm half, ihm Mut machte und entgegenkam, daß sie das erste, entscheidende Wort sprach. Mein Gott, mein Gott — aus dem Ton seiner Stimme hatte sie ja vernommen, mit was für Empfindungen er gegangen war; wie er sich in ihr getäuscht hatte, die er für eine klare, ihrer Überlegung mächtige Natur gehalten und nun als eine haltlose, seiner unwürdige Persönlichkeit erkannt hatte. Und das war nun die letzte Vorlesung, vermutlich das letztemal gewesen, daß sie zusammen waren. Ob sie nun je wieder Gelegenheit finden würde, den ungünstigen Eindruck aufzuheben? Schreiben wollte er — so hatte er der Freundin gesagt —, ob er schreiben würde? Und wenn er es tat, was würde er schreiben? daß er sich in Fräulein von Schneide-

band und ihren Empfindungen getäuscht hätte und zurückträte. Damit würde dann alles aus sein, durch ihre Schuld. Durch ihre Schuld!

So verfolgten die Selbstvorwürfe sie den ganzen Abend, bis in die Nacht hinein, und in der schlaflosen Nacht erwog sie den Plan, in den nächsten Tagen Berlin zu verlassen und in ihre ländliche Einsamkeit zurückzukehren. Ein Leben hatte vor ihrer Tür gestanden, das ihr die Anwartschaft auf eine wundervolle geistige Entwicklung bot, und das hatte sie verpaßt und vertan! Mochte sie nun in Einsamkeit und Öde verjammern und versauern, das war die Buße, die sie sich selber zubereitet hatte.

Aber ihr Entschluß kam nicht zur Ausführung.

Am nächsten Nachmittage, nachdem sie vormittags stumm und scheu umeinander hergegangen waren, trat die Pensionsvorsteherin bei ihr ein, mit einem Gesicht, auf dem ein großes Ereignis geschrieben stand. In der bei solchen Gelegenheiten üblichen Weise näherte sie sich mit ausgebreiteten Armen der Freundin und drückte sie an sich.

„Er hat geschrieben," murmelte sie.

Iduna wurde wieder blaß bis in die Lippen.

„Er hält um Sie an," fügte jene hinzu. Dann, als wenn sie am Ende ihrer Kräfte wäre, sank sie in den Stuhl, die Augen auf Iduna gerichtet: „Was sagst du?"

Iduna sagte nichts; starr und bleich, wie ein Wachslicht, stand sie vor ihr.

Nun holte die Pensionsmutter den Brief aus der Tasche, den sie von ihm erhalten hatte. Auf ein Zeichen Idunas las sie den Inhalt vor. Dieser Inhalt war, daß Herr Peter Aichschnitzer ihr in kurzen, beinahe dürren Worten seine Absicht mitteilte, um Fräulein Iduna von Schneideband anzuhalten, und bei ihr anfragte, ob sie es übernehmen wollte, der Dame seine Absicht kundzutun. Er selbst, so war hinzugefügt, wäre in solchen Dingen so unbewandert, außerdem mit Arbeiten wichtigster Art so beschäftigt, daß er keinen andern Weg als diesen brieflichen fände. Wenn sie glaubte, daß seine Werbung Gehör finden würde, möchte sie ihm ein Zeichen geben — dann würde er kommen.

Langsam, nachdem sie gelesen, faltete sie den Brief zusammen und stand auf. Wieder legte sie die Arme um die Freundin:

„Fräulein Iduna, liebe Freundin, soll er kommen?"

Aus nächster Nähe, als wenn sie es ihr ersparen wollte, laut sprechen zu müssen, hatte sie die Frage gestellt. Die Antwort ließ einige Zeit auf sich warten. Endlich kam sie, kaum vernehmbar, wie ein Hauch: „Ja."

„Engel!!" schrie die Pensionsvorsteherin. Ihre bisherige Feierlichkeit war mit einem Schlage dahin; sie riß die Freundin stürmisch an sich und preßte den saftigen Mund auf die schmalen Lippen, die so leise gesprochen hatten. Noch einmal und noch einmal küßte sie Iduna, dann wandte sie sich zur Türe; sie hatte ja nun Wichtiges zu besorgen. An der Tür aber drehte sie sich noch einmal um:

„Hatten Sie gedacht, daß es so kommen würde?"

Iduna schaute vor sich hin, ohne den schelmischen Blick zu erwidern, der die Frage begleitete. Ihr war so ernst zumute. Die Gedanken kamen ihr wieder, mit denen sie sich in der Nacht gequält hatte. Über alles war sie hinweggehoben durch die Hochsinnigkeit des Mannes, der alles verstand und alles verzieh. Er war doch noch bedeutender als sie gedacht hatte. Von nun an sollten solche kindischen Anwandlungen ihr nicht mehr begegnen. Eine Gefährtin zu werden, eine Freundin, für die es nur ein Ziel gab, des Mannes würdig zu sein, an dessen Seite sie dahin ging, ihm zu helfen, wo ihm geholfen werden mußte, ihn zu verstehen, so weit sie ihn zu verstehen vermochte, sich ihm unterordnend, ganz, völlig, in schweigendem Anschmiegen, das war die große Aufgabe, die sie ihrem Leben in diesem Augenblicke tiefster, innerster Sammlung vorschrieb.

Am darauf folgenden Tage erschien Peter Aichschnitzer bei der Pensionsvorsteherin. Er wurde in ihrem Kabinett empfangen und saß dort längere Zeit mit ihr im Gespräch. Alsdann erhob sich die Wirtin, um Iduna von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen.

„Wünschen Sie mit ihr allein zu sein?" fragte sie im Hinausgehen.

„Nein," erwiderte er kurz und bestimmt.

Iduna hatte wohl schon erfahren, daß der Mann gekommen war. Als die Freundin bei ihr eintrat, saß sie auf ihrem Stuhl; die Glieder hingen ihr nieder; sie war so blaß, daß man den Eindruck gewann, als leuchtete ihr ganzer Leib schneeweiß durch das schwarze Gewand und als ginge eine Atmosphäre wie Schneestaub von ihr aus.

„Möchten Sie nicht kommen? Er ist da," sagte die Pensionsvorsteherin mit sanfter Aufforderung.

Gehorsam, wie ein Schulmädchen, erhob sich Iduna vom Sessel.

„Möchten Sie mit ihm allein sein?" fragte die Freundin, die sie unter den Arm faßte.

„Nein" — und mit einem Griff, daß jene die Nägel ihrer krallenden Finger fühlte, packte sie die Hand der Führerin.

„Es ist so töricht" — murmelte sie vor sich hin — „es kommt wieder."

Das Angstgefühl von neulich abend kam wieder: „Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick zu Atem kommen" — sie blieb stehen; man sah, wie sie tief Atem holte, um die Brust mit Luft zu füllen, wie sie sich gewaltsam aufreckte und zusammenraffte. Als sie die Schwelle des Kabinetts überschritten, hatte sie wieder Herrschaft über sich gewonnen. Indem sie gegen das niederziehende Gefühl ankämpfte, das eben in ihr gewesen war, straffte sie sich doppelt auf. Die Folge davon war, daß, als sie jetzt in das Zimmer eintrat, wo er ihrer wartete, sie noch starrer, steifer und eckiger aussah als gewöhnlich.

Peter Aichschnitzer stand mitten im Zimmer.

Keines Wortes mächtig, ging sie mit einem schweren Schritt auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihre Hand und drückte sie leise.

Und auf diese Art verlobten sich die beiden.

Eilfertig rückte die Pensionsmutter Stühle zurecht, so daß alle drei sich in einem engen Kreise setzen konnten. Sie fühlte jetzt selbst, daß sie den beiden einen Dienst erwies, wenn sie sie nicht allein ließ. Einen Augenblick noch währte das peinvolle Schweigen. Dann hatte Peter Aichschnitzer seine Sicherheit wieder gewonnen.

„Ich hoffe," sagte er lächelnd, indem er sich an die Vermittlerin wandte, „Sie werden mich bei unsrer Freundin entschuldigen, wenn ich mich nicht übermäßig geschickt zeige. Wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, wird man — wie soll ich's ausdrücken — feierlichen Momenten gegenüber etwas schwerfällig. Zudem — wenn man so fortwährend in der Arbeit steckt" — er richtete ein liebenswürdiges Lächeln auf Iduna — „aber von meinen Arbeiten darf ich jetzt wohl eigentlich nicht sprechen?"

„O, tun Sie es ja!" Mit ganzem Oberleibe beugte Iduna sich vornüber. „Sie könnten mir von nichts Lieberem sprechen."

Es war die Wahrheit, was sie sagte. Wie eine Erlösung war es ihr, daß er von seiner geistigen Tätigkeit anfing. So benommen war sie von dem Vorgange eben gewesen, daß sie geradezu vergessen hatte, warum sie sich eigentlich mit dem Manne verlobt hatte. Gott sei Dank — jetzt wußte sie es wieder.

Auf die Aufforderung hin fing er an zu berichten, daß er jetzt eine umfangreiche, literargeschichtliche Arbeit in Angriff genommen hätte, die ihn dahin führen sollte, daß er sich an der Universität habilitierte. Er wollte akademische Vorträge halten. Mit dem Ausdruck tiefster Freude lauschte ihm Iduna, mit einem Lächeln die Pensionsmutter.

„Herr Professor, Herr Professor, wird es Sie aber nicht in der Arbeit stören, wenn Sie jetzt heiraten?"

„Sagen Sie das nicht!" Leidenschaftlich fiel Iduna ihr ins Wort. „Sie gerade sollten am wenigsten in die Trivialität einstimmen, daß das Verheiratetsein den Mann am Arbeiten hindert. Das wäre ja fürchterlich! Ein Unglück für den Mann und die Frau, für die Frau noch ein größeres. Eine Frau, wenn sie dächte, sie hinderte den Mann, keine ruhige Stunde könnte sie ja mehr leben! Das Gegenteil wird der Fall sein —"

Ihre Lippen zuckten. Sie war in solcher Erregung, daß die Geistesfreundin nach ihrer Hand griff, um sie zu beruhigen. Aber Iduna war zur Ruhe noch nicht fertig. Vielleicht, daß sie die Gelegenheit gekommen sah, dem zukünftigen Gatten, der doch eigentlich noch wenig von ihr wußte, ihre Auffassung von der Ehe klarzumachen, vielleicht auch, daß sie sich vor sich selbst rechtfertigen wollte, weil ihr Gefühl mit dem Bunde, den sie eben geschlossen hatte, noch so gar nichts, gar nichts zu tun hatte.

„Doppelt wird er arbeiten und schaffen, doppelt und dreifach, denn er wird jemanden an der Seite haben, der all die äußeren Hindernisse aus seinem Wege räumt, die die freie Geistestätigkeit belasten. Alle Sorgen und alle mechanischen Unbequemlichkeiten. Jemandem, dem er diktieren kann, wenn ihn das Schreiben angreift, der ihm seine Manuskripte abschreibt, wenn er sie in Eile zu Papier gebracht hat. Eine — wie soll ich's nennen —"

Mit einer plötzlichen Bewegung griff sie nach Peter Aichschnitzers Hand: „Ach, Sie haben es ja vorhin selber genannt — so schön, und ich bin Ihnen dafür so dankbar — eine Freundin.“ Sie drückte ihm die Hand, sie sah ihm zum ersten Male in die Augen: „So dankbar bin ich Ihnen dafür, so dankbar —“

Jählings, wie sie danach gegriffen hatte, ließ sie seine Hand wieder fahren, riß das Taschentuch hervor, drückte es an die Augen und brach in lautes, heftiges Weinen aus.

Die Pensionsfreundin machte sich beschwichtigend über sie her.

„Es greift sie ein bißchen an,“ erklärte sie mit einem halb entschuldigenden Lächeln zu Peter Aichschnitzer hin.

Dieser sagte nichts. Er hatte sich an der Hand fassen, seine Hand drücken lassen, ohne den Druck zu erwidern. Jetzt saß er mit wohlwollend teilnahmsvollem Gesichte da.

„Ich glaube beinah,“ sagte er dann, indem er seine Worte wieder an die Vermittlerin richtete, „es wird für uns alle gut sein, wenn wir den Zustand bald in einen definitiven verwandeln.“

„Nur keinen langen Brautstand!“ Wie elektrisiert stimmte ihm die Pensionsmutter bei. „Ganz meine Ansicht!“

Sie trocknete Idunas Wangen und streichelte sie.

„Und Sie, Geliebte, sind Sie der Ansicht nicht auch?“

Heftig nickte Iduna mit dem Kopf.

„Daß er nur nicht gestört wird; natürlich! Natürlich! Wenn er doch gerade jetzt so wichtige Arbeiten vor hat.“

Peter Aichschnitzer verkniff ein Lächeln hinter den Lippen: seine Arbeiten und immer seine Arbeiten, ihr einziger Gedanke. Es schwebte ihm die Bemerkung auf der Zunge, daß Fräulein von Schneideband sich eigentlich mehr mit seinen Manuskripten und Korrekturbogen zu verheiraten schiene als mit ihm selbst. Natürlich aber sagte er davon nichts, sondern begnügte sich, wohlwollend zu ihr aufzublicken.

Dann würde sie vielleicht sogar damit einverstanden sein, meinte er, wenn sie sich die konventionelle Hochzeitsreise sparten und gleich an Ort und Stelle in Berlin blieben? „In der Wohnung,“ fügte er lächelnd hinzu, „wo mein Schreibtisch steht?“

„Ja, gleich an den Schreibtisch! Gleich an den Schreibtisch!“ rief Iduna, indem sie ihm nochmals beide Hände entgegenstreckte.

Peter Aichschnitzer erhob sich.

„Es trifft sich nämlich merkwürdig,“ sagte er an Iduna vorbei zu der Pensionsvorsteherin. „Wenn unsre Freundin mit der Einrichtung einverstanden wäre, die ich mir ausgedacht habe, dann brauchten wir eigentlich nicht einmal eine neue Wohnung zu nehmen. Alles könnte so wie bisher und der Schreibtisch unverändert an seinem Platze bleiben.“

„Ja, aber —“ die rundliche Dame zeigte ein etwas betroffenes Gesicht — „in Ihrer Junggesellenwohnung könnten Sie doch schwerlich — zu zweien wohnen?“

Peter Aichschnitzer lächelte verbindlich.

„Nein, natürlich nicht.“ Und nun erklärte er sich genauer: er hatte bisher die eine Hälfte einer Etage bewohnt. Gerade in diesen Tagen war die daran stoßende andre Hälfte frei geworden. Beide Wohnungen waren durch eine Tür verbunden, die bisher geschlossen und durch Tapeten zugedeckt gewesen war. Sobald man die Tapete hinwegnahm, kam die Tür zum Vorschein, die Verbindung war hergestellt und die beiden getrennten Wohnungen waren zu einer zusammenhängenden vereinigt.

„Das muß ich mir gleich morgen einmal ansehen,“ erklärte die Pensionsmutter eifrig, „das scheint mir ja allerdings eine famose Idee! Auf diese Weise bleiben Sie, Herr Professor, ganz ungestört in Ihrer alten Umgebung, und die andre Hälfte, das sind dann die Räume für Fräulein Iduna?“

Peter Aichschnitzer machte abermals eine kurze Verneigung.

„Liebste, Einzige —“ wendete sie sich an Iduna, „was sagen Sie dazu? Möchten Sie nicht morgen mitkommen, daß wir uns zusammen die Sache ansehen?“

Er wehrte lächelnd ab: „Nein, nein, das machen wir ab, quälen Sie unsre Freundin damit nicht.“

Die Pensionsmutter hielt Iduna an der Hand fest.

„Aber ob Ihnen die Idee gefällt, das müssen Sie wenigstens sagen! Denken Sie doch einmal“ — sie kicherte laut auf — „eigentlich, als wenn nichts vorgefallen wäre, bleibt er ruhig an seinem Schreibtisch sitzen und arbeitet weiter. Haben Sie nicht selbst gesagt, er sollte so wenig wie möglich gestört werden?“

Zustimmend nickte Iduna.

„Und Sie selbst, daß Sie da nebenan eine Wohnung bekommen sollen, wo Sie so für sich sein können, als wenn Sie —“ abermals unterbrach sie sich mit einem Gelächter — sie hatte sagen wollen: „als wenn die ganze Geschichte Sie eigentlich auch nichts anginge“, aber das sagte sie lieber nicht. „Sagen Sie doch nur, mir scheint die Idee ja ganz ausgezeichnet; gefällt sie Ihnen nicht?“

Als Peter Aichschnitzer hörte, wie diese Frage an sie gerichtet wurde, richtete er von der Seite den Blick auf Iduna. Immer mit dem wohlwollenden Ausdruck, den er die ganze Zeit über bewahrt hatte; in den Augenwinkeln aber lauerte die Beobachtung. Wie ein Aufatmen von Idunas ganzer Persönlichkeit, so sah es aus, was er da wahrnahm, wie ein stummes „an solche Möglichkeit hatte ich ja gar nicht gedacht“. Und diese Möglichkeit, die sich ihr so unerwartet bot, befreite, erlöste sie von irgend etwas Schwerem, das drückend, beängstigend auf ihr gelastet hatte; das alles sah man ihr an. In ihrem Gesicht war ein viel ruhigerer Ausdruck als vorher, beinah etwas Freudiges.

„O ja, gewiß,“ sagte sie, „die Idee gefällt mir sehr gut.“ Aus tiefster Brust kamen diese Worte hervor, und es klang, als hätte die Brust, aus der sie kamen, zum ersten Male wieder voller Atem geschöpft.

Peter Aichschnitzer griff zum Hut. In einer letzten halblauten Unterredung mit der Pensionsvorsteherin verabredete er ein Zusammentreffen auf

morgen in seiner Wohnung. Dann reichte er Iduna die Hand und ging hinaus.

Sobald er die Flurtür draußen hinter sich geschlossen hatte, verlor sich der wohlwollend lächelnde Ausdruck von seinen Zügen. Ein finster verbissener trat an seine Stelle.

Der Vorgang, den er da soeben mitangesehen hatte, der war's, der ihn so ingrimmig ausschauen ließ, ihr Aufatmen bei dem Gedanken, daß sie in einer Wohnung hausen würde, ganz für sich, eigentlich ganz von ihm getrennt. Er hatte den Vorschlag mit der Wohnung gemacht, weil ihm der Gedanke an die Unbequemlichkeiten eines Umzuges geradezu unleidlich gewesen war. Nun er ihn gemacht hatte, ärgerte er sich beinah, daß der Vorschlag solchen Anklang gefunden hatte. Und nun war er einmal gemacht und angenommen. Warum denn nur der Ärger? Verlangte denn er nach dem Weibe? War es für ihn ein Bedürfnis, immer in einem Raume mit ihr zusammen zu sein? Lächerlich. Gerade heute, in ihrer Eckigkeit, Sprödigkeit, mit ihrer hysterischen Aufgeregtheit, war sie ihm unsympathischer erschienen denn je. Aber daß sie so offenkundig aus seiner körperlichen Nähe hinweg verlangte, nicht mit ihm zusammen sein wollte, das verletzte seine Eitelkeit, machte ihn wütend. So war es also, wie er auf der Zunge gehabt hatte, ihr zu sagen, daß sie sich mit seinem Schreibtisch verheiratete, aber nicht mit ihm! Ein Blaustrumpf, der für nichts Sinn und Gedanken hatte als für beschriebenes und bedrucktes Papier! Ein Weib ohne Reiz. Und das würde er nun lebenslang neben sich haben, halten und mitschleppen! Das paßte ihm nicht. Seine sinnliche Natur sträubte sich auf. Wenn er denn einmal heiratete, so wollte er wenigstens etwas davon haben; nicht einen Sekretär nur, sondern eine Frau, eine wirkliche Frau, bei der man sich von der Arbeit ausruht, nicht eine ewig vernünftige Freundin, die einen immer wieder an die Arbeit heranschleppt. Brauchte er denn das alles? Brauchte er eine, die seine Manuskripte abschrieb? Der er diktieren konnte? Ganz überflüssig das alles. Eine Aufdringlichkeit, und nichts weiter. Ganz etwas andres brauchte er: statt der langweiligen, schulmeisterlichen Deklamationen über „Geistestätigkeit", über „Belastung der freien Arbeit" ein Weib, wenn's nicht anders war, ein tolles Frauenzimmer, das lieben, lieben, lieben konnte, das nicht auswendig gelernte Reden halten, sondern sich winden konnte im Verlangen, stöhnen — winden — stöhnen. Plötzlich sprang ihm die Erinnerung an den Augenblick von neulich abend, im Flur, auf, wo sie sich gewunden und gestöhnt, und ihm gefallen, zum ersten und einzigen Male gefallen hatte. Ha — gut! Er preßte, fürbaßschreitend, die Fingernägel in die Hand — etwas Wildes stand in ihm auf: ein finsteres, wildes Verlangen und Begehren, dieses spröde, immer vernünftige, altjüngferliche Geschöpf unvernünftig werden zu sehen in Liebestollheit, sich winden zu fühlen in seinen Armen wie eine Rasende, Besessene.

Am andern Tage hatte er seine Besprechung mit der Pensionsvorsteherin. Gemeinschaftlich besichtigten sie die Wohnung, die an die seinige anstieß. Das Ergebnis der Besichtigung war, daß die andre Hälfte der Etage sogleich

gemietet wurde. Die Pensionsmutter war einfach entzückt. Von nun an entwickelte sie eine staunenerregende Tätigkeit.

Von Peter Aichschnitzer ging sie zu Iduna, von ihr wieder zu ihm. Sie hatte ja für beide zu sorgen; für das Mädchen beinah mehr noch als für den Mann. So unerfahren in all diesen Dingen, so unpraktisch war das Mädchen. Geradezu unglaublich. Nun also wurde sie von der Freundin an die Leine genommen und mußte mit ihr Straße auf, Straße ab, von einem Laden in den andern, von Kleiderhandlungen zu Wäschehandlungen, von Wäschehandlungen zu Kleiderhandlungen wandern. Nachdem das Notwendigste in dieser Richtung besorgt war, mußte an die Möbel gedacht werden, mit denen die zukünftige Wohnung ausgestattet werden sollte. Die an Peter Aichschnitzers Behausung angrenzende andre Hälfte der Etage hatte ihren besonderen Eingang. Der Schlüssel dazu befand sich in den Händen der Pensionsvorsteherin. Ohne daß Aichschnitzer hinter seiner vorläufig noch vertapezierten Tür etwas von ihrer Anwesenheit bemerkte, konnten beide Damen die Räumlichkeiten betreten.

Idunas künftige Wohnung sollte es sein, also wurde die Ausstattung dementsprechend gewählt. Das dauerte mehrere Tage, sogar einige Wochen, denn die Möbel mußten zum Teil erst hergestellt werden. Tötlich gelangweilt überließ Iduna der Freundin alles und jedes, indem sie sich schweigend ihren Anordnungen fügte. Nur ganz zuletzt kam es zu einer Auseinandersetzung: sie befanden sich in einem nach dem Hofe hinausgehenden kleinen kabinettartigen Raume, und hier, so bestimmte Iduna, sollte ihr Schlafzimmer sein.

Erstaunt blickte die Pensionsmutter auf:

„Ja aber — hier ist doch nur höchstens für Sie allein Platz?“ Iduna erwiderte nichts und trat an das Fenster, indem sie der Freundin den Rücken zukehrte.

„Wenn Sie hier wohnen sollten,“ meinte diese, „bevor Sie noch verheiratet sind, dann würde ich es ja natürlich vollkommen begreifen, daß Sie hier, wo nun einmal Ihre Wohnung sein soll, auch Ihr Schlafzimmer für sich haben wollten. Aber — Sie wollen in die Wohnung doch erst einziehen, wenn Sie beide verheiratete Leute sind? Und — wenn sie dann — verheiratete Leute sind, dann —“ sie vollendete den Satz nicht. Indem sie zu der Freundin am Fenster hinüberblickte, die noch immer mit dem Rücken zu ihr gewendet stand, sah sie, wie die weiße Haut unter deren Nackenhaaren sich mit dunkler Röte übergoß. Bei diesem Anblick errötete sie selbst und verstummte.

Jetzt kam Iduna mit hastigen Schritten zu ihr heran, und indem ihr Blick an ihr vorbeiging, richtiger gesagt, vorbeitaumelte, schmiegte sie sich, wie sie das in Augenblicken der Angst gewöhnt war, mit beiden Armen an ihr Gesicht:

„Tun Sie mir die Liebe,“ flüsterte sie, „fragen Sie mich nicht. Ich weiß nicht, wie ich's Ihnen erklären soll. Ich — Gott, ich muß es sagen — verstehe mich ja wahrhaftig selber nicht. Alles, was ich sagen kann, ist, daß es nicht anders sein kann. Wirklich nicht. Wirklich nicht!“

Auf diese Weise wurde das Gespräch vorläufig abgebrochen. Die Pensionsmutter sagte sich, daß die Freundin ja mit der Zeit zur Vernunft kommen

würde, daß aber für jetzt nichts zu tun wäre. Und also wurde ihrem Verlangen willfahrtet und der Raum als Schlafzimmer einer einzelnen Bewohnerin für Iduna eingerichtet.

Auch mit dem Manne, mit Herrn Peter Aichschnitzer, hatte die geplagte Dame in den nächsten Tagen noch einen Strauß: ihren Wünschen hätte es entsprochen, wenn die Hochzeit mit Pauken und Trompeten, unter Hinzuziehung der ganzen Pension begangen worden wäre. Ihr Geschäftsinteresse diktierte ihr den Wunsch; für all ihre Mühe wollte sie doch einen Lohn haben. Das aber war gerade das Gegenteil von dem, was Peter Aichschnitzer sich wünschte. So unbemerkt als möglich sollte alles vor sich gehen. Trauung auf dem Standesamt. Dann ein Hochzeitsmahl im engsten, freundschaftlichen Kreise; alsdann nach Haus. Und vom nächsten Tage an — eigentlich, als wenn nichts vorgefallen und alles beim alten wäre.

Mit großen, runden Augen hatte die Dame gelauscht:

„Ja aber — die Trauung in der Kirche?"

„Überflüssig," hatte er erklärt. Deren bedurfte es überhaupt nicht.

„Ja aber — da müßte doch die Braut erst noch gefragt werden?"

„Also fragen Sie sie."

Und also fragte sie bei Iduna an, in der Hoffnung, daß diese auf kirchlicher Trauung bestehen würde. So großartig hatte sie sich das gedacht, wenn die ganze Pension in so und so viel Hochzeitskutschen an der Kirche vorfahren würde!

Aber ihre Hoffnung schlug gänzlich fehl: sobald Iduna vernommen hatte, in welcher Art und Weise Peter Aichschnitzer die Sache gehandhabt zu sehen wünschte, ging sie voll Eifer, „beinah begeistert", meinte die Geistesfreundin, auf seinen Gedanken ein.

„So unbemerkt als möglich" — jawohl, das war ganz auch ihr Wunsch.

Schon halb verschüchtert wagte die Pensionsmutter noch mit der Frage nach kirchlicher Trauung herauszurücken. Auch deren bedurfte es für Iduna ganz und gar nicht. Trauung auf dem Standesamt war vollauf genügend.

Schier zerschmettert ergab sich die Pensionsvorsteherin in ihr Schicksal. Eigentlich war ihr jetzt die Freude an der „ganzen Heiraterei" verdorben. Was hatte sie denn noch davon? Daß der berühmte Mann in ihrer Pension unter die Haube gebracht worden war — nun ja. Über Jahr und Tag aber wußte kein Mensch mehr etwas davon; und sie hatte schon von einer Gedenktafel geträumt, die, im Salon der Pension angebracht, das große Ereignis für alle Zeiten festhalten würde. Jetzt gingen die beiden aufs Standesamt, und dann war die Pension vergessen. Aufs Standesamt, und nicht einmal in die Kirche! Daß Peter Aichschnitzer von kirchlicher Einsegnung nichts wissen wollte, — na, das begriff sie schließlich. Daß geistig bedeutende Männer immer auch Heiden sind, das gehörte wohl dazu. Aber Iduna — daß auch die so ohne weiteres damit einverstanden war! Bei Frauen gehört es doch eigentlich zum guten Ton, daß sie zum Prediger in die Kirche gehen. Beinah unheimlich, die Freundin so in die Ehe gehen zu lassen; und beinah regte sich in ihr der Gedanke, die beiden von nun an ganz sich selber anheimzugeben.

Dann aber fiel ihr Blick wieder auf Iduna, die in diesen, der Trauung vorhergehenden Tagen ein Bild gewährte wie eine Märtyrerin, die am Kreuz gehangen hatte und eben von dort herabgenommen worden war! Wenn sie die Hand von ihr zog! Mein Gott, mein Gott! Das gute Herz schwoll in ihr auf. Es war doch ihre Freundin, und sie war es doch nun einmal gewesen, die sie in die ganze Geschichte hineingelotst hatte. Also, es half nicht; hatte sie einmal A gesagt, mußte sie jetzt auch B sagen.

Und so erschien denn endlich der Tag, an dem sich die Pensionsmutter früh am Vormittag zu Iduna Schneideband ins Zimmer begab, um sie zum Gang aufs Standesamt zu schmücken. Zu schmücken — indem sie die überschlanke, zarte Gestalt, die hilflos vor ihr stand, in das weißseidene Kleid hüllte, kam es ihr vor, als wenn sie ein Opfer zur Todesfahrt, nicht als wenn sie eine Braut zum Brautgange kleidete! Keine von beiden sprach ein Wort. Idunas blutlose Lippen klebten aufeinander; die Helferin befand sich immerfort in Tränen. Lautlos, wie die Vorbereitung zu ganz etwas andrem als zu Fröhlichem und Gutem vollzog sich die Verrichtung.

Und dieser Bann des Schweigens, der auf den beiden Frauen gelastet hatte, blieb nun wie ein bleiernes Gewölk über all den Vorgängen hängen, unter denen langsam, langsam die entscheidende Stunde herankroch. Stumm saß Peter Aichschnitzer im Wagen, mit dem er sie abgeholt hatte, um mit ihr auf das Standesamt zu fahren, neben Iduna — stumm saß Iduna neben Peter Aichschnitzer. In einer zweiten Kalesche folgten die Pensionsvorsteherin und noch eine ältere Mitbewohnerin der Pension als Trauzeugen Idunas — ein paar Freunde des Bräutigams waren bereits im Standesamte anwesend, um ihm als Zeugen zu dienen. Die geschäftsmäßige Stimme des Standesbeamten, die in dem kahlen Raume widerhallte, als wenn ein kalter Niederschlag von den weiß getünchten Wänden herabrieselte, war beinah der einzige Laut, der die schweigsame Menschengruppe belebte. Ein diskretes Schneuzen im Rücken des Bräutigams kam von der Pensionsmutter, die ihre Tränen und ihre Gedanken dem Taschentuche anvertraute. Das Brautpaar selbst stand wie versteinert vor dem Beamten. Iduna, in ihrem weißen Seidenkleide, wie eine Iphigenie vor dem Opferaltar. Als das entscheidende Wort gefallen war, als sie erfahren hatte, daß sie nun eine verheiratete Frau war, erhob sie das Haupt mit einer Bewegung, die so aussah, als wenn nicht sie den Hals reckte, sondern als wenn ihr Hals von selbst aus dem Nacken wüchse, immer höher, ganz lang. Dabei wendete sie langsam das Gesicht nach rechts, dann nach links, und der Blick, der aus ihren Augen kam, sah so aus, als schwämme er wie ein verlorenes Schiff in einem fremden, unermeßlichen Meer. So merkwürdig war das Bild, daß alle, beinah verhaltenem Atems auf sie hinblickten und daß der Bräutigam, jetzige Gatte, erst nach einiger Zeit auf sie zutrat, ihr den Arm zu bieten. Als sie, an seinem Arm hängend, hinausging, winkte sie mit den Augen noch einmal die Freundin an ihre Seite:

„Jetzt gleich — zum Essen gehen — ich kann nicht."

Die Freundin übermittelte ihr Gestammel dem Gatten. Dieser nickte gleichmütig.

„Ich bestelle die Mahlzeit auf zwei Stunden später; ganz einfach. Bringen Sie, wenn ich bitten darf, meine Frau unterdessen in ihre Wohnung, daß sie sich ausruht. Wollen Sie?"

Die Freundin wollte.

Ein Lächeln, das eigentlich wie ein Kniff in der Haut aussah, ging durch Peter Aichschnitzers Gesicht:

„Sie hat ja ihr Schlafzimmer für sich. Da kann sie ruhen."

Also geschah es. Während er sich zum Hotel begab, das Hochzeitsdiner verschieben zu lassen, fuhr die Freundin mit Iduna nach deren neuer Wohnung, brachte sie in ihr Schlafzimmer und legte sie auf das Bett.

Zwei Stunden später rollte der Wagen wieder vor, um sie abzuholen. Jetzt war sie so weit wieder zu sich gekommen, daß sie folgen konnte.

Der Raum, in dem getafelt werden sollte, war von Peter Aichschnitzer selbst ausgesucht, das Mahl von ihm persönlich angeordnet worden. Wer es noch nicht gewußt, der hätte erkannt, wie dieser Mann mit den Sinnen eines verfeinerten Ästheten alles Schöne und Erlesene, das in den Dingen steckt, aus ihnen hervorzuholen verstand. Der kleine, mit dunkler Holztäfelung bekleidete, mit schweren Blumengewinden geschmückte, von einem mattgedämpften Licht golden überflutete Raum wirkte berauschend.

Mitten an der Tafel stand der große Sessel von gebeiztem Eichenholz, in dem Iduna sitzen sollte. Peter Aichschnitzer saß ihr gegenüber. Eigentlich hätte er neben ihr sitzen müssen. Aber dann hätte er sie nicht voll ansehen können. Und er wollte sie sehen, ganz und voll ansehen. Wein, Gespräch, Freuden der Tafel und Bewußtsein der Stunde, aus dem allen zusammen sollte Stimmung aufdampfen, und die Stimmung sollte zum Rausch, der Rausch zum Feuer werden, und in dem Feuer sollte sie stehen, die immer Vernünftige, Eckige, Blasse, Schlanke, Überschlanke, wie ein Weib, das man auf einen Scheiterhaufen von duftenden Hölzern stellt. Wie sie in dem Feuer warm zu werden anfangen würde, zu glühen, zu brennen und zu verbrennen, das wollte er vor Augen, vor den Sinnen haben; fühlen wollte er das, genießen und sehen.

Darum, sobald die kleine Tafelrunde Platz genommen hatte, schlug die Unterhaltung wie eine Springflut empor. Peter Aichschnitzer hatte die Stimmung in die Hand genommen. Ob das, was ihn befeuerte, wirkliche Freude war — jedenfalls war etwas Bacchantisches in ihm; wie Raketen gingen ihm die launigen Bemerkungen, wie Leuchtkugeln die tiefsinnigen Gedanken über die Lippen. Alles blickte auf ihn, alles hing an seinem Munde; mehr und mehr fühlten alle sich hingerissen. Dazu strömten vom ersten Augenblick an die erlesensten Weine.

„Sorgen Sie, daß meine Frau zu trinken hat." Halb lachend, doch aber gebieterisch rief Peter Aichschnitzer es über den Tisch der Pensionsmutter zu, die neben Iduna saß. Er hatte bemerkt, daß ein Toast sich vorbereitete. Einer der Freunde stand auf und hielt eine Rede auf die Neuvermählten. Es war die erste Rede, die vom Stapel ging, darum fand sie großen Beifall. Dröhnend klatschte Peter Aichschnitzer in die Hände. Während er klatschte, stellte er für sich fest, wie unglaublich trivial der Freund gesprochen hatte. Von dem Bei-

fall angefeuert, erhob sich die Pensionsmutter. Wie eine mit Rührung geladene Bombe stand die rundliche Gestalt hinter dem Tisch. Alle Erlebnisse, Erinnerungen, Sorgen, Hoffnungen der letzten Wochen wurden in ihrer Ansprache wie in einem Tabernakel niedergelegt. Dem langen Zeitraum entsprechend, den ihre Worte durchmaßen, wurde die Ansprache lang. Schließlich rauschte sie in einem Tränenstrom zu Ende, der sich wie ein Brausebad über Idunas Haupt ergoß. Marmorblaß und marmorstill saß diese in ihrem gebeizten Eichenstuhl.

Ob es der Anblick ihrer Versteintheit war, die noch immer nicht erwarmen, erglühen, schmelzen wollte, oder das Bedürfnis, nach all diesem trivialen Wortgeräusch den Raum von geistvoller Rede widerhallen zu machen — mit einem Ruck, nachdem die Pensionsmutter sich ausgeschluchzt hatte, fuhr Peter Aichschnitzer von seinem Platze auf.

Das Thema, über das seine Rede ging, war ein allgemeines: die geistige Arbeit, ihre Qual und ihre Wonne, ihre Hemmungen und das, was ihr hilft. Als er bei diesem Teil seiner Ansprache angelangt war, merkten die Zuhörer, die lautlos gebannt dem glänzenden Gedankenstrom lauschten, daß er auf eine bestimmte Helferin anspielte, merkte Iduna, daß seine Worte ihr galten. Vom ersten Augenblick an, als er von der „geistigen Arbeit" angefangen hatte, war wieder das Aufatmen über sie gekommen, das ihre Engbrüstigkeit immer weit werden ließ. Jetzt, indem er weitersprach, stieg langsam die Farbe des Lebens in dem farblosen Gesicht auf, ein Sichdehnen ging durch die eckige Gestalt, so daß es aussah, als badete sie in seinen Worten, als glitte etwas wie Wollust über die spröde Persönlichkeit. Wie aus einem Traume kam sie zu sich, als nun alles herandrängte, mit ihr, der Gefeierten, anzustoßen. Plötzlich, indem sie den Kelch zum Munde hob, um nippend daran zu schlürfen, hörte sie hinter sich eine heiße, befehlshaberische Stimme: „Austrinken!" Sie blickte auf: hinter ihr, über den Sessel gebeugt, stand der Mann, der eben gesprochen hatte, Peter Aichschnitzer. In seinen Augen war ein Licht, in seinen Zügen ein Ausdruck, wie sie etwas Ähnliches noch nie an ihm gesehen hatte. Tiefer beugte er sich nieder: „Aber mit dem Abschreiben", sagte er mit leiser Stimme, in der eine dumpfe, beinahe wilde Ersticktheit lallte, „und damit, daß man sich diktieren läßt, ist's nicht getan. Sekretär sein ist nicht genug; man muß Frau sein! Frau muß man sein! Die blauen Strümpfe ausziehen. Und küssen muß man können!"

Plötzlich war sein Gesicht über dem ihrigen:

„Küsse mich!"

Herrisch, wie vorhin das „Austrinken!", fast herrischer noch kam das Wort heraus. Die Lippen, von denen es kam, atmeten Weindunst. Waren das die Lippen, die eben so geistvoll gesprochen hatten? Dazu das Gesicht — als wenn plötzlich ein ganz fremder, neuer, verwandelter Mensch vor ihr stände, so war es Iduna. Als wenn der Mann, von dessen Stirn, indem er vorhin gesprochen, die Geistesarbeit wie aus einem Spiegel gestrahlt hatte, sich eine Larve, die Larve eines Fauns vor das Gesicht gebunden hätte. Denn wirklich — wie eine Halluzination überkam es sie — das Gesicht, das sich da über sie beugte, auf irgend einem Bilde — oder war es eine Bildsäule ge-

wesen — hatte sie einmal solch ein Gesicht gesehen, das eines Fauns, mit lüsternen Lippen, trunken blinzelnden Augen, mit Ohren, die nicht menschlich gerundet, sondern tierisch zugespitzt waren. Ein lähmendes Entsetzen fiel über sie her; alle Farbe erlosch in ihrem Gesicht; statt ihm, wie er befohlen hatte, mit dem Munde entgegenzukommen, sank sie, blöden Auges zu ihm emporstarrend, an die Lehne des Sessels zurück.

Laut lachend richtete Peter Aichschnitzer sich auf und kehrte an seinen Platz zurück. Der Vorgang hatte sich so rasch abgespielt, die Worte, die er zu ihr gesprochen, waren so leise geflüstert gewesen, daß niemand von der ganzen Gesellschaft dahinter gekommen war, was sich zwischen den beiden begeben, was er ihr gesagt hatte. Als man ihn jetzt so vergnügt lachen hörte, wußte man, daß er ihr irgend einen geistvollen Einfall anvertraut hatte, einen vermutlich so geistreichen, daß die etwas schwerfällige junge Frau im ersten Augenblick beinah erschreckt davon gewesen war.

Mit ungebrochener Energie riß Peter Aichschnitzer, sobald er sich gesetzt hatte, die Unterhaltung wieder an sich. Er wollte die Gesellschaft — daran war kein Zweifel, nicht vor Einbruch des späten Abends, womöglich der Nacht, auseinandergehen lassen. Und seine Absicht gelang; niemand vermochte sich dem Zauber der Stunde zu entziehen. Immer neue, immer edlere, duftigere, süßere Weine wurden aufgetragen. Wie ein unerschöpflicher Vulkan schleuderte der kleine, verwachsene Mann Geist. Iduna, die sich langsam erholt hatte, blickte mit stummem Staunen über den Tisch. Diese anmutig plaudernden Lippen, sprühenden Augen, dieser unermüdliche und nie ermüdende Wechselstrom von tiefgründigen und witzig hüpfenden Äußerungen -- als wenn der Zwischenfall von vorhin gar nicht geschehen, in seinem Leben gar nicht vorhanden gewesen wäre. Unwillkürlich fragte sie sich, ob sie es wirklich erlebt hätte, oder ob alles nur eine Sinnentäuschung, ein Traum, ein Spuk gewesen wäre.

Bis daß endlich die Stunde zum Aufbruch schlug und es ihr wie eine Last auf die Seele fiel, daß sie nun mit ihm gehen, mit ihm allein sein mußte. Aber er war so heiter, so zuvorkommend liebenswürdig, als er ihr beim Übernehmen ihrer Sachen behilflich war, daß sie — sie wußte kaum wie — plötzlich im Wagen neben ihm saß und mit ihm davonfuhr. Der Weg zur neuen Behausung war nicht weit; zur Unterhaltung kaum Zeit. Nach rascher, kurzer Fahrt hielt der Wagen an. Er half ihr beim Aussteigen. Hinter ihnen fiel die Haustür ins Schloß. Und dann kam die Nacht.

Ein Geheimnis im Leben des Menschen, ein immer wiederkehrendes, ist die Nacht. Immer wieder, wenn das Gespenst der Dunkelheit die Welt erstickt, wenn der Tag und die tröstliche Macht des Tageslichtes erlischt, werden wir zu fragenden Kindern, „was kommt nun?“ Ruhe oder Unruhe, Frieden oder Anfechtung?

„Was kommt nun?“ — Wenn je eines Menschen Seele von dieser Frage belastet, schier erdrückt gewesen war, so war es die von Iduna Schneideband, jetzt Iduna Aichschnitzer gewesen, als sich gestern abend die Pforte der neuen Behausung hinter ihnen geschlossen hatte.

Und jetzt war die Nacht vorüber. Der neue Tag war angebrochen; auf lautlosen Sohlen huschte er durch die Straßen der Stadt, mit grauen Augen

lugte er in die Fenster: „Was hat euch die Nacht gebracht?“ Auch in die Kammer blickte er, die Iduna sich zum Schlafgemach erwählt hatte. Eine Neuvermählte wohnte dort. Was also durfte er erwarten, der Späher, das er in der stillen, lauschigen Kammer erblicken würde? In die Kissen des Bettes geschmiegt ein von wunderbarem Erlebnis trunkenes Weib mit heißen, verschämten, glückselig lächelnden Wangen, vielleicht noch schlafend, und im Traume das Erlebte noch einmal erlebend, vielleicht auch schon wachend, und im Wachen dem zukünftigen Leben entgegensinnend? Von diesem allen fand der grauende Tag, als er in die Kammer hineinblickte, nichts. Das, was er sah, war eine Frau, die notdürftig verhüllt, mit allen Zeichen der Verstörtheit im Gesicht auf einem Stuhle neben dem Bette saß — und diese Frau war Iduna Schneideband, jetzt Aichschnitzer.

Denn in dieser Nacht war ihr etwas Schreckliches begegnet. — — — —

— —

Und nun, im fröstelnden Grau des neu herangebrochenen Tages saß sie auf dem Stuhl neben ihrem Bett und dachte an das, was eben gewesen war, und überlegte, was nun kommen und werden sollte. Von Überlegung konnte man kaum sprechen; ein einziger Gedanke übertäubte alle andern, das Bewußtsein, daß sie sich geirrt, wie ungeheuer sie sich geirrt hatte: von zwei Menschen hatte sie geträumt, die vom Verheiratetsein das nicht würden haben wollen, was die andern, sinnlichen davon haben wollen. In dieser Nacht hatte sie erfahren, daß der Mann ganz ebenso, vielleicht noch gewaltsamer haben wollte als alle andern. Ein Wort aus dieser Nacht tönte in ihrer Erinnerung nach: „Du bist meine Frau; was soll das heißen, daß du vor mir davonläufst?“ Sie schlang die Hände ineinander, die feinen, zarten Hände, aus deren Haut die Adern bläulich hervortraten, und rang sie. Was sollte werden aus dem allen? Denn mit zermalmender Wucht stand die Gewißheit in ihr auf, daß sie das, was er von ihr verlangte, ihm nicht geben konnte, niemals, niemals!

Nachdem sie wohl einige Stunden so gesessen hatte, raffte sie sich auf, um sich anzukleiden, und nachdem sie damit fertig geworden war, sagte sie sich, daß sie füglich nicht immer in der Kammer hier bleiben konnte. Mit klopfendem Herzen, denn ihr war so ungefähr zu Mut, als wenn ihr aus den Räumen, die sie betrat, wie aus dem Labyrinth des Königs Minos der brüllende Minotaurus entgegenkommen würde, — öffnete sie die Tür zum anstoßenden Zimmer. Alles war leer, alles war still. Behutsam ging sie weiter in das zweite Zimmer. Auch in diesem niemand und nichts. Nun aber blieb sie stehen; an diesen Raum grenzte das Arbeitszimmer ihres Mannes; in seinem Arbeitszimmer würde er sein. Fast eine halbe Stunde stand sie und wagte sich nicht weiter. Endlich, auf den Fußspitzen, leise schlich sie an die Tür und mit verhaltenem Atem, leise, leise drückte sie die Klinke herab. Geräuschlos, in einem Spalt tat die Tür sich auf; durch den Spalt vermochte sie hineinzusehen — da war er. An seinem Schreibtisch saß er und drehte ihr den Rücken zu. Regungslos verharrte sie an ihrem Fleck. Offenbar saß er schon lange dort, so tief in seine Arbeit versenkt, daß er von ihrem Kommen nichts gehört, daß er keine Ahnung hatte, daß sie hinter ihm stand. Sie sah

die dicken Bücher, die aufgeschlagen neben ihm lagen, sah, wie er Notizen darin und Auszüge daraus machte, wie er den Kopf aufstützte und nachdachte, dann zur Feder griff und an dem Manuskript schrieb, das vor ihm lag. So wie es ihr gestern beim Hochzeitsmahl ergangen war, erging es ihr wieder: der Fürchterliche, der Faun, hatte sich zurückverwandelt in das, was er wirklich war, in den ruhigen Mann des beherrschenden Geistes. Die Nacht mit ihren Erlebnissen verblaßte und versank wie ein Spuk und böser Traum; ihn so sitzen zu sehen in seiner Tätigkeit, das weckte alle Erinnerungen an das, was diese seine Tätigkeit ihr gegeben hatte. Sich sagen zu dürfen, daß sie doch von nun an als seine Frau berechtigt und berufen war, mitzutun an seinem Tun, der Gedanke ging ihr wie eine jähe, warme Flut über das Herz. Sie vergaß, was geschehen war, sie war wieder Maschine, die einem unausgesprochenen Befehl gehorchte — und plötzlich zuckte der arbeitende Mann im Sessel zusammen: Iduna war vor ihm niedergefallen; zu seinen Füßen lag sie auf den Knien, tränenüberströmt, die Hände zu ihm erhoben:

„Gestern abend beim Essen hast du gesagt, ich könnte dir etwas sein, ich könnte dir helfen bei deinem Werk, dich fördern in deiner Arbeit. Laß mich dir helfen! Laß mich dir etwas sein! Laß mich teilnehmen an deiner Arbeit! Ein Wort nur, ob du willst!"

Reizbar von Natur, war Peter Aichschnitzer es doppelt und dreifach, wenn er an der Arbeit saß. Eine Störung darin konnte ihn wütend machen bis zur Fassungslosigkeit. Heute nun saß er bereits seit Stunden am Schreibtisch. Gleich nach dem Aufstehen hatte er sich über seine neue Arbeit hergemacht. Auch ihm war heute morgen nicht gut zumute gewesen. Um zu vergessen, was sich in der Nacht begeben hatte, um nicht daran denken zu müssen, was nun aus der „blödsinnigen Geschichte" werden würde, hatte er mit wahrhaft rabiater Energie alle seine Gedanken auf die Schrift gelenkt, mit der er sich zu habilitieren gedachte. Endlich — denn von dem vielen Wein gestern hatte ihm auch der Kopf noch etwas gebrummt — war es ihm gelungen. Und jetzt, im Augenblick, als seine Arbeit ihn hinzunehmen, ihm fortzuhelfen anfing über Erinnerung und Grübelei, kam das. Diese Störung! Dieser — dieser Überfall! So krampfhaft waren seine Nerven gereizt, daß ihm alle Glieder zuckten, daß es einen Augenblick so aussah, als würde er das kniende Weib mit einem Fußtritt von sich stoßen.

Diese hysterische Person! Was wollte sie von ihm? In der Nacht hatte sie ihn halb verrückt gemacht durch ihren unweiblichen, unnatürlichen Widerstand, und jetzt, wo er eben angefangen hatte, sich von ihr zu erholen, kam sie wieder mit ihrem Gewinsel, ihren auswendig gelernten Blaustrumpf-Redensarten, und brach über ihn herein ohne anzuklopfen, ohne zu fragen. Das, was er von ihr verlangt hatte, was sie ihm hätte geben können, was ihm etwas gewesen wäre, wenn sie's gegeben hätte, das verweigerte sie. Statt dessen brachte sie ihm etwas, was er gar nicht haben wollte, gar nicht brauchen konnte, und drängte sich ihm damit auf. Denn was sollte das heißen, daß er sie teilnehmen lassen möchte? Teilnehmen an was? An seiner Arbeit? Wollte sie ihm helfen? Mit ihren Gedanken? Lächerliche Idee! Der Blaustrumpf ihm helfen! Weil er gestern in seiner Tafelrede gesagt hatte, sie

könnte ihn fördern? War sie so borniert, daß sie nicht zu unterscheiden wußte zwischen einer höflichen Redensart und der Wirklichkeit der Dinge? Sein Sekretär? Nicht wahr? Abschreiben seine Manuskripte? Diktieren sollte er ihr? Aber seine Handschrift war ja wie gestochen; die brauchte nicht ins Reine geschrieben zu werden. Diktiert hatte er noch nie im Leben, würde es auch niemals tun. Einen Sekretär also brauchte er nicht; alles, was sie ihm geben wollte, brauchte er nicht. Ungestört wollte er sein, allein, und für sich. Was wollte sie an seiner Seite, was wollte sie überhaupt in seinem Leben, wenn sie nur seine „Freundin", nicht seine Frau sein wollte? Was wollte, was wollte sie?

Mit einem Gesicht, das durch die ärgerlichen Gedanken, die ihn bewegten, zerknittert und zerknüllt war wie gehacktes Blei, sah Peter Aichschnitzer auf die Kniende herunter:

„Wenn man mich fördern will in meiner Arbeit, so gibt es dazu nur eine Methode: daß man mir keine Szenen macht und mich in meiner Arbeit ungestört läßt."

Wie Blei sah sein Gesicht aus, wie Eisen klang seine Stimme. Als Iduna seine Worte vernahm, hob sie das Haupt auf; sie sah ihn nicht an, sondern an ihm vorbei, als käme ihr von irgend woher plötzlich eine Erklärung für Dinge, die sie nicht verstanden hatte. Lautlos stand sie vom Boden auf, drehte sich, indem ihre Augen immer vermieden, den seinigen zu begegnen, um, und rasch, rasch, rasch ging sie hinaus. Dabei sah die Bewegung, mit der sie ging, ganz sonderbar aus, als wenn die schlanke Gestalt den Halt verloren hätte, als wenn sie schwankte, beinah flatterte, wie die Bewegung eines Menschen, der einen Schuß in die Seite bekommen hat und in Hast und Eile noch die paar Schritte bis zu dem Orte macht, wo er zusammenbrechen kann. — Den ganzen übrigen Tag sahen sich die beiden nicht mehr. Peter Aichschnitzer hatte sich wieder in seine Arbeit getaucht. Zum Mittagessen ging er in die Stadt, dahin, wo er als Junggeselle immer hingegangen war. Iduna aß überhaupt nicht; sie fühlte, daß sie nicht heut, daß sie vielleicht niemals mehr würde essen können. Vom Augenblick an, da sie sein Zimmer verlassen, hatte sie eine Empfindung, als wenn etwas in ihrem Innern aufstiege, das sich wie eine kommende Krankheit anfühlte, wie eine schwere, ein Nervenfieber. Im Laufe des Tages verstärkte sich das Gefühl, und am nächstfolgenden Tage mehr und immer mehr. Früh am Morgen des übernächsten Tages fand Peter Aichschnitzer, als er an seine Arbeit trat, einen offenen Brief auf dem Schreibtisch:

„Ich fühle, daß ich krank werde. Ich will Dir mit meiner Krankheit nicht zur Last fallen. Ich verreise. Leb wohl. Iduna."

Als er das las, fuhr der Mann zusammen: Sie — verreiste? Wohin? Ein Ort war nicht genannt. Sollte das etwa heißen —? Wenn man hätte sagen wollen, daß er bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit Schmerz empfunden hätte, so wäre das zu viel gewesen, aber störend wäre es ihm gewesen, über alle Maßen. Grade jetzt, wo er in der wichtigen, wichtigsten Arbeit seines Lebens steckte! Er stürmte in ihr Wohnzimmer, in ihr Schlafzimmer — alles leer. Bei ihrer Jungfer wollte er sich erkundigen — die

Jungfer war fort; ihr kleines Zimmer war ausgeräumt. Es schien also wirklich wahr, daß sie abgereist war; die Jungfer, eine alte Dienerin Idunas, die ihrer Gebieterin in die neuen Verhältnisse gefolgt, war offenbar mit ihr gegangen. Einigermaßen beruhigt, ging er noch auf das Bodengelaß, wo die Koffer aufbewahrt wurden — richtig — ihre Koffer waren nicht mehr da. Er hatte sich vorgestern und gestern nicht um seine Frau gekümmert; offenbar hatten die beiden in aller Stille gepackt. Also war sie wirklich abgereist? Wohin? Das hatte sie nicht gesagt, das konnte ihm auch gleichgültig sein, war ihm auch gleichgültig; nachgereist wäre er ihr ja doch nicht. Jedenfalls war das eine, was er einen Augenblick befürchtet hatte, das Störende nicht erfolgt. Das war die Hauptsache. Nun konnte er wieder ruhig werden. Und er wurde ruhig. „Daß sie krank würde", hatte sie geschrieben. Das fühlte sie? Es würde wohl so schlimm nicht sein. Wahrscheinlich nur eine Redensart, die sie als Vorwand für ihre Abreise gebraucht hatte.

Nun war ja eigentlich alles wieder, wie es vorher gewesen war, er, sozusagen, wieder Junggeselle; niemand störte ihn mehr; er konnte arbeiten, arbeiten, arbeiten.

Beinah lachend setzte er sich an seinen Schreibtisch, und von diesem Augenblick an, Tag ein, Tag aus, Wochen und Wochen lang, grub er sich in seine Arbeit, wie ein Hamster in seinen Bau.

Von Iduna verlautete nichts. Sie war wie ausgelöscht. Ob sie gesund, ob sie krank war? Ob er angefragt haben würde, wenn er gewußt hätte, wo er sie zu suchen hatte? Jedenfalls wußte er es nicht, also konnte er nicht anfragen, sondern in seinem schweigsamen Gelaß sitzen, studieren und arbeiten. Endlich, nach Verlauf einer Reihe von Wochen kam ein Brief. Nicht von ihrer, sondern von einer unbekannten, allem Anschein nach männlichen Hand. Unbekannt, wie die Handschrift, war ihm auch der Name des Aufgabeorts, den er aus dem etwas undeutlichen Poststempel entzifferte. Daß der Ort in der Mark lag — soviel brachte er heraus.

Nachdem er den Umschlag geöffnet, las er folgendes:

„Ew. Hochwohlgeboren

beehre ich mich als Gutsnachbar Ihrer Frau Gemahlin zu benachrichtigen, daß Ihre Gattin lange Zeit hindurch schwer, sehr schwer krank gewesen ist. Als sie sich niederlegte, hatte sie ausdrücklich befohlen, Ihnen keine Nachricht zu geben, und nur, falls sie sterben sollte, Sie von ihrem Tode in Kenntnis zu setzen. Dies der Grund, warum Sie heut erst, und eigentlich ohne Wissen und Wollen Ihrer Frau Gemahlin, Nachricht erhalten. Da ich nämlich erfahren habe, daß Sie nicht wußten, wo Ihre Frau Gemahlin diese Zeit über sich aufgehalten und darum annehmen muß, daß Sie in Sorge gewesen sind, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen heute mitzuteilen, daß die Gefahr überwunden ist und die Kranke sich auf dem Wege zur Besserung befindet. Ob ich Ihnen einen Besuch bei ihr in nächster Zeit empfehlen soll, lasse ich dahingestellt, weil ich glaube, daß Aufregungen bedenklich sein würden.

Hochachtungsvoll" —

als Unterschrift folgte ein adliger Name, den er nie gehört hatte.

Als Peter Aichschnitzer dies gelesen hatte, kam ihm der Augenblick in Erinnerung, als Iduna von den Knien aufgestanden und aus seinem Zimmer gegangen war, mit den Bewegungen eines Menschen, der einen Schuß in die Weichen bekommen hat. Also war es doch keine Redensart gewesen, daß sie sich unwohl fühlte. Und nur für den Fall, daß sie stürbe, sollte er ihren Tod erfahren, von ihrem Kranksein nichts. Warum? Nur damit er durch keinen Gedanken in seiner Arbeit gestört würde? So schien es. Und sie hatte ihre Absicht erreicht: er war wirklich nicht gestört worden. Langsam legte er den Brief aus der Hand — merkwürdiges Geschöpf — wie rasend hatte ihr Leib sich gegen ihn gesträubt, wie eine Magd ihre Seele ihm zu Füßen gelegen, wie ein lautloser Schatten wich sie aus seinem Wege, löschte sich aus, nur damit sein Geist in Ruhe blieb. Ein menschliches Wesen, das nur von der Seele wußte und zugrunde ging, wenn man von ihm verlangte, daß es auch einen Leib besitzen sollte. Und das nicht im asketischen Mittelalter, sondern im materialistischen zwanzigsten Jahrhundert!

Schweigend sann er vor sich hin; früher wäre ihm das alles lächerlich erschienen, greulich gewesen. Unverständlich war es ihm auch heute noch. Aber, wenn sie gestorben wäre, so würde sie an ihm gestorben sein — zum erstenmal überkam ihn so etwas wie ein Gefühl, daß es ihm lieb war, daß sie nicht gestorben war.

Dann nahm er einen Briefbogen, um mit ein paar höflichen Worten zu danken. Ob er seinen Besuch für später in Aussicht stellen sollte? Lieber nicht. Besser war's, wenn er eine etwaige Wiederannäherung ganz ihr überließ. Ob sie wiederkommen würde? Ob er es wünschte? Eigentlich fühlte er sich in seiner Junggesellenfreiheit wohler, denn je. Und über die blieb er Herr, wenn er sich durch keine Versprechungen band.

Als er die Adresse auf den Umschlag setzte, mußte er den Namen des Briefschreibers — Buchstaben für Buchstaben nachschreiben. Ein Glück, daß er deutlich geschrieben war, sonst hätte er den unbekannten Namen nicht zusammengefunden. Einen Gutsnachbarn Idunas nannte er sich — hatte er nicht irgend bei einer Gelegenheit einmal von solch einem gehört? Ja — jetzt fiel es ihm ein: Die Pensionsvorsteherin hatte ihm erzählt, daß ein junger Gutsnachbar Idunas sich einmal um ihre Hand beworben und daß sie ihm den Korb gegeben hatte. Ob das derselbe war, von dem der Brief hier kam? Ein Sportsmann wäre es gewesen, so hatte die Pensionsmutter erzählt, beinah ein Athlet, und darum eben hätte Iduna ihn abgewiesen. Eigentlich konnte es Peter Aichschnitzer ja völlig gleichgültig sein, dennoch — sonderbar — beschäftigte und beschäftigte ihn der Gedanke, ob der Verfasser des Briefes und der abgewiesene Freier ein und dieselbe Person sein möchte. Wenn es so war, dann mußte der Mann die Frau wirklich geliebt haben, liebte sie wohl am Ende noch? Denn durch die höflich zurückhaltenden Worte atmete etwas, wie eine unterdrückte Glut. Man hörte dem Briefe an, daß der Verfasser sich um die Frau geängstigt, daß er, während sie vielleicht bewußtlos gelegen, für sie gesorgt, sich um sie bemüht hatte. Darum war es ihm ein Bedürfnis gewesen, sobald er die Macht der Krankheit gebrochen und Iduna außer Gefahr gesehen, seiner Freude Ausdruck zu geben. Darum hatte

er geschrieben. Darum hatte er, seinem eigenen Empfinden entsprechend, angenommen, daß auch der Gatte sich in Sorgen befunden haben müsse. Wenn Peter Aichschnitzer bedachte, wie völlig diese Annahme an der Wirklichkeit vorbeischoß, wie so gar nicht er sich gesorgt hatte, so hätte er lächeln können. Aber sonderbar — er lächelte nicht. Seine Sinnlichkeit war roh, sein Verstand äußerst fein; er begriff, was da vorging: dieser unbekannte Mann, der von der Frau verschmäht worden war, liebte die Frau noch immer, und obgleich er sich sagen mußte, daß sie ihm durch ihre Verheiratung für immer verloren war, jauchzte er bei dem Gedanken auf, daß sie am Leben bleiben würde. Das nennt man selbstlose Liebe.

Adlig war der Name — Peter Aichschnitzer sagte sich, daß hinter dem adligen Namen ein adliger Mensch stand. Und diese Frau, die ihm so wertlos gewesen war, so wertvoll konnte sie für einen andern sein? Sonderbar. Wie der Reflex des Sonnenlichts, das von den Fenstern eines Hauses gegenüber in der Straße in unser im Schatten liegendes Zimmer geworfen wird, so kam die Liebe dieses fremden Mannes und breitete etwas wie Reiz um Idunas, ihm bis zu diesem Augenblick so reizlose Gestalt. Nicht, daß es ihn eifersüchtig gemacht hätte, dazu reichte es nicht, aber, daß er sie in guter, aufmerksamer Pflege wußte — wahrhaftig, es war ihm lieb.

Es war ihm lieb, denn nun hatte er wieder Ruhe, und nun fing er wieder zu arbeiten an. Mit der nämlichen Energie, wie zuvor, aber nicht mehr so verbissen, nicht mehr so, wie er diese Wochen über gearbeitet hatte, als wenn er in einem Schacht, fern von aller Menschlichkeit säße. Denn jetzt, indem er las und schrieb und studierte, ging ihm allmählich ein Empfinden auf, von dem er sich anfangs kaum Rechenschaft zu geben wußte, weil er etwas Ähnliches nie gefühlt hatte, als wenn er nicht mehr so weltenöde, einsam wäre, wie er es bisher gewesen war. Immerfort war jetzt etwas Unbekanntes, Unsichtbares bei ihm, das ihm zusah, wie er die Folianten aufschlug und wie er nachdachte, das ihm zuhörte, wenn seine Feder auf dem Papier knirschte. Stand es hinter ihm? Neben ihm? Es war eben unsichtbar, er konnte es nicht sagen. Aber ganz in der Ferne hielt es sich, ganz lautlos, kaum atmend, damit es ihn nicht störte, nur nicht störte.

Und merkwürdig, während früher solch ein Bewußtsein ihn nervös gemacht, zur Wut getrieben haben würde, war es ihm jetzt nicht störend, nicht unlieb, beinah angenehm; denn ganz deutlich fühlte er, wie das unsichtbare Etwas, das wie ein blutloser Schatten hinter ihm stand, vor stiller Wonne zitterte, indem es ihn arbeiten sah, wie es sich aus diesem Anblick Lebensblut trank. Früher, wenn er geschaffen und geschrieben hatte, war es wie das einsame Gebrüll eines Wüstentieres gewesen, das seine Stimme nur ausgehen läßt, um seinem eigenen wilden Empfinden Luft zu machen — jetzt hatte sich der menschenfeindliche Monolog in ein Zwiegespräch verwandelt; jedes Wort, das er vorbrachte, jeder Satz wurde von dem unsichtbaren Zuhörer aufgenommen, und nicht aufgenommen nur, sondern ins Herz genommen.

So stark überkam ihn die neue, fremdartige Empfindung, daß er aufatmend sich im Sessel zurücklehnte. Mußte er fragen, wer der unsichtbare Zuhörer war? Wußte er nicht, daß es eine Zuhörerin, und wer die Zuhörerin

war? Seine rauhborstige Männlichkeit hatte bisher jede Einwirkung weiblichen Geistes schroff abgewiesen — zum erstenmal im Leben ging ihm eine Ahnung von der seelenlösenden, lebenfüllenden Macht auf, die Teilnahme des weiblichen Geistes für den Mann bedeutet.

Die Folge von dem allen war, daß, während er mit einer Art von grimmer Wütigkeit zu arbeiten begonnen hatte, er allmählich mit Freudigkeit zu arbeiten fortfuhr. Und dieses wieder brachte die Folge mit sich, daß, als er nach abermals einer Reihe von Wochen die Arbeit abschloß und das Geschriebene überlas, er sich sagen durfte, daß ihm noch nie ein so lichtvolles, ausgereiftes, glänzend stilisiertes Werk gelungen war. Tief atmete er auf, und indem er zum Fenster hinaussah — es kam ihm vor, als geschähe es seit Wochen zum erstenmal —, gewahrte er, daß es inzwischen Frühling geworden war und die Kastanien in Blüte standen. Wie wohlig die Luft ging! War es nur das entlastende Bewußtsein, daß er eine große Arbeit hinter sich gebracht, oder hatte er neue Sinne bekommen, daß er den Zauber des neu erstehenden Lebens mit einem Behagen einsog, wie nie zuvor?

Ein abenteuerlicher Gedanke sprang in ihm auf: er wollte zu Iduna hinausfahren. Trieb ihn Sehnsucht? Kaum zu sagen — eigentlich nur ein unbestimmter Drang. Wollte er sie sprechen? Was wollte er mit ihr sprechen? Kaum zu sagen. Eigentlich nur die Frühlingsfahrt, die ihn lockte, und der Gedanke, die Örtlichkeit kennen zu lernen, wo das herkam, das merkwürdige Geschöpf. Daß Idunas Gut Eisenbahnstation war, daß er in kaum anderthalbstündiger Fahrt die Station erreichen konnte, das alles hatte er inzwischen festgestellt. Heute war es zu spät, aber wenn morgen solches Wetter sein würde, wie heut, dann morgen.

Und am andern Tage, der vielleicht noch schöner war, als der vorhergehende, saß er in der Eisenbahn.

Um die Mittagsstunde langte er an. Das Bahnhofsgebäude stand einsam in der einfachen Landschaft. In der Ferne drüben erhoben sich die Dächer eines Dorfes und seitwärts von diesem die Wipfel dichtbelaubter Bäume. „So recht ein märkischer Park", stellte Peter Aichschnitzer für sich fest, und daß es der Schneidebandsche war, erfuhr er auf seine kurze Frage.

Ein breitausgefahrener Weg, der wie ein Sandstrom vom Dorfe bis an die Station floß, deutete an, wie man zu gehen hatte. Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt zweigte ein Fußsteig ab, nach links hinüber, zum Park. Eine eigentliche Umfriedung hatte der Park nicht; offen mündete er ins Feld. Dem Fußsteig, der ringsherum lief und gewissermaßen die Grenze bildete, folgte Peter Aichschnitzer. Was er tun, was er sagen, wie er sein plötzliches Erscheinen erklären wollte, wußte er noch immer nicht; gesenkten Hauptes ging er vor sich hin, den Frühlingsduft der frisch umgeworfenen Ackererde einatmend, in einer Art von Neugier, wohin der Weg ihn führen, was aus dem allen werden würde. Jetzt lenkte der Pfad in einem Bogen nach rechts herum — durch die Bäume hindurch wurde das herrschaftliche Haus sichtbar, ein altmodisches, einstöckiges Gebäude, mit rotem, von der Zeit grünlich gefleckten Ziegeldach. Und nachdem er einige Schritte darauf zugegangen war, blieb der Wanderer stehen; hier entdeckte er Menschen: auf dem

Vorplatz vor dem Hause, nach Art einer hochstämmigen Laube geordnet, stand ein Rund von rot blühenden Kastanien. Unter den Bäumen war ein Gartentisch aufgestellt, um den Tisch herum Stühle, und in diesen Stühlen saßen Menschen, zwei, eine Frau und ein Mann. Die Frau war diejenige, die er seine Frau nannte, Iduna; den Mann, der ihr Gesellschaft leistete, kannte er nicht. Er mochte dreißig Jahre alt sein, hatte einen dunkelblonden Vollbart und ein noch jugendliches, aber eigenartig ernsthaftes Gesicht. Daß es regelmäßig geformt war, dieses Gesicht, dazu auffallend blaß, und daß es einen Ausdruck zeigte, als wenn der Mann Schmerzen ausgestanden hätte, vielleicht jetzt noch ausstand, das bemerkte Peter Aichschnitzer.

Er stand in einiger Entfernung, hinter einem Buchenstamm, der ihn vor den beiden verborgen haben würde, wenn sie zu ihm hingeblickt hätten. Aber sie blickten nicht zu ihm, sie waren miteinander beschäftigt, so angelegentlich, wie es schien, daß sie für nichts andres Gedanken hatten. Die Hände im Schoß, die Schultern mit einem gehäkelten Tuche bedeckt, saß Iduna, im Korbstuhl zurückgelehnt. Eine Handarbeit hatte sie nicht vor; sie hörte zu, dem, was der andre ihr vorlas. Nicht aus einem Buche las dieser, sondern aus einem Manuskript, das auf dem Tische vor ihm lag. Und dieses Manuskript hatte eine seltsame Gestalt: wie ein Berg von aufeinander gehäuften einzelnen Blättern sah es aus. Langsam hob der Vorleser ein Blatt nach dem andern ab, und Satz für Satz trug er der Zuhörerin den Inhalt vor. Was es war, was er las, konnte Peter Aichschnitzer nicht verstehen; die Entfernung war zu groß; aber der Inhalt schien ihnen Schwierigkeiten zu bereiten, das sah man den nachdenklichen Gesichtern der beiden an, und ihrem offenbaren Bemühen, das Vernommene zu verstehen.

Lange, und ohne sich zu langweilen, obschon das Bild keine Abwechselung bot, stand Peter Aichschnitzer auf seiner Lausche. Der tiefe Sonnenmittag, die laue, von herbem Frühlingshauch durchwürzte Luft, das Gebaren der zwei Leute, das mit seiner Friedsamkeit so eigentümlich in den allgemeinen Frieden hineinpaßte, erfüllte ihn mit dem leidenschaftslosen Wohlgefühl, mit dem ein Mensch einem Vorgange zusieht, an dem er nur mit den Augen teilzunehmen braucht, ohne sich innerlich dazu stellen zu müssen. Diese Frau, die er da sitzen sah, daß es doch eigentlich seine Frau war — wie in einem Dämmer verschwamm ihm das, so daß er es beinah vergaß.

Jetzt aber begannen die bisher regungslosen Wipfel der Kastanien sich zu regen; ein leiser Wind schauerte durch ihren Blättermantel zu dem Tische herab, an dem die beiden Menschen saßen. Die Luft wurde um einen Hauch kühler. Sobald der Vorlesende das empfand, legte er das Blatt, aus dem er las, aus der Hand und sah mit besorgtem Blick zu Iduna hinüber. Er schien eine Frage an sie zu richten — was er sagte, blieb unverständlich — die Iduna mit einem leichten Achselzucken verneinte. Gerade auf ihren Schultern aber, die ihm mit dem gehäkelten Tuch wahrscheinlich zu leicht bekleidet erschienen, blieb sein sorgender Blick haften; er nahm die Vorlesung nicht wieder auf, vielmehr erhob er sich, um ins Haus zu gehen. Indem der Mann langsam, mit einer gewissen Mühseligkeit vom Stuhle aufstand, sah Peter Aichschnitzer, daß er hoch, geradezu prachtvoll von Gestalt war. Im

nämlichen Augenblick aber sah er noch ein zweites: die mächtige Gestalt ging lahm. Auf zwei Stöcke gestützt, bewegte sich der Mann langsam, beinah schleppend zum Hause hin — der Sportsmann, der Athlet war kein Athlet mehr. Offenbar war er bei einer Fahrt, oder einem Ritt, zu Fall gekommen und lahm geworden. Mit einer Empfindung, die er sich kaum zu deuten wußte, schaute Peter Aichschnitzer hinter ihm drein; dabei gewahrte er, wie auch Idunas Blick mit einem Ausdruck sinnender Rührung ihm nachging.

Einige Zeit darauf kam der Mann zurück, einen dicken Plaid über dem Arm, und nun war es merkwürdig anzusehen, wie er mit einer schier brüderlichen Aufmerksamkeit die zarten Schultern der Frau in das wärmende Kleidungsstück einwickelte, wie die Frau mit wortlosem Lächeln zu ihm aufblickte. Er setzte sich wieder, er nahm das Papier zur Hand, um die unterbrochene Vorlesung fortzusetzen — aber es kam nicht dazu. Die Temperatur, die immer kühler wurde, dünkte ihm jedenfalls nicht mehr geeignet für seine Pflegebefohlene. Abermals stand er auf; man sah, wie er ihr freundlich vermahnend zuredete, und wie sie nachgab. Und nun legte er das dickleibige Manuskript Iduna in den Schoß; von einem daneben stehenden Stuhle nahm er einige Bücher auf, die dort gelegen hatten, und packte sie zu dem Manuskript. Wie über einem Schatz breitete Iduna über dem Papier und den Büchern die Hände aus, dann trat der Mann hinter ihren Stuhl — Peter Aichschnitzer wurde jetzt erst gewahr, daß sie in einem Rollstuhl saß — und vorsichtig begann er, sie zum Hause hinüber zu schieben. An der Eingangspforte machte er halt. Manuskript und Bücher hob er von ihren Knien und trug sie ins Haus; dann kam er zurück und war ihr behilflich, aus dem Stuhle aufzustehen. Er streckte die Hände nach ihr aus, ohne sie zu berühren, mit einer so keuschen Zurückhaltung, daß es aussah, als wäre es ein zerbrechlicher, ein beinah heiliger Gegenstand, mit dem er umging. Iduna legte ihre Hände auf seine starken Unterarme, und so gestützt erhob sie sich. Sie war noch schwach auf den Füßen; ein Wanken ging durch ihre Gestalt; mit einer raschen Bewegung weitete der Mann den Arm um sie, und wie kraftlos sank sie in seinen Arm.

Und also, Leib an Leib, Schritt für Schritt für Schritt, gingen die beiden ins Innere des Hauses — und verschwanden. Einen Augenblick noch, bevor sie für ihn unsichtbar wurden, hatte Peter Aichschnitzer Idunas Antlitz zu sehen vermocht; eine Glut war darüber gebreitet, ein Ausdruck in ihren Augen, wie er ihn nie gekannt; indem sie in den Arm und an die Brust des Führers sank, war etwas wie ein zärtlicher Schauer über ihre Gestalt gerieselt.

Und nun waren sie verschwunden, das friedsame Bild erloschen. Als wenn er einen Traum geträumt hätte, blickte Peter Aichschnitzer auf die Stelle, wo sie eben noch gesessen hatten und jetzt nicht mehr waren.

Seine erste Regung war, ihnen nachzugehen, vor sie hinzutreten und der Frau zu sagen: „Hier bin ich, dein Mann, und ich komme, meine Rechte geltend zu machen.“

Im Augenblick jedoch, als er seinen Platz verlassen wollte, wurzelte ihm der Fuß am Boden, und er konnte nicht gehen. Der Blick, den er soeben in den Augen der Frau gesehen hatte, dieser aus Ängsten, Not und Bedrängnis aufatmende Blick, wie würde sein Ausdruck werden, wenn er plötzlich vor ihr

erschien? Das Bild kam ihm wieder, als sie an der Wand ihres Schlafzimmers vor ihm gestanden hatte, an die Wand gedrückt, wie ein armes, verfolgtes Tier, das keinen Ausweg mehr sieht, ihn mit den hilflosen Augen anflehend: „Laß mich, laß mich!“ Sollte sich das wiederholen? Und es würde sich wiederholen, wenn er sie jetzt hinweg riß, die gequälte Frau, aus dem Asyl, in das sie sich geflüchtet hatte. Sie würde ja wohl folgen, o ja, denn sie war ein adliges Geschöpf, und adlige Menschen sind pflichttreu, würde ihm folgen, weil er vom Standesbeamten das Recht zugesprochen erhalten hatte, ihr das zu befehlen. Und an seinem Recht würde sie dann wieder krank werden und an der Krankheit sterben.

Peter Aichschnitzer erhob das Haupt — über ihm der blaßblaue Himmel, um ihn her die mageren Äcker der Mark, mit dem Schweiß der Mühsal zu kärglicher Fruchtbarkeit gedüngt — alles, was ihn umgab, predigte ihm ein Wort, das Schicksalswort „Resignation“. Es war ein allgemeines Schicksal, nicht sein eigenes allein. Wer sich einem allgemeinen Zustande unterworfen fühlt, braucht nicht mehr dagegen aufzubäumen, kann sich beruhigen. Er wurde ruhig. Wahnsinn war es gewesen, daß er diese Ehe eingegangen; Verbrechen wäre es gewesen, wenn er mit dem Weibe fürderhin zusammen hätte leben wollen. Seine Seele tat die Augen auf, und er erlebte einen Augenblick, wie er selbstloser in seinem ganzen bisherigen Leben nicht gewesen war, in seinem ganzen zukünftigen nicht wiederkehren würde. Das fühlte, das wußte er mit einem Male. Wenn er diesen Augenblick versäumte, dann gab er den finsteren Gewalten den Eintritt wieder frei, dann ging das Weib an seiner Seite zugrunde, und mit ihr vielleicht er selbst. Denn die finsteren Gewalten schwiegen in diesem Augenblick, aber sie waren nicht tot. Sollte ihr Zusammenleben nun darin bestehen, daß er ihr Gesicht belauerte, ob jemals, wenn sie mit ihm verkehrte, die holde Glut wieder darüber hingehen würde, die er in ihrem Gesicht wahrgenommen hatte, als sie zu dem andern aufsah? Eifersucht auf diesen andern, sollte das fürderhin der Inhalt seines Lebens sein?

Auf diesen andern, der für seine Frau gesorgt, sich um sie geängstigt hatte, während er an seinem Schreibtische gesessen und mit keinem Gedanken an sie gedacht hatte? Auch zur Eifersucht muß man ein Recht haben — hatte er eins? War es etwas andres als nur verletzte Eitelkeit, wenn er sich sträubte, die Frau hinzugeben? Und wie erbarmungslos hatte er in seinem kritischen Amt über fremder Eitelkeit zu Gericht gesessen!

Ein Seufzer stöhnte in ihm auf. Denn freilich, etwas, das er gestern noch nicht gewußt hatte, wußte er jetzt, daß in diesem spröden Weibe doch ein Kern war, der warm werden konnte, wenn er nur in das richtige Klima kam. Das hatte er jetzt eben erfahren, als er gesehen, wie lieblich sie zu erröten vermochte, wenn sie liebte. Und noch einmal ging das Bild und der Eindruck an ihm vorbei, mit dem das Bild auf ihn gewirkt hatte. Dabei kamen ihm auch die Bücher wieder in Erinnerung, die der Mann vom Stuhle aufgenommen und ihr mit dem Manuskript in den Schoß gelegt hatte. So bekannt waren sie ihm vorgekommen — und jetzt mußte er lächeln: kannte

er seine eigenen Bücher nicht mehr? Was es mit dem Manuskript für eine Bewandtnis hatte, wußte er nicht; aber wie sie über Manuskript und Büchern die Hände ausgebreitet hatte, schützend, wie über einem teueren Gut, das hatte er gesehen, sah er im Geiste noch einmal.

Fast ohne zu wissen, was er tat, neigte er das Gesicht zu dem Baume, an dem er noch immer stand. Wie eine glatte, weiche Haut umschloß die Buchenrinde den Stamm. Ihm war, als hätte er ihre Hände vor sich, diese glatten, zarten, weißen, die ihn so merkwürdig gerührt hatten, als sie sich über seine Bücher breiteten. So voller Verzweiflung hatten diese Hände sich gegen seine Umarmung gewehrt — so voll Zärtlichkeit umfingen sie seine Seele, so voll Liebe, voll Liebe.

Ein Gedanke überkam ihn, der ihm noch nie gekommen war: pathologische Studien hatte er an diesem Weibe machen wollen, Erfahrungen sammeln über ein hysterisches Seelenleben — jetzt machte er eine Erfahrung, eine, über die er gestern noch in seiner grobsinnlichen Empfindungsweise gehöhnt haben würde: daß es zwischen Mann und Frau ein geistiges Verhältnis geben kann, ein Verhältnis, aus dem der Mann Gewinn und Glück schöpft, und daß es zugrunde und verloren geht, wenn die Leiber dazwischen kommen.

Er richtete sich auf, er fühlte, daß plötzlich etwas in ihm klar geworden war, daß sich etwas entschieden hatte. Er wollte fort, fort und nie wiederkommen, nie wiedersehen wollte er die Frau. Mochten sie zusammen bleiben, die beiden, unter dem alten, grünlich gefleckten Ziegeldach, zusammen bleiben und miteinander verwachsen — er würde sie nicht hindern. Scheiden lassen wollte er die sträfliche Ehe, die zwischen ihm und Iduna Schneideband gewesen war. Wenn er sich das Lebensgut erhalten wollte, das diese Frau plötzlich für ihn geworden war, dann durfte es nicht anders sein, dann mußte die Entfernung zwischen ihnen sein, zwischen ihren Leibern der körperliche Raum.

Einen letzten Blick schickte er zu dem Hause hinüber, einen letzten Gedanken, dann wandte er sich um, und langsam begann er den Weg zurückzuwandern, den er gekommen war.

Als er die Station erreichte, war der Zug bereits angekündigt, der ihn nach Berlin zurücktragen sollte. Bald würde er nun wieder zu Hause sein, in seinem schweigsamen Gelaß, an seinem Schreibtisch. Und dann — was kam alsdann? Wieder die Gletscherhöhle der Einsamkeit, in der er gelebt hatte? Ja freilich, wo tat sich eine andre Zukunft für ihn auf? Aber ein Gefühl war in ihm, als wenn in seinem Innern eine Wärme entstanden wäre, die früher nicht gewesen war, und die ihn vor dem Erfrieren bewahren würde. Zu einem Bedürfnis war seine Seele erwacht, von dem sie früher nichts gewußt hatte, und zu der ersten Erfahrung, die er heute gemacht hatte, kam eine zweite: daß Seelenbedürfnisse den Menschen nicht ärmer machen, sondern reicher.

Ein Brief Wilhelm von Humboldts über Schiller.

Von
Albert Leitzmann.

I.

„Es könnte mir nicht leicht jemand zu glänzende Farben auftragen, wenn von einer Schilderung seines Wesens die Rede wäre; aber doch fühle ich, auch ohne den Enthusiasmus gesprochen, den ich in mir berge, daß nur wenig Menschen über Schiller sprechen können und es würdig sind." Diese Worte aus einem Briefe von Schillers Witwe Charlotte an den Freund und Verleger Cotta drücken die Stimmung aus, die den engsten Freundeskreis des Dahingegangenen nach seinem schmerzlichen frühen Tode auf Jahre hinaus beherrscht hat. Bei Goethe, bei Wilhelm v. Humboldt, bei Christian Gottfried Körner, bei Karoline v. Wolzogen, überall begegnet uns, wenn das Bild des großen Toten vor den Augen der wehmütigen Erinnerung wieder und wieder lebendig wird, nur in Kraft und Farbe abgestuft nach den Persönlichkeiten, die gleiche fromme Scheu, es werde, wenn man öffentlich von Schiller rede, gewissermaßen ein Heiligtum entweiht. Den lebendigen Trieb zwar, ja zuweilen sogar das Gefühl einer gewissen Verpflichtung gegen Mit- und Nachwelt, aus eigenster intimer Kenntnis von dem Freunde und von seiner gewaltigen Wirkung zu zeugen, sehen wir früh schon in diesem Kreise sich aussprechen, den das gemeinsame Gedächtnis Schillers für den Rest des Lebens eng verknüpft hielt. Jene Scheu aber wurde erst sehr spät gänzlich überwunden.

Goethe war der erste, der eine allgemeine Würdigung Schillers versuchte. Auch ihm konnte Schiller, mit dem er die Hälfte seines Daseins verloren zu haben bekannte, nicht anders „lebig werden" als kolossal. Wie aus Danneckers ernstem Steinmonument schauen uns aus seinen über jede Beschreibung schönen und ergreifenden Versen die menschlichen und doch überirdischen Züge, befreit von der Angst des Irdischen, in hoher Majestät entgegen. Wir sind gewohnt, diese Verse als „Epilog zu Schillers Glocke", aber leider nicht in der ursprünglichen Gestalt zu betrachten, wie sie im Sommer

1805 in der Lauchstedter Einsamkeit niedergeschrieben wurden. Zuerst sollten sie, wie uns Max Morris scharfsinnig erkennen gelehrt hat, an einer viel weiter sichtbaren und in jedem Betracht bedeutenderen Stelle stehen, in dem gewaltigen Plane einer verklärenden Apotheose Schillers, deren Skizzenblätter aus eben jenem Sommer uns erhalten sind, als Gedächtnishuldigung des deutschen Vaterlandes für seinen größten Sohn. Warum dieser Plan nicht zur Ausführung kam, soll uns hier nicht beschäftigen. Goethes monumentale Stanzen mit ihrem warmen, aus dem tiefsten Grunde der Gefühle genährten Pathos, dem der schwere, würdige Schritt des ernsten Versmaßes harmonisch zur Seite geht, zeichnen Schillers Bild mit wunderbarer Wahrheit und Tiefe. Freilich lernt man erst durch längeres und eingehenderes Studium des Gedichtes diese reich quellende, an manchen Stellen sich drängende und fast überstürzende Gedankenfülle geistig ganz durchdringen, und nur sehr genaue Kenntnis beider Dichter dürfte ohne Kommentar ein restloses Verstehen seiner einzelnen Teile vermitteln können.

Während Goethe hier im höchsten Sinne die Summe von Schillers Existenz zog, lebte in dem ältesten seiner Freunde, in Körner, der von Schillers Witwe Charlotte freudig begrüßte Gedanke auf, durch eine würdige Ausgabe seiner sämtlichen Schriften seinem Andenken zu dienen. Eine Sammlung seiner Dramen, die der Dichter noch selbst begonnen hatte, und von der jeder Band durch ein neues Stück geziert werden sollte, war unvollendet geblieben und mußte zunächst für die Abonnenten vervollständigt werden. Dann wurde der ausführliche Plan einer zwölfbändigen Gesamtausgabe mit Cotta vereinbart, in der Schillers Lebenswerk in chronologischer Folge mit Benutzung der handschriftlich hinterlassenen Skizzen und Entwürfe, Bearbeitungen und Ergänzungen ausgebreitet werden sollte. Manche Eigenheiten der äußeren Einrichtung, wie sie Körners treuer Eifer für diese erste Gesamtausgabe vorschrieb, sind seitdem, ohne daß wir uns immer ihrer Herkunft bewußt sind, bis in die neueste Zeit hinein Gemeingut fast aller Schiller-Ausgaben geblieben: ich nenne nur das chronologische Anordnungsprinzip, das uns entwicklungsgeschichtlich denkenden Menschen der Gegenwart fast wie eine Selbstverständlichkeit erscheint, und die dadurch hervorgerufene Scheidung der Gedichte und der gesamten Produktion Schillers in eine erste, zweite und dritte Periode. Ob unsre modernen Ausgaben, die sachliche Gruppen zu bilden und nur innerhalb jeder Gruppe von Schriften mehr oder weniger streng chronologisch zu ordnen pflegen, recht daran tun, wenn sie für die Gedichte sich an Körners Perioden binden, ist leichter zu behaupten als zu beweisen. Bedauerlicherweise ist die Folge dieser Nachahmung die gewesen, daß dem Schillerfreunde von heute die Tatsache, daß Schiller selbst seine Gedichte gesammelt und nicht nach chronologischen, sondern nach rein künstlerischen Gesichtspunkten angeordnet hat, gänzlich unbekannt zu sein pflegt. Es wäre zu wünschen, daß auch diese vom Dichter selbst herrührende Anordnung wieder bekannter würde, zumal seit Körner das Bild der ersten und zweiten Periode doch nur sozusagen verfälscht sich darstellt, indem hier die Gedichte der Anthologie von 1782 wie die der Mannheimer Jahre nicht in den Urfassungen, wie sie zuerst

aus des Dichters jugendlicher Feuerseele geflossen und vor die Öffentlichkeit getreten sind, sondern in den Umarbeitungen aus den reifen Jahren des geklärten Mannes erscheinen, die oft keinen Stein auf dem andern gelassen haben.

Körner begann zunächst damit, sich über Inhalt und Umfang der handschriftlichen Hinterlassenschaft Schillers eine klare Vorstellung zu bilden, um entscheiden zu können, was aus diesen Papieren und in welcher Form es für die Ausgabe zu verwerten sein möchte. Er hat den reichen dramatischen Nachlaß, den gewaltigen Torso des „Demetrius", an dem Schiller bis kurz vor seinem Tode gearbeitet hatte, die ausgedehnteren Entwürfe und Vorarbeiten zu den „Maltesern", zum „Warbeck", zu den „Kindern des Hauses", die kleineren Ansätze und Notizen zu einer ganzen Reihe andrer Schauspiele als erster wehmütig-prüfend durchmustert und die vier genannten Dramenentwürfe im Schlußbande seiner Ausgabe, meist mit Benutzung des Schillerschen Wortlauts, in bequem lesbaren, je zu einer zusammenhängenden Erzählung zusammengefügten Skizzen den Freunden des Dichters dargeboten. An irgendwelche Vollständigkeit hat er dabei nicht gedacht; eigentlich literarhistorische Gesichtspunkte lagen ihm ebenso fern wie etwa der Wunsch, die Entwicklungsphasen einer Fabel, wie beispielsweise der des „Demetrius", in Schillers Phantasie einzeln darlegen und für die Erkenntnis seiner Arbeitsweise verwerten zu wollen. Erst eine spätere Zeit trat mit solchen und ähnlichen Fragen und Forderungen an diese verlassene Werkstatt des Künstlers heran, um hier einen Blick in das Geheimnis seines Schaffens zu tun. Noch heute, wo wir Kettners vorzügliche Ausgabe der Entwürfe besitzen, ist der Schatz von Erkenntnissen und Beobachtungen, der hier offen und doch verborgen liegt, erst zum allergeringsten Teile gehoben.

Fast zwei Jahre hat Körner, der durch die politischen Ereignisse im Gefolge der napoleonischen Invasion stark in seiner privaten Muße beeinträchtigt und häufig natürlich auch in der Stimmung zur Arbeit gestört war, mit dieser Tätigkeit des Sichtens, Kombinierens und Ordnens der Manuskripte zugebracht, die zudem in Dresden erst sehr lange, nachdem ihre Übersendung versprochen war, und auch dann nur stückweise und nur, wenn sichere Gelegenheit sich darbot, aus Weimar eingingen. Im Sommer 1808 konnte er endlich damit beginnen und wandte seine Aufmerksamkeit zunächst dem „Demetrius" zu, dem dann „Warbeck" und „Die Kinder des Hauses" folgten; den letztgenannten Entwurf dachte er vorübergehend durch einen Bericht über Schillers die Pariser Polizei behandelnden Dramenplan zu ersetzen. Bald nach der Erledigung dieser Papiere, die im Frühjahr 1809 mit Körners Ausarbeitungen, wie es scheint, Charlotte zurückgestellt wurden, trat er auch den „Maltesern" näher: erst auf mehrfaches Drängen Körners, der der anfänglichen Versicherung von Schillers Witwe, daß keine handschriftlichen Entwürfe zu diesem Drama vorhanden seien, keinen Glauben beizumessen vermochte, war es gelungen, sie noch nachträglich aufzufinden. Ende 1809 waren sie in seinen Händen, und im Mai 1810 schloß er die Bearbeitung auch dieser Blätter, bei der ihm die lebendige Erinnerung an

mündliche Auseinandersetzungen Schillers gerade über dieses Drama sehr förderlich war, und damit des für die Ausgabe in Betracht kommenden Teils des ungedruckten Nachlasses überhaupt ab.

Im Jahre 1811 wurde der Kontrakt für die Gesamtausgabe mit Cotta abgeschlossen; in den Jahren 1812—15, in politisch hochbewegter Zeit, erschien sie und stellte vor der Nation, die eben das Joch der französischen Fremdherrschaft von sich abwarf, das erste vollständige Bild ihres Lieblingsdichters auf.

II.

Es war Körners Wunsch, obwohl er einsah, daß Schillers Werke keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber bedurften, Goethe möchte sich zur Direktion der Herausgabe bekennen und dem ersten Bande eine Charakteristik seines großen Freundes vorausschicken. Er hoffte neben der natürlich zu erwartenden inneren Bedeutsamkeit einer solchen Würdigung Schillers von berufenster Hand, daß dadurch sicherlich auch der merkantilische Wert der Sammlung erhöht werden würde; die eigentliche Arbeit an den Texten wollte er selber besorgen, während Goethe nur den Namen des Herausgebers herleihen sollte. Charlotte konnte mit diesem Gedanken, wenn er wirklich zur Ausführung kam, nur zufrieden sein und erklärte alsbald ihr und Cottas Einverständnis. Dadurch, daß Goethe und Körner im Juli 1810 im Bade Karlsbad zusammentrafen, bot sich erwünschte Gelegenheit, die ganze Sache mündlich eingehend zu verhandeln. Goethe war leider damals in keiner sehr produktiven Stimmung: die mannigfachen gesellschaftlichen Aufregungen, wie sie ihm der Juni durch den Aufenthalt der Kaiserin Maria Ludovika gebracht, hatten ihn ermüdet; auch körperlich fühlte er sich weniger wohl als zu Anfang der Kurzeit, so daß der Zeitpunkt nicht gerade günstig für ein derartiges Anerbieten war. Wann jene bedeutungsvolle Unterredung stattfand, wissen wir nicht genau: das Tagebuch Goethes nennt Körners zu wiederholten Malen, aber jenes Planes, der ihm hier plausibel gemacht werden sollte, wird nirgends gedacht, und der Dichter ließ sich, wie es scheint, lieber durch die musikalischen Talente der Körnerschen Familie zerstreuen als für ein Ehrendenkmal Schillers gewinnen.

Körner fand bei ihm, wie er an Charlotte Anfang August von Dresden aus berichtet, zwar viel Wärme für Schiller, aber keine Neigung, sich mit der Herausgabe der Werke zu befassen. Auch von einem älteren Plane war die Rede, der einst Goethes erster Gedanke nach Schillers Tode gewesen war, von der Vollendung des „Demetrius", dessen Aufbau der verstorbene Freund mit ihm bis ins einzelne hinein durchgesprochen hatte: dem Tode zum Trotz hatte er seinerzeit dadurch seine Unterhaltungen mit Schiller fortsetzen und ein herkömmliches Zusammenarbeiten hier zum letzten Mal auf seinem höchsten Gipfel zeigen wollen, fürwahr ein titanisches Unternehmen. Jetzt lehnte er Körner gegenüber jeden Gedanken an die Ausführung dieses Planes ab: da noch nicht zwei Akte vollendet wären, so sei über die Hälfte des Ganzen erst neu auszuführen. Sicherlich hatten sich viele Einzelheiten von

Schillers Plan, die ihm fünf Jahre früher so gegenwärtig gewesen waren, inzwischen aus seinem Gedächtnis verloren, und er selbst hing schon längst nicht mehr an dem Gedanken, dessen Hindernisse er, wie er in den Annalen, sich selbst anklagend, berichtet, mit leidenschaftlicher Verworrenheit vermehrt, und den er dann eigensinnig und übereilt für immer aufgegeben hatte. Zu der Direktion der Herausgabe, deren eigentliche Mühen ja ihm nicht zufallen sollten, mochte er sich auch nicht verstehen, da sich so etwas durch Briefe nicht tun lasse, und man dazu an einem Orte wohnen müsse. Eine Charakteristik endlich Schillers als Schriftstellers zu schreiben, lehnte er, was Körner besonders schmerzlich empfinden mußte, da es ihm wie eine mangelhafte Ausflucht erscheinen konnte, unter der Äußerung ab, daß ihn dies zu weit führen und ihm zu viel Zeit kosten würde, die er gerade jetzt zu mehreren angestrengten Arbeiten nötig habe. Das Andenken an Schiller konnte neben den sich gestaltenden Anfängen von „Dichtung und Wahrheit" sich nicht produktiv behaupten.

Leider kam auch von einer andern Seite keine Hilfe, wo sie Körner sicher erwartet hatte. Es war ihm bekannt, wie innig Schiller und Wilhelm v. Humboldt aneinander gehangen und ineinander gelebt hatten. Die direkten und indirekten Urkunden zur Geschichte dieses edeln Freundschaftsbundes sind in der von mir bearbeiteten dritten Auflage des Briefwechsels beider Männer bequem zusammengestellt: zu dem dort gegebenen Material hat das Schiller-Jubiläum noch die monumentale Charakteristik hinzugefügt, die Humboldt unmittelbar nach Empfang der Nachricht von Schillers Tode für Frau v. Staël brieflich entworfen hat. An ihn, der eben damals, als Körner mit Goethe zu verhandeln sich anschickte, die drangvollen Geschäfte des preußischen Unterrichtsministeriums niedergelegt hatte und als Gesandter nach Wien gegangen war, wo er mehr freie Muße für schriftstellerische Tätigkeit erhoffen durfte, wandte sich jetzt Körner nach Goethes Ablehnung und bat ihn um Mitteilung seiner Gedanken über Schiller und sein persönliches Verhältnis zu ihm, sei es auch nur in der ungebundeneren Form eines Briefes. Humboldts umfängliches Schreiben vom 26. Januar 1811, das uns erhalten und im Kommentar des Briefwechsels mit Schiller abgedruckt ist, begründet zwar ausführlich, warum der Verfasser sich gerade jetzt über Schiller nicht öffentlich äußern könne und wolle, wenigstens keinerlei festes Versprechen, dies zu tun, abzugeben vermöge, gibt aber doch positiv so wichtige, warme und tiefgreifende Urteile über Schillers Persönlichkeit, daß Körner den Brief zu dem von ihm gewünschten Zwecke recht gut hätte verwerten können, da er gerade durch die Unmittelbarkeit und Ungezwungenheit der Fassung der Gedanken einen nachhaltigen Eindruck zu machen geeignet gewesen wäre.

So blieb denn Körner nichts andres übrig, als selbst das Amt des Vorredners in der neuen Ausgabe zu übernehmen, die nun freilich nicht durch eine weitschauende, glänzende Charakteristik Schillers als Künstlers und Menschen, wie ursprünglich beabsichtigt war, sondern nur durch eine knappe, aber sehr zuverlässige biographische Skizze eröffnet wurde, die allerdings durch wörtliche Einfügung einer großen Zahl von Auszügen aus den Briefen

Schillers an Körner einen besonderen Wert erhielt. Nur ganz vereinzelte Briefe des Dichters waren bis dahin veröffentlicht worden: hier erschien er zum ersten Male mit einer Reihe wichtiger Bekenntnisse vertrautester Art über sich selbst und seine Schriften aus den verschiedensten Perioden seines Lebens. Körners Skizze war, eben weil der tüchtige Mann in bescheidener Selbsterkenntnis auf jede große, geistreiche Konstruktion verzichtete, eine ausgezeichnete Leistung und wurde durch ihre genaue Sorgsamkeit und unbedingte Vertrauenswürdigkeit das feste Fundament aller späteren Schillerbiographien. Eine ganze Reihe von Irrtümern und fehlerhaften Auffassungen über den Dichter, die sich seit seinem Tode verbreitet hatten, wurde hier ein für allemal mit der Wurzel ausgezogen. Im Sommer 1811 war der Aufsatz im Manuskript vollendet und wurde vor der Drucklegung handschriftlich Schillers Frau und Schwägerin, Goethe und Humboldt zur Einsicht und Beurteilung unterbreitet; im Frühjahr 1812 erschien er, im einzelnen vielfach verbessert und hier und da geändert, unter dem anspruchslosen Titel „Nachrichten von Schillers Leben" an der Spitze des ersten Bandes der Gesamtausgabe.

Die Urteile des engeren Freundeskreises lauteten fast durchweg sehr anerkennend, und Körner konnte mit der Aufnahme seiner nach bestem Vermögen und mit bestem Gewissen ausgeführten Arbeit wohl zufrieden sein. Charlotte und ihre Schwester Karoline hatten stets die Meinung gehegt, daß Körner Schiller am besten von allen kennen müsse, weil sich beide in einer Periode des Lebens gefunden hätten, wo die erste Jugendbildung schon vorüber gewesen sei und Geschmack wie Urteil sich geläutert hätten, und daß er daher der geeignetste für eine solche Arbeit sei. Aus Charlottens Händen gelangte die Handschrift Mitte Juli 1811 an Goethe, der Karlsbad bereits verlassen hatte, als Körner dort eintraf. Er las sie am 15. Juli, wie das Tagebuch meldet, und teilte dem Verfasser sein Urteil in einem Briefe vom 4. August dieses Jahres mit, in dem es heißt: „Mir scheint diese schwere Aufgabe sehr gut gelöst. Die ganze Lebensreihe unsres verewigten Freundes entfaltet sich leicht und angenehm vor dem Gemüte, und es ist sehr glücklich, daß Sie ihn meistens konnten selbst reden lassen. Das heitere Bewußtsein, wie er mit freien Zügen seine jedesmaligen Zustände schildert, ist wirklich erquickend und aufregend, und es wäre dem nächsten Freunde und genauesten Beobachter nicht möglich, ihn so angemessen darzustellen, als er es hier selbst tut. Ich wüßte nichts hinzuzusetzen noch davon zu tun: es ist alles so hübsch aus einem Gusse, fließt gemächlich vor sich hin und nimmt uns zur Teilnahme mit sich fort. Haben Sie von meiner Seite recht vielen Dank! Komme ich ja an die Schilderung meines Verhältnisses zu ihm, so finde ich in diesem Ihrem Aufsatze den schönsten Anlaß zu einer weiteren Ausführung von manchem, das hier nur mit so leichten, aber doch so sicheren Umrissen angegeben ist." Körner dankte ihm am 14. August, indem er über seine Behandlungsweise der an ihn herangetretenen Aufgabe bemerkte: „Mit großer Freude sehe ich aus Ihrem Briefe, daß Sie mit meinem Aufsatze über Schillers Leben zufrieden sind. Der Totaleindruck, den er auf Sie gemacht hat, ist ganz, wie

ich ihn wünschte. Mir wurde dies Geschäft dadurch sehr erleichtert, daß ich so viele Stellen aus Schillers Briefen benutzen konnte. Sein Persönliches geht so deutlich daraus hervor und muß einem jeden, der ihn zu schätzen weiß, so liebenswürdig erscheinen, daß man sich bloß zu hüten hat, diese Wirkung durch vorlautes Dazwischenreden nicht zu stören. Mich verwahrte vor diesem Fehler meine deutsche Natur, die, was sie am tiefsten fühlt, gern in sich verschließt. Mein Verhältnis mit Schiller war so innig, daß ich am wenigsten dazu tauge, ein sogenanntes Éloge auf ihn zu schreiben. Es ist mir immer, als ob ich auf meine Frau und Kinder oder auf mich selbst eine Lobrede halten sollte."

III.

Wilhelm v. Humboldts Urteil über Körners Aufsatz enthält der folgende Brief, der hier zum ersten Male gedruckt erscheint. Das Original befindet sich, worauf mich Herr Leonard L. Mackall freundlich aufmerksam machte, unter den handschriftlichen Schätzen der Public Library of the City of Boston in Nordamerika. Auf meine an die Direktion der Bibliothek gerichtete Bitte, mir die Benutzung der Handschrift für die Briefabteilung der Humboldt-Ausgabe der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu gestatten, erhielt ich eine vorzügliche photographische Reproduktion des ganzen Briefes zugesandt, die mir eine Einsicht in das Original unnötig macht und von vornherein alle Zweifel an dem authentischen Wortlaut ausschließt, wie sie angesichts Humboldts schwer leserlicher Hand bei jeder noch so sorgsamen Abschrift sich notwendig ergeben haben würden. Eine Reihe falscher Ergänzungen oder Verdeutlichungen schwer lesbarer Worte, die mit leichter Bleifeder in das Original eingeschrieben sind und natürlich auch auf den photographischen Platten sich finden, sind in dem folgenden Texte stillschweigend beseitigt und die richtigen Lesarten dafür eingesetzt worden.

Wien, den 1. October, 1811.

Ich bedarf Ihrer ganzen Nachsicht, mein theurer Freund, um Entschuldigung dafür bei Ihnen zu erhalten, daß ich Ihnen Ihren Aufsatz erst jetzt zurückschicke, und die Gelegenheit des Consistorialraths Weber versäumt habe. Allein es dient auch Vieles zu meiner Rechtfertigung, und so bitte ich Sie, vor Allem mich zu hören. Als Ihr Sohn, der mir (weil ich nicht aufschieben kann, dies wenigstens gleich jetzt zu sagen) sehr werth geworden ist, herkam, schien es Ihre Meynung, daß er die Handschrift mit zurücknehmen sollte. Ich las sie zwar also sogleich durch, aber ließ sie hernach liegen, weil ich für den dritten Theil des Mithridates Vater'n, der ihn herausgiebt, einen Aufsatz über die Vaskische Sprache versprochen hatte, an dem ich nun eben arbeitete. Als HErr Weber wegging, erfuhr ich es nur den Abend vorher, und konnte mich unmöglich entschließen, Ihre Arbeit schon aus den Händen zu geben. Ich habe sie aber jetzt mehrmals gelesen, und kann Ihnen mein freimüthiges Urtheil darüber sagen.

Ich glaube, Sie haben die Absicht, die Sie Sich vorsetzten, vollkommen erreicht. Sie wollten bloße Nachrichten liefern, Sie wollten keine eignen Urtheile und Reflexionen einmischen, Schiller sollte selbst reden: die Ausführung Ihres Aufsatzes entspricht ganz dem bescheidenen Titel desselben. Allein was ich tadeln möchte, ist gerade diese Bescheidenheit. Wer Schillern, auch bloß nach seinen Schriften, wohlwill, — und die Uebelwollenden muß man ganz aus dem Gesicht lassen — hätte bei vielen

einzelnen Stellen gern mehr von ihm erfahren, er hätte gern den vertrauten Freund reden hören, er hätte sehr gewünscht, daß dieser zutraulicher in der ersten Person mit ihm spräche, und nicht bloß, ganz objectiv, in der dritten erzählte. Er muß das noch mehr vermissen, wenn er die wenigen Stellen, wo Sie Sich einen Augenblick mehr ausgelassen haben, z. B. die über die Forderungen, die man in Utz und Lessings Periode an den Dichter machte, liest, und darin alle die Eigenschaften findet, durch welche auch so viele andre noch mehr Interesse hätten gewinnen können. Ich gestehe aber auch auf der andern Seite gern, daß sich auch Vieles für die von Ihnen gewählte Manier sagen läßt. Es war sehr schwer, wenn man einmal das bloß chronologische Verfolgen des Lebens verließ, nicht so weit hineinzugehen, daß man wirklich auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Auf jeden Fall hängt auch, was ich hier wünschte, von Stimmung und individueller Geneigtheit ab, und schwerlich würden Sie noch jetzt darin ändern können, oder wollen. Was ich bemerke, ist übrigens kein Tadel dessen, was Sie gemacht haben, sondern nur Bedauern, daß Sie nicht mehr gethan, da Sie es konnten.

Ich lasse daher dies fahren, und gehe nur noch zu einigen Bemerkungen über, die, wenn Sie mit mir in denselben übereinstimmten, noch jetzt brauchbar seyn könnten.

Die Art, wie Sie die Begebenheiten auf einander folgen lassen, und wie Sie doch zur Herausgabe aller irgend bedeutenden Schriften nach und nach gelangen, ist, so wie die Einflechtung der Stellen sehr schön, und es liegt darin eine um so schätzbarere Kunst, als sie sich mehr versteckt. Die Wahl einiger dieser Stellen ist unvergleichlich, allein gegen andre hätte ich Einwendungen zu machen.

Am meisten gegen die, wo Schiller über Mangel an Leichtigkeit im Arbeiten klagt. Diese Klage kann wirklich nur auf gleiche Weise, als die meisten Selbstgeständnisse, genommen werden, die immer in Billigung und Misbilligung zu weit gehen. Schiller arbeitete eigentlich leicht, und hatte unendlichen Ideenreichthum. Nur weil er ihm immer neu zuströmte, weil ihm das Reichste noch immer nicht reich genug schien, und dann auch weil ihn sein Gegenstand so lebhaft beschäftigte, daß er ihn in die höchste Anstrengung versetzte, schien er vielleicht mit Schwierigkeit zu arbeiten. Seine Widersacher haben aber immer den Vorwurf gegen ihn im Munde, daß er mühsam dichtete, daß er nicht von Natur dazu bestimmt war, daß er mit der Sprache und den Gedanken rang u. s. f., und diese Stelle wird jetzt von ihnen gegen ihn selbst auf das unbarmherzigste gebraucht werden.

Nothwendig weglassen, mein Bester, müssen Sie die Stelle, wo er sagt: der Schwabe regt sich in mir. In einem Briefe mag das hingehen. Wie es in Ihrem Aufsatz steht, läuft es doch dem guten Geschmack zu sehr zuwider.

So weiß ich auch nicht, ob Sie nicht besser thäten, eine andre gar nachlässig geschriebene Stelle eines seiner Briefe: wo die Redensarten vorkommen: den Gegenstand tractiren, der poetische Geist ist im Anzuge, so änderten, daß Sie nur den Inhalt auszugsweise anführten. In einer Sammlung von Briefen schadeten solche Nachlässigkeiten nichts; allein wo wenige Stellen ausgezogen sind, machen sie, meinem Gefühle nach, eine ungünstige Wirkung.

Die Stelle über das Reich der Schatten wäre sehr passend, wenn eine Art Commentar über Schillers Manier, immer auch noch das schon Höchste steigern zu wollen, über seine metaphysisch-poetische Stimmung u. s. f. vorausginge. So aber fürchte ich, wird sie auch nicht recht gut wirken. Das Reich der Schatten hat wenig Anhänger, und es läßt sich auch, neben dem Lobe, viel dagegen mit Grunde sagen. Was nun in der Stelle von lauter Licht, keinem Schatten u. s. f. vorkommt, wird man als luftige chimärische Idealität auslegen, und die Sätze aus der Kunsttheorie, die diese Stelle zugleich enthält, sind ganz dieselben hernach in den Horenaufsätzen über naive und sentimentale Dichtung besser ausgeführten.

Eine Stelle, die ich auch nicht gern gedruckt sehe, gegen die ich aber nicht eigentlich reden möchte, weil meine Misbilligung vielleicht nur auf ganz individuellem

Gefühl beruht, ist die über das Bedürfniß, sich zu verheirathen. Das unbestimmte Bedürfniß danach hat, meiner Empfindung nach, immer etwas Widriges, wenigstens Triviales. Auch ist es in dem Briefe sehr egoistisch ausgedrückt, und könnte, weil es die einzige Stelle ist, in welcher vom Verhältniß zu Frauen die Rede ist, einen schiefen Begriff von Schillers Empfindungsart darüber geben. Dagegen ist die zweite Stelle nach der Verheirathung äußerst passend, und berührt die Sache gerade so leise, als sein eheliches Verhältniß berührt werden mußte. In der Art Frauen und das Verhältniß zu ihnen anzusehen, zeichnete sich Schiller sonst, wie auch Sie gewiß Sich erinnern, sehr aus. Es war eine seiner schönsten Seiten, und mit Allem in ihm aufs innigste verwebt. — Wollten Sie die erste Stelle doch erhalten, so wäre es vielleicht nöthig, wenigstens in einer Anmerkung sie mit einem Briefe im Morgenblatt ganz entgegengesetzten Inhalts in Harmonie zu bringen.

Sollten Sie aber auch wirklich meinem Rath folgen, die hier angezeigten Stellen ganz oder zum Theil auszulassen, so wünschte ich auf jeden Fall, daß sie durch andre ersetzt würden, und alle Leser würden gewiß gern einige haben, die von seinen spätern Trauerspielen redeten. Ueber diese Epoche gehen Ihre Nachrichten wirklich zu kurz hinweg.

Ferner — aber zürnen Sie mir nicht, daß ich so viel erinnere, nur habe ich immer das Publikum vor Augen — ließe ich die beiden Xenien aus. Je weniger man davon zurückruft, desto besser. Nicht daß ich die Idee und die einzelnen Monodistichen alle misbilligte wovor mich Gott behüte. Aber Beweise über die Absicht werden nie beim Publikum, insofern es noch dagegen wäre, viel thun. Ich würde dem Tadel bloß ein recht witziges Distichon aus der Sammlung entgegenstellen. Die beiden angeführten aber haben gerade einen geringen poetischen Gehalt, und der Ausdruck Philister wirkt bei Vielen gerade Ihrer Absicht entgegen.

Ueber Schillers Tod wünschten gewiß Alle, wie ich, etwas mehr zu wissen. Die Wollzogen hat mir Einiges Schöne und Wunderbare davon erzählt. Sollte sie sich nicht bewegen lassen, nur auf Einer oder zwei Seiten historisch über seine letzten Tage und Augenblicke zu schreiben? Es könnte wie eine Anmerkung eingeschaltet werden, und Göthes sehr schöne Verse, mit denen Sie das Ganze sehr gut und glücklich beschließen, würden einen doppelt starken Eindruck machen.

Endlich habe ich eine Bitte, die mich betrift. Es ist mir überaus lieb gewesen, daß Sie meiner erwähnt haben. Ich danke Ihnen recht eigentlich dafür, es hat mir große Freude gemacht, mit Ihnen und Göthe, als Schillers vertrauteste Freunde genannt zu werden. Allein ich wünschte bestimmt Eine Aenderung darin, und wenn es anginge, auch eine zweite. Erstlich schenken Sie mir den Staats Minister; nennen Sie mich bloß als den älteren oder mit meinem Vornamen, und setzen Sie hinzu: Bruder des bekannten Reisenden. So werde ich gewöhnlich in Schriften citirt, und es ist mir die liebste Art. Auch war in gewisser Rücksicht die Zeit, wo ich mit Schiller lebte, und die unmittelbar vorhergehende, mir die liebste Periode meines Lebens, die, in der ich mich selbst am liebsten wiederfinde, und wenn man meiner in ihr erwähnt, habe ich es gern, auch den äußern Bedingungen nach, so frei zu erscheinen, als ich damals noch war. — Dann hätte ich es lieber, wenn Sie mich nicht in Beziehung auf die Horen nennten. Das Publikum hatte mit den Horen nicht ganz Unrecht. Ich habe auch immer diese Unternehmung als einen der Plane angesehen, die Schiller manchmal nach Außen hin hatte, und die man ihm, wie einmal den einer politischen Zeitung, ausreden mußte, hernach als die Ausfüllung einer Periode, wo Schiller noch nicht eigentlich poetisch wirken konnte. Ich würde also lieber wo anders genannt. Entweder beim Almanach, dem ersten, den ich in Berlin drucken ließ, oder bei der Periode überhaupt zwischen seiner Rückkehr aus Schwaben und dem rechten Anfang der Arbeit am Wallenstein, oder sonst an einem schicklichen Ort.

Das, lieber theurer Freund, wären meine Bemerkungen über Ihren Aufsatz. Sie haben sie offen gewünscht, und das Interesse, was wir ja beide an dem Eindruck

nehmen, den er, auch in Rücksicht auf Schiller, macht, wird mich entschuldigen, wenn Sie sie auch kleinlich finden sollten.

Ich muß jetzt, ehe ich schließe, noch auf mich zurückkommen. Sie werden mir Vorwürfe machen, liebster Freund, daß ich Ihnen nichts von mir schicke. Es thut mir auch selbst sehr leid, und ich möchte noch jetzt nicht ganz darauf Verzicht thun. Aber wenn Sie mit ansähen, in welcher Zerstreuung ich leben muß, so würden Sie fühlen, daß, obgleich mir gar nicht gerade die Zeit fehlt, die Stimmung schwer dauernd zu erhalten ist. Warten Sie also ja nicht auf mich. Ich kann nichts versprechen. Aber ich läugne nicht, daß es mich schmerzt, Ihr Anerbieten so unerwiedert zu lassen.

Daß Ihr Sohn hier bleibt den Winter über, freut mich ungemein. Er ist viel bei uns, und scheint sich in unserm Hause zu gefallen. Er hat sehr viele Güte gegen Theodor, der ihm doch in Allem noch so weit nachsteht. Er gefällt mir sehr wohl. Unter seinen Gedichten sind viele, die Phantasie und ein starkes, selbst tiefes Gemüth anzeigen, und einige wirklich gelungene. Dabei ist er doch so kindlich und einfach froh, daß er dann wieder jünger scheint, als er ist. Wenn Sie besondere Wünsche auf ihn für diesen Winter haben, so sagen Sie es mir ja. Ich beschäftige mich sehr gern mit ihm. Für seine Gesundheit seyn Sie ja außer Sorge, und sagen es auch seiner Mutter mit vielen herzlichen Grüßen von uns. Er ist jetzt durchaus wohl, es wird ihm nicht leicht etwas zustoßen, und wir werden gewiß in diesem Fall Sorge für ihn tragen. Meine Frau grüßt Sie und die Ihrigen freundschaftlichst. Leben Sie herzlich wohl! Mit inniger Freundschaft und Liebe

Ihr H.

IV.

Einige Erläuterungen zu dem voranstehenden Texte werden erwünscht sein, da nicht jedem Leser die angeschlagenen gedanklichen Entwicklungen, die erwähnten Persönlichkeiten, die angedeuteten Beziehungen und Verhältnisse alle sofort gegenwärtig sein werden. Ich folge dabei wohl am besten dem Wortlaut des Briefes selbst und ordne, was ich zu sagen habe, nach der Reihenfolge seiner Absätze an.

Der eingangs genannte Weber, ein Vetter Körners, war sächsischer Geheimrat und Präsident des Evangelischen Landeskonsistoriums in Dresden und hatte im Frühjahr 1811 Wien besucht: verschiedene Mitglieder der Familie kommen in dem Briefwechsel Theodor Körners mit dem Vaterhause und in Jonas' biographischer Skizze über den Vater Körner vor[1]).

Die literarische Arbeit, deren Humboldt als seine Antwort hindernden Momentes gedenkt, sind die „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die kantabrische oder baskische Sprache", jetzt wiederabgedruckt im dritten Bande der großen akademischen Gesamtausgabe von Humboldts Werken. Schon während seiner römischen Zeit hatte Humboldt dem Professor Vater, der Adelungs „Mithridates", das große enzyklopädische Werk über alle Sprachen der Erde, nach dessen Tode weiterführte, auf seine Bitte einen Aufsatz über das Baskische versprochen, dem er auf

[1]) „Briefe der Familie Körner (1804—1815)". Herausgegeben von Professor Albrecht Weber, an dessen Vater, Friedrich Benedikt Weber, sie gerichtet waren, sind in dieser Zeitschrift, 1878, Bd. XV, S. 461 ff. und Bd. XVI, S. 115 ff. erschienen. Die Redaktion.

seinen spanischen Reisen ein besonderes Studium gewidmet hatte. Erst im Frühjahr 1811, nachdem Humboldt im Sommer vorher das preußische Unterrichtsministerium niedergelegt und den Gesandtschaftsposten in Wien übernommen hatte, kam diese Absicht zur Ausführung. Zu seinem größten Leidwesen blieb die fertige Abhandlung mehrere Jahre bei Vater liegen, bis sie endlich im Herbst 1816 im vierten Bande des „Mithridates" erschien.

Humboldts Haupteinwendung gegen Körners Arbeit geht ihre Anlage und ihren ganzen Charakter an, obwohl dieser Charakter vom Verfasser, wie auch ihm natürlich nicht unbekannt ist, mit Bewußtsein und Absicht gewählt und festgehalten worden war. Er findet es bedauerlich, daß Körner sich nur auf kürzere faktische Notizen beschränkt habe, die er am Faden der Chronologie aufreiht, eigene Urteile und Reflexionen aber fast nirgends einmische, obwohl er durch die wenigen Stellen, wo dies geschehe, deutlich beweise, daß er auch zu einer eigentlichen Charakteristik Schillers im höheren Sinne wohl befähigt gewesen sei. Ferner tadelt er, daß Körner mit seiner Persönlichkeit nicht in der ersten Person vor seine Leser getreten sei, sondern nur objektiv in der dritten erzähle. Wir sahen oben, wie eine in die Tiefe gehende Charakteristik Schillers auch Körners Ideal einer Einführung der Gesamtausgabe war und wie er Goethe sowohl wie Humboldt vergeblich um eine solche anging. Er selber hielt sich trotz seiner intimen und langjährigen Kenntnis des Dichters nicht für die geeignete Persönlichkeit, diese Aufgabe zu lösen, zumal die hierfür ohne Zweifel begabteren Freunde versagt hatten. Und wir modernen Beurteiler müssen, wenn wir seine in Sterns Sammlung bequem zugänglichen kleinen Aufsätze mustern, wenn wir sein bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit literarischer Pläne doch zeitlebens langsames, fast pedantisches Arbeiten betrachten, dem jedes schriftstellerische Feuer und jede Konzentration des Stils zu großen Wirkungen abgeht, ihm darin unbedingt recht geben und dürfen es nicht als einen Verlust achten, daß ihn seine Bescheidenheit abgehalten hat, eine Arbeit zu unternehmen, mit der er sicherlich weder sich selbst noch der Nachwelt Genüge getan hätte. Die kurzen Worte über die Tendenzen des Sturms und Dranges, die Humboldt rühmend hervorhebt, sind in dieser Hinsicht doch wohl schwerlich eine Klaue des Löwen. Darin dagegen hat Humboldt zweifellos recht, daß Körner seiner Darstellung bei weitem mehr Wärme und Zutraulichkeit gegeben hätte, wenn er in der Ichform berichtet hätte. Hier hat ihn doch seine Bescheidenheit etwas zu weit geführt, wenn er von Schillers Briefen an „einen Freund" redet und sich selbst damit meint, oder wenn er Schillers Fortgang von Mannheim und Eintritt in Sachsen so erzählt: „Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine früheren Produkte gewonnen hatte und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber." Daß Körner damals des Dichters rettender Engel wurde, mochte und konnte er natürlich nicht wohl selber berichten; aber daß hier kein wärmerer Ton der Erinnerung an jene Tage schwärmerischer Freundschaft laut wird, daß Körner überhaupt sich und seine Stellung zu Schiller geflissentlich ignoriert, dürfen wir mit Humboldt bedauern.

Dieser läßt nun im folgenden das eben besprochene Hauptbedenken gegen Körners Aufsatz, weil es nur eventuell durch eine völlig neue Arbeit hätte beseitigt werden können, die an die Stelle der fertig vorliegenden getreten wäre, ganz fallen und beanstandet zunächst, teils aus inhaltlichen, teils aus stilistischen Gründen, eine Reihe von Stellen aus Schillers Briefen, die Körner in seine Skizze aufgenommen hatte. Dem kritischen Rate des Freundes, diese Stellen zu ändern oder ganz zu streichen, hat Körner nicht durchweg stattgegeben, selbst da nicht, wo man meinen sollte, daß Humboldts Begründung seiner Einwände für ihn durchschlagend hätte sein müssen. Wir entnehmen somit aus Humboldts Brief die bisher nicht bekannte Tatsache, daß der uns vorliegende gedruckte Text von Körners Aufsatz Streichungen erfahren hat. An sich sind uns Humboldts Worte zum Teil nicht unwichtige Zeugnisse für seine Auffassung von Schillers geistigem Wesen, die er ja erst viele Jahre später im Zusammenhange dargestellt hat.

Sowohl die Stelle über Schillers Mangel an Leichtigkeit beim Arbeiten (Brief vom 25. Februar 1789) wie die über das „Reich der Schatten“ (Brief an Humboldt vom 29. November 1795) wie die über das Bedürfnis sich zu verheiraten (Brief vom 7. Januar 1788), alle drei von Humboldt aus sachlichen Gründen bemängelt, sind von Körner unverändert beibehalten worden. Von der ersten fürchtete Humboldt, sie möchte den Gegnern Schillers, die so wie so schon immer behaupteten, daß er kein wahrer Dichter sei, und daß man seinen poetischen Erzeugnissen die Mühe und Arbeit ansehe, die sie gekostet hätten, eine willkommene Waffe gegen ihn sein. Er denkt dabei wohl in erster Linie an die Urteile der Romantiker, die allerdings privatim weit schärfer lauteten als öffentlich: als kurz darauf Friedrich Schlegel und Adam Müller in Wien ihre literarischen Vorlesungen eröffneten, kam es ihm, wenn sie von Schiller sprachen, vor, als stritten Pygmäen auf dem Grabe eines Heros. Daß er recht hatte, wenn er Schillers Selbstanklage in dieser Schroffheit die Berechtigung abstritt, beweisen auch andre Zeugnisse: so berichtet Charlotte in einem Briefe an Schillers Schwester Luise: „Er war nicht wie andre Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment.“ Leider spricht sich Humboldt bei Gelegenheit der dritten der erwähnten drei Stellen über Schillers eigenartiges Verhältnis zu den Frauen nicht genauer aus, das er eine seiner schönsten Seiten nennt: wir würden es ihm danken, und manche schiefe und philiströse Beurteilung, die seine Ehe und die ihr vorausgehende Freundschaft zu den Schwestern Lengefeld gerade in unsern Tagen gefunden hat, wäre dann vielleicht unmöglich gewesen. Der „Brief im Morgenblatt ganz entgegengesetzten Inhalts“ ist Schillers Brief an Huber vom 25. März 1785, den Hubers Witwe Therese im Jahre 1808 dort veröffentlicht hatte: hier gewährt der Dichter dem jungen Freund in das Innere seiner häuslichen Wünsche Einblick, und es ist da allerdings von keiner Sehnsucht nach einer weiblichen Seele, sondern nur von einem zur geheimen Glückseligkeit unentbehrlichen, wahren Herzensfreunde die Rede.

Von den beiden aus stilistischen Gründen von Humboldt bemängelten Stellen hat Körner die erste (Brief vom 17. Juli 1793), energischer getadelte gekürzt, so daß die Anstoß erregende Wendung nun nicht mehr im Texte erscheint, die andre dagegen (Brief vom 28. November 1796) unverändert belassen. Wir können uns jetzt, wo uns die Lektüre vertrauter Briefe großer Männer Genuß und Bedürfnis geworden ist, kaum vorstellen, daß und warum man an derartigen Wendungen hat Anstoß nehmen können. Freilich hat Humboldt auch selbst, als er später seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab, merkwürdig unphilologisch, allerlei stilistische Korrekturen angebracht. Daß Schiller seine Arbeit am Wallenstein ein Geschäft (so, nicht Gegenstand steht im Originalbriefe und bei Körner) nennt, schien ihm wohl zu prosaisch und deshalb entwürdigend: was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß sich durch Goethes Tagebücher der letzten Jahre die urnüchterne Bezeichnung „Hauptgeschäft" für die Arbeit am zweiten Teil des Faust wie ein roter Faden hindurchzieht!

Auch die beiden zitierten Xenien, deren Weglassung Humboldt wünscht, sind von Körner gestrichen worden: welche es eigentlich waren, wissen wir nicht und kann nicht genauer bestimmt werden; die Erwähnung des Philisters läßt darauf schließen, daß das eine davon Nr. 285 „Ankündigung" gewesen ist. Man beachte übrigens die Wendung zu einer kühleren Kritik, die in Hinsicht der Xenien wie des „Reichs der Schatten" der schwärmerischen Begeisterung der letzten neunziger Jahre gegenüber bei Humboldt jetzt eingetreten ist.

An zwei Punkten wünschte Humboldt eine Erweiterung der Darstellung Körners, ohne damit Erfolg zu haben: Die dramatische Epoche der Reifezeit Schillers hätte er gern durch weitere Auszüge aus seinen Briefen beleuchtet und die Schilderung seines Todes und seiner letzten Tage durch die schönen Erinnerungen seiner Schwägerin Karoline ergänzt gesehen. Briefliche Bekenntnisse des Dichters über seine letzten Dramen seit Vollendung des Wallenstein konnte Körner darum nicht geben, weil Schiller sich nach Ausweis des heute vollständig bekannten Briefwechsels dem Freunde gegenüber während dieser Jahre nie sehr ausführlich über seine dramatischen Arbeiten ausgelassen hat. Ob Körner sich Humboldts Anregung zufolge an Karoline von Wolzogen wegen Überlassung ihrer Erinnerungen an Schillers Ende gewendet hat, ist mir nicht bekannt: erst in ihrer eigenen Biographie des Dichters, die 1830 erschien, sind jene ergreifenden Züge und Worte des Sterbenden ausführlich mitgeteilt worden, die Humboldt aus mündlicher Erzählung kannte.

Humboldts Namen nennt Körner, seinem direkt ausgesprochenen Wunsche folgend, im endgültig redigierten Texte nicht mehr bei Gelegenheit der Horen, sondern ganz im allgemeinen beim Wiedereintritt Schillers in das jenaische Leben nach Vollendung seiner schwäbischen Reise. Es heißt dort: „Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte und mit Schillern dort in der genauesten Verbindung lebte." Noch heute verschwindet im allgemeinen Bewußtsein Humboldts Gestalt völlig im Schatten seines bekannteren Bruders: Vielen, die mit dem Namen Alexanders eine ungefähr

zutreffende Vorstellung verbinden können, ist Wilhelms Bedeutung als Philosoph, Philolog, Staatsmann und enger Freund unsrer großen Dichter so gut wie unbekannt, ist er noch immer nichts als der „Bruder des berühmten Reisenden". Auch über das Unternehmen der Horen urteilt Humboldt hier strenger und kühler als in den Tagen ihres rasch verblühenden Lebens, da er mit Schiller die Hoffnungen und Sorgen der Redaktion gern und willig teilte. Seine Worte über Schillers Pläne nach außenhin rufen uns das Urteil ins Gedächtnis, daß er 1804 in einem Briefe an seine Frau über des Dichters improvisierte Fahrt nach Berlin gefällt hat: „Schillers Abreise ist ein wahrer Geniestreich. Schon öfter haben wir in ihm gesehen, wie es geht, wenn einer, der immer nur in seinen Dichtungen lebt, auf einmal ins Leben eingreifen will. Fast alle Pläne, die wir von ihm noch bisher kannten, waren barock oder wurden so ausgeführt." Der Gedanke, eine große politische Zeitung zu redigieren, war Schiller während seines Aufenthalts in Schwaben durch seinen neugewonnenen Verleger und Freund Cotta nahegebracht worden: Schiller war jedoch, wie der Briefwechsel beider Männer zeigt, von Anfang an, besonders aus gesundheitlichen Rücksichten, sehr bedenklich und lehnte vier Wochen nach seiner Heimkehr nach Jena definitiv ab. Unter den gewichtigen abratenden Stimmen seiner Freunde, deren seine Briefe an Cotta über diese Angelegenheit gedenken, befand sich, wie unser Schreiben zeigt, auch die Humboldts.

Der Schlußabsatz gedenkt liebevoll des Sohnes des Adressaten, des eben nach Wien übergesiedelten Theodor Körner, dessen frühvollendete dichterische Gestalt in der Literaturgeschichte und im allgemeinen Urteil häufig zu hart getadelt wird. Die beiden Männer, die den Jüngling am besten kannten und auch gegen die Schwächen seines noch nicht gereiften Wesens und seiner noch knospenhaften Kunst, die doch schon schöne Blüten zu zeitigen begann, keineswegs blind waren, Humboldt und Goethe, haben milde und wohlwollend über ihn geurteilt, sein entschiedenes Talent anerkannt und vor allem ihm nicht wie Zelter jede individuelle Entwicklungsmöglichkeit abgesprochen. Von einem lange projektierten Aufenthalt in Weimar unter Goethes Augen versprach sich Humboldt mit Recht eine vertiefende Wirkung auf den stark schillerisierenden jungen Mann. Seine Kriegslieder zeigten ihn dann bald in einer individuellen Größe: sie können so wenig wie die Schauer und Seligkeiten des Befreiungskampfes selbst, der ihn dahinnahm, je von uns Deutschen vergessen werden.

Österreich und Ungarn.

Vom
Grafen Theodor Zichy.

(Schluß.)

Horoskop für den Dualismus.

Die politischen Strömungen, die sich in den letzten Jahren sowohl in Österreich als auch in Ungarn bemerkbar gemacht haben, gaben dem großen Publikum nur zu häufig Anlaß, zu bezweifeln, ob es auf die Länge möglich sein wird, das mit dem Ausgleiche 1867 geregelte Verhältnis der beiden Staaten zueinander ungestört und in unveränderter Form aufrecht zu erhalten. Namentlich in Deutschland, wo ich häufig verkehrte, wurde mir wiederholt die Frage gestellt, ob keine Krisis, ob keine radikalen Änderungen zu befürchten seien, die sogar den „Zerfall" der Monarchie nach sich ziehen könnten.

Ich bediene mich ungern des Wortes „Zerfall"; denn, Gott sei es gedankt, eine solche Gefahr bedroht uns nicht. Der Dualismus steht intakt da, und niemand rüttelt an seinen Grundfesten. Wenn das Wort überhaupt gebraucht worden ist, so rührt dies daher, daß man bei uns, aber in noch viel höherem Maße in Österreich, seit jeher die üble Gewohnheit hat, stets das Äußerste, das Schlimmste ins Auge zu fassen. Der Pessimismus ist bei uns eingebürgert.

Das kommt mir vor, wie wenn einer, der sich etwas unbehaglich fühlt, gleich den Arzt befragt, was zu tun wäre, wenn sich sein Unwohlsein als eine ernste Krankheit herausstellen sollte. Der kluge Arzt würde ihm raten, sich vorerst zu beruhigen und abzuwarten, ob überhaupt eine Krankheit im Anzuge sei. Dasselbe müssen wir von den Pessimisten sagen, die gleich bereit wären, dem Dualismus das Sterbeglöcklein zu läuten.

Es gibt zwar in Österreich und namentlich in Ungarn Politiker, ja ganze Parteien, die einzelne Bestimmungen des Ausgleichs allmählich modifiziert haben möchten; trotzdem bezweifle ich, daß es in absehbarer Zeit zu einer weitgehenden Revision der einschlägigen Gesetze kommt. Die Grundprinzipien des Ausgleichs werden jedenfalls noch sehr lange aufrecht erhalten bleiben, was aber nicht ausschließt, daß man einzelne Detailfragen zweckmäßiger ordnen wird, als dies bisher der Fall war.

Das wäre übrigens kein Novum. Der im Oktober 1907 geschlossene wirtschaftliche Ausgleich liefert hierfür das beste Beispiel.

In dieser ganzen Gruppe von Vereinbarungen auf wirtschaftlichem Gebiete werden auch staatsrechtliche Fragen berührt und normiert, eine radikale Änderung des staatsrechtlichen Verhältnisses der beiden Staaten zueinander haben sie aber nicht herbeigeführt, das war auch nicht beabsichtigt. Sie schmiedeten nur ein neues Glied zur bereits vorhandenen Kette von gesetzlichen Bestimmungen und ergänzten gleichsam die Gesetze vom Jahre 1867 gerade so wie diese die 1848er Gesetze und die Bestimmungen der pragmatischen Sanktion mit den modernen Verhältnissen in Einklang gebracht hatten.

Solche Änderungen, wenn man sie überhaupt „Änderungen" nennen will, wird man immer wieder vornehmen müssen, ebenso wie es notwendig sein wird, auch bei der praktischen Anwendung der Ausgleichsgesetze nicht immer den alten Schimmel beizubehalten.

Das ist bisher und wird auch in der Folge stets im Wege von Vereinbarungen geschehen. Je klarer und genauer alles normiert sein wird, was auf die gemeinsamen Angelegenheiten und die gemeinsamen Interessen der beiden Staaten Bezug hat, um so friedlicher und freundschaftlicher werden sich ihre Beziehungen zueinander gestalten.

Die Bestrebungen und Programme der einzelnen Parteien sind nicht so aufzufassen, als müßten sie sofort zur Ausführung kommen; sie kennzeichnen nur die Punkte, wo es zweckmäßig wäre, verbessernd einzugreifen, eine Einigung anzubahnen. Der Parteimann verkündet große Prinzipien und verlangt oft mehr, als er zu erlangen hofft; allmählich klären sich aber die Begriffe, und es kommt ein Kompromiß zustande, das zwar keines der beiden Teile vollends befriedigt, aber immerhin den großen Vorteil hat, die Kontroversen zu beseitigen.

Die Strömungen, die es auf partielle Änderungen der Ausgleichsgesetze abgesehen haben, sind hüben und drüben der Leitha bemerkbar; wir wollen sie näher in Augenschein nehmen.

Im Jahre 1867 hatte in Österreich das deutsche Element die Oberhand, die Verfassungspartei saß am Ruder, und ihr ist es zu verdanken, daß zunächst der staatsrechtliche, dann aber auch der erste wirtschaftliche Ausgleich unter Dach gebracht wurde. Eine leichte Aufgabe war es nicht, aber es gelang.

In den darauffolgenden Jahren fiel es niemandem ein, den Ausgleich anzufechten. Wie in Ungarn die Magyaren, so waren in Österreich die Deutschen die Herren der Situation; sie hatten den Ausgleich gemacht und wollten nunmehr auch seine Früchte genießen.

Seither hat sich in Österreich so manches geändert; die Verfassungspartei wurde immer schwächer, die Nationalitäten erstarkten und heute dominiert die Sprachenfrage die ganze österreichische Politik. In Böhmen streiten die Tschechen mit den Deutschen, in Galizien die Ruthenen mit den Polen, in den südlichen Ländern die Slowenen mit den Deutschen, die jüngst zum Bewußtsein erwachten Rassen wollen nicht nur mitreden, sondern auch dominieren.

Das Bestreben der Nationalitäten ist dahin gerichtet, Österreich zu dezentralisieren, den Schwerpunkt der Politik in die Landtage zu verlegen, aus

Österreich einen föderalistischen Staat zu machen. Ungarn gegenüber sind sie aber Zentralisten, ihr Ideal wäre, die Delegationen in eine Art von Reichsparlament umzugestalten, in dem sie dann mit den in Ungarn lebenden Slowaken, Ruthenen und Serben sowie mit den Kroaten eine große slawische Partei bilden könnten. Von da bis zu einer neuen Einteilung der Karte Österreich-Ungarns gäbe es dann nur noch einen Schritt. Daß es ihnen niemals gelingen wird, diese Traumbilder zu realisieren, brauche ich nicht hinzuzufügen.

Die seit den letzten Wahlen relativ stärkste Partei der Christlich-Sozialen mit ihrem klerikalen Anhange bringt Ungarn ebensowenig Sympathie entgegen. Der Grund ihrer Magyarophobie ist schwer zu erklären. Tatsache ist, daß ihre Anhänger von allen österreichischen Politikern am meisten gegen Ungarn losziehen, daß sie keine Gelegenheit versäumen, alles herabzusetzen, was ungarisch ist.

Ungarn steht ihrer sonst sehr klugen Politik und ihren alle Achtung verdienenden humanitären Bestrebungen in keiner Weise im Wege, ihre Ansichten über die Lösung der sozialen Probleme finden bei uns sogar vielfach Anklang; man versteht also nicht recht, warum sie die Agitation gegen Ungarn mit so großem Eifer betreiben. Sollte es nur sein, um sich Popularität zu verschaffen, oder wollen sie damit einen Anknüpfungspunkt mit den Nationalitäten suchen? Ich wage nicht, hierüber ein Urteil zu fällen.

Das Programm der Christlich-Sozialen geht übrigens nicht so weit, daß es den Ausgleich im zentralistischen Sinne ändern möchte; die Herren wollen überhaupt nur den angeblich zu hohen Prätensionen Ungarns Schranken setzen.

In Österreich besteht demnach hauptsächlich die Tendenz, den Ausgleich so knapp als möglich zu interpretieren. Wenn Ungarn in einzelnen Punkten Forderungen stellt, wenn es im Sinne des Gesetzes in Detailfragen Reformen wünscht, wird das gleich als ein Übergriff aufgefaßt; man stemmt sich dagegen und läßt das Schlagwort ertönen: „keine weitere Konzession an Ungarn."

Dabei übersieht man, daß das Wort „Konzession" falsch angewendet ist; wo die Rechtssphären der beiden Teile so streng abgegrenzt sind, wie es beim Ausgleiche der Fall, kann die genauere Umschreibung und Ausübung der Rechte des einen Teiles doch niemals als eine „Konzession" des andern betrachtet werden.

So stehen die Dinge in Österreich; in Ungarn hingegen machen sich Strömungen in entgegengesetzter Richtung bemerkbar. Aber auch da halten wir den Dualismus nicht für bedroht.

Die ehemalige „Linke", die sich heute „Achtundvierziger Unabhängigkeitspartei" oder kurzweg „Achtundvierziger Partei" nennt, hat seit jeher die Zweckmäßigkeit der Bestimmungen des Ges.-Art. XII des Jahres 1867 bestritten.

Die Anhänger dieser Partei wünschen überhaupt keine gemeinsamen Angelegenheiten, dagegen eine getrennte ungarische Armee und möglichste Trennung der auswärtigen Angelegenheiten. Selbstverständlich möchten sie auch die laut den Gesetzen in gemeinsamer Einvernahme, aber gesondert zu behandelnden Angelegenheiten ganz auf eigene Faust verwalten. Getrenntes Zollgebiet, keine gemeinsame Bank, überhaupt Trennung auf der ganzen Linie — das einzige Band wäre die Person des Herrschers.

Solange die Achtundvierziger im Abgeordnetenhause in der Minorität waren und die Opposition bildeten, hatte ihr Programm nur eine theoretische Bedeutung, sie konnten dasselbe nicht durchsetzen. Ihre Bestrebungen dürfen dessen ungeachtet nicht als unfruchtbar bezeichnet werden, denn der Widerstand, den sie der überstarken Majorität der am Ruder befindlichen liberalen Partei entgegensetzten, hinderte diese zu erschlaffen.

Wenn es also gelungen ist, den ungarischen Nationalstaat in den letzten Jahrzehnten zu einer so hohen Entwicklung zu verhelfen, was tatsächlich der Fall ist, haben die Achtundvierziger gewiß keinen geringen Anteil am Verdienste, denn sie wachten stets mit Argusaugen darüber, daß von der streng nationalen Richtung unsrer Politik um kein Haar breit abgewichen werde.

Von einem ausführlichen und bis in die Einzelheiten reichenden Programme konnte bei den Achtundvierzigern vorläufig keine Rede sein. Sie wußten recht gut, wie wenig Aussicht sie hatten, an die Regierung zu gelangen; es war also ganz überflüssig, planmäßig anzugeben, wie sie ihre idealen Bestrebungen ins Praktische zu übersetzen gedenken. Sie beschränkten sich darauf, die Regierung zu kontrollieren, ihr Opposition zu machen. Infolgedessen sah man bei den Achtundvierzigern verschiedene Nuancen und Abstufungen; die einen bekannten sich zur streng radikalen Richtung, die andern ließen den status quo gelten und wünschten nur allmähliche Reformen im Sinne der reinen Personalunion.

Das Bild veränderte sich aber, als die Achtundvierziger bei den Wahlen des Jahres 1905, man kann sagen unverhofft, als absolute Majorität ins Abgeordnetenhaus einzogen und ein Jahr darauf, im April 1906, mit der Verfassungspartei und der Volkspartei verbündet im sogenannten Koalitionsministerium zur Regierung berufen wurden.

Alles war verblüfft, niemand wagte es zu hoffen, daß sich ein solches Bündnis auch nur für kurze Zeit aufrechterhalten ließe.

Man täuschte sich, denn man vergaß den bekannten Spruch Mirabeau's: „Les ministres jacobins ne sont jamais des Jacobins ministres.“ Im Bewußtsein der großen Verantwortung, die auf ihren Schultern ruht, legten sich nun die früher so kampflustigen Achtundvierziger eine weise, staatsmännische Mäßigung auf; ihr Bestreben ist fortan, nichts zu überstürzen, sich wohl zu hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Sie wollen fortbauen und nicht demolieren. Sie haben mit ihren alten Prinzipien keineswegs gebrochen, sie auch nicht an den Nagel gehängt; da sie aber einsehen, daß jeder Umsturz dem Lande nur Gefahren bringen könnte, entschlossen sie sich, die politische Richtung Deáks, Andrássys, Széells und Wekerles bis auf weiteres beizubehalten, auf die Gefahr hin, sich den Vorwurf der Inkonsequenz gefallen lassen zu müssen und einen tüchtigen Teil ihrer Popularität bei den politischen Kannegießern einzubüßen.

Man muß daher die Achtundvierziger nicht nach ihren früheren Reden, sondern nach ihren gegenwärtigen Taten beurteilen.

Die Hände der neuen Regierung waren durch das Vorgehen ihrer Vorgängerin in so mancher Beziehung gebunden; es galt also in erster Linie,

das Wohl des Landes den gegebenen Umständen angepaßt zu sichern. Und so sehen wir, wie Kossuth, der Führer der Unabhängigkeitspartei, den wirtschaftlichen Ausgleich mit Österreich unterzeichnet, wie die geschworenen Feinde aller gemeinsamen Angelegenheiten die so verpönte Quote um 2% zu Lasten Ungarns erhöhen.

Selbst in der Politik gibt es Ironien, im vorliegenden Falle aber muß man den beherzten Männern nur Anerkennung zollen; daß sie diese Ironie mit Gleichmut ertragen, auch dazu gehört Patriotismus.

Ob es den Achtundvierzigern mit der Zeit gelingen wird, unser Verhältnis zu Österreich im Sinne der reinen Personalunion zu modifizieren, kann niemand voraussagen; für die nächsten zehn Jahre, das ist für die Dauer des jüngst abgeschlossenen wirtschaftlichen Ausgleichs, ist der Dualismus jedenfalls gesichert, und welcher Politiker wagt es zu prophezeien, was in einer noch entfernten Zukunft geschehen wird.

Wir wollen nun die gemeinsamen Angelegenheiten einzeln untersuchen und angeben, wo in deren Behandlung bescheidene Reformen notwendig wären.

I. Auswärtige Angelegenheiten.

Wir haben gesehen, daß die auswärtigen Angelegenheiten der beiden Staaten vom gemeinsamen Minister des Äußern im Einverständnisse mit den Ministerien beider Teile[1]) geleitet werden. Das k. u. k. (d. h. kaiserlich österreichische und königlich ungarische) Ministerium des Äußern sowie alle demselben unterstehenden diplomatischen Missionen und Konsulate sind gemeinsame Ämter, daher im selben Maße ungarisch als österreichisch. Infolgedessen ist es nicht nur billig, sondern geradezu selbstverständlich, daß diese Gemeinsamkeit bei den erwähnten Ämtern auch äußerlich, d. h. bei den in Verwendung kommenden Insignien (Flaggen, Wappenschilden, Siegel) sowie in der Amtssprache zum Ausdrucke kommen sollte.

Es ist aber kaum zu schildern, welchen Aufwand an Reden es kostete, welche Energie und Ausdauer die ungarische Delegation seit vierzig Jahren zu entfalten genötigt war, um in dieser Beziehung wenigstens einiges durchzusetzen.

Die Sprachenfrage wurde, nachdem alle früheren Minister die Sache für platterdings unmöglich erklärt hatten, endlich vor ganz kurzer Zeit von Baron Ährenthal in befriedigender Weise gelöst. Das Ministerium des Äußeren und die ihm unterstehenden Ämter führen ihre Korrespondenzen in deutscher Sprache; sie sind jedoch verpflichtet, die ungarischen amtlichen und privaten Zuschriften ungarisch zu beantworten. Verfügt die eine oder die andre Vertretungsbehörde über keinen der ungarischen Sprache mächtigen Beamten, so vermittelt die vorgesetzte Behörde die Korrespondenz, besorgt die Übersetzung und die Beantwortung der Zuschriften.

Die Flaggenfrage ist ebenfalls gelöst, die k. u. k. Konsulate führen seit 1868 die gemeinsame Handelsflagge und für die Missionen wurde nach fünf-

[1]) Im österreichischen Gesetze ist vom Ingerenzrechte des österreichischen Ministeriums in die auswärtigen Angelegenheiten nichts erwähnt, de facto wird es aber ausgeübt.

undzwanzigjährigen Tribulationen bestimmt, daß sie zwei Flaggen, nämlich die schwarzgelbe österreichische und die trikolore ungarische zu hissen haben.

Die Wappenfrage ist aber bis auf den heutigen Tag ungeregelt. Das Ministerium des Äußeren und seine Organe führen, so wie vor hundert Jahren, noch immer den Doppeladler, vom ungarischen Staatswappen keine Spur. Das einzig Richtige wäre, die beiden Wappen als Alliancewappen nebeneinander anzubringen, ebenso wie dies mit den Flaggen der Fall ist; das war aber bis jetzt unerreichbar.

Ich zweifle nicht daran, daß es schließlich gelingen wird, auch mit diesem Postulate der Parität durchzudringen; wir werden es aber nur nach recht peinlichen Erörterungen erreichen.

II. Die gemeinsame Armee und Kriegsmarine.

Wir haben gesehen, daß das 1867er Gesetz die Leitung, Führung und Organisation der Armee dem Herrscher überläßt; das Recht der Rekrutenbewilligung, der Bestimmung der Dienstzeit und der Verfügungen bezüglich der Dislokation und Verpflegung der Truppen hat sich jedoch das Land vorbehalten.

Die Rechtssphären sind damit genau abgegrenzt, das Land stellt die Armee, erhält und nährt sie, der König hingegen sorgt für ihre Ausbildung, macht die Truppen kriegstüchtig.

Nun haben sich aber im Laufe der Jahre die Ansichten über das Wesen der Armeen sehr verändert.

Ehemals war das aus Berufssoldaten gebildete Heer ein Troß von Kriegern in der Hand des Monarchen, mit dem Volke und der Nation hatte es nichts gemein. Mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht trat aber ein Wandel ein, Armee und Volk stehen heute einander nicht nur nahe, die beiden Begriffe decken sich sogar, denn die moderne Armee ist fortan das Volk selbst, das zu den Waffen greift, seine Blutsteuer leistet, seine Haut zu Markte trägt.

Daß die Identität des Heeres und der Nation auch bei uns zum Ausdrucke kommen muß, ist ein Erfordernis unsrer Zeit. Im Jahre 1867, nach kaum überstandenem Absolutismus, herrschten meist noch die alten Ansichten, sie klärten sich erst allmählich.

Die inzwischen organisierte Honvédarmee (ungarische Landwehr), deren Bestimmung es ist, das Land zu verteidigen und die gemeinsame Armee zu unterstützen, entspricht bereits den modernen Ideen; sie ist ein Volksheer im vollsten Sinne des Wortes, und ihre Tüchtigkeit wird sogar von denen gerühmt, die ihre rasche Entwicklung mit scheelem Auge betrachten.

Die gemeinsame Armee hingegen ist geblieben, was sie war, trotz der allgemeinen Wehrpflicht hat sie noch immer den Charakter eines Berufsheeres, und das ist ein Anachronismus.

Wir haben ausführlich geschildert, wie alle Bestrebungen Ungarns auf die Entwicklung des Nationalstaates gerichtet sind, wir haben auch erwähnt,

daß das Gesetz ausdrücklich von der ungarischen Armee spricht, die fortan ein integrierender Bestandteil des gemeinsamen Heeres bilden soll, es ist also unser gutes Recht zu verlangen, daß die ungarische Armee, soweit es die Interessen der Gemeinsamkeit gestatten, auch wirklich ungarisch sei.

In der gemeinsamen Armee kommt nicht das Bündnis zwischen Österreich und Ungarn zur Geltung, sie verkörpert vielmehr den sonst auf allen andern Gebieten schon längst vergessenen Zentralismus, das alte Großösterreich.

Welche falschen Begriffe gewinnt der unter die Waffen einberufene ungarische Slawe oder Rumäne, dem man in der Schule beigebracht hatte, daß Ungarn ein unabhängiger Staat ist, wenn er auf einmal gewärtigt, daß er nicht Ungarn, nicht seinem Könige dient, sondern dem „Kaiser", daß er des Kaisers Rock trägt. Er hört kein ungarisches Wort, auf der Fahne sieht er den kaiserlichen Doppeladler, vom Vaterlande ist nicht mehr die Rede. Zu Hause waren die Obrigkeiten Landsleute, Ungarn, jetzt steht er unter den Befehlen meist österreichischer Offiziere. Muß er da nicht unwillkürlich die staatliche Unabhängigkeit Ungarns bezweifeln? Man wird es daher begreiflich finden, wenn in ganz Ungarn der Wunsch zum Ausdrucke gelangt, Wandel zu schaffen, Reformen einzuführen.

Manche gehen allerdings zu weit in ihren Ansprüchen, sie möchten die vollständige Zweiteilung der Armee; das ist aber eine Utopie und wäre unter den gegebenen Verhältnissen unpraktisch, ja sogar gefährlich. Mit etwas gutem Willen ließe sich die Sache auch anders ordnen. Die gemeinsame Armee soll nur gemeinsam bleiben; im ungarischen Teile derselben wünschen wir jedoch die Staatlichkeit Ungarns zum Ausdrucke zu bringen; wir fordern, daß der Ungar auch als Soldat Ungar bleibe und wisse, daß er seinem Vaterlande dient.

Es wäre verfrüht, die wünschenswerten Reformen programmäßig aufzuzählen, wir wollen hier nur andeuten, wo es uns notwendig erschiene, Wandel zu schaffen.

Die Zuteilung ungarischer Offiziere zu den ungarischen Truppen ist bereits im Zuge; es ist auch dafür gesorgt, daß ungarische Jünglinge in heimischen Anstalten zum Offiziersberufe erzogen werden, der Nachwuchs ist also ebenfalls gesichert. Dagegen muß die Fahnen- und Enblemenfrage geordnet werden; der ungarische Soldat hätte schon aus den Enblemen zu ersehen, daß er Ungarn dient.

Am schwierigsten zu lösen ist die Sprachenfrage.

Man irrt, wenn man glaubt, daß heute in der gemeinsamen Armee germanisiert wird; das Bestreben ist allerdings vorhanden, Resultate erzielt man jedoch so gut wie keine. Die kaum drei Jahre, die der Soldat unter den Waffen zubringt, genügen ihm bei weitem nicht, um Deutsch zu erlernen; er hört übrigens auch nur wenig Deutsch reden, denn der Unterricht wird ihm in seiner Muttersprache erteilt, und seit Einführung des territorialen Ergänzungssystems sind seine Kameraden stets Stammesgenossen. Wie soll er sich da neue Sprachkenntnisse aneignen? Wenn die Dienstzeit auf zwei Jahre reduziert werden sollte, dürfte das noch viel schwieriger werden.

Momentan ist die Sprachenfrage in der gemeinsamen Armee folgendermaßen geregelt: Wir unterscheiden zwischen Regimentssprache, Kommandosprache und Dienst- oder Armeesprache.

Die Regimentssprache ist in den Regimentern verschieden, sie richtet sich je nach der Muttersprache der Soldaten, in einem und demselben Regimente können auch mehrere Sprachen eingeführt sein. Der Soldat wird, wie erwähnt, in seiner Sprache abgerichtet, der Offizier ist verpflichtet, die Regimentssprache zu erlernen.

Bezüglich der Regimentssprache haben wir wenig zu verlangen, höchstens nur, daß alle der ungarischen Sprache mächtigen ungarischen Soldaten ohne Unterschied ungarisch abgerichtet werden, das erfordert das Prinzip der ungarischen Staatssprache. Für die Rumänen, Slawen usw., die nicht Ungarisch sprechen, mag das heutige System aufrecht bleiben.

Die Kommandosprache ist derzeit die deutsche, und es fragt sich, ob es wichtig ist, sie beizubehalten? — Ja und nein.

Die Anhänger der alten Ideen und mit ihnen die Mehrzahl der österreichischen Politiker meinen: ja. Bei uns hingegen wird die ungarische Kommandosprache allgemein gewünscht.

In moralischer Beziehung ist es von großer Bedeutung, in welcher Sprache das Kommando erteilt wird, vom praktischen Standpunkte aus betrachtet ist es eigentlich vollkommen gleichgültig.

Die aus Ungarn assentierten Soldaten verstehen zum überwiegenden Teile nicht Deutsch, die 60—80 Kommandoworte werden ihnen daher nur eingepaukt, sie memorieren sie, folgen ihnen mechanisch, verstehen sie aber nicht. Da aber heute die Nichtmagyaren in der Schule meist etwas Ungarisch lernen und sich unsre Sprache im alltäglichen Verkehre sehr verbreitet hat, gäbe es in der ungarischen Armee gewiß unvergleichlich mehr Soldaten, die das ungarische Kommandowort verstünden als solche, die heute das deutsche dem Sinne nach verstehen. Praktischer wäre daher die ungarische Kommandosprache.

Das Hauptargument, das man gegen die ungarische Kommandosprache anführt, ist, daß es im Ernstfalle einem nicht ungarischen Offizier unmöglich wäre, das Kommando eines seiner Offiziere beraubten ungarischen Truppenteiles zu übernehmen.

Dieser Übelstand wäre aber auch heute vorhanden. Wenn der Offizier die Regimentssprache nicht kennt, wird er unter Umständen auf einen Dolmetsch angewiesen sein, die Soldaten werden nur das von ihm erteilte Kommando verstehen.

Die Skrupel derjenigen, die die ungarische Kommandosprache nur aus dem hier angedeuteten Grunde nicht einführen wollen, ließen sich übrigens leicht beseitigen. Man hätte nur zu verordnen, daß alle Offiziere der gemeinsamen Armee die ungarischen Kommandoworte erlernen. Wenn sich heute mehrere Hunderttausend meist den weniger gebildeten Ständen angehörige Soldaten die 60—80 deutschen Kommandoworte ohne Schwierigkeit aneignen, so wird es für die höchstens 8000 des Ungarischen nicht mächtigen Offiziere der Armee ein leichtes sein, die entsprechenden ungarischen Worte zu memorieren.

Am heikelsten steht die Sache mit der Dienstsprache, sie ist innerhalb der Armee deutsch, im Verkehre mit den ungarischen Behörden haben sich aber die Militärbehörden und Kommandanten der ungarischen Sprache zu bedienen.

Unsre Forderungen gehen dahin, daß in der ungarischen Armee die ungarische Sprache auch als Dienstsprache in Verwendung komme, aber nur so weit, als dies mit der einheitlichen Leitung der Armee zu vereinbaren wäre. So könnte z. B. die Dienstsprache in den ungarischen Regimentern die ungarische sein, von den Brigaden oder Divisionen aufwärts aber wie bisher die deutsche.

Diese oder ähnliche Reformen wird Ungarn in absehbarer Zeit gewiß durchsetzen, wenn sie auch Schwierigkeiten begegnen; wir betrachten sie als Staatsnotwendigkeiten.

In Österreich lautet freilich die Parole: „Keine militärischen Konzessionen an Ungarn, sonst zahlen wir nicht mehr die Quote von 63,6 % für die gemeinsamen Angelegenheiten, das Beitragsverhältnis müßte dann auf 50 : 50 % festgesetzt werden."

Diese Drohung ist übrigens nicht so gefährlich wie sie klingt. Vorerst muß man bemerken, daß das Wort „Konzessionen" auch hier schlecht gewählt ist. Wenn die ungarischen Soldaten nationale Insignien erhalten, wenn der ungarischen Sprache mehr Raum geboten wird, so ist das nur eine ganz natürliche Berücksichtigung der staatlichen Stellung Ungarns und keine Konzession von seiten des Herrschers. An den bestehenden Gesetzen wird damit kein Jota geändert, es handelt sich hier nur um Vereinbarungen mit der Krone bezüglich der ihr übertragenen Organisation und Leitung unsres Heeres.

Die Änderung der Quote hingegen würde mit dem jüngst mit Österreich geschlossenen Abkommen im Widerspruche stehen, gegen das Gesetz verstoßen, das Quotenverhältnis kann nur in zehn Jahren und im Wege neuer Vereinbarungen modifiziert werden.

Bei der Kriegsmarine kann selbstverständlich keine Unterscheidung zwischen dem österreichischen und ungarischen Teile derselben gemacht werden. Auch in der Sprache lassen sich da keine Reformen einführen. Nur die Kriegsflagge muß geändert werden, denn die gegenwärtige entspricht nicht dem Dualismus, sie versinnbildlicht Österreich allein.

Eine der Aufgaben der Kriegsmarine ist, die Flagge in fremden Gewässern zu zeigen. Wenn Ungarn zur Erhaltung der Kriegsmarine mit Mannschaft und Geld beisteuert, kann es auch fordern, daß seine staatliche Existenz und seine Farben nicht völlig ignoriert werden.

Am zweckmäßigsten wäre es wohl, die bereits vorhandene gemeinsame Handelsflagge auch bei der Kriegsmarine einzuführen.

III. Die Quote.

Die Quote bildet seit jeher einen Erisapfel zwischen Österreich und Ungarn. Ich halte es daher für geboten, diese Frage etwas näher zu beleuchten und möchte bei dieser Gelegenheit untersuchen, wie es mit dem so häufig erhobenen Vorwurfe steht, daß Ungarns Beitrag zu den gemeinsamen Auslagen viel zu gering bemessen sei.

Die 1867er Gesetze hatten die Beitragsleistung der beiden Teile zu den gemeinsamen Ausgaben nur im Prinzipe und nicht ziffermäßig bestimmt. Diese Aufgabe blieb der Quotenkommission vorbehalten. Sie sollte den beiden Gesetzgebungen einen einschlägigen Gesetzentwurf unterbreiten, und wenn es unmöglich wäre, eine Einigung herbeizuführen, sollte der Monarch, gleichsam als Schiedsrichter, die Quote auf ein Jahr festsetzen.

Die erste Vereinbarung wurde schon im Jahre 1867 auf zehn Jahre getroffen, sie enthält folgende Bestimmungen: Zur Deckung der gemeinsamen Auslagen sollen in erster Linie die Einnahmen der gemeinsamen Ministerien verwendet werden, dann die Reineinnahme der Einfuhrzölle der beiden Staaten, und was dann noch ungedeckt bleibt, dazu hat Ungarn mit 30% und Österreich mit 70% beizusteuern. Das Verhältnis von 30 : 70 war auf Grund der Steuereinnahmen der beiden Staaten festgesetzt.

Eine Modifikation dieser Bestimmungen trat bereits im Jahre 1872 ein, als die bis dahin militärisch verwaltete Militärgrenze dem Gebiete Ungarns inkorporiert wurde. Von da ab hatte Ungarn für den nicht gedeckten Teil der geinsamen Auslagen vorerst 2% zu entrichten (das sogenannte Präzipium), und erst dann erfolgte die Repartierung im bisherigen Verhältnisse von 30 : 70.

Das Quotenabkommen wurde noch zweimal auf je zehn Jahre und zwar in unveränderter Form verlängert; von 1897 ab war es aber nicht mehr möglich eine Einigung zu erzielen, der Herrscher mußte daher entscheiden. Bis 30. Juni 1900 erhielt er die alte Proportion von 30 : 70 aufrecht, vom 1. Juli 1900 bis 1. Januar 1908 lautete aber die Allerhöchste Entscheidung auf 33 3/49 : 66 46/49, was mit Hinzurechnung des Präzipiums 34,4 : 65,6 ausmachte.

Diese Änderung erfolgte auf Grund der von den ungarischen Mitgliedern der Quotenkommission unterbreiteten, aber von den Österreichern nicht angenommenen Vorschläge.

Im vorigen Herbste endlich kam es unter Einflußnahme der beiden Regierungen zu einer neuen Feststellung der Quote auf zehn Jahre. Sie beträgt fortan 36,4 : 63,6, das Präzipium kommt jedoch nicht mehr in Berechnung[1]).

Man sollte glauben, daß die Quotenfrage damit als abgetan betrachtet werden könnte, leider ist das keineswegs der Fall. In Österreich gibt man sich zwar vorläufig mit der neu festgestellten Proportion der Beitragsleistung zufrieden, die Einwände gegen das ganze System der Deckung der gemeinsamen Auslagen sind aber nicht verstummt. Es wird behauptet, der größte Vorteil Ungarns bestehe darin, daß die Zolleinnahmen zur Deckung der gemeinsamen Auslagen verwendet werden, diese seien aber in Österreich beinahe sechsmal so hoch als in Ungarn.

---

[1]) Ob das neue Quotenverhältnis richtig und billig ist, will ich nicht untersuchen: in Ungarn hat man vielfach Einwand dagegen erhoben, und der Reichstag nahm den Gesetzentwurf nur aus politischen Gründen an, um das gleichzeitig eingereichte Projekt des wirtschaftlichen Ausgleiches zu sichern. Tatsache ist, daß die Berechnung der durchschnittlichen Einnahmen der beiden Staaten und ihrer direkten und indirekten Steuern, wie immer man sie anstellt, eine geringere Belastung Ungarns ergeben würde.

Letzteres können wir nicht in Abrede stellen, denn aus den Schlußrechnungen des Jahres 1905 ersehen wir, daß der Reinertrag der Einfuhrzölle sich in Österreich auf 126,7 Mill. belief, in Ungarn dagegen nur auf 21,4 Millionen. Dabei übersieht man aber einen sehr wichtigen Umstand.

Ungarn bezieht die im Lande benötigten Importwaren, Kolonialwaren und Industrieprodukte nicht über seine eigene Grenze, etwa aus Rumänien oder Serbien, sie kommen vielmehr alle vom Westen und Norden her über die österreichische Grenze. Ein Teil derselben wird allerdings am Bezugsorte verzollt, da aber der Import nach Ungarn meist von österreichischen Firmen besorgt wird, die den Zoll für ihre Einfuhrwaren in Österreich entrichten, ist es klar, daß die österreichischen Zolleinnahmen zum Teile indirekt von den ungarischen Konsumenten herrühren. Wie hoch dieser Betrag ist, der den österreichischen Zollämtern von seiten Ungarns zufließt, ist nicht zu ermitteln, da keine Zwischenzollgrenze zwischen den beiden Staaten besteht, er muß aber jedenfalls sehr hoch sein.

Nun wollen wir aber auf die Quotenproportion zurückkommen.

Wenn wir zu den gemeinsamen Auslagen einen Beitrag von 36,4 % zu leisten haben, wäre es nur billig, daß die verausgabten Summen dem Lande zugute kämen. In dieser Beziehung ist aber sehr schlecht für Ungarn gesorgt, wir werden auf der ganzen Linie verkürzt. Das läßt sich mit Zahlen am besten beweisen. Ich entnehme sie dem diesjährigen gemeinsamen Budget.

Die Auslagen des gemeinsamen Ministeriums des Äußern betragen rund 13,42 Mill. Kronen, auf die Zentralleitung in Wien entfallen 3,35 Mill. Kronen. Diese kommen größtenteils nur der Stadt Wien zugute.

Die diplomatischen und Konsularvertretungen der Monarchie erfordern einen Aufwand von 10,07 Millionen Kronen. Dieser Betrag geht freilich ins Ausland, dafür residieren aber die Vertreter der fremden Staaten in Wien und ihre Konsuln meist in Österreich (nur in Budapest und Fiume gibt es fremde Konsuln), die nicht nur ihre hohen Bezüge, sondern auch ihr Privateinkommen in Wien und in Österreich verzehren.

Das gemeinsame Finanzministerium und der oberste Rechnungshof haben ebenfalls ihren Sitz in Wien, woraus diese Stadt einen weiteren Nutzen von 800000 Kronen zieht. Die Ruhegehalte der gemeinsamen Beamten und der Militärpensionäre betragen über 4 Mill. Kronen und werden auch meist nur in Österreich genossen. Aus allen diesen Posten des gemeinsamen Budgets hat also Ungarn so gut wie nichts.

Weit höhere Verluste erleidet es bei den Auslagen des Kriegsministeriums.

Bis vor kurzem war dieser Verlust gar nicht zu berechnen, und nur nach jahrlangem Drängen hat die ungarische Delegation endlich erreicht, daß ihr das Kriegsministerium jährlich Ausweise unterbreitet, in denen ersichtlich gemacht ist, welche Beträge des Kriegsbudgets in Ungarn und welche in Österreich verausgabt werden. Im Jahre 1906 ist schließlich auch ein Abkommen zwischen dem Kriegsministerium und der ungarischen Regierung zustande gekommen, um in dieser Beziehung die Interessen Ungarns einigermaßen zu wahren. Die Ausweise zeigen nun freilich, daß das Quotenverhältnis bei den

ordentlichen Ausgaben annähernd eingehalten wird, bei den außerordentlichen aber ist so manche Abweichung von dieser Regel zu verzeichnen.

Ich halte es für klüger, keine Zahlen anzuführen, die Zahlen lassen sich gefällig gruppieren, und mich in eine Polemik einzulassen, dazu mangelt mir hier der Raum. Bei den Auslagen der Kriegsmarine hingegen sprechen die Zahlen laut genug für meine These. Hier entnehme ich sie der Schlußrechnung des Jahres 1905.

Das Ordinarium, Extraordinarium und die Nachtragskredite betrugen rund 86 Millionen Kronen, ein Teil dieser Gelder wurde im Auslande verausgabt, vom Reste aber 58 Millionen Kronen in Österreich und nur 18 Millionen in Ungarn. Hier ist man also sehr weit vom Quotenverhältnisse abgewichen, und wir können sagen, daß Ungarn bei der Kriegsmarine allein eine mit Millionen zu beziffernde Verkürzung erleidet.

Aus alledem ersehen wir, wie unbegründet der Vorwurf ist, daß sich Ungarn bei den gemeinsamen Angelegenheiten etwas schenken läßt.

Die in gemeinsamem Einvernehmen zu erledigenden Angelegenheiten.

Es hieße die Geschichte der Handelspolitik Österreichs und Ungarns schreiben, wollten wir hier die zahlreichen auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete getroffenen Vereinbarungen der beiden Staaten analysieren. Wir bringen daher nur in Erinnerung, daß der letzte „Ausgleich" am 6. Oktober 1907 abgeschlossen wurde und bis Ende 1917 in Wirksamkeit bleibt.

Im Gegensatze zu den früheren Abkommen, mit denen ein formelles Zoll- und Handelsbündnis zwischen Österreich und Ungarn zustande kam, schloß man diesmal nur einen Handelsvertrag.

Praktische Bedeutung hat die Unterscheidung nur auf politischem Gebiete, sie präzisiert genauer die staatsrechtliche Stellung Ungarns und macht die gesonderte Staatlichkeit der beiden Kontrahenten anschaulicher. Von nun an gibt es kein „einheitliches Zoll- und Handelsgebiet", es ist nur noch von einer „einheitlichen Zollgrenze" die Rede, die für die Dauer des Vertrages aufrechterhalten bleibt.

Der bisherige „gemeinsame Zolltarif" wird fortan als „Autonomer Zolltarif der beiden Staaten" betrachtet. Somit gibt es einen österreichischen und einen ungarischen Zolltarif, wenn sie auch in allen Punkten gleichlautend sind [1]).

Jeder der beiden Teile behält sich das Recht vor, die internationalen Handelsverträge auch einseitig zu kündigen.

Von ungarischer Seite hatte man zwei Ziele vor Augen; einerseits war es, wie bereits gesagt, unter den gegebenen Umständen nützlich, das staatsrechtliche Verhältnis der beiden Länder zueinander schärfer auszuprägen, andrerseits aber wollte man Ungarn die Möglichkeit sichern, im Jahre 1917 auf das System des getrennten Zollgebietes überzugehen.

[1]) Daraus ersehen wir, wie vorsichtig man heute in Ungarn in Sachen der Terminologie geworden ist.

Obwohl die Frage des getrennten Zollgebietes heute noch keine Aktualität besitzt, möchte ich sie hier dennoch berühren, und zwar aus dem Grunde, weil sie in Ungarn vielfach besprochen wird und im Programme der Achtundvierziger sozusagen die erste Stelle einnimmt.

Die Argumente, die die zahlreichen Anhänger der wirtschaftlichen Trennung von Österreich zugunsten ihres Verlangens anzuführen pflegen, sind folgende:

Die ungarische Industrie ist heute noch in den Kinderschuhen, die Konkurrenz Österreichs, das im Durchschnitte für jährlich 918 Millionen Kronen Waren nach Ungarn exportiert, erdrückt sie, sie kann ohne Zollschutz keinen Aufschwung nehmen. Wir brauchen aber eine heimische Industrie, einmal um die immer wachsende Auswanderung nach Amerika hintanzuhalten[1]), dann aber auch, um dem Staate neue Einnahmequellen zu sichern.

Die Steuerkraft des Landes ist aufs äußerste angespannt, die Ackerbau treibende Bevölkerung kann keine weitere Belastung ertragen, sie ist schon heute in einer recht mißlichen Lage, denn die Arbeitslöhne werden immer höher, der Preis der Bodenprodukte dagegen hat in guten Jahren die Tendenz zu sinken. Neue Fabriken wären also dem Staate willkommene Steuerobjekte und würden es ihm vielleicht ermöglichen, die Agrarier etwas zu entlasten.

Gegen die wirtschaftliche Trennung sprechen nicht minder wichtige Gründe. Österreich würde den Import aus Ungarn, der sich auf 903 Millionen Kronen beläuft, natürlich mit mehr oder weniger hohen Zöllen belegen. Dadurch kämen unsre Agrarier in eine noch schlimmere Lage, denn ihre Bodenprodukte würden zweifelsohne weiter im Preise sinken.

Bei getrenntem Zollgebiete wäre auch die Eventualität eines Zollkrieges denkbar, dieser aber hätte für beide Teile ganz unabsehbare Folgen. Österreich könnte allenfalls die benötigten Rohstoffe, Getreide und Vieh aus Rußland, Rumänien und Serbien beziehen, seinen eigenen Agrariern ginge es dabei sogar recht gut; wo soll es aber Absatz für seine Industrieprodukte finden? Für 913 Millionen Kronen treibt man die Abnehmer nicht von heute zu morgen auf.

Ungarn wäre im Falle eines Zollkrieges wahrscheinlich noch schlimmer daran. Die Industrieprodukte, die es nicht selbst erzeugt, könnte es statt aus Österreich z. B. aus Deutschland und aus der Schweiz importieren, wer wird aber seine Agrarprodukte abnehmen?

Es ist demnach sehr schwer zu entscheiden, ob die Zolltrennung, die Errichtung der Zollgrenze für Ungarn wirklich so vorteilhaft wäre, wie es viele behaupten. Recht würden letztere nur in dem Falle behalten, wenn es gelingt, mit Österreich einen billigen, vorteilhaften Tarifvertrag abzuschließen, dessen Bestimmungen in der Meistbegünstigungsklausel der Verträge mit den fremden Staaten nicht inbegriffen wären. Damit kämen wir aber wieder dorthin, wo wir heute sind.

Die ungarische Regierung handelt übrigens sehr weise daran, wenn sie schon jetzt auf die Eventualität der späteren Trennung bedacht ist. Sie soll

[1]) Im Jahre 1907 wanderten 200 000 ungarische Staatsbürger nach Amerika aus. Momentan hat die Auswanderung infolge der dortigen wirtschaftlichen Krise bedeutend abgenommen.

nur trachten, die heimische Industrie zu heben, sie nach Tunlichkeit selbständig zu machen und gleichzeitig an der finanziellen Kräftigung des Landes arbeiten.

Gelingt es ihr, namhafte Resultate in der angegebenen Richtung zu erzielen, werden wir im Jahre 1917 ganz anders reden können, als vor dem letzten wirtschaftlichen Ausgleiche, wo wir uns in einer Notlage befanden und die zum Teile harten Bedingungen Österreichs anzunehmen genötigt waren.

Ob wir in neun Jahren die Zolltrennung wirklich durchführen oder nicht, wer mag das heute voraussagen? So viel steht aber fest, das Jahr 1917 darf uns nicht unvorbereitet überraschen. Wir müssen da in der Lage sein, das Dilemma frei nach unserm Ermessen zu entscheiden.

Die Sprachenfrage.

Da ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, alle Materien zu besprechen, die Österreich und auch dem Auslande Anlaß geben, unsre nationalen Bestrebungen zu bekritteln, darf ich die Nationalitätenfrage oder, besser gesagt, die Sprachenfrage nicht unberührt lassen.

Ich sage „Sprachenfrage", weil das Wort „Nationalitäten" bei uns keinem staatsrechtlichen Begriffe entspricht; die Nationalitäten als solche sind keine eigenen Körperschaften, keine juridischen Personen. Alle ungarischen Staatsbürger sind gleichberechtigt, sie bilden *eine* Nation, die einheitliche ungarische Nation, gleichviel, welcher Nationalität sie angehören.

Wenn wir also von den Rechten der Nationalitäten sprechen, so denken wir dabei an die gesetzlichen Bestimmungen, die den nichtmagyarischen Staatsbürgern den Gebrauch ihrer Muttersprache im Verkehre mit den Behörden und Gerichten, in der Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleisten und ihnen die Pflege ihrer Muttersprache auf dem Gebiete der Selbstverwaltung und in der Schule ermöglichen. Somit ist es richtiger, von der „Sprachenfrage" zu reden.

In früheren Zeiten bot diese keinerlei Schwierigkeiten, die Amtssprache war die lateinische, die Gebildeten bedienten sich ihrer selbst im alltäglichen Leben, sie war auch die Unterrichtssprache in den Mittelschulen, wo die ungarische Sprache erst im Jahre 1792 ein obligater Lehrgegenstand wurde.

Im vorigen Jahrhundert änderte sich das allmählich, zuerst kam die ungarische Sprache bei den Gerichten, dann bei den Ämtern und im Landtage zur Geltung, im Jahre 1840 endlich wurde sie als Staats- und Amtssprache anerkannt.

Schon in den 40er Jahren sollte an die Lösung der Sprachenfrage geschritten werden, da kam aber der Freiheitskrieg 1849 und die darauffolgende Periode des Absolutismus dazwischen. Elf Jahre hindurch bot die Wiener Regierung alles auf, um Ungarn zu germanisieren, und es ist geradezu komisch, wenn wir darauf zurückblicken, wie ein ganzes Heer von tschechischen Beamten, die zum Teile nur mangelhaft Deutsch sprachen, das Deutschtum in Ungarn zu verbreiten beflissen war.

Diese Anstrengungen erwiesen sich aber als vergeblich, sie dienten nur dazu, den nationalen Geist der Ungarn anzufachen. Sie hatten übrigens auch

eine recht bedauerliche Folge. Der Ungar gewöhnte sich, den Zentralismus und das Deutschtum als identische Begriffe zu betrachten; es entstand daraus der nichts weniger als gerechtfertigte Widerwillen gegen alles, was deutsch ist, und weil in Österreich heute noch gewisse zentralistische Velleitäten fortbestehen, können bei uns einzelne den Wahn nicht los werden, daß uns das Deutschtum bedroht. Solche Vorurteile aber lassen sich nur mit der Zeit ausrotten.

Als die Verfassung im Jahre 1867 wieder hergestellt war, schickte man sich sofort an, die Sprachenfrage zu regeln, der Ges.-Art. XLIV vom Jahre 1868 und eine Reihe von späteren Gesetzen besorgten dies bis in die kleinsten Einzelheiten [1]).

Sie gehen von dem Grundsatze aus, daß die ungarische Sprache die Staatssprache ist, die Verhandlungen des Reichstages werden ungarisch geführt [2]), die Gesetze werden in ungarischer Sprache erlassen [3]), die Amtssprache der Regierungs- und Verwaltungsbehörden ist die ungarische, so auch die Gerichtssprache. Damit aber die nichtmagyarischen Staatsbürger und namentlich diejenigen, die der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, keine Zurücksetzung erleiden, ist es ihnen gestattet, sich bei ihren Eingaben an die Regierung und an die Behörden ihrer Muttersprache zu bedienen.

Das Gesetz sorgt auch dafür, daß ihre Sprache in der Verwaltung und bei den Körperschaften zur Geltung komme.

Die Administration Ungarns ist dezentralisiert und vom Prinzip der Selbstverwaltung beherrscht, die Komitate, Städte und Gemeinden genießen weitgehende Rechte. Den Nationalitäten ist aber der Gebrauch ihrer Muttersprache auf der ganzen Linie gesichert und zwar in gewissen Abstufungen, je niedriger die Verwaltungsbehörde oder Körperschaft, desto mehr Raum erhalten in ihr die Nationalitätensprachen.

Bei den Munizipien, d. h. bei den Komitaten, königl. Freistädten und mit Munizipalrechten bekleideten Städten, die alle eine autonome Verwaltung besitzen, gilt der Grundsatz, daß die Protokolle ihrer Versammlungen in erster Linie in ungarischer Sprache zu führen sind; wenn es aber ein Fünftel der Stimmberechtigten begehrt, auch in einer andern, im Sprengel des Munizipiums verbreiteten Sprache. In den Versammlungen kann jeder in seiner Muttersprache reden.

Mit den Staatsbehörden korrespondieren die Munizipien ungarisch, es steht ihnen aber frei, ihre Zuschriften doppelsprachig auszufertigen. Untereinander korrespondieren die Munizipien ungarisch oder in einer der Protokollsprachen desjenigen Munizipiums, an das die Zuschrift gerichtet ist.

Die Amtssprache ist bei den Munizipien zwar die ungarische, der Beamte darf sich aber auch unter Umständen einer der Protokollsprachen seiner Juris-

---

[1]) Diese Gesetze gelten alle nur in Ungarn im engeren Sinne des Wortes, und nicht in Kroatien, das eine ganz autonome Verwaltung hat und wo die Amtssprache kroatisch ist.

[2]) Die in den ungarischen Reichstag entsendeten kroatischen Abgeordneten können ihre Reden auch hier in kroatischer Sprache halten.

[3]) Die Gesetze erscheinen auch in amtlicher deutscher, slawischer, ruthenischer, kroatischer und rumänischer Sprache.

diktion bedienen. Im Verkehre mit den Gemeinden und Kirchengemeinden, mit Anstalten, Vereinen und Privatpersonen, soll nach Möglichkeit die Sprache derselben in Anwendung kommen.

Die Gemeinde bestimmt selbst ihre Amtssprache und die Sprache, in der die Protokolle ihrer Versammlungen geführt werden sollen, auf Verlangen eines Fünftels der Stimmberechtigten kann das Protokoll auch zweisprachig sein. In den Gemeinden ist daher die ungarische Sprache nicht obligatorisch.

Die Korrespondenzen mit den Staatsbehörden und den Munizipien führen die Gemeinden in ihrer eigenen Amtssprache oder ungarisch. Auch in den Gemeindeversammlungen kann jeder in seiner Muttersprache reden.

Die Gerichte amtieren zwar ungarisch, in allen Fällen aber, wo die Intervention eines Advokaten nicht obligatorisch ist, können sich die Parteien ihrer Muttersprache bedienen.

Die Kirchengemeinden bestimmen ihre Amtssprache selbst sowie auch die Unterrichtssprache in ihren Schulen.

Den höheren kirchlichen Behörden bleibt es ebenfalls überlassen, die Geschäfte und Beratungen in derjenigen Sprache zu führen, die sie für angemessen erachten.

Aus alledem ersehen wir, daß jedem einzelnen Staatsbürger der Gebrauch seiner Muttersprache auf dem ganzen Gebiete der Administration, von den Ministerien an bis herunter zu den Gemeindebehörden, im vollsten Maße gewährleistet ist, und daß sich die Nationalitäten ihrer Sprachen auch im öffentlichen Leben bei den Munizipien, Gemeinden usw. frei bedienen können.

Wie steht es nun mit den Schulen?[1]).

Die überwiegende Mehrzahl der Volksschulen sind konfessionell, sie werden von den Glaubensgenossenschaften erhalten. Außer diesen gibt es Gemeindeschulen, von Privatpersonen erhaltene Schulen und staatliche Schulen. Der Staat hat die Aufsicht über alle Volksschulen und unterstützt auch die Lehrer der nicht staatlichen Schulen.

In den 2190 Staatsschulen wird der Unterricht ausschließlich in ungarischer Sprache erteilt, so auch in 7984 nicht staatlichen Schulen. In 1954 Schulen ist die Unterrichtssprache die ungarische mit einer zweiten accessorischen Sprache, in 1665 Schulen wird in einer andern Sprache gelehrt und Ungarisch nur nebenbei betrieben, und in 3171 Schulen gibt es überhaupt keinen ungarischen Unterricht. Das ergibt folgende Zahlen:

Unterrichtssprache	Anzahl der Schulen		
Ungarisch	in	10 174	59,97 %
gemischt	in	3 619	21,34 %
nicht-Ungarisch	in	3 171	18,69 %

Da die magyarische Bevölkerung des Landes 51,39 % und die nicht-magyarische 48,61 % beträgt, ist die Anzahl der Volksschulen für die Magyaren allerdings eine günstigere; dabei muß man aber auch in Betracht ziehen, daß nicht die Regierung, sondern die Glaubensgenossenschaften und Gemeinden die

[1]) Auch diese Angaben beziehen sich nur auf Ungarn, mit Ausschluß von Kroatien, das sein Unterrichtswesen autonom verwaltet.

überwiegende Mehrzahl der magyarischen Schulen erhalten. Die Magyaren sorgen eben besser für ihre Schulen als die Nationalitäten.

Das Unterrichtsministerium unterstützt, wie wir bereits gesagt haben, eine große Anzahl von Lehrern und geht dabei mit der größten Unparteilichkeit zu Werke. Im laufenden Jahre sind 8 117 000 Kronen zu diesem Zwecke in den Staatsvoranschlag eingestellt, sie werden folgendermaßen verteilt:

12 906	Lehrer, die den Unterricht in ungarischer Sprache erteilen, erhalten insgesamt	4 450 000 K
5 300	= die den Unterricht in ungarischer und noch einer Sprache erteilen, erhalten	1 930 000 K
4 286	= die den Unterricht in nicht-ungarischer Sprache erteilen, erhalten	1 720 000 K

Von den 202 Mittelschulen des Landes werden 77 vom Staate, die übrigen von Gemeinden, Glaubensgenossenschaften, geistlichen Orden und Stiftungen erhalten, teilweise mit staatlicher Dotation. Die Unterrichtssprache ist hier größtenteils Ungarisch, es gibt aber auch eine Anzahl von deutschen, slawischen und rumänischen Gymnasien, und der Staat erhält ein italienisches in Fiume.

Die Hochschulen endlich sind ganz ungarisch.

Ich mußte bei der Sprachenfrage etwas länger verweilen, um dem so häufigen Vorwurfe entgegen treten zu können, daß Ungarn die Nationalitäten in ihrer natürlichen Entwicklung hemmt, daß bei uns mit Hochdruck magyarisiert wird. Wir haben gesehen, daß dies auf dem Gebiete der Verwaltung und dort, wo es sich um die Ausübung der politischen Rechte handelt, fürwahr nicht der Fall ist. Auch bezüglich der Volksschule haben die Nationalitäten keinen Anlaß sich zu beklagen, denn der Staat unterstützt ja sogar ihre Lehrer mit namhaften Beträgen. Es blieben also nur die Mittel- und Hochschulen, bei denen die Nichtmagyaren scheinbar zu kurz kommen.

Nun darf man aber nicht übersehen, daß Ungarn ein Nationalstaat ist, und es bleiben wird, solange es überhaupt besteht. Für jeden ständigen Bewohner des Landes ist es also nützlich und ersprießlich, die Staatssprache zu kennen oder zu lernen. Die Unkenntnis der ungarischen Sprache wird zwar den Staatsbürger in der Ausübung seiner politischen Rechte in keiner Weise hemmen, für sein materielles Fortkommen und im alltäglichen Leben wird ihm aber sicher so mancher Nachteil daraus erwachsen, wenn er kein Wort Ungarisch versteht. Viele öffentliche Ämter und Privatanstellungen blieben ihm da verschlossen, und in der Handelswelt würde er überall Schwierigkeiten begegnen. Der Staat erfüllt also nur seine Pflicht, wenn er es jedem ermöglicht, unsre Sprache gründlich zu erlernen. Das sehen auch die besonnenen Elemente innerhalb der Nationalitäten vollkommen ein, denn die Eltern lassen ihre Söhne nicht etwa darum die Mittel- und Hochschulen besuchen, um aus ihnen Agitatoren und Nationalhelden zu erziehen, sie denken viel praktischer, sie wollen es ihren Kindern ermöglichen, ihr Brot zu verdienen und gute Anstellungen zu erlangen.

Man muß also bei den Nationalitäten zwischen den ruhig denkenden Bürgern und den Agitatoren unterscheiden. Erstere wünschen nicht einmal

die Errichtung neuer, nichtungarischer Mittelschulen, die sie ja mit einigen Opfern leicht haben könnten, letztere dagegen verlangen sie, um neuen Boden für ihre Propaganda zu gewinnen, um sich weiteren Anhang und Nachwuchs zu sichern. Diese nationalen Wühler, meist Slawen und Rumänen, haben ausnahmslos ihre Verbindungen im Auslande und erhalten von dort Unterstützung.

Anders steht es mit den Deutschen in Ungarn, das sind die friedlichsten Staatsbürger, die besten Patrioten — warum? weil sie von außen her nicht aufgehetzt werden. So sehen wir, wie sich die Siebenbürger Sachsen im Reichstage von der in letzterer Zeit recht ungestümen Nationalitätenpartei ganz abseits halten und stets mit der Koalition stimmen.

Ich wiederhole mein „caeterum censeo", wir müssen den nationalen Charakter unsres Staates aufrechterhalten, denn mit weiteren Konzessionen an die Nationalitäten würden wir unser Grab selbst graben. Nur so können wir 8,651,520 Magyaren[1]) mit den übrigen 8,186,735 Bewohnern des Landes in friedlichem Einvernehmen bleiben. Das sehen wir Ungarn alle ein, und darum halten wir auch so stramm zusammen, sobald unser Ungarntum aufs Tapet kommt. Wir wollen nicht, daß es uns ergehe wie den Deutschen in Österreich, die sich allmählich die Hegemonie entreißen ließen, weil sie ihre liberalen, konservativen, klerikalen, antiklerikalen und sozialen Bestrebungen höher stellten als die Interessen ihrer Rasse.

Das Beispiel Österreichs zeigt uns aber auch nur zu deutlich, welch großer Vorteil es für ein Land ist, wenn eine Rasse die Vorherrschaft innehat; Österreich wäre gewiß besser daran, hätten die Deutschen noch das Heft in der Hand.

Ungarn und Deutschland.

Als ich mich anschickte, den vorliegenden Aufsatz zu schreiben, stellte ich mir zwei Aufgaben.

Ich wollte dem deutschen Leser die staatsrechtliche Stellung Ungarns schildern und ihm beweisen, wie unrecht man uns tut, wenn man uns als unersättliche Streber schildert. Wir wünschen nichts Neues, wir verteidigen nur unser gutes Recht und halten fest an unsrer uralten traditionellen Politik.

Ferner hatte ich die Absicht zu zeigen, daß der Dualismus unangefochten weiter besteht, und daß unser Verhältnis zu Österreich unverändert ist und bleibt. Kontroversen kommen zwischen den beiden Staaten leider nur zu oft vor und werden wohl niemals ganz zu beseitigen sein, sie sind aber nicht gefährlich.

Im Auslande ist man nur zu geneigt, sich falsche Vorstellungen über die Bedeutung dieser Familienzwiste zu machen, zu einer „Ehescheidung" wird es bei uns sicherlich nicht kommen. Es ist übrigens leicht erklärlich, daß man

[1]) Die in Kroatien wohnenden Ungarn sind hier nicht inbegriffen. Die angeführte Zahl ist bei der letzten Volkszählung 1900 festgestellt worden. In den Tabellen derselben wird übrigens nicht nach der Nationalität des einzelnen gefragt, sondern nach seiner Umgangssprache.

so pessimistisch über uns denkt. Die Zeitungen haben das Bestreben, ihren Abonnenten interessante Nachrichten zu bringen und die Meldungen über Streit und Hader werden zweifelsohne mit mehr Interesse gelesen als die Schilderung, wie zwei in brüderlicher Eintracht miteinander leben. Wenn man aber stets von den Meinungsverschiedenheiten zweier Staaten hört und bloß hie und da, so nebenbei von der Beilegung des Zwistes, muß man sich schließlich ganze falsche Vorstellungen machen.

Die Folge davon ist, daß man uns Ungarn nur zu häufig für unverbesserliche Malkontente hält, die ihrem Monarchen das Leben versauern, für Störenfriede, die sich mit Österreich nicht vertragen wollen und für nationale Chauvinisten, die die Slawen und Rumänen unterdrücken. Ungar und Revolutionär werden als identische Begriffe betrachtet.

Nun ja, wir haben im Jahre 1867 in Österreich-Ungarn eine große Evolution durchgesetzt, eine neue Ordnung der Dinge erreicht. Revolutionär war aber unser Beginnen sicherlich nicht, im Gegenteile, es war konservativ, denn wir griffen auf die pragmatische Sanktion zurück und brachten sie erst recht zu Ehren. Und wenn wir seither unsern Einfluß auf die auswärtige Politik Österreich-Ungarns geltend gemacht haben, sollte man uns daraus gerade in Deutschland keinen Vorwurf machen.

Das Bündnis Österreich-Ungarns mit Deutschland, diese Grundfeste des europäischen Friedens, die jedweder abenteuerlichen Bestrebung, was immer für einer Macht, Einhalt gebietet, war allerdings das Werk des großen Reichskanzlers Bismarck, sein Gedanke wäre aber ohne Andrássy und ohne den Rückhalt, den dieser in der gesamten ungarischen Nation fand, niemals durchführbar gewesen [1]).

Nach den Niederlagen von 1866 prädominierten in Österreich die Revanchegelüste; im steten Bestreben, den alten Einfluß in Deutschland wiederzugewinnen, war man in Wien vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges nur zu geneigt, Napoleon III. zu unterstützen; diese Velleitäten scheiterten aber am energischen Widerstande Andrássys und an der einmütigen Haltung des ungarischen Reichstages, wo selbst die Opposition wie ein Mann dafür eintrat, daß die Monarchie in Deutschland nichts zu suchen habe.

Ungarns genialster Staatsmann kam bei dieser Gelegenheit freilich mit den traditionellen Bestrebungen Österreichs in Widerspruch; ich glaube aber kaum, daß man das damalige Auftreten Ungarns in Deutschland mit dem Worte „Chauvinismus" bezeichnen wird.

Der deutsche Leser wird im Gegenteile zugeben, daß die von Ungarn inaugurierte auswärtige Politik Österreich-Ungarns eine besonnene und kluge ist, vielleicht wird er auch unsre innere Politik und namentlich unsre Haltung Österreich gegenüber milder beurteilen, wenn er die vorangegangenen Seiten nach dem Grundsatze „audiatur et altera pars" durchblättert hat.

[1]) Siehe Andrássy, Ungarns Ausgleich mit Österreich. S. 222 f.

Das Wesen des Realismus in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Von
Heinrich Schneegans.

Den Zeitgenossen unsrer großen Klassiker galt französische Literatur als gleichbedeutend mit der Quintessenz der feinsten Eleganz, mit prickelnder, liebenswürdiger, leicht dahineilender, nichts ergründender, nichts erschöpfender, über das Schmutzige und Häßliche leger dahingleitender Grazie. Wie verschieden ist das Bild, das sich der Leser neuerer französischer Romane von der Literatur jenseits der Vogesen machen wird! Wenn man Zola, der gewiß zu den am meisten in Deutschland gelesenen Autoren gehört, als Beispiel nimmt, muß man sogar sagen, daß das Bild sich fast in das Gegenteil verkehrt hat. Keine aristokratische Salonsprache mehr, — die triviale Redeweise der Gasse; keine leichte, champagnerartige Anmut mehr, — schwerfälliger, das Schmutzigste und Häßlichste breittretender Ernst. Wie ist ein so gewaltiger Umschwung zu erklären? Was hat die französische Nation alles erleben müssen, um sich so zu verändern? Das sind Fragen, die zum Nachdenken anregen. Man kann sie aber nur beantworten, wenn man sich recht klar vergegenwärtigt, was das Wesen der modernen französischen Literatur ist. Wenn wir von allen Nuancen und Schattierungen absehen, dürfen wir wohl dieses Wesen unter dem Namen des Realismus zusammenfassen. Was haben wir nun darunter zu verstehen?

Literarische Erscheinungen sind nur aus der geschichtlichen Entwicklung heraus zu begreifen. Gehen wir deshalb auf die Ursprünge des Realismus zurück. In andern Worten: rufen wir uns zuerst kurz ins Gedächtnis zurück, was die Romantik war; denn aus ihr ist der Realismus entstanden.

Mit Recht hat Brunetière die Romantik definiert als den Triumph des Individualismus oder die vollkommene Freiwerdung des Ich-Gefühls. Daraus lassen sich alle speziellen Züge der Romantik erklären. Die Romantiker erkennen kein höheres Gesetz mehr als ihre eigene Stimmung oder Laune. Deshalb sind sie vor allem Lyriker; deshalb sind ihre Gedichte vornehmlich

Selbstbekenntnisse. Derselbe Freiheitsdrang führt sie auch dazu, die klassische Form abzuschütteln, den steifen Alexandriner, der für sie ein viel zu starrer Panzer geworden war, zu brechen und die konventionelle Sprache der Klassiker durch lebensvolleren, allen Schichten und Ständen der Gesellschaft entnommenen Ausdruck zu ersetzen. Und zum Drange nach Freiheit gesellt sich das Streben nach Wahrheit. Wie im Leben das Erhabene und Schöne nie allein für sich besteht, so soll auch in der Kunst an seiner Seite das Häßliche und das Triviale einen Platz beanspruchen dürfen. Diese demokratischen Züge hatte die Romantik von ihrem geistigen Vater Rousseau, freilich wohl nur auf einem Umweg über das Ausland geerbt. Rousseau hatte aber noch andre Eigentümlichkeiten an sich. Er, der Schweizer, der Sohn des Volkes, der zu Fuß über die Alpen gewandert, der so oft unter freiem Himmel hatte schlafen müssen, hatte endlich die Natur und die Liebe zur Natur wieder entdeckt. Dank seinem stark pulsierenden, individuellen Leben bezog er alles, was ihm in der Natur entgegentrat, auf sich selbst; die Natur und er waren eins. Von ihm lernten die Romantiker die Naturschwärmerei, die sie charakterisiert. Von ihm erbten sie aber auch jene übertriebene Empfindsamkeit, jenen Hang zur Melancholie, der sie alles doppelt und dreifach fühlen ließ, was ihnen zustieß. Diese Empfindsamkeit macht sich bei ihnen in Seufzern, Tränen, Klagen Luft, und da sie in ihrer Weichlichkeit jede Kleinigkeit als Härte empfinden, lassen sie sich nur zu leicht zur Enttäuschung, zum Spleen, zum Weltschmerz hinreißen. Und wenn die Trauer zu sehr auf ihrem Herzen lastet, entschließen sie sich gar bald dazu, die Bürde des Lebens, dessen sie überdrüssig geworden, abzuwerfen. Der Selbstmord bildet den Schlußstein dieser Entwicklung.

Den zwei Richtungen, die in der Romantik zu erkennen sind, dem demokratischen und dem empfindsamen Zug gegenüber, verhält sich die folgende Literatur ganz verschieden. Den demokratischen Zug führt sie weiter, ja sie übertreibt, sie überspannt ihn. Gegen den empfindsamen Zug vielmehr reagiert sie. In dieser doppelten Haltung liegt das Wesen des Realismus begründet.

Weshalb und inwiefern empfindet man aber in Frankreich das Bedürfnis, gerade den demokratischen Zug der Romantik zu übertreiben? Es ist dies einfach in der politischen Entwicklung Frankreichs begründet. Frankreich entwickelt sich immer mehr nach der demokratischen Seite hin. Von Ludwig Philipp bis zur dritten Republik können wir das Anschwellen dieser demokratischen Strömung verfolgen. Das zweite Kaiserreich bedeutet nicht etwa ein retardierendes Element in dieser Entwicklung. Die Februar-Revolution ist der Sieg des Volkes, des Proletariats. Die Häupter des Radikalismus schmeicheln ihm fortwährend. Der dritte Stand wird durch den vierten verdrängt. Die Arbeiter sind jetzt die wahren Aristokraten. Das zweite Kaiserreich ist nichts anders als eine persönliche, auf das Volk sich stützende Tyrannenherrschaft, die für das Wohl des Proletariats und der Bauern herrscht. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechts zeigt es zur Genüge. Jeder hat jetzt für den Staat dieselbe Bedeutung: der Bauer, der den Tag über seinen Pflug handhabt, der Steinmetz und der Maurer, die ihr Lebelang nichts andres getan haben als Steine für einen Neubau zuzurichten oder aneinander-

zufügen, sie bedeuten für den Staat ebensoviel als der Gelehrte, der Geschichte studiert hat, als der Jurist, der die Gesetze kennt, als der Nationalökonom, der sein Leben der Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklung des Staates gewidmet hat. Napoleon III. tat alles, um den Wünschen des Volkes entgegenzukommen. Er erhielt es bei guter Laune durch Abhaltung von Festen, Paraden, Ausstellungen, Illuminationen. „Panem et circenses“ war auch sein Grundsatz.

Hand in Hand mit dieser Demokratisierung Frankreichs geht aber auch seine Materialisierung. Schon unter Ludwig Philipp kann man diesen Zug wahrnehmen. Seine Regierung bedeutet das Regiment der reichen Bourgeoisie. Alle politischen Rechte besitzt der Bourgeois; sie hängen von seinem Vermögen ab. Die Monarchie ist wie eine Aktiengesellschaft eingerichtet. Die Feudalherren dieser Regierung sind die Großkaufleute und Fabrikanten. Die Börse hat die Zügel in der Hand. Kein Wunder, daß in dieser Gesellschaft die Geldgeschäfte eine immer größere Rolle spielen. Geldheiraten werden immer mehr Mode. Das Zweikindersystem bürgert sich immer mehr ein, um das Vermögen soviel als möglich der Familie zu erhalten. Die Errungenschaften der Naturwissenschaft und Technik, die in den dreißiger und vierziger Jahren ihren Siegeslauf beginnen, erhöhen die Ansprüche an bequeme, ja sogar luxuriöse Lebensführung. Auf die Einrichtung des eigenen Heims legt man immer größeren Wert, auf gutes Essen und Trinken nicht minder. Immerhin kann man dem Materialismus unter Ludwig Philipp die Ehrsamkeit nicht absprechen. Unter Napoleon III. ist das aber nicht mehr der Fall. Die Finanzgeschäfte werden immer gewagter. Der Luxus artet in Ausschweifung aus. Parvenüs und Abenteurer führen bei Hof das große Wort. Der Durst nach Gold und Genuß ist die Hauptsorge der tonangebenden Kreise. Die Grenze zwischen der guten und schlechten Gesellschaft verschwindet immer mehr. Die auffallende Kleidung der Demi-monde, ihre Ausdrucksweise, ihr ganzes Gebaren drängt sich überall vor und wird gerne, sogar bewundernd nachgeahmt. Vor Seiner Majestät singen die Divas der Variététheater, und Prinzessinnen bemühen sich darum, mit ihnen zu wetteifern. Die Mütter kümmern sich nicht mehr um ihre Kinder und lassen sie außerhalb des Hauses erziehen. Blasierte und raffinierte Sinnenlust schleicht sich überall ein.

Wir werden gleich nachweisen, wie die Literatur immer mehr ein Spiegelbild dieser demokratisch-materialistischen Kultur wird. Sehen wir uns aber zuerst noch danach um, wie die Entwicklung der französischen Kultur auch zur Reaktion gegen den empfindsamen Zug führt, den wir als Charakteristikum der Romantik ansahen.

Schon a priori muß man sagen, daß der weichliche und süßliche, schwärmerische und schmachtende Ton des Lamartineschen Jünglings dem französischen Volkscharakter durchaus nicht kongenial war und insofern auch nicht lange gefallen konnte. Der Franzose ist von Natur heiter, sorglos, spöttisch; er ist sanguinisch, nicht melancholisch angelegt. So ließen sich denn bald bei den Romantikern selbst Stimmen vernehmen, die sich lustig machten über die mondscheinschwärmenden, weinerlichen, sentimentalen Helden der Lamartine-

schen Gedichte. Man bekam es auch bald satt, diese Poeten beständig von sich selbst, von ihren Enttäuschungen, von ihrem Kummer und Herzeleid singen zu hören. Im Drama hauptsächlich wurden einem die Dichter unleidlich, die durch den Mund aller auftretenden Personen immer und immer wieder das Publikum nur mit ihren eigenen Angelegenheiten behelligten. Man wollte auch nicht mehr von unverstandenen Frauen reden hören, wie sie etwa in den ersten Romanen George Sands vorkamen. Den Kurtisanen riß man den poetischen Heiligenschein, mit dem die Romantiker sie gekrönt hatten, vom Haupte herunter. Man wollte endlich wieder die Welt anschauen lernen, wie sie wirklich war, und nicht mehr durch den Nebel einer zwar verschönernden Phantasie, die aber auch alles ins Unbestimmte und Vage zerfließen ließ.

Der Grund zu dieser Ernüchterung ist aber nicht bloß im französischen Volkscharakter zu suchen. Nach dem trunkenen Taumel, in dem die französische Welt in den sturmbewegten Tagen der Revolution gelebt hatte, war allmählich nach Napoleons Sturz Ruhe eingetreten. Die Generationen, die zur Zeit der Revolution und der gewaltigen Kriege des Imperators heranwuchsen, hatten unter dem Eindruck des Großen, Riesenhaften und Erhabenen gestanden, den diese Umwälzungen an sich trugen und der in der Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre zur vollen Entfaltung kam. Die Generationen aber, die in den folgenden Jahren groß wurden und von der sie umgebenden Atmosphäre bestimmt wurden, standen unter ganz entgegengesetzten Einwirkungen. Was bedeutete die Restauration und die Regierung Ludwig Philipps für sie? Kleinmütig war man zu dem zurückgekehrt, was die Revolution niedergeworfen hatte. Kleinlich, ängstlich, zaghaft erscheint uns die Regierungszeit der beiden letzten Bourbonen im Vergleich zur gewaltigen Größe Napoleons. Und auch die Julirevolution brachte nicht, was man erhofft hatte. Der bürgerliche Konservatismus, der die Geschicke Frankreichs leitete, entbehrte ebenfalls jeder Größe. Was aber vor allem in die Augen fällt, das ist die Prosa dieses Zeitalters im Vergleich zur Poesie der vorhergehenden Zeit. Wie poetisch war die Begeisterung gewesen, die die Volksheere Frankreichs entflammte, als sie sich unter den Klängen der Marseillaise mit jugendlich frischem, an nichts zweifelndem Mute auf die Heere der Alliierten stürzten! Wie poetisch ist die Vorstellung, die wir uns von Napoleon machen — wir sehen ihn mitten im Schlachtgetümmel, in der Haltung, die für ihn typisch geworden ist, die Arme über die Brust gekreuzt, mit dem sagenhaft gewordenen Dreimaster, mit dem grauen Rock — jener redingote grise, die für den großen Napoleon ebensosehr zum epischen Beiwort geworden ist wie Karls des Großen barbe florie im französischen Heldensang; wir sehen seine alte Garde, mit den schwerfälligen Pelzmützen, wir sehen die Dragoner, die Kürassiere, in ihren glänzenden Uniformen, wir hören den Trommelwirbel, das Schmettern der Fanfaren, das Knattern der Gewehre, den Kanonendonner; sei es bei Austerlitz, Wagram, Eylau, sei es bei Leipzig oder Waterloo, überall derselbe Eindruck der Größe, der Epik oder Tragödie. — Wie kleinlich sind dagegen die Bilder der nachfolgenden Zeit: der dicke Ludwig XVIII., behäbig und behaglich, das Bild eines Bonvivant, der

hagere, frömmelnde Karl X., das Bild des eingetrockneten, verbitterten Emigrés, und vor allem der biedere Louis Philipp, mit seinem charakteristischen Toupet, mit seinem von der Karikatur so häufig verspotteten Birnengesicht. Wir sehen ihn, wie er langsam zu Fuß durch die Straßen umherschlendert, den Regenschirm in der Hand, den Zylinder auf dem Kopf; wir sehen ihn, wie er, um sich populär zu machen, bald mit einem Nationalgardisten plaudert, bald mit einem Spezereihändler Gedanken austauscht. Oder wir erblicken seine Familie, abends, beim Lampenschein, um den Salontisch versammelt — die Prinzessinnen stickend, die Königin vorlesend. Die Biedermeierzeit — gewiß ehrsam und brav, aber verdammt unpoetisch, durch und durch prosaisch. Werden wir uns wundern, daß die Literatur, die sich unter diesem Einfluß entwickelt, auch vor allem Prosaliteratur sein wird?

Aber noch etwas andres. Die Revolutionszeit, die napoleonischen Kriege, waren wie keine andern geeignet, die Macht der Individualität fühlbar zu machen. Wie häufig hatte sich der einzelne damals durch die Kraft seiner Energie emporgeschwungen zu den höchsten Stellungen! Napoleon selbst, in seinen Anfängen ein unbekannter Artillerieleutnant, einige Jahre später der Beherrscher der Welt, vor dem die ältesten Dynastien zitterten — der einfache Soldat, der die Tochter eines der konservativsten Herrscherhäuser erobert! Vor der Kraft des einen zerschellen die zähesten Vorurteile! Wahrhaftig, wenn derartiges in der Wirklichkeit geschehen konnte, warum sollten uns dann in der Kunst der Lakai Ruy Blas, der die Gunst der Königin von Spanien genießt, oder Hernani, der Räuberhauptmann, der Doña Sol dem künftigen Karl V. abspenstig macht, unmöglich erscheinen? Die Persönlichkeit bedeutet alles! — Später aber, beim Anwachsen der demokratischen Strömung, wird der Individualismus immer mehr unterdrückt. Der einzelne verschwindet hinter der Masse. Die Nivellierung beginnt. Werden wir uns wundern, wenn die Literatur, die jetzt aufkommt, immer mehr unpersönlich wird?

Aber nicht bloß aus diesem Grunde, nicht bloß aus Reaktion gegen die Macht der Persönlichkeit. Wir müssen auch folgendes bedenken. Die Zeit Ludwig Philipps und Napoleons bedeutet einen gewaltigen Aufschwung der Wissenschaft. Vor allem ist es die Naturwissenschaft und die Technik, die geradezu staunenswerte Erfolge erzielen. In den dreißiger Jahren werden die ersten Eisenbahnen gebaut, der erste elektrische Telegraph tritt ins Leben. Die Maschine beginnt ihren Siegeszug durch die Welt. Gewiß zum Segen der Menschheit im allgemeinen und namentlich in materieller Hinsicht, aber ebenso gewiß auch nicht zum Vorteil der Entwicklung der Persönlichkeit.

Auch die Philosophie, die August Comte anfangs der vierziger Jahre lehrt und die Front gegen den Idealismus macht, auch der Positivismus drückt die Bedeutung des Ichs herunter, indem er die Enge und Unfruchtbarkeit egoistischer Beobachtung nachweist und dem Menschen anrät, vor allem aus sich herauszugehen und seine individuellen Anschauungen niemals in den Vordergrund zu drängen. Comtes großer Schüler Taine popularisiert diese Ideen. Seine Milieutheorie, die den Menschen als Produkt seiner Umgebung aufgefaßt wissen will, verkleinert auch wiederum die Persönlichkeit. In der

Wissenschaft kommt es vor allem auf die Tatsache an, nicht auf das Individuum. Diese Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, besonders dank der wachsenden Bedeutung der Wissenschaft, die unter der Regierung Ludwig Philipps von Ministern wie Thiers und Guizot mächtig gefördert wird. Das Vorherrschen wissenschaftlicher Interessen bedingt auch wiederum das Vorwalten des unpersönlichen Elementes in der nun aufkommenden Literatur. Und damit zugleich auch das Vorherrschen zurückhaltender Objektivität. Der Gelehrte darf sich in seinen Forschungen niemals von persönlichen Antipathien oder Sympathien leiten lassen. Bei der Vivisektion darf das Mitleid keine Rolle spielen. Auch für den Chirurgen ist der menschliche Körper nur Sache. Wem bei einer Operation die Hand zittern sollte, würde das größte Unglück hervorrufen. Auch die Literatur sucht sich, wie wir gleich sehen werden, in dieser Hinsicht dem Ideal der Wissenschaft zu nähern. Unempfindlich bleibt der Dichter dem Schicksal der Menschen gegenüber, das er schildert. Wiederum im schärfsten Gegensatz zur Romantik, die mit ihnen fühlte, mit ihnen litt. Auf Grund dieser kulturellen Verhältnisse entwickelt sich der Realismus. Die Literatur seit den vierziger Jahren ist demnach antipoetisch, wissenschaftlich, unparteiisch und streng objektiv, sie ist demokratisch und materialistisch. Untersuchen wir diese einzelnen Züge etwas genauer.

Die Literatur ist zuerst antipoetisch. Bei den Romantikern standen die Dichter im Vordergrund. Lamartine, Viktor Hugo, Théophile Gautier, Alfred de Vigny, Alfred de Musset, sie waren die Protagonisten der ganzen Bewegung. Und selbst die Prosaschriftsteller hatten etwas Poetisches an sich. Man denke nur an die Prosa Chateaubriands; sein Stil fließt so melodisch und harmonisch dahin wie ein Gedicht. In der realistischen Literatur sind im schroffsten Gegensatz dazu die Prosaiker die tonangebenden Schriftsteller: Taine und Renan in der gelehrten Literatur, Balzac, Flaubert, Zola, die de Goncourt und Guy de Maupassant im Roman, Alexandre Dumas fils, Augier, Labiche, Pailleron, Sardou im Drama. Die wirklichen Dichter, wie Leconte de Lisle und Hérédia, können ihnen gegenüber kaum aufkommen. Und gar manche unter denen, die den Namen Dichter beanspruchen, schreiben Verse, die von der Prosa kaum zu unterscheiden sind. So Sully Prud'homme und François Coppée, auch Augier in seinem Versdrama. Wie holperig, hart und schwerfällig nehmen sich nicht Verse wie die folgenden bei Sully Prud'homme aus:

Archimède dans l'onde pèse,
Ce qu'un diadème a d'or pur,
Pour qu'un jour sa pesée atteste
Quel bras pousse la nef céleste
Où Montgolfier conquiert l'air . . . .

Namentlich beim Verse „Où Montgolfier conquiert l'air", der sich nicht scheut, drei fast gleiche Silben aufeinander folgen zu lassen, hat man Mühe, sich vorzustellen, daß ein französischer Dichter, dem der Geschmack doch nicht abgehen sollte, ihn geschrieben haben könnte. Bekannt sind auch die Verse Emile Augiers, über die soviel gewitzelt worden ist:

Un ministre — et celui de la justice encor:
oder: Fais lui faire, tu sais, ce machin au fromage.

Alexandre Dumas machte sich schon in seiner Jugend zur Lebensregel, nur die Prosa zu gebrauchen; sie allein könne gut ausdrücken, was man ausdrücken wolle. Charakteristisch ist das Verhalten des Publikums vom Jahre 1860 bei einer Neuaufführung von de Vignys „Chatterton". Während man in den dreißiger Jahren über das Los des armen, ins Elend geratenen Dichters Tränen vergoß, rief nun das skeptische Publikum dem Schauspieler, der den Poeten gab, höhnisch zu, er solle nur seine Stiefel verkaufen, wenn er kein Geld mehr habe. So stand es um die Wertschätzung der Poesie. Ein Vergleich zwischen dem romantischen Drama und dem der Folgezeit zeigt übrigens so deutlich wie nur möglich, daß die Poesie die geringste Sorge der nun aufkommenden Literatur war. Emile Augier ist der rechte Bourgeois, dem nichts höher gilt als der gesunde Menschenverstand. Das Melancholische, Krankhafte, die Energie und Tätigkeit Lähmende der vorhergehenden Epoche ist ihm in tiefster Seele zuwider. In seiner „Gabrielle" (1849) tritt er mutig für die Rechte der Familie und Ehe ein und zeigt, wie hohl und leer die Liebe der sogenannten unverstandenen Frau ist, die von der Romantik so häufig in den Himmel erhoben worden war. Treue Pflichterfüllung, meinetwegen auch trockene Arbeit bis in die spätesten Nachtstunden hinein, die stille Freude am unschuldigen Schlafe des Kindes, das ist nach seiner Ansicht der freien Liebe weit vorzuziehen, die die Fruchtbarkeit wie ein Unglück fürchtet.

Bei aller Ehrsamkeit der Gesinnung, die wir selbstverständlich hoch anerkennen, müssen wir aber doch sagen, daß diese Auffassung durchaus bürgerlich und prosaisch ist. Von großem Interesse ist es übrigens in dieser Hinsicht, Gedichte von Romantikern und Realisten miteinander zu vergleichen, die den gleichen Stoff zum Gegenstande haben. Wie poetisch stimmungsvoll ist z. B. Lamartines „Herbst" im Vergleiche zum „Herbst" Sully Prud'hommes! Für Lamartine ist der Herbst die trübe Jahreszeit, in der die Blätter von den Bäumen herunterfallen, die Sonne kaum noch Kraft hat, den stillen Pfad im Walde zu beleuchten, die Zeit, in der die Seele von Melancholie erfüllt wird und Todessehnsucht den Menschen umfangen hält. Sully Prud'homme macht sich vom Herbst nicht ein so einseitiges Bild. Er denkt auch daran, daß im Herbst die Scheunen sich füllen und vergißt nicht, die Mahnung an seine Mitmenschen zu knüpfen, während des Sommers tätig zu sein, um im Herbst keine Enttäuschung zu erleben. Das ist die Moral von Lafontaines Grille und Ameise, gewiß ein sehr guter, beherzigenswerter Rat, aber durchaus unpoetisch.

Mit diesem Beispiel haben wir aber schon eine andre Seite des Realismus berührt. Sully Prud'homme entwirft ein vollständiges, genaues, wohl beobachtetes Bild des Herbstes. Die klare, nüchterne Beobachtung ist aber einer der bemerkenswertesten Züge des Realismus. Sie hängt mit dem vorhin erwähnten wissenschaftlichen Grundzug der Zeit zusammen. Die Dichter und Romanschriftsteller werden nicht müde, uns zu versichern, daß Kunst und Wissenschaft dieselben Ziele verfolgen sollen. Im Vorwort zu seinen antiken Gedichten sagt Lecomte de Lisle ausdrücklich, Kunst und Wissenschaft müßten von nun an danach streben, sich zu vereinigen, ja sogar zu verschmelzen. Flaubert verlangt klipp und klar von der Kunst, sie solle wissenschaftlich sein,

und Zola spricht in seinem Roman expérimental eine ähnliche Ansicht aus, wenn er meint, die Wissenschaft bereite das 20. Jahrhundert vor. „Wir werden um so ehrsamer und glücklicher werden," sagt er, „je mehr die Wissenschaft das Ideale, Absolute, Unbekannte, wie man es auch nennen wolle, eingeschränkt haben wird." Infolgedessen läßt der Dichter in seinen Werken der Phantasie so wenig Spielraum als möglich. Die genaueste Beobachtung und sorgfältigste Wiedergabe dessen, was man gesehen, das ist das Hauptziel. Deshalb stoßen wir im Romane fortwährend auf nie enden wollende, minutiöse und skrupulöse Beschreibungen. Denken wir nur an Balzac oder Zola. Balzac will uns nicht etwa wie Alexandre Dumas hier eine spannende Geschichte erzählen: Die Intrige nimmt den geringsten Platz in seinem Werke ein. Dagegen wird das Milieu, in dem die Personen seiner Romane sich bewegen, mit möglichster Genauigkeit geschildert. Wer erinnerte sich nicht etwa an die Beschreibung der Pension Vauquer im „Père Goriot"? Wir sehen sie leibhaftig vor Augen, die kleinbürgerliche Pension dort unten in der stillen Rue Neuve-Sainte-Geneviève, die Fassade dem Gärtchen zugekehrt, die mit Sand bestreute Allee, Granatbäume, Oleander, Geraniums in großen, weiß und blauen Fayencetöpfen an beiden Seiten. Und wie das Äußere wird auch das Innere bis in die kleinsten Einzelheiten hinein beschrieben. Wir erfahren nicht bloß, wieviel Zimmer die Pension zählt, wie sie aufeinander folgen, nach welcher Seite die Fenster gehen; auch die Möbel werden uns geschildert, von den Stühlen und Fauteuils, die mit Roßhaar gepolstert und mit einem abwechselnd glanzlos und blinkend gestreiften Stoff überzogen sind, bis zu den zwei Vasen mit künstlichen Blumen, die auf dem Kamin der geschmacklosen Uhr in bläulichem Marmor Gesellschaft leisten. Sogar der Geruch der Pension wird uns nicht erspart, dieser unnennbare Pensionsgeruch, dumpfig, ranzig, schimmelig, feucht, der sich in die Kleider einschleicht, an ein Eßzimmer erinnert, in dem man gerade gegessen hat, der an Speisekammer und Spital zugleich mahnt. Und bei den späteren Romanschriftstellern ist es nicht anders. Welche Beschreibungen von Paris erhalten wir nicht bei ihnen? Paris am Morgen, Paris am Abend, bei Regen oder Sonnenschein — lernen wir sie nicht kennen, alle Straßen, die großen, lebhaften, von Menschen wimmelnden Verkehrsadern, die abgelegenen stillen Gäßchen, die Boulevards, die Vorstädte, die Plätze, die Bannmeile, die Umgebung? Zola oder Guy de Maupassant, Daudet oder Coppée, sie werden nicht müde, uns die Hauptstadt immer wieder zu beschreiben. Ihre Art zu arbeiten, ist immer dieselbe. Sie lassen sich nicht von der Phantasie fortreißen. Wir wissen, daß Flaubert Reisen unternahm, um die Landschaften, die er beschrieb, ganz der Wirklichkeit gemäß zu schildern. Und nicht bloß, wenn es sich um nahegelegene Ortschaften handelte, auch nach dem Orient und Afrika reiste er, um in „Salammbo" und der „Versuchung des heiligen Antonius" nur Selbsterschautes seinen Lesern zu bieten. Unermüdlich durchsuchte er die Bibliotheken, um ein Detail zu finden, das er brauchte. Bekannt ist die Art und Weise, wie die de Goncourt arbeiteten. Sie ist typisch geworden für die Arbeit der späteren. Ihr Notizbuch ist ihr steter Begleiter. Ihre Romane entstehen aus den Bemerkungen, die sie aufzeichnen. Ihre Art,

alles, was sich ihnen bietet, zu beobachten und aufzuschreiben, artet zur wahren Manie aus. Als Jules de Goncourt krank wurde, verfolgte sein Bruder sogar, das Notizbuch in der Hand, die verschiedenen Phasen seiner Krankheit, immer, um daraus für die Literatur Nutzen zu ziehen. Charakteristisch ist, was Guy de Maupassant in „Notre Coeur" vom Romanschriftsteller sagt: Sein Auge muß die Bilder, die sich ihm darbieten, mit der Schnelligkeit und Genauigkeit eines photographischen Apparates auffangen. Mit dem Spürsinn eines Jagdhundes weiß er alles aufzufinden, was für ihn des Aufzeichnens wert sein kann. Wir sehen, die Phantasie spielt dabei gar keine Rolle.

Wer gut beobachten will, muß auch verstehen, vollständig unempfindlich zu bleiben und jede Regung des Gemütes zurückzudrängen. Es ist bekannt, welche Mühe Flaubert sich gab, um diese kühle Ruhe zu erreichen und von seinen Empfindungen nichts zu verraten. Jedes Werk ist verdammenswert, sagt er, in dem der Autor sich offenbart. Nur Tatsachen sollen mitgeteilt werden, Urteile fällt der Dichter nicht. Auch hier richtet er sich nach dem Gelehrten. Selbst der lyrische Dichter strebt immer nach Objektivität. Die Natur bringt er nicht immer in Beziehung zu sich selbst. In seinem berühmten Gedicht über den Mittag sagt es Lecomte de Lisle ausdrücklich. Wer etwa voller Freude oder Bitterkeit gegen Mittag an den von der Sonne beleuchteten Feldern vorbeikommen sollte, möge nur fliehen. Die Natur ist leer, und die Sonne verzehrt. Nichts ist lebendig in ihr, nichts ist traurig oder erfreulich. Nur wer unempfindlich geworden ist, nur wer weder lachen noch weinen kann, weder verzeihen noch verfluchen, vermag in der Natur eine letzte und düstere Wollustempfindung zu verspüren, die Wollust des Versinkens in das Nichts. Wie entgegengesetzt ist doch Lamartines Auffassung von der Natur, der etwa in dem vorhin angeführten Gedichte über den Herbst behauptet, die Trauer der Natur entspreche seinem Schmerz und gefalle seinem Blick; der Herbsttag erinnere ihn an das Lebewohl eines Freundes, an das letzte Lächeln von Lippen, die der Tod für immer schließen würde. Diesem Ideal der Unempfindlichkeit trägt auch Théophile Gautier Rechnung, wenn er, der von den Romantikern zu den Anhängern des „L'art pour l'art" übergegangen war, verlangt, der Dichter dürfe die menschlichen Dinge nicht anders betrachten als ein Gott von der Höhe seines Olymps herunter; er solle sie, ohne ein Interesse daran zu nehmen, in seinem ätherischen Blick widerspiegeln und ihnen mit vollkommener Unbefangenheit das höhere Leben der Form verleihen.

Auf die Form legen die Dichter meist den größten Wert. Auch hier wieder im Gegensatz zu Lamartine, der seinen Gefühlen vollständig freien Lauf ließ, ohne sich darum zu kümmern, ob sie auch so ausgedrückt waren, wie er sie wirklich gemeint hatte. Deshalb bei ihm so viele Unklarheiten und Unebenheiten. Die Parnassiens dagegen arbeiten unermüdlich an ihrem Stil. Lecomte de Lisle ist sich selber und den andern gegenüber von einer Strenge, die an Malherbe erinnert. Alles in ihrem Stile ist bewußt, gewollt. Sonette, wie die von Hérédia, erinnern an fein ziselierte Edelsteine. Das Moment der Arbeit steht bei ihnen, wie beim Gelehrten, wieder im Vordergrund. Wir wissen, wie Flaubert an seinem Stile feilte. Seine Prosa

sollte die Härte der Bronze, den Glanz des Goldes erhalten. Er war so peinlich, daß er die Wiederholung gleicher Silben im selben Satze verabscheute; er las, was er schrieb, laut vor, um kontrollieren zu können, welchen Eindruck seine Sätze auf das Ohr machten. Er konnte sich über einen einzigen Laut furchtbar ärgern oder auch unermüdlich suchen, bis er etwa die nötige Anzahl „r" gefunden hatte, die das Rollen der Periode, das er brauchte, am besten auszudrücken vermöchte. Er verzieh sich selber nicht die geringste Unkorrektheit. Gautier erzählt in dieser Hinsicht, Flaubert könne sich nicht darüber trösten, daß er in der „Madame Bovary" zwei Genitive voneinander habe abhängen lassen. Der Ausdruck „une couronne de fleurs d'orangers" vergifte sein Leben. Auch Guy de Maupassant spricht sich im Vorworte von „Pierre et Jean" über den Stil des Romans aus und betont die Notwendigkeit, den rechten Ausdruck zu suchen, bis man ihn fände. Niemals dürfe man sich mit dem Ungefähr begnügen, auch niemals zu Unredlichkeiten seine Zuflucht nehmen, wenn sie auch glücklich schienen, niemals zu Seiltänzerkunststückchen, um eine sprachliche Schwierigkeit zu umgehen. Die Romantiker waren nicht so skrupulös gewesen. Ihnen kam es nur auf den Effekt an. Hatten sie die Vision dessen, was sie in uns hervorrufen wollten, hervorzubringen vermocht, so begnügten sie sich damit, mochten auch die Details noch so falsch sein. Charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Stelle in Chateaubriands Martyres, wo er von den Franken erzählt, sie hätten Helme getragen „en forme de gueules ouvertes ombragées de deux ailes de vautours." Helme in der Form klaffender Tierschlünde hat es nie gegeben und konnte es nie geben. Dem Dichter schwebten offenbar die Wolfs- und Bärenschnauzen mit herabhängendem Fell vor, welche die alten Germanen hier und da auf dem Kopfe trugen; daß diese aber mit Flügeln geschmückt worden wären, wüßte ich nicht und hauptsächlich nicht mit Geierflügeln, die schon an sich viel zu groß sind, um auf einem Helm getragen werden zu können. Aber das Wort „vautour" klingt wilder als etwa „épervier", und den Eindruck des „Wilden" wollte Chateaubriand hervorrufen; ob seine Beschreibung im einzelnen der Wirklichkeit entsprach oder nicht, focht ihn wenig an.

In allen eben behandelten Momenten steht der Realismus im direkten Gegensatz zur Romantik. Den demokratischen Zug hat dagegen mit der Romantik der Realismus gemein. Freilich werden wir sehen, daß im einzelnen sowohl Quantitäts- als auch Qualitätsunterschiede in der Auffassung des demokratischen Zuges in beiden Richtungen bestehen. Lange Zeit hatte man sich dagegen gesträubt, das Schicksal der niederen Volksklassen im ernsten Roman oder Drama zu behandeln. Die Romantik hatte den ersten Schritt zur Demokratisierung der Literatur gemacht. Helden wie Hernani, Marion de Lorme, Triboulet, Ruy Blas sind im Vergleich zur klassischen Literatur jedenfalls schon durchaus demokratisch. Welcher Abstand zwischen ihnen und den Helden des Realismus liegt, können wir aber an den Personen der Romane Zolas am besten sehen: Im „Assommoir" sind der Held ein Arbeiter oder eine Büglerin, im „Pot Bouille" ein Kommis, in „Terre" Bauern, in „Nana" eine gewöhnliche Dirne, in der „Bête humaine" ein Eisenbahnbeamter,

in „Germinal“ ein Bergmann, in der „Débâcle“ ein gemeiner Soldat. Mit voller Absicht sucht der Dichter den Leser am Schicksal der niedersten Volksklassen zu interessieren. Schon lange vor ihm hatte die Demokratisierung eingesetzt. Wenn Balzac seiner politischen Gesinnung nach Monarchist war, so ist er doch in seinem Werke durchaus Demokrat. Zwischen den einzelnen Volksklassen macht er keinen Unterschied mehr. Er beschreibt nicht nur das Leben der aristokratischen Gesellschaft, der Hochfinanz, der Verwaltung, des Heeres, es interessiert ihn ebensosehr das Treiben der Journalisten und Schauspieler, der Bauern, der Proletarier, der Diebe und Banditen. Ja, mit besonderer Vorliebe verweilt er bei der Schilderung der zweideutigen Gesellschaft: die Bohême, die Heruntergekommenen, ins Elend geratenen, verdächtigen Existenzen, die Gauner und Hochstapler, sie sind besonders häufig der Gegenstand seiner Schilderungen. In „Madame Bovary“ folgt Flaubert seinen Spuren. Emma stammt aus bürgerlichen Kreisen und hat nur eine recht oberflächliche Halbbildung genossen. Ihr Mann ist ein ganz gewöhnlicher Landarzt. Ihre Liebhaber: Léon ein Notariatsschreiber, Rodolphe ein Gutsbesitzer. Der Apotheker Homais ist der Typus des aufgeblasenen, eingebildeten Kleinbürgers. Bei den de Goncourt verschärft sich diese Tendenz noch mehr. In „Sœur Philomène“ wird uns das Leben im Spital geschildert, in „Charles Demailly“ werden wir hinter die Kulissen einer kleinen Zeitung geführt; Germinie Lacerteux ist ein einfaches Dienstmädchen. Was den Siegeszug der demokratischen Tendenz im Romane aber vielleicht noch am meisten kennzeichnet, ist der Umstand, daß selbst die Führer unter den Romantikern von dieser Strömung mitgerissen werden. Man denke nur an George Sand, die von den vierziger Jahren an das Bauernleben zu schildern beginnt; man denke an Victor Hugo selbst, der in seinen „Misérables“ einen sozialen Stoff im großen Stil zu behandeln unternimmt.

Aber der dritte oder besser noch der vierte Stand erobert nicht bloß den Roman; auch in der Verserzählung mancher Dichter steht er im Vordergrund. Die Helden der Dichtungen François Coppées sind einfache Leute aus dem Volke. Im „Reliquaire“ ist es eine alte Jungfer, die Jugend und Schönheit aufgeopfert hat, um einen kranken Bruder zu pflegen. In den „Aïeules“ spricht uns der Dichter von den alten Weibern, die, auf ihren Stock gestützt, sich im Sonnenschein wärmen. Oder er erzählt uns die Geschichte eines Bühnenkindes, des Töchterchens des Souffleurs, das sich durch Einstudieren von Dramenrollen dermaßen aufreibt, daß es eine Gehirnhautentzündung bekommt und stirbt. Oder es wird uns der Roman eines armen Mädchens erzählt, das eine unglückliche Liebe zu einem Studenten hat; sie weiß, daß ihre Liebe nicht erwidert wird — ist sie doch ein so unscheinbares Wesen — und hält darum ihre Neigung stets im Herzen verschlossen. Nicht ohne Grund hat Coppée eine seiner Gedichtsammlungen die „Humbles“ genannt, die Bescheidenen und Demütigen. Es ist das Kleinbürgertum, das er besingt. Noch tiefer steigt Richepin hinunter, wenn er in seiner „Chanson des gueux“ die Gemeinsten unter den Gemeinen feiert, die Bettler, Landstreicher, Vagabunden, Lumpen.

Das Drama bewegt sich auch durchaus in bürgerlicher Sphäre. Die Romantiker ließen ihre Dramen doch noch häufig in der Nähe der Höfe spielen

oder am Hofe selbst. Im „Hernani“, im „Le roi s'amuse“, in „Marion de Lorme“, im „Ruy Blas“ wird der Gegensatz zwischen niedrig und hoch doch zum Teil an den Sitz der Höfe verlegt. Könige und Fürsten erscheinen doch noch selbst auf der Bühne. Bei Alexandre Dumas fils, bei Emile Augier, bei Pailleron, bei Labiche ist das Milieu meist ganz bürgerlich. Gekrönte Häupter sucht man dort vergebens. Gesellschaftliche Probleme, wie sie sich noch heutzutage in jedem bürgerlichen Haus einstellen können, bilden den Gegenstand des Dramas. Reich gewordene Bankiers und Börsenspekulanten, verarmte Edelleute, Advokaten, Notare, Journalisten, gefallene Mädchen und Dirnen begegnen uns in diesen Stücken. Das Drama wird zur Tribüne. Wie im Parlament wird das Für und Wider der einen oder andern aus Politische streifenden Frage erörtert. Der Dichter wird zum Staatsanwalt oder Advokaten. Er vertritt die Rechte des natürlichen Kindes oder kämpft für die Ehescheidung. Das Drama ist der beste Bundesgenosse der Presse. Es nimmt Partei in allen Fragen, die das öffentliche Leben in Erregung bringen. Gewiß ein echt demokratisches Moment.

Was aber das demokratische Element im Realismus vom demokratischen in der Romantik trennt, ist folgendes. Dem Romantiker kam es bei der Schilderung des Volkes vor allen Dingen darauf an, zu zeigen, daß in seinem Herzen gerade wie im Herzen der Hochgestellten dieser Welt edle und erhabene Gefühle wohnen können. Der Realismus kümmert sich meistens nicht darum. Er erzählt das Leben des Mannes aus dem Volk ohne Rücksicht auf edle Gefühle oder niedrige Instinkte. Er will uns das Volk zeigen, wie es ist; im Guten oder Bösen, das ist ihm einerlei. Wenn Viktor Hugo in „Marion de Lorme“ eine Dirne auf die Bühne bringt, so besteht sein Zweck darin, zu zeigen, daß die wahre Liebe eine noch so verkommene Person umwandeln kann, daß auch eine Kurtisane rein, ja keusch werden kann, wenn sie wirklich liebt. Macht Zola dagegen Nana zur Heldin eines Romans, so will er uns nur unterrichten über das Dirnenleben während des zweiten Kaiserreiches; welche Gefühle Nanas Herz bewegen, interessiert ihn kaum. Die Dirne als solche, in ihrem Tun und Treiben, das allein schon ist der Beachtung wert. So haben wir denn in der Romantik immer noch im Vergleich zum Realismus ein aristokratisches Element. Die Aristokratie des Herzens ist die Hauptsache, nicht die Aristokratie der Geburt wie bei den Klassikern.

Der Realist kennt keine Aristokratie mehr. Das Herz ist ihm nur ein Organ wie der Magen. So führt denn das demokratische Element bei ihm zum krassesten Materialismus. Und aus Opposition zur Romantik wird er sogar mit einer gewissen Vorliebe das Instinktmäßige im Menschen betonen. Deshalb ist diese ganze Literatur so sinnlich. Sagt nicht Zola im Vorwort der „Rougon Macquart“ ausdrücklich, die Familie, deren Studium er unternommen, weise als besonderes Charakteristikum das Überfluten der Begierde auf, das sich auf den Genuß hinwälze? Bedeute die Familie der Rougon Macquart nicht physiologisch „die langsame Aufeinanderfolge der nervösen und sanguinischen Erscheinungen, die sich infolge eines ersten organischen Fehlers zeigt und je nach dem Milieu bei jedem Individuum dieser Rasse

Gefühle, Wünsche, Leidenschaften . . . hervorbringt, deren Produkte die Konvention Tugenden oder Laster zu nennen sich gewöhnt habe?" In der Tat, für den Realismus sind Tugend und Laster nichts andres als Produkte, wie Zucker oder Essig. — Aber auch dieser Zug macht sich lange vor Zola geltend. Schon bei Balzac werden gerade die niederen Instinkte des menschlichen Wesens, die häßlichen Begierden und bösen Leidenschaften in den Vordergrund gedrängt. Deshalb wird dem Gelde auch ein so großer Platz im Roman überlassen. Das Geld ist die Triebfeder der modernen Gesellschaft. Für die Romantiker existierte das Geld nicht. Es war etwas Verabscheuungswürdiges, Erniedrigendes. Jeder Romantiker hat etwas von Chatterton an sich. Im modernen Roman und nicht minder im Theater spielen Geldgeschäfte, Börsenspekulationen und derartiges eine ganz hervorragende Rolle. Man denke an Balzacs „Eugénie Grandet" und „Père Goriot", an Zolas „L'Argent", an Augiers „Effrontés", „Pierre de touche" und „Gendre de M. Poirier", an Sardous „Famille Benoiton" usw. Die Jugend der damaligen Zeit denkt nur noch an Geld, die „liebenswürdige Jugend", von der Ponsard sagte: „sie gebe den Frauen die Zeit, die ihnen die Börse lasse." Das Geld ist eines der häufigsten Motive des Ehebruches. Durch Geld werden die Familienbande auseinandergerissen, Geld führt zu tragischen Konflikten. Wie weit sind wir von „Andromaque" und „Chimène", wie weit aber auch von „Hernani" oder „Ruy Blas"! Und mit dem Geld geht Hand in Hand die sinnliche Begierde, ja sogar manchmal nur der sinnliche Kitzel. Die große, alles besiegende Leidenschaft der Romantiker ist es nicht mehr, die zum Ehebruche treibt. Manchmal ist es sogar bloß die Langeweile, die zur Anknüpfung oder zur Auflösung eines Liebesverhältnisses führt. Sagt nicht eine der Personen in Dumas' „Visite de Noces" geradezu: „Ich langweilte mich, so hat es angefangen. Er hat mich gelangweilt. So hat es aufgehört." So weit ist man jetzt heruntergekommen. Die Liebe — ein Zeitvertreib. Was ist aus den grandes amoureuses von ehedem geworden? Da sollte man beinahe meinen, die Schilderung der Sinnenlust sei noch etwas Höheres im Vergleich dazu! In dieser Beziehung läßt sich der Realismus durch keine Schranken zurückschrecken. Zolas Schilderungen sind bekannt. Aber auch in der Poesie besingt ein Richepin mit unverhohlener Sinnenfreude die Wollust, den Triumph der fleischlichen Liebe. Weiter konnte man nicht gehen.

Eine Folge dieses Hervorkehrens des Instinktmäßigen im Menschen ist aber die Herabdrückung des Menschen. Früher galt der Mensch als ein höheres Wesen und beanspruchte deshalb den ersten Platz in der Literatur. Jetzt, wo er oft nur als viehisches Wesen aufgefaßt wird, braucht er sich nicht mehr von seiner Umgebung abzuheben. Er gehört zur Natur wie eine Pflanze, wie ein Tier. Aus dem Grunde schenkt der Realismus der Beschreibung des Äußeren ebensosehr oder gar noch mehr Aufmerksamkeit als dem Menschen selbst. Daher diese fortwährenden Schilderungen von Städten oder Landschaften, von Wohnungseinrichtungen und Kleidungsstücken. Unwillkürlich denkt man an Boileaus Verse im „Art poétique", wenn man die endlosen Beschreibungen von Balzac oder Zola liest:

L'n auteur quelquefois, trop plein de son objet
Jamais, sans l'épuiser, n'abandonne un sujet.
S'il rencontre un palais, il m'en dépeint la face,
Il me promène après de terrasse en terrasse.
Ici s'offre un perron; là règne un corridor:
Là ce balcon s'enferme en un balustre d'or . . .
Je saute vingt feuillets pour en trouver la fin
Et je me sauve à peine au travers du jardin.

Freilich in einer Beziehung unterscheiden sich die Realisten von La Calprenède und Scudéry, die in diesen Versen satirisiert werden. Ihre Beschreibungen erstrecken sich auch auf Gegenstände, die man damals nie für würdig gehalten hätte, auch nur dem Namen nach erwähnt zu werden. Der Realismus aber kennt kein Halt mehr. So beschreiben uns die de Goncourt in „Sœur Philomène“ alle Manipulationen, die eine Schwester im Spital mit einer alten, kranken Frau, die sich kaum bewegen kann, vornehmen muß, um sie in ihrem Bett umzuwenden. Ihr durch das lange Liegen von roten Flecken überzogenes, wund geriebenes Rückgrat wird uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit analysiert. Es wird uns erzählt, wie die Kranke stöhnt und jammert, und wie die Schwester ihr zur Linderung einen Umschlag zu machen sich anschickt. Was würde Lamartine, was würde Chateaubriand zu derartigen Beschreibungen gesagt haben! Und nicht minder ekelhaft ist es, wenn uns z. B. Zola im „Ventre de Paris“ bis in die geringsten Details den Käseladen der Mlle. Saget beschreibt. Alle Käse, vom Parmesan bis zum Roquefort, müssen an uns vorbeidefilieren, und der Dichter verschont uns weder mit der Beschreibung des Geruchs, der dem Laden entströmt, noch mit der Schilderung der zerfließenden, weichen Käsearten, die sich wie weißer Rahm über die dünnen Brettchen ergießen, die umsonst versuchen, sie zurückzuhalten.

Ästhetische Schönheit, ethische Erhebung wird man in dieser Literatur kaum finden. Die Wahrheit der Beobachtung, das ist ihr Hauptziel. Dadurch wird aber der Dichter zum Kinematographen herabgewürdigt, zum Registrierapparat erniedrigt. Die Technik triumphiert. Die Maschine gebietet.

Wir sehen also, wie der demokratische Zug, der den Realismus mit der Romantik ursprünglich verband, durch seine Ausartung in den krassesten Materialismus diese Literaturrichtung auch in dieser Hinsicht in schroffen Gegensatz zur Romantik stellt. So können wir denn getrost behaupten, daß sich das Wesen des Realismus vor allem doch in der Reaktion gegen die Romantik ausspricht. Wie die Romantik poetisch, individualistisch, sentimental, idealistisch und innerlich aristokratisch war, so ist der Realismus prosaisch, unpersönlich, empfindungslos, materialistisch, demokratisch. Im schroffsten Kontrast zueinander stehen somit die erste und zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

Die Entwicklung der deutschen Universitäten.

Von

Johann von Kelle.

In Italien, so zerklüftet und verworren seine politischen und sozialen Verhältnisse auch waren, hatten sich bereits im 12. Jahrhundert Staaten und Städte ideal vereinigende Pflegestätten der Wissenschaften aus eigener Kraft entwickelt. Frankreich, das unaufhaltsam zum Einheitsstaate hinstrebte, sah im 13. Jahrhundert die Schule in seiner Hauptstadt, der geistigen Metropole des europäischen Westens, unter dem Schutze von Päpsten und Königen zu einer alle andern überragenden Größe und Bedeutung emporwachsen. In Deutschland aber hinderten zunächst die äußeren Verhältnisse, namentlich das aus gleicher Kraft sich entwickelnde Ringen der Reichsstände gegen das Oberhaupt des Reiches sowie der Fürsten und Volk teils aufregende, teils lähmende Streit der weltlichen und geistlichen Gewalt die Entwicklung irgendeiner der in großer Zahl vorhandenen Spezialschulen zu allgemeiner Geltung und wissenschaftlichen Bedeutung. Und als Friedrichs I. Enkel, der, selbst Dichter, die Blüte der deutschen Dichtkunst erlebt hat, nahe dem Ziele, das er, alle andern Fürsten des Mittelalters an Kenntnissen und Geist überragend, während seines ganzen wechselvollen Lebens mit stets gleichem Mute erstrebt hat, in frühem Grabe Ruhe gefunden hatte, da war die Gründung eines Studiums, das mehr als territoriale Bedeutung besaß, auch aus inneren Gründen unmöglich geworden. Mit der Macht und Einheit des Reiches begannen sich auch die Grundlagen desselben aufzulösen. Der herabgekommene Ritterstand lag in hartem Kampfe mit dem aufblühenden Bürgertume. In den Städten rang das demokratische Element mit dem aristokratischen erbittert um die Herrschaft. Rechtsunsicherheit, Verfolgung, Verarmung waren in erschreckender Weise eingerissen. Der Begeisterung, mit der man sich einst in Staat und Kirche zum ersten Male die Erreichung großer Ziele vorgenommen hatte, war allmählich eine allgemeine Ernüchterung gefolgt, aus der sich weder Volk noch Fürsten zu einem neuen, großen Gedanken aufraffen konnten.

Nicht aus einem inneren Verlangen der Nation nach Wissenschaft und einer eigenen allgemeinen Pflegestätte derselben ist auch das Studium generale

hervorgegangen, das weit entfernt vom Herzen des Reiches im Jahre 1348 in Prag eröffnet wurde, wo bereits seit langer Zeit ein Studium particulare bestand. Nur weil sein Erbland Böhmen sowie viele andre benachbarte Gegenden und Länder ein solches entbehrten, so großen Nutzen es in diesen Gegenden auch stiften könnte, hat Karl IV., der in Sprachen und Wissenschaften bewandert und, was schwerer wog, der Gelehrsamkeit zugetan war, in der Erinnerung an die Zeit, die er auf der Pariser Schule zugebracht hat, Papst Clemens VI., seinen Freund und ehemaligen Lehrer, kaum daß er den Thron bestiegen, um Approbation einer Stiftung gebeten, deren Einwirkung nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf das Leben des deutschen Volkes damals niemand ahnen konnte. Durch sie wurde zunächst die Abhängigkeit gebrochen, in der bis dahin alle Länder nördlich der Alpen und östlich vom Rheine in der Wissenschaft von Italien und Frankreich standen. Wer vorher römisches oder kanonisches Recht studieren wollte, wanderte nach Bologna, wo sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts viele Tausende von Studierenden aus allen Gegenden Europas zusammenfanden. Und vielleicht noch größer war die Zahl derer, die gleichzeitig in Paris der Theologie und Philosophie sich widmeten. Jurisprudenz durfte kraft eines päpstlichen Verbotes hier bis zum Jahre 1679 nicht gelehrt werden. In Bologna dagegen und in den andern italienischen Schulen ist die Rechtswissenschaft, freilich nur zu praktischen Zwecken, so ausschließlich betrieben worden, daß daneben weder Theologie noch Philosophie gedeihen konnten. Das neugegründete Prager Generalstudium aber, das mit allen Rechten und Freiheiten ausgestattet wurde, die irgendein andres besaß, sollte sich nach der Bewilligungsbulle und dem Stiftsbriefe für alle kommenden Zeiten mit allen erlaubten Wissenschaften befassen. Es wurden auch noch im 14. Jahrhundert die vier üblichen Fakultäten ins Leben gerufen. Und namentlich durch diese Vollständigkeit angezogen, strömten zwischen 1372 und 1389 Tausende von Studierenden, darunter hohe kirchliche Würdenträger[1]), nicht nur aus den angrenzenden Ländern, sondern aus allen Gegenden Europas in Prag zusammen, wo sie in vier Nationen — böhmische, bayrische, polnische, sächsische — geteilt, anfänglich mit den Lehrern, Magistern, eine Universitas, oder wie wir sagen, eine Korporation, Genossenschaft bildeten. Noch vor dem 15. Jahrhundert wurde aber aus dieser Universitas magistrorum et scholarium eine Universitas magistrorum. Die Studierenden konnten nicht mehr Mitglieder der Universität werden. Sie bestand nur noch aus den Magistern, wie das auch in Paris der Fall war. In Bologna dagegen bildeten die Studierenden die Korporation, für die sie tüchtige Magister zu gewinnen suchten. Aber auch in der einheitlicheren Genossenschaft der Magister kam es bald zu Gegensätzen. Und als zu diesen dann noch nationale und kirchliche Streitigkeiten hinzukamen, wanderten 1409 die Magister und Studenten, die den fremden Nationen angehörten, nach Leipzig, wo sie

[1]) Außer 187 Pfarrern, 25 Ordens- und 78 Weltgeistlichen werden in der alten Matrikel vom Jahre 1372—1409 unter den Studierenden aufgeführt: 4 Dechante, 209 Domherren, 23 Dompröpste, 2 Erzdechante, 1 Abt, 1 Bischof.

das Jahr darauf mit kaiserlicher und päpstlicher Bewilligung auf Grund der Prager Statuten ein neues Generalstudium gründeten, bei dem sich die Prager Studenten der sächsischen und die Mehrzahl der polnischen Nation rasch wieder zusammenfanden. Die Studenten der bayrischen Nation zerstreuten sich über die andern Generalstudien, die noch im 14. Jahrhundert nach dem Prager Vorbild, aber — so weit war der Zersetzungsprozeß des Reiches bereits vorgeschritten — sämtlich ohne kaiserliche Bestätigung von Territorialfürsten gegründet worden waren: Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388). Auch eine Stadt, Erfurt, errichtete 1392 ein Generalstudium.

Das Prager Generalstudium hatte dadurch die europäische Stellung verloren, die es nach dem Willen Karls IV. haben sollte, und war zu einem provinziellen herabgesunken. Aber auch als ein speziell böhmisches verlor es unter den ungeschwächt fortdauernden kirchlichen Streitigkeiten und durch die Uneinigkeit, die zwischen den einzelnen Fakultäten herrschte, rasch alle Bedeutung. Beim Ausbruch des Aufstandes im Jahre 1420 flohen die meisten Magister aus der Stadt, zwei Jahre darauf wurden sie insgesamt aus Prag verbannt. Das stolze Werk Karls brach damit vollkommen in sich zusammen. Nur als ganz verfallene Ruine hat es zunächst fortbestanden, während bei den Generalstudien, die nach dem Prager Vorbild gegründet worden waren, gleichzeitig wenigstens die theologischen Studien mit Erfolg betrieben wurden. Durch die Teilnahme an den reformatorischen Konzilien — Pisa, Konstanz, Basel — seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts erlangten die Theologen und neben ihnen die Kanonisten sogar eine über ihren eigentlichen Beruf, den Klerus zu bilden, hinausgreifende Bedeutung. Und eben weil den Fürsten nicht entgehen konnte, welchen Einfluß theologische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit fortwährend auf die bereits alles beherrschenden kirchlichen Verhältnisse ausübten, wetteiferten sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Gründung neuer Generalstudien, so wenig auch die innere Lage des Reiches dazu geeignet war. Während in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur Leipzig durch die aus Prag ausgewanderten Studenten und 1419 Rostock nach dem Prager Vorbild entstanden — Würzburg, das erste Generalstudium, das 1403 ein geistlicher Fürst gründete, ist rasch wieder eingegangen —, wurden in den Jahren 1456—1477 zum Teil ohne kaiserliche Bestätigung sieben neue Generalstudien eröffnet: Greifswalde, Freiburg, Basel, Ingolstadt, Tübingen, Trier, Mainz. Freilich war auch unter diesen keines, das mehr als provinziellen Charakter hatte und in seiner Ausstattung selbst nach den damaligen Verhältnissen wenigstens annähernd den Bedürfnissen und Anforderungen der Wissenschaft entsprach. Nicht einmal Bibliotheken gab es an allen. Höchstens daß ihnen mit päpstlicher Bewilligung irgendeine Pfründe der überall vorhandenen geistlichen Stifter verliehen wurde. Wie bei den alten Generalstudien stand ferner auch bei diesen neuen die theologische Fakultät im Mittelpunkt. Und als daher die scholastische Theologie, von der überall die Philosophie in dienender Abhängigkeit stand, von ihrer Höhe herabstieg, da verloren mit ihr die Generalstudien selbst die geringe Bedeutung, die sie bis dahin besessen hatten. Nicht eine wissenschaftliche Leistung von dauerndem Werte knüpft

sich an irgendein Generalstudium des 15. Jahrhunderts. Mit wenigen Ausnahmen sind die Namen aller Magister, die an ihnen gewirkt haben, vergessen. Nur von der Literaturgeschichte wurde das Andenken an zwei Männer bewahrt, die vorübergehend an einem Generalstudium wirkten: Sebastian Brand, Geiler von Keisersberg. Was damals für die profanen Wissenschaften in Deutschland geschah, wurde außerhalb der Generalstudien geleistet. Nikolaus von Cusa, der einzige deutsche Philosoph des 15. Jahrhunderts, stand ihnen ferne. Die großen Naturforscher Johann von Gmünden, Regiomontanus, Kopernikus, die in Italien gebildeten Wiedererwecker des klassischen Altertumes standen den Generalstudien, von denen einige, kaum daß sie gegründet waren, auch schon wieder durch innere Uneinigkeit und äußeren Streit mit den Bürgern verfielen, sogar ebenso feindlich gegenüber wie der an ihnen herrschenden Scholastik. Aber während noch diese erbitterten Gegner des verfolgungssüchtigen Obskurantismus, der namentlich in der am Anfange des 15. Jahrhunderts berühmten, am Ende desselben aber allgemein verachteten Schule zu Köln seinen Hochsitz aufgestellt hatte, sich Eingang in die Generalstudien zu erkämpfen suchten und teilweise auch wirklich erkämpften, brach, wenn auch seit langem vorbereitet, so doch jetzt unerwartet in der theologischen Fakultät des 1502 zur Verbreitung der klassischen Studien mit päpstlicher Bewilligung und kaiserlicher Bestätigung — die Genehmigung zur Gründung einer Universität war Kaiserrecht — gestifteten und wiederholt restaurierten Generalstudiums zu Wittenberg jener weltgeschichtliche kirchliche Streit aus, der, zum gewaltigen Sturme anwachsend, Deutschland aufregte und spaltete wie keine andre Bewegung früher oder später.

Wo die Reformation siegte, traten die Generalstudien teils freiwillig, teils gezwungen zur neuen Lehre über. So Heidelberg, Leipzig, Tübingen, Rostock, Greifswalde, das 1506 gegründete Frankfurt an der Oder. Auch wurden zur Stütze und Ausbreitung der neuen Lehre in rascher Folge neue Generalstudien errichtet und mit Gütern aufgehobener Klöster ausgestattet: Marburg, das erste Generalstudium, das 1527 ohne päpstliche Bewilligung errichtet wurde, Königsberg, Jena, Altdorf. Herzog Julius von Braunschweig wollte, daß im eigenen Lande Männer als feste Stützen der evangelischen Lehre herangebildet würden und stiftete deshalb das Pädagogium in Gandersheim, das 1574 nach Helmstädt verlegt und zu einer Universität erhoben wurde. — Ingolstadt, Freiburg, Trier blieben feste Burgen des alten Glaubens, zu dessen Aufrechterhaltung der Bischof von Augsburg 1549 Dillingen gründete. Um gegen die von allen Seiten in das Hochstift Würzburg vordringende Reformation einen geistigen Bundesgenossen zu gewinnen, restaurierte Bischof Julius, das Haupt des Bundes, der gegen die protestantische Union gerichtet war, das Generalstudium, dessen theologische und philosophische Fakultät er sofort vollständig dem Orden anvertraute, der die Gegenreformation leitete. Auch an andern Generalstudien erhielten die Jesuiten Lehrstühle der Theologie, Philosophie und selbst der Rechtswissenschaft. So in Mainz, Trier, Freiburg, Dillingen. Da es auch König Ferdinand I. nicht gelang, das alte herabgekommene Prager Generalstudium wieder zu heben, beschloß er 1555 unter Leitung der Jesuiten ein

zweites von diesem unabhängiges Generalstudium zu errichten. Die Generalstudien, die während des 15. Jahrhunderts alles Einflusses auf das öffentliche Leben ebenso entbehrten wie der Einwirkung auf die Wissenschaft, waren somit im sechzehnten mit einem Male nicht bloß in den Vordergrund der geistigen Bewegung getreten, sondern hatten sogar Bedeutung für die staatliche Entwicklung gewonnen.

In den theologischen Fakultäten, die die andern, insofern sie überhaupt bestanden, wie früher völlig beherrschten — in den Wittenberger Statuten vom Jahre 1595 heißt es, auch die philosophische Fakultät müsse ein Teil der Kirche sein —, wurden die Waffen zu dem kirchlichen Kampfe geschmiedet, neben dem es bald kein andres öffentliches oder privates Interesse mehr gab. Hier wurde selbst für die eine oder andre religiöse Anschauung mit wechselndem Glücke gekämpft. Sieg oder Niederlage der einen oder andern Doktrin, die meist auch für das Bekenntnis des Landes maßgebend waren, wurden hier entschieden. Und um Einfluß auf diese Entscheidung zu gewinnen, bemächtigten sich die Regierungen allmählich des bis dahin unbekannten Rechtes, die Professores, wie man jetzt die ehemaligen Magistri nannte, namentlich die der Theologie zu ernennen und selbstverständlich auch abzusetzen. Der Fürst entschied über die Religion des Landes. Als der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel 1605 in seinem Lande die reformierte Lehre einführte, und die Professoren von Marburg dieselbe nicht annahmen, wurden sie ihrer Ämter entsetzt; die vertriebenen Professoren gingen zum Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der sie in der Folge zum Teil an der 1607 neu errichteten Lutherischen Universität Gießen anstellte. Um lehren zu können, bedurften die Professoren jetzt einer staatlichen Erlaubnis. Früher konnte die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, allein der Papst erteilen, der sie dann weiter verlieh. Die bisher enge mit der Kirche verbundenen, aber niemals als kirchliche Anstalten betrachteten Korporationen wurden in Staatsanstalten umgebildet. Bald war nur noch der Name derselben — Universitas — vorhanden; und auch dieser hatte einen andern Sinn angenommen. Universitas bezeichnete nicht mehr die Genossenschaft der Lehrenden und Lernenden, sondern die Gesamtheit der von diesen betriebenen Wissenschaften. Das Wesen dieser Freistaaten im Staate schwand in dem Grade, in dem sich der Absolutismus entwickelte. Begründet schien dieser im römischen Rechte, das durch die deutschen Kaiser, die sich als Nachfolger der römischen Imperatoren betrachteten, nach Deutschland verpflanzt worden war. Aus dem römischen Rechte wurde der Vollbesitz der landesherrlichen Gewalt der Territorialfürsten abgeleitet, das Recht der gesetzgebenden Gewalt, das Recht, die Religion des Landes zu bestimmen. Das deutsche Recht, das immer mehr zurückgedrängt wurde, und sich nicht zu einem gemeinschaftlichen Naturrecht auszubilden vermochte, fand an den Universitäten keine Beachtung. Dagegen wurde dem römischen Rechte, namentlich an den neuen Universitäten, die in völliger Abhängigkeit von den Territorialherren standen, neben der Theologie die größte Aufmerksamkeit gewidmet. An den protestantischen Universitäten, z. B. Wittenberg, Tübingen, Frankfurt, wurden auch die klassischen Studien mit größerem oder geringerem Erfolge betrieben,

während die katholischen ihren Widerstand gegen den mit der Reformation zusammenhängenden Humanismus verdoppelten, der eine neue Epoche im geistigen Leben der Nation einleitete, und durch den nicht nur die philosophischen Fakultäten, sondern schließlich auch die gesamte Einrichtung der Universitäten und das Leben an denselben umgestaltet wurde. Und diesen Veränderungen fortwährend hartnäckig entgegenstrebend, verloren sie allmählich selbst die geringe Bedeutung, die sie in viel schwierigeren Zeiten besessen hatten. Nur zwei katholische Universitäten standen am Ende des Jahrhunderts neben ganz oder teilweise verfallenen wirklich groß da, nicht nur durch das, was sie erstrebten, sondern auch durch das, was sie erreichten: Würzburg und Ingolstadt, keine Landesuniversitäten, wie es alle andern waren, sondern Schulen für das ganze katholische Deutschland, ähnlich wie Wittenberg für das protestantische, durch seine Humanisten nicht minder berühmt wie durch seine Theologen, von denen überhaupt auch im 16. Jahrhundert Ruf und Bedeutung, Blüte und Verfall einer Universität abhingen.

Am Beginne des 17. Jahrhunderts schienen sich unter dem Einflusse dieser Universitäten noch andre heben zu wollen, aber da brach plötzlich all das Unglück über Deutschland herein, das es selbst verschuldet hat. Und kaum ist jemals einem Volke Schuld und Strafe so furchtbar gerecht abgewogen worden. Fremde zuchtlose Kriegsscharen, von den kämpfenden Parteien nicht der Religion wegen zu Hilfe gerufen, kämpften auf Deutschlands Boden um Deutschlands Geschick. Nicht nur die politischen, auch die sozialen Verhältnisse begannen zu wanken. Alles wissenschaftliche und literarische Leben erstarb. Es gibt wenige Perioden im Leben des deutschen Volkes, in dem sich solch physische und geistige Roheit zusammengedrängt hätte, wie während des Krieges, den wir schaudernd den Dreißigjährigen nennen. Von den Universitäten sind einige gleich am Beginne des Krieges zugrunde gegangen, andre verödeten während desselben. Selbst in Helmstädt wurde im Jahre 1626 nur ein Student eingeschrieben; das Jahr darauf kamen zwei. Es hatte im Jahre 1628 drei Professoren. An Stelle der untergegangenen wurden wohl, teils mit kaiserlichen, teils mit päpstlichen Privilegien, wieder neue eröffnet: die lutherischen Rinteln, Kiel, die katholischen Salzburg, Paderborn, Münster, Bamberg. Aber meist auf die theologische und philosophische Fakultät beschränkt, waren sie des ehrwürdigen Namens, den sie führten, nicht würdiger als jene, die, da ihnen der Krieg nicht alle Mittel geraubt, mit wenigen genußsüchtigen, unfähigen, pflichtvergessenen Lehrern und etlichen verrohten, rauf- und trunksüchtigen Studenten nur auf Erhaltung überkommener, akademischer Formeln bedacht, als Organe einzelner Religionsparteien ihr für die Wissenschaft unnützes Dasein aus früherer Zeit jämmerlich fortfristeten. Selbst die Erinnerung an die einstige Bedeutung war den meisten Universitäten abhanden gekommen. Wer damals Jurisprudenz oder Naturwissenschaften studieren wollte, wanderte abermals, trotz aller Abmahnungen patriotisch gesinnter Männer, nach Italien, namentlich aber nach Frankreich, das allerdings, wenn auch nur für kurze Zeit, in diesen Wissenschaften Hervorragendes leistete, und zugleich an geselliger Kultur alle Länder Europas weit überragte. Man merkte es auch jedem an, ob er eine italienische

oder französische Hochschule besucht oder unter der lange vergeblich bekämpften Tyrannei des verrohten Pennalismus und des Schoristentums gelebt hatte. Freilich wurden diese sozialen Vorteile wieder vollständig durch die Nachteile aufgewogen, die diese Studienreisen für das nationale Leben des Volkes und seine Sprache im Gefolge hatten. Die Studierenden brachten französisches Wesen in ihre Heimat, das um so leichter Eingang fand, als schon in früherer Zeit durch das Ringen mit dem Papsttum und den Kampf der Deutschen gegeneinander deutsche Kraft unnütz vergeudet worden war.

Als nach dem Münsterschen und pyrenäischen Frieden äußere Ruhe zurückgekehrt war, versuchten es wohl weltliche und geistliche Fürsten, die verödeten und verfallenen Universitäten wieder aufzurichten. Allein eigentlich nur die Universität Helmstädt, seit ihrer Gründung eine bewunderte Stätte des Humanismus, ist sich ihrer Aufgabe bewußt geworden. Hier ist, während überall jene aprioristische Methode fortgesetzt wurde, die mehr geeignet war, die Unwissenheit zu bemänteln, als wahres Wissen zu schaffen, die historische Methode begründet worden, die später so umgestaltend und schöpferisch gewirkt hat. Die frühere Zeit stand nicht nur unter dem Einfluß des unabsichtlichen Mythus, sondern geradezu unter der Herrschaft der Fälschung. Sie hat deshalb so geringe Fortschritte in der Wissenschaft gemacht, weil ihr der historische, der kritische Sinn ebenso mangelte, wie die Gabe zu beobachten und zu untersuchen, wodurch allein die Naturwissenschaften jene Höhe erstiegen, die wir bewundern. Man kann nur das verstehen, sagt Goethe, von dessen Entstehen man einen Begriff hat. So sehr entbehrten im allgemeinen die deutschen Universitäten, die fortdauernd unter dem beschränkenden Einfluß des kirchlichen Interesses standen, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aller wissenschaftlichen Bedeutung, daß sie Leibniz, der größte wissenschaftliche Genius des schließenden 17. Jahrhunderts, bei seinen Plänen zur Wiederbelebung der gleichfalls verfallenen Wissenschaft völlig unberücksichtigt ließ. Er hielt es für unmöglich, sie wieder aufzurichten. Wie es unter ähnlichen Verhältnissen in Italien geschehen war, glaubte er auch in Deutschland unabhängig von den Universitäten durch Akademien eine wirksamere Pflege und größere Verbreitung der Wissenschaften erzielen zu können. Aber wie hätte die Wissenschaft, die, wenn das Wissen auch der ganzen Welt angehört, gleich der Literatur nur aus dem eigenen Volkstum Leben und Wachstum empfängt, in einer Zeit gedeihen können, in der ein an schnöde Gewalttat und freches Laster gewöhntes Geschlecht, schmachbedeckt und bereit, alles über sich ergehen zu lassen, wie ein Fremder der Zertrümmerung des verarmten und verödeten Reiches zusah, wie hätte die deutsche Wissenschaft in einer Zeit gedeihen können, in der sich tiefer blickende Männer des traurigen Gedankens nicht mehr erwehren konnten, es werde die deutsche Sprache in Deutschland untergehen, wie das Angelsächsische in England untergegangen ist. Daß sich die so unerhört entstellte Sprache und mit ihr das Leben des Volkes um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder hob, verdanken wir dem Niedergange französischer Macht und Sitte unter Ludwigs XIV. Urenkel, sowie dem Aufschwunge, den die deutsche Literatur durch Polemik, Kritik und Theorie genommen hat.

Nicht unwesentlich hat dazu auch beigetragen, daß Leibniz, obwohl er, wie alle Gelehrten seiner Zeit, alles eigentlich Wissenschaftliche entweder lateinisch oder französisch schrieb, die deutsche Sprache zum Ausdrucke der höchsten wissenschaftlichen und intellektuellen Aufgaben fähig machte. Thomasius in Halle und Buddeus in Jena haben denn auch sofort angefangen, in deutscher Sprache vorzutragen. Aber ihr Versuch, den sie mit dem Hinweis auf den Gebrauch bei den Franzosen ausführlich rechtfertigten, fand zunächst keine Nachahmung. Das seit Gründung der Universitäten gebrauchte und durch den Humanismus noch fester gewurzelte Latein blieb in Vorlesungen sowie namentlich bei akademischen Feierlichkeiten in ausschließlichem Gebrauch. Gewährte es bei den Feierlichkeiten doch den Vorteil, die größte Gedankenarmut hinter einer Fülle schön klingender Worte zu verbergen. Erst ein Menschenalter später, als man wissenschaftliche Werke immer allgemeiner in deutscher Sprache schrieb, drang sie auch als Vortragssprache an den Universitäten durch und zwar zunächst in Halle. Überhaupt hat diese Universität, zu deren Gründung Kaiser Leopold I. 1693 dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg die Vollmacht erteilt hatte, die Fesseln des bisherigen, jeden Aufschwung hemmenden Systems durchbrechend, vor allen andern die Wissenschaft wieder mit dem allerfrischenden Leben in Verbindung gesetzt. Zuerst unter allen gleichzeitigen Universitäten hat sie, nicht zufrieden, die Ergebnisse der Forschung in lehrhafter Form der jüngeren Generation mitzuteilen, selbst tätig durch Forschung in die Entwicklung der Wissenschaften erfolgreich eingegriffen. Denn nur der ist imstande, wahrhaft wissenschaftlich zu lehren, der sich auch als selbständiger Forscher betätigt und sich nicht mit dem Sammeln und Verarbeiten des Erforschten begnügt. Halles Lehrer, die zuerst das bis dahin übliche Diktieren aufgaben und eine freiere Art des Vortrages einführten, haben angefangen, der Wissenschaft über den engen Kreis der Berufsgelehrten hinaus Verbreitung und auch Geltung zu verschaffen. Sie wendeten sich in ihren Schriften an die Gebildeten der Nation. Und dadurch ist auch allmählich in diesen Kreisen die Verachtung geschwunden, mit der namentlich die im Auslande gebildeten höheren Stände, die Fürsten nicht ausgenommen, auf die deutschen Universitäten und ihre Lehrer herabblickten. Freilich sank auch Halles Einfluß und Ruhm wieder, als es jener geistigen Unabhängigkeit beraubt wurde, durch die es zur Blüte gelangt war, und ohne die keine Universität gedeihen kann. Aber die hier durch engherzige Bevormundung verkümmerte Saat erwuchs in der 1734 von Georg II., König von Großbritannien und Irland, Kurfürst von Hannover, gegründeten Universität Göttingen zu lebenskräftigem Baume, den keine äußeren oder inneren Stürme mehr zu entwurzeln vermochten. Eine Reihe von Wissenschaften, mit denen sich die Universitäten früher nie beschäftigt hatten, wurde in dieser berühmtesten aller Universitäten des 18. Jahrhunderts, die mit der bestimmten Absicht gegründet worden war, daß von ihr eine Reform der deutschen Wissenschaft ausgehe, in den bisher eng begrenzten Kreis der Fakultäten eingeführt. Namentlich die philosophische Fakultät, vor kurzem erst von der unwürdigen und widerspruchsvollen Aufgabe, für die Fachstudien vorzubereiten, entbunden

und den andern Fakultäten ebenbürtig geworden, hat einen ungeahnten Aufschwung genommen. Viele jetzt gleichberechtigte Disziplinen wurden hier zum ersten Male um ihrer selbst willen vorgetragen. Eine geistvollere Auffassung der alten Fakultätswissenschaften hat, begünstigt durch Lehr- und Lernfreiheit, stattgefunden. Auf keinem Gebiete aber hat Göttingen so bahnbrechend gewirkt wie auf dem der Geschichte, die wiederum ihren belebenden Einfluß auf die andern Wissenschaften ausübte. In Göttingen, wo der letzte große Polyhistor, Albrecht von Haller, als Lehrer und Schriftsteller Unglaubliches leistete, wurde die Spezialforschung ausgebildet, die allmählich große Wissensgebiete völlig umgestaltete.

Mit den Unterrichtsgegenständen vermehrten und vergrößerten sich die Sammlungen und Institute, die, Bibliotheken ausgenommen, den niedern Stand der Naturwissenschaften bedingend, den früheren Universitäten fast vollständig fehlten. Hier wurden die ersten Seminare errichtet, in denen der Grundgedanke der modernen deutschen Universitäten, wissenschaftliche Einsicht zu erwecken und zu eigener Forschung anzuleiten, seine ausdrückliche Verkörperung gefunden hat. Mehr als sonst in einem Jahrhundert geleistet worden ist, wurde hier infolge reicher Ausstattung und glücklicher Berufungen, die an Stelle der bisher üblichen Beförderung getreten waren, in verhältnismäßig kurzer Zeit und nicht bloß unmittelbar zustande gebracht. Die Göttinger Lehrbücher wurden an andern Universitäten dem Unterrichte zugrunde gelegt.

Leipzig, das die hervorragendsten Schriftsteller unter seinen Lehrern zählte, das sich auch um die deutsche Literatur unvergängliche Verdienste erworben hat, Königsberg, von wo nicht nur eine Umgestaltung der Philosophie, sondern auch ein Umschwung in den sittlichen Anschauungen des Volkes ausging, Jena, das unter allen Universitäten am stärksten besucht war und bald für die Literatur die Bedeutung erlangte, die es für die Wissenschaft schon besaß, das reorganisierte Würzburg sowie die gleichzeitig mit der Universität Göttingen gegründeten Hochschulen zu Fulda und Erlangen strebten in edler Geistesarbeit dem lange unerreichten Vorbilde nach, das, triumphierend über die Vergangenheit, prophetisch auf die Zukunft hinwies. Aufblühend errangen sie allmählich in dem allenthalben entbrannten wissenschaftlichen Kampfe gegen den jeden Aufschwung niederhaltenden Autoritätsglauben eine größere Bedeutung, als sie einst, niedergehend im Streite dafür, besaßen. Und wo die eigene Kraft der Universitäten zu ihrer Wiedergeburt nicht ausreichte, da griffen die Regierungen ein. So wurde in Österreich, wo Wien eine bedeutende medizinische Schule besaß, unter Maria Theresia und Joseph II. eine neue Studienordnung namentlich für die philosophische Fakultät oktroyiert, da die Kommissionen, „die die Universitäten in besseren Flor bringen sollten", nichts ausrichteten.

Noch ehe aber die Reformen zur Durchführung gelangten, brach in Frankreich jener verheerende Sturm aus, durch den in den deutschen Staaten die alte Ordnung vielfach niedergebrochen wurde. Auch die Universitäten vermochten nicht alle standzuhalten. Während der Umwälzungen und Gebiets-

veränderungen in den Jahren 1797—1818 wurden achtzehn[1]) aufgehoben, darunter die erst 1777 als Akademie gegründete Universität Bonn und die 1780 eröffnete Universität Münster. Kaum hat es einer der Mitlebenden bemerkt, denn sie alle hatten, das im 18. Jahrhundert restaurierte Mainz ausgenommen, wissenschaftlich und auch sozial schon lange nicht mehr gelebt. Einige waren außerhalb der Stadtmauern von niemandem gekannt. Hatte doch Duisburg, als es 1809 aufgehoben wurde, nur noch vier Professoren und fünfzehn Studenten, Erfurt, unter dem Protektorate Napoleons, Rinteln, unter dem des Königs von Westfalen, zwischen zwanzig und dreißig. Drei von den aufgehobenen Universitäten — Straßburg, Bonn, Münster — sind später wieder reaktiviert worden, kein Jahrhundert aber, selbst nicht das düsterste im Leben des deutschen Volkes, hat eine so geringe Anzahl von Universitäten ins Leben gerufen wie das neunzehnte. Es hat sie dagegen, die neuen wie die alten, so ausgestattet und umgestaltet wie kein andres. Allerdings ist der Gedanke, der unter dem Einflusse der weitverbreiteten Ideen der französischen Revolution entstanden war, auch die Universitäten, losgelöst von ihrer geschichtlichen Entwicklung, auf vollständig neuer Grundlage aufzubauen, zum Heile für diese nirgends zur Ausführung gelangt. Die alten, aus äußeren Verhältnissen entstandenen Fakultäten wurden beibehalten. Aber es fielen allmählich alle andern Einrichtungen, die nur in einer untergegangenen Zeit begründet und berechtigt waren, denn selbst das Ehrwürdigste muß fallen, wenn unter geänderten Verhältnissen die Gründe nicht mehr bestehen, aus denen es entstanden ist. An Stelle der alten Exemptionen und Privilegien ist die neue akademische Freiheit getreten, die Freiheit des Lehrens und Lernens. Und in dieser Neugestaltung, ohne Vor- und ohne Sonderrecht, die einst das höchste Gut der stets zur Abwehr gerüsteten Universitäten ausmachten, dem allgemeinen Gesetze unterworfen, eingefügt in die neuen staatlichen und sozialen Verhältnisse haben sie einen äußeren Aufschwung genommen, der die ungemessensten Hoffnungen ihrer Gründer überragt. Ungleich wichtiger aber als dieser äußere Aufschwung ist der innere, den sämtliche Universitäten in unsrer Zeit genommen haben, begünstigt durch die Freizügigkeit der Lehrenden und Lernenden, die sie alle jetzt zu einer großen, geistigen Körperschaft vereint, während im Mittelalter die einzelnen oft wie Burg gegen Burg einander feindlich gegenüberstanden. Frei auch von den inneren Hemmnissen früherer Zeit hat jede in dem edlen Streben, nicht zurückzubleiben hinter den andern als Bildungsanstalt für die besser vorbereitete Jugend und als Pflegestelle der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft, gleich Großes geleistet. Die Universitäten haben die Führung in den einzelnen Wissenschaften übernommen, die, je mehr sie eingeengt wurden, um so mehr an Stoffreichtum und Sicher-

[1]) Trier, Mainz, Duisburg, Bamberg, Dillingen, Fulda, Altdorf, Frankfurt, Rinteln, Helmstädt, Salzburg, Wittenberg, Erfurt, Paderborn, Köln, Münster, Bonn, Straßburg. — Die vom Herzog Karl von Württemberg 1770 auf der Solitude errichtete Militärakademie, die 1775 nach Stuttgart verlegt und 1781 zur Universität erhoben wurde, hat Herzog Ludwig Eugen schon 1794 wieder aufgehoben. — Die Universitäten Innsbruck, Graz, Olmütz wurden 1782 in Lyzeen umgewandelt.

heit, das ist an Wahrheit gewannen. Und die Wahrheit zu ergründen, wo immer sie auch liegen mag, die Grenzen der Erkenntnis hinauszurücken, das ist ja Zweck jeder Wissenschaft. Mehr als zwei Drittel der gesamten fachwissenschaftlichen Literatur gehen jetzt von jenen Körperschaften aus, in denen einst Parteien der mannigfachsten Art in verbrauchten akademischen Formeln ohne Gewinn für die Wissenschaft über inhaltlose Fragen sich ereiferten, und die man einst als verkommene, leider noch immer nicht zu entbehrende Institute verachtete. Und nicht nur Pflegestätten der unaufhaltsam fortschreitenden Wissenschaft sind die jetzigen Universitäten. Sie sind auch Bollwerke gegen eine zu gefährlichem Strome anschwellende Halbbildung. Alle edleren Geistesrichtungen nährend und leitend, haben die Universitäten, das lebenskräftigste, was die Neuzeit geschaffen, zugleich mächtig auf das gesamte Geistesleben des Volkes eingewirkt. Sie haben für Denkfreiheit und für Freiheit des Individuums gekämpft, und auch in trüben Zeiten den Glauben an die hehren Ideale des Lebens, den Glauben an den ewigen Sieg des Guten, Wahren und Gerechten aufrecht erhalten. Sie haben manchen geistigen Samen ausgestreut, der zur herrlichen Frucht erwachsen ist. Mit vollem Vertrauen und gerechtem Stolz blickt daher das deutsche Volk auf seine jetzigen Universitäten, in denen sein geistiges Bedürfnis zur Befriedigung, sein auf Wissenschaft und Lehre gerichteter Sinn zur Verkörperung gelangt ist. Möchten nur die deutschen Universitäten auch fernerhin und immer das bleiben, was sie sein sollen: unbezwingbare Burgen der wahren Wissenschaft und hohe Leuchttürme eines freien Geistes, Wohnsitze des heiligsten Friedens und allseitiger Duldung, treue Interpreten der Vergangenheit, kühne Propheten der Zukunft.

Aus E. T. A. Hoffmanns Herzensgeschichte 1796—1802[1].

Mitgeteilt
von
Hans von Müller.

Im Jahre 1740 lebte in der Nähe von Königsberg, wahrscheinlich in Preußisch-Eylau, ein altes Ehepaar Voeteri. Der Gatte war „Burggraf", d. h. Vertreter des Amtshauptmanns; er hatte von seiner Frau Elisabeth einen Sohn Christoph Ernst, der am 25. Oktober 1795 in hohem Alter als Justitiar in Königsberg starb, und drei Töchter, die sich in den dreißiger Jahren verheiratet hatten: Gottliebe mit dem Konsistorialrat Schlemüller in Königsberg, eine andre mit dem Pastor Christoph Hoffmann in Neumark, die dritte, Sophie Luise, mit dem Hofgerichts-Advokaten Johann Jakob Doerffer zu Königsberg. — Der Pastor Hoffmann kam 1751 als Diakonus nach Tapiau

[1] Die folgende Darstellung wendet sich an solche Freunde des Dichters, denen sein Leben bereits aus Hitzigs Buch — eventuell in dem Auszuge von Ellinger oder Grisebach — bekannt ist. Hitzigs Bericht beruht in den hier in Frage kommenden Partien zum größeren Teile auf Mitteilungen von Hoffmanns Jugendfreund Hippel, zum kleineren auf solchen aus der Familie Doerffer; der Einfluß dieser zweiten Quelle hat sich überdies negativ darin geltend gemacht, daß alle Briefstellen über Hoffmanns 4½jährigen Brautstand gestrichen oder umgedeutet sind. — Wir wiederholen Hitzigs Angaben hier nur, soweit der Zusammenhang es notwendig macht; unsre Hauptquelle ist Hippels Auszug aus Hoffmanns Jugendbriefen, der 1901 in Hitzigs Nachlaß aufgefunden und 1903/04 gedruckt ist (wann er im Buchhandel erscheint, hängt von der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. ab). Auch das Material für die Personalien habe ich im wesentlichen 1904 gesammelt; es stammt vorwiegend aus den Staatsarchiven zu Berlin und Posen, aus den Kirchenbüchern von Königsberg und Glogau und aus Adreßbüchern, und es ist teils von mir direkt beschafft, teils durch die Güte der Herren Dr. Felix Krueger aus Posen, Vikar Langkau in Königsberg (jetzt Rektor in Kautehmen), Superintendent Ender und Küster Braune in Glogau mir übermittelt. Erwünschte Ergänzungen im einzelnen habe ich 1907 von Herrn Johannes Sembritzki in Memel erhalten und namentlich 1908 von Herrn Professor W. Rasmus in Krotoschin, der mich auf die in Posen erschienenen Aufsätze der Herren † Joseph Jolowicz (1890) und Oskar Elsner (1900) aufmerksam machte, durch die u. a. Zeit und Ort von Hoffmanns Trauung festgestellt worden sind. Ich habe die Quellen hier generaliter angeführt, da ein Nachweis im einzelnen sich an diesem Orte verbietet. — Um die Darstellung nicht mit Details zu überlasten, habe ich die Zeitangaben in der Regel nur nach Jahren, allenfalls auch nach Monaten gemacht, die Tage aber nur bei besonders wichtigen Ereignissen angegeben.

und wurde 1755 Pfarrer daselbst; er starb jedoch schon am 16. Juni 1758 mit Hinterlassung dreier Söhne.

Der Advokat Doerffer, aus der alten Königsberger Juristenfamilie dieses Namens, war ein sehr korrekter Herr und errang eine hochangesehene Stellung in Königsberg. Er wurde Sachwalter der meisten preußischen Adelsfamilien, war im Nebenamt Konsistorialrat und besaß, wie in den achtziger Jahren der bekannte Bürgermeister, Polizei- und Kriminaldirektor Hippel, ein Haus in der Junkergasse, neben dem Lesgewangschen Damenstift.

Von seinen acht Kindern, die alle in diesem Hause geboren waren, brachten es zwei Söhne und zwei Töchter zu höheren Jahren. Ende 1766 trat der ältere Sohn Otto Wilhelm Doerffer (geb. 1741) als Referendar beim Königsberger Hofgericht ein; Herbst 1767 heiratete die jüngere Tochter Luise Albertine (geb. 1748) den jüngsten ihrer drei Vettern, Christoph Ludwig Hoffmann (geb. 1736), der gleich ihrem Vater Advokat beim Hofgericht geworden war; 1768 trat der jüngere Sohn Johann Ludwig Doerffer (geb. 1743) als Referendar beim Hofgericht ein, während sein Bruder Otto zum Mitgliede des Gerichts mit dem Titel Justizrat avancierte.

Zwei Jahre darauf erhielt auch Johann Ludwig eine Ratsstelle, aber nicht in Königsberg, sondern bei dem Obergericht („Oberamtsregierung") zu (Groß-)Glogau. Er zog dort in das Haus des Oberbaudirektors Karl v. Machui in der Preußischen Gasse und verheiratete sich mit der hochmusikalischen Sophie Johanna Henriette Janitsch. Die Eheleute verkehrten besonders mit dem Präsidenten des Gerichts, dem Sohne des Großkanzlers Cocceji, und mit einem Mitgliede der dortigen Verwaltungsbehörde, dem Kriegs- und Domänenrat Gottfried Diprand Wilhelm v. Reibnitz und seiner Ehefrau Helene Rosine, geb. v. Tschepe, den Stammeltern der jetzigen Freiherren v. Reibnitz. — 1773 wurde ihnen als erstes Kind Luise Johanna Henriette geboren, den 18. Juli 1775 Sophie Wilhelmine (genannt Minna) Konstantine. Einige Jahre darauf folgte ein Sohn, Ernst Ludwig Hartmann, 1784 endlich noch eine Tochter. Die Familie war „durch feine gesellige Bildung ausgezeichnet", man sprach gern französisch und führte Theaterstücke im Familienkreise auf. Mitte der neunziger Jahre verlobte sich die älteste Tochter mit einem Rat an der Kriegs- und Domänenkammer zu Kalisch, Friedrich Wilhelm Korn.

Während so Johann Ludwig Doerffer ruhig und sicher seinen Weg ging, hier ein Lob und da eine Zulage erhielt, im ganzen aber 28 Jahre lang in Glogau alles blieb wie es war, stieß den in Königsberg zurückgebliebenen Verwandten persönlich und dienstlich allerlei Unerwartetes zu.

Luise Albertine Hoffmann hatte 1768 und 1773 ihrem Gatten zwei Söhne geschenkt, von denen der eine jung starb. 1774 starb der alte Konsistorialrat Doerffer. 1776 gebar Luise Albertine in der Französischen Gasse ihr drittes Kind, unsern Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann; unter seinen Paten befanden sich der Onkel in Glogau und ein Hausgenosse der Familie Doerffer, der Geschichtsprofessor Jakob Friedrich Werner (1732—1782, Vater des Dramatikers Zacharias Werner). 1778 wurde dann das Ehepaar

Hoffmann geschieden. Der Vater behielt nur den älteren der beiden lebenden Söhne bei sich in der Französischen Gasse, die Mutter kehrte mit dem jüngeren zu ihrer alten Mutter in die Junkergasse zurück, wo ihre unverheirateten Geschwister, Otto und Sophie, sich des kleinen Ernst annahmen.

Drei bis vier Jahre darauf, 1781/82, änderte der Großkanzler Carmer von Grund aus die preußische Prozeßordnung und Gerichtsverfassung: die Advokatur wurde beseitigt, und hinfort gab es in Ostpreußen nur zwei (koordinierte) Obergerichte, die „Regierung" in Königsberg und das „Hofgericht" in Insterburg[1]). Aus Anlaß dieser Umwälzung nahm Otto Doerffer seinen Abschied, und sein ci-devant Schwager, der bisherige Advokat Hoffmann, wurde als Justizkommissar und Kriminalrat dem neuen Hofgericht zu Insterburg zugeteilt. Etwa um dieselbe Zeit, 1782 oder 1783, wurde der kleine Ernst in die Burgschule des trefflichen Rektors Wannowski[2]) geschickt, in der er dann seit 1787 bekanntlich in Hippels Neffen den besten Kameraden hatte. 1792 bezog er die Universität, 1795 wurde er als Auskultator verpflichtet. Ein halbes Jahr darauf, am 19. März 1796, verlor er seine Mutter (sie starb einen Monat vor dem Bürgermeister v. Hippel).

Der Patenonkel in Glogau lud den verwaisten Ernst sogleich ein, zu ihm zu kommen. Dieser erhielt im Mai die nachgesuchte Versetzung nach Glogau; er brach Anfang Juni auf und fuhr durch die polnischen Provinzen, über Marienwerder und Posen. In einem polnischen Städtchen wurden nachts die Pferde gewechselt, und unserm Hoffmann fiel dabei ein Herr auf, der in eigener Equipage ankam und dann in gleicher Richtung wie die Post weiterfuhr. Beide fuhren am 15. in aller Frühe etwa gleichzeitig in die alte Festung ein; und wie Hoffmann um 6 Uhr morgens beim Onkel eintritt, ist jener Herr auch gerade eingetreten und entpuppt sich als — Friedrich Wilhelm Korn, der Bräutigam der ältesten Cousine.

Dies drollige Zusammentreffen half Hoffmann einigermaßen über die erste Verlegenheit hinweg. Doch wurde er einstweilen in der Familie nicht warm. Er schleppte, wie man weiß, die Kette einer unglücklichen Liebe — zu einer verheirateten Frau in Königsberg — mit sich, und er konnte als deutscher Jüngling nicht umhin, sich schon in den ersten Tagen dem Onkel mit seinem Geheimnis „an den Hals" zu werfen. Man kann sich denken, wie dies Geständnis auf den korrekten Herrn wirkte. Er hielt es für nötig, dem jungen Werther einen Kübel Wasser über den heißen Kopf zu gießen. „Sein Trost, sein Rat war eiskalt," berichtet der Patient zähneklappernd seinem alter ego Hippel; der Onkel habe ihm empfohlen, der Inamorata nicht mehr zu schreiben, damit seine Briefe nicht noch als Belege in deren künftige Ehebruchsakten kämen.

---

[1]) S. darüber jetzt die ausgezeichnete „Geschichte der Königsberger Obergerichte" von Georg Conrad (Leipzig 1907: bes. S. 234 u. 237), auf die mein verehrter Freund Herr Karl Theodor v. Schön in Charlottenburg mich aufmerksam machte.

[2]) S. über ihn in der „Altpreußischen Monatsschrift" die einander ergänzenden Aufsätze von Johannes Sembritzki (XXX [1893], S. 87—89) und von mir (XLIV [1907]), deren Ergebnisse, um einige Angaben des Herrn Machholz in Königsberg vermehrt, ich vielleicht an anderm Orte zusammenfassen werde.

Die Cousinen fand Hoffmann sehr gebildet und nicht eben häßlich, ja die Figur der zweiten war ihm sogleich „äußerst interessant"; aber Freude versprach er sich einstweilen nur von der Tante, einer „vortrefflichen Frau", und dem Vetter, einem „äußerst natürlichen jovialischen Jungen".

Auf den 21. September war die Hochzeit des Korn mit der Ältesten angesetzt. Hoffmann-Werther ist von all den bürgerlichen Gefühlen, die er um sich in Blüte sieht, in tiefster Seele angewidert: statt seiner tragischen tiefen Liebe sieht er „kindische Torheiten — Firlefanzen und Possenreißen mit Empfindsamkeit und Liebelei — ich sehe Kleinlichkeiten, die man sich höchstens einmal im Leben erlauben sollte, bis zum Ekel wiederholen"; man betrügt ihn um die besten Stunden schwärmerischer Einsamkeit, indem man ihn „beständig herunterschleppt, um die Küsse, welche die verliebte Braut dem Bräutigam auftippt, zählen zu helfen. Jetzt hab ich mich" — schreibt er vier Tage vor der Hochzeit — „in eine Garderobe, die dicht an meine Stube stößt, eingesperrt und sitze zwar wie im Ohr des Dionysius (denn jeder Schall von unten verdreifacht sich, indem er an die Eckmauer stößt und durch eine Öffnung im Boden heraufplatzt), sonst aber ziemlich ungestört." Am Schlusse heißt es dann: „Sobald Braut und Bräutigam den Bettsprung gemacht haben, sitze ich wieder im Ohr des Dionysius und schreibe einen sehr langen Brief an Dich." — Immerhin bemüht er sich, seine Mißstimmung nicht merken zu lassen und mit Galgenhumor zu maskieren. „Dieser Humor beseelt noch meine Unterhaltung, vorzüglich mit den Damen, und macht, daß man mich hier für einen leidlichen Gesellschafter und noch besseren Musiker hält."

Die junge Frau folgt dem Gatten nach Kalisch. Hoffmann klagt einen Monat später wiederum, in Glogau nicht verstanden zu werden, nimmt aber jetzt Minna aus: „Ich erinnere mich, Dir viel Übles von der Cousine geschrieben zu haben — es ist alles nicht wahr, und nur ungezognen Grolls wegen hab' ich Dich belogen." — Um sich die lange Weile zu vertreiben, führt er Schattenspiele mit dem Vetter auf, unter andern Goethes „Jahrmarkt von Plundersweilern". Im Winter läuft er Schlittschuh. So fängt er an, sich wieder mit dem Leben auszusöhnen: schließlich ist er doch „zu jovialisch, um [ewig] an einer fatalen Grille zu kleben." — Am 21. Januar 1797 geht Minna auf längere Zeit fort. Spät abends schreibt Hoffmann dem Freunde in „fieberhafter Schläfrigkeit": „Denk nur, M[inna] hat uns verlassen und auf eine entsetzlich lange Zeit, und ich bin so weichherzig, so sentimentalisch beim Abschiede gewesen — habe sie unwillkürlich, als sie mir den Abschiedskuß reichte, an mein Herz gedrückt, daß mir der Cousin einmal über das andre versichert, ich wäre verliebt."

Der Cousin hatte gewiß nicht ganz unrecht. Aber diese aufkeimende Liebe hat Hoffmann nicht gehindert, andern Schönen den Hof zu machen: in seinem Portefeuille liegen die Köpfe mehrerer Mädchen, darunter der einer M., der er gerade eifrig huldigt. Auf der letzten Redoute hat er nur mit ihr getanzt, ja, er ist ein paarmal in die Messe gegangen, um sie dort zu sehen, denn sie ist katholisch wie der dritte Teil der Glogauer[1]).

[1]) Hitzig ergänzt das M. in „Michaëline", wie er Hoffmanns spätere Frau fälschlich nennt (s. u.). Es ist an sich höchst unwahrscheinlich, daß Hoffmann die Posener Sekretärstochter, die

Im Mai sieht er die geliebte Frau in Königsberg wieder, und von neuem schießt das halberstickte Feuer in heißen Flammen empor. Alles um ihn her ist versunken, schreibt er aus Königsberg: ihr Wesen, ins seine verschmolzen, wird ewig in ihm leben. Er arbeitet juristisch den Plan aus, die Scheidung der Geliebten von ihrem „Unhold" zu bewirken. — Nach der Rückkehr im Juni kommt ihm, wie man sich denken kann, alles in Glogau matt und schal vor: „Hier habe ich alles so wiedergefunden, wie ich es verließ — eben die gegenseitige Spannung — eben das preziöse Wesen, das mich sonst auf meine Stube jug, entfernt mich auch jetzt — mich überfällt zuweilen eine tötende Langeweile, wenn man um mich herum lacht, und nach Fliegen und Bonmots jagt —." Zudem ist der joviale Vetter weg. Dabei martert ihn die Ahnung, er werde die geliebte Frau nicht wiedersehen.

Diese Ahnung sollte sich schneller, als Hoffmann wohl dachte, bestätigen. Ende August beschwert er sich darüber, daß dieselbe Person, die ihn seinerzeit der Geliebten näherbrachte, sie ihm jetzt durch niedrige Mittel [vermutlich durch die Andeutung, sie liebe einen Dritten] entfremden will.

Der brave Hippel wurde anscheinend schließlich degoutiert von diesen dunklen Andeutungen und fruchtlosen Klagen, zumal er an praktischer Tätigkeit Freude fand und seit dem April mit einem wohlhabenden Fräulein aus gutem Hause verlobt war, das er bald heimzuführen gedachte. Er ließ also ein halbes Jahr nichts von sich hören: mochte sein Beichtkind sehen, wie es sich mit dem Schicksal abfand.

Um diese Zeit scheint die interessante Frau in Königsberg sich in der Tat aufs neue verehelicht zu haben, aber keineswegs mit dem malenden, komponierenden und briefeschreibenden Jüngling in Glogau, sondern mit einem praktischen Schulmann am Orte. — Wie diese Nachricht unmittelbar auf Hoffmann gewirkt hat, darüber haben wir leider nicht die geringste Nachricht. Das mittelbare Ergebnis war, wie es bei unserm sanguineo-cholericus sein mußte: er sagte der Romantik energisch ab und warf sich ins andre Extrem; er nahm sich vor, es in seinem bürgerlichen Beruf möglichst schnell möglichst weit zu bringen und sich daneben möglichst korrekt zu verheiraten. Über den Gegenstand brauchte er sich nicht den Kopf zu zerbrechen: seit Jahr und Tag wohnte er mit der Tochter eines geachteten Beamten, der es noch sehr weit bringen konnte, unter einem Dach; er stand ihr als Vetter nahe; er achtete ihren Geist und hatte sie gern. Hinfort gab es kein Schwanken; endlich wußte er, was er wollte. Als der ungetreue Hippel sich im Februar 1798 auf seinen Werther besann und ihn mit drei Worten fragte, ob er noch lebe und in Glogau sei, fand er zu seinem Erstaunen in Hoffmanns Antwort die entschiedenen Worte: „Mit der Welt in Königsberg habe ich vollkommen abgerechnet. Außer ... der Verwandtschaft ... höre ich von keinem Menschen etwas, mag auch nichts hören ... Ein Umstand, den ich mit Vorbedacht noch zurückhalte, um nachher desto mehr darüber schreiben zu können, ist die

er sechsteshalb Jahr darauf zum Altar führte, schon so früh und in Glogau kennen gelernt haben soll. Beruht aber Hitzigs Angabe auf mehr als einer Vermutung, so liegt hier auf jeden Fall nur ein schnell vorübergehender Flirt vor.

alleinige Ursache, warum ich noch hier bin und in der Jurisprudenz solchen festen Tritt halte, daß ich glaube, künftigen Winter nach Berlin zu gehen und mich dort sehr examinieren zu lassen ... Ich muß auf Ehre schließen, sonst wird meine Visitenkarte ein Brief! ... Wenn Deine letzten Versicherungen aufrichtig sind, so schreibst Du mir aufs baldigste! H." Das geschah, und am 1. April erklärte sich Hoffmann etwas deutlicher: „Der Zufall, teurer einziger Junge, mischt seine Karten wunderlich: Rot und Schwarz, Gewinn und Verlust. Mit Königsberg habe ich wirklich ganz abgerechnet. Aber Du weißt es, mir geht's wie Yorik: die Pausen sind mir fatal. Ich bin so gut gefesselt als ehemals, aber jetzt ist's ein Mädchen. Ich studiere mit erstaunenswürdiger Emsigkeit die trockensten Dinge, begrabe mich in Akten". — Am 19. Juni wurde Doerffer auf Veranlassung des Justizministers von der Reck an Stelle des (zu Svarez' Nachfolger ernannten) Baumgarten zum Rat am Obertribunal zu Berlin ernannt. Hoffmann, der soeben das Referendarexamen bestanden, wurde auf seinen Antrag am 4. August ans Kammergericht versetzt. Ehe die Familie nach Berlin abging, machte Hoffmann eine Fußwanderung durch das Riesengebirge in Schlesien und Böhmen, der sich eine Fahrt nach Dresden anschloß. Die Briefe, die er von Dresden aus (vermutlich über die Gemäldegalerie) an die Braut-Cousine schrieb, gehörten, wie deren Familie 1823 Hitzig versicherte, zu seinen „interessantesten Jugenderzeugnissen". Am 27. August begann die Reise nach Berlin, am 29. landete Hoffmann hier in der Kurstraße im Hause der Madame Patté. Später wohnte er bei dem Onkel in der Leipziger Straße, zwischen Markgrafen- und Jerusalemer Straße. — Unter den Kollegen des Onkels trat der Familie besonders der geistreiche und gelehrte Johann Siegfried Wilhelm Mayer näher (geb. Berlin 1747, 1769 Referendar beim Kammergericht, dann Rat daselbst, 1795 ans Obertribunal versetzt), der nach der Scheidung von seiner Frau sich bemüht hatte, seinen drei Töchtern Minna, Karoline und Ernestine die „allerausgesuchteste" Bildung zu geben. In der Tat heirateten alle drei Schriftsteller, als erste Minna 1796 Carl Spazier (ihr Sohn hat uns die wunderliche Familiengeschichte aufbewahrt). Karoline und Ernestine nahmen statt der verlorenen Minna nun Minna Doerffer in ihren Bund auf.

Hoffmann konnte bei den mannigfachen Anregungen, die die Hauptstadt in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. bot, trotz aller spartanischen Vorsätze nicht umhin, das Studium des Landrechts und der Pandekten gelegentlich mit Zeichnen und Komponieren[1]) zu unterbrechen; erst Anfang Mai 1799 meldete er sich zu den schriftlichen Arbeiten, erst Anfang Februar 1800 zur mündlichen Prüfung. Am 27. März wurde er fürs Richteramt reif befunden. — Er blieb aber nicht, wie er gehofft hatte, in Berlin, sondern erhielt eine mehr ehrenvolle als angenehme Bestimmung in die polnischen Provinzen. Zunächst wurde er als Assessor in das vor sieben Jahren okkupierte Posen geschickt.

[1]) Über seinen damaligen Verkehr mit dem Gitarrevirtuosen Fontano (Franz v. Holbein) habe ich in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" vom Juli 1907 berichtet, über eine eigene Gitarrenkomposition in den „Süddeutschen Monatsheften" vom Januar 1908

Er wohnte dort in dem neuen Hause der Deckerschen Druckerei, an der jetzigen Wilhelmstraße; im zweiten Stock des Hauses wohnte ein älterer Richter, der dichtende Regierungsrat Johann Ludwig Schwarz (geb. 1759) mit seiner zweiten Frau Doris und deren Schwester Sophie. Die Kollegen traten sich näher; Schwarz wollte eine Operette schreiben, die Hoffmann komponieren sollte. — Einstweilen blieb der Assessor der Berliner Cousine treu; im Hochsommer 1800 teilte er den Königsberger Verwandten offen mit, daß er Minna Doerffer zu heiraten gedenke. Onkel Otto meinte, „so was rasches und jugendliches könne gar nicht gut gehen"; er schreibt dem unternehmenden Neffen: „Ey lieber, das allgemeine Sprüchwort sagt wohl von den Theologen: ‚So die Pfarre, so die Quarre', aber Du machst das Sprüchwort auch wahr von den Juristen." (Hoffmann gab diese Worte schleunigst weiter an Hippel, der schon auf zwei „Quarren" herabsah). Das Weihnachtsfest scheint der Bräutigam bei Doerffers in Berlin verlebt zu haben [1]).

In der Neujahrsnacht auf 1801 wurde in der Posener Ressource eine Kantate zum Jahrhundertswechsel aufgeführt, die Schwarz und Hoffmann an Stelle des projektierten Bühnenstücks gemeinsam hergestellt hatten; eine Abschrift wurde der jungen Königin Luise dediziert. Aufs Theater brachte Hoffmann dann eine auf einen Akt zusammengedrängte Bearbeitung von Goethes „Scherz, List und Rache" mit eigener Musik; er fand in Karl Döbbelins Wandertruppe „drei Talente, wie ich sie nur zu den drei Rollen jenes Singspiels wünschen konnte", und das Stück wurde denn auch mehrmals aufgeführt, „bis Partitur und Partien zufällig verbrannten". — So wußte Hoffmann selbst aus der polnischen Wüste eine Oase hervorzuzaubern. Aber wie das Notideal des korrekten Beamten wieder zurücktrat vor dem des schöpferischen Künstlers, so verblaßte allmählich auch wieder das Bild der entfernten Cousine. Die geistreichen Freundinnen der geistreichen Minna, Karoline und Erneſtine, verheirateten sich beide 1801: jene mit Jean Paul, diese mit dem weniger beträchtlichen August Mahlmann; Minna wartete auf den Vetter Ernst, aber dieser konnte sich nicht zu den Konsequenzen seiner Ankündigungen entschließen. In seinem Innern tobte in diesem Jahre „ein Kampf von Gefühlen, Vorsätzen pp, die sich geradezu widersprachen". Er *wollte* sich betäuben, und „wurde das, was Schulrektoren, Prediger, Onkels und Tanten liederlich nennen. — Du weißt," schreibt er anderthalb Jahre darauf in einem Rückblick an Hippel, „daß Ausschweifungen allemal ihr höchstes Ziel erreichen, wenn man sie *aus Grundsatz* begeht, und das war denn bei mir der Fall."

In dieser Stimmung traf er im Spätherbst 1801 mit Freund Hippel in Elbing zusammen; beide fuhren nach Danzig und blieben dort zwei Tage. Hippel fühlte sich befremdet und fast unheimlich berührt von dem Zynismus, den Hoffmann zur Schau trug; und als er am Nachmittag des zweiten Tages einen braven Mit-Gutsbesitzer traf, verabschiedete er kurzerhand den alten

[1]) „Dies eine [Ueberverhärtung] beiseite gesetzt, lebe ich jetzt zufriedener, da wir, Gott sei's gedankt, schon Oktober schreiben, und ich mit starken Schritten der *Reise nach Berlin* entgegeneile." An Hippel 6. Oktober 1800.

Freund und ging mit jenem zu Abend essen. Er schrieb ihm dann nach Posen, ihr Beisammensein habe „nicht so, wie vormals, die reine unverdorbene Laune, den Erguß der innigen Freundschaft herbeigeführt." Nach Hoffmanns Tode schreibt Hippel deutlicher, der Freund sei in Danzig nicht mehr der alte gewesen; „eine ungewöhnliche Lustigkeit, die fast in possenreißende Skurrilität ausartete, und das Wohlgefallen am Obszönen ließen ahnen, daß irgendeine Veränderung, die sein Herz betroffen, ihn dem Gemeinen und besonders einer gewissen Lasziviät zugewandt habe, die für ihn um so verderblicher sein mußte, als die südliche Heftigkeit seines Temperaments ihn immer auf Extreme führte."

Um Neujahr 1802 schrieb Hoffmann dem Freunde einen Brief, der Hippeln „ein zerrißnes Herz, die unaussprechliche Sehnsucht, in das Asyl der Freundschaft zu fliehen, in jeder Zeile zeigen mußte." Aber Hippel, dessen Gattin bereits mit dem dritten Kinde ging, hatte nun einmal kein Ohr mehr für diese Jünglingsleiden und ließ Hoffmann ein Jahr lang in dem Glauben, seine Freundschaft verloren zu haben. Am 2. Februar wurde Hoffmann zum Rat an der Posener „Regierung" ernannt, und nun mußte er Ernst machen. Er tat es, indem er entschlossen das Verlöbnis mit Minna auflöste. Die Familie war außer sich; Minna warf alle Briefe des Ungetreuen in den Ofen, auch die schönen aus Dresden; ihre Freundin Karoline Richter hat Hoffmann den Schritt nie verziehen und bekanntlich noch nach einem Jahrzehnt ihren berühmten Mann vor dem schlechten Menschen gewarnt [1]).

Wie Hoffmann im Jahre darauf rührend an Hippel schreibt, hatte er sich damals „mit allem, was mich umgab, und mit mir selbst überworfen" und fand nur Beruhigung in der Lektüre von Hippels Jugendbriefen. Nebenbei kommt als Fühler die Frage: „Vielleicht hast Du durch Zufall einige Nachrichten von dem tragischen Ende der zweiten Liebesepisode in meinem Leben aus B[erlin] erhalten?" Auf Hippels freundliche Antwort erwidert er, er könne seine Biographie schreiben „zu Nutz und Frommen derjenigen, die da zu lieben — geliebt zu werden glauben und in den Stand der heiligen Ehe treten wollen. Schriebe ich diese Selbstbiographie mit der Gewissenhaftigkeit Rousseaus, der mit seinen Bekenntnissen unter dem Arm vor den Richterstuhl des Ewigen treten wollte, so würde Minna D[oerffer] mir die Hand — nicht zur Versöhnung, nein, weil ich schuldlos war, als alles mich verwünschte und den Treulosen schalt, freundlich bieten. Ich habe mit Kraft ein Verhältnis vernichtet, welches sie und mich unglücklich gemacht haben würde."

Ehe aber diese Briefe geschrieben wurden, war es Hoffmann abermals ergangen wie Yorik: kaum hatte er die eine Rosenfessel abgestreift, so umfing

[1]) Kunz berichtet in Dullers „Phönix" vom 26. November 1835, Jean Paul habe ihm [Ende August 1813] in Bayreuth gesagt, er könne Hoffmann nicht lieben, da seine Frau, die Hoffmann früher in Berlin kennen gelernt, ihm Dinge erzählt habe, die dessen Herz in keinem vorteilhaften Licht darstellten. Kunz fährt fort: „Nur angedeutet wurden mir diese Dinge, die mich mutmaßlich darauf hinführten [soll heißen: so daß ich vermuten mußte], daß eine Freundin von Jean Pauls Gattin irgendein Verhältnis mit Hoffmann gehabt habe, bei dem er die Pflicht der Dankbarkeit verletzt haben müsse."

ihn hold die neue. Er hatte sich in Maria Thekla Rohrer[1]) verliebt, die hübsche 21jährige Tochter des ehemaligen Posener Magistratssekretärs Michael[2]) Rohrer, der, seit 1758 im Kommunaldienst beschäftigt, bei der Okkupation 1793 wegen seiner mangelhaften Kenntnis des Deutschen mit 116¾ Talern Pension entlassen worden war. — Hoffmann hätte, wie sein Hausgenosse Schwarz bekanntlich berichtet, „dies schöne Mädchen gern sein genannt, ohne sich die Fesseln der Ehe anlegen zu lassen." Maria Theklas Schwester, die später Hoffmanns Freund Gottwald heiratete, war mit Schwarzens Schwägerin Sophie befreundet, und nun nahmen Frau Doris und Mamsell Sophie die kleine Polin „dergestalt in Schutz, daß die Geschichte davon einen artigen Roman abgeben würde — und der Weg zu ihr am Ende doch nur durch die Kirche ging, was für Mühe sich Hoffmann auch gab, auf einem Schleifwege dahin zu gelangen." (Den Roman, den Schwarz uns hier vorenthält, wollte Hoffmann selber seit 1820 schreiben unter dem Titel „Jakobus Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit"; er hätte uns seine Jugendschmerzen darin erzählt, wie in der Biographie Kreislers die verspätete Liebe zu Julien. Leider ist es nicht dazu gekommen, weil er den besser bezahlten Almanachsarbeiten immer wieder den Vortritt gab.) Am 26. Juli 1802 fand — offenbar in aller Stille — die Trauung in der Posener Corpus-Christi-Kirche durch den Pfarrer Martin Hantusch statt; als Trauzeugen fungierten die schlichten Männer Peter Sobolewski und Theodor Tott. In der Südpreußischen (heute: Posener) Zeitung zeigte Hoffmann das Ereignis am 31. Juli seinen Freunden an.

Nach allem, was wir wissen, hat Hoffmann den halb unfreiwilligen Schritt nie bereut. Nach dem von ihm am 26. März 1822 aufgesetzten Erbvertrage haben die Gatten zwanzig Jahre in einer „wahrhaft zufriedenen, glücklichen Ehe gelebt . . . Einer ist immer des andern Stütze gewesen, wie das denn Eheleute sind, die sich, so wie wir, recht aus dem treusten Herzen lieben und ehren." Maria Thekla überlebte ihren Mann über ein Vierteljahrhundert; sie starb erst am 29. Januar 1859 in Hirschberg.

Der Vater von Hoffmanns verlassener Braut, Johann Ludwig Doerffer, starb am 24. September 1803. Sein Sohn ist noch gut drei Jahre lang als Referendar am Kammergericht nachzuweisen; er wohnt Ende 1803 und Ende 1804 Neue Commendantenstraße 15, Ende 1805 Friedrichsstraße 44, Ende 1806 Kronenstraße 22. Was weiter aus ihm und seinen Angehörigen geworden ist, habe ich noch nicht ermittelt; doch hat, wie gesagt, Hitzig offenbar noch 1823 mit der Familie in Konnex gestanden.

---

[1]) Neben diesem deutschen Namen führte die Familie den polnischen Trzcinski, der von trzcina (dreisilbig: trsch-tschi-na) = Rohr abgeleitet ist. Der eine Name ist also die Übersetzung des andern; welcher der ursprüngliche ist, habe ich noch nicht ermittelt.

[2]) Maria Thekla ist darum Michalina zubenannt, = russisch Michaïlowna, Tochter des Michael. Hitzig hat irrigerweise den Eigennamen Michaeline daraus gemacht und nennt auch später die Witwe so in den von ihm aufgesetzten Buchtiteln und Vorworten.

Naturwissenschaftliche Elemente in Nietzsches Gedanken.

Von
Walther Löb.

Es gibt objektive und subjektive Wahrheiten. Der Inhalt der exakten Naturwissenschaften ist objektiv wahr; die Beziehungen des Welt- und Naturgeschehens zum Menschen nur subjektiv. Jede Reaktion der Außenwelt auf Geist und Gemüt ist eine individuelle, deren objektive Bedeutung nur in einem für die Allgemeinheit gültigen Durchschnittswerte liegt. Die Beziehungen der Naturvorgänge zueinander, befreit von allen individuellen Momenten, besitzen objektive, ganz allgemeine Geltung. Die Behauptung, durch Heizen eines Zimmers steigt die Temperatur, ist eine objektiv wahre; die Behauptung, durch Heizen eines Zimmers wird es wärmer, nur eine subjektiv wahre; in ihr liegt der individuelle Faktor einer menschlichen Wärmeempfindung, deren krankhafte Störung auch einen entgegengesetzten Ausspruch veranlassen kann.

Eine Wissenschaft, deren Ziel die Erkenntnis der Stellung des Menschen in der Welt ist, kann nur subjektive Wahrheiten aufstellen. Der Forscher, der ihren Aufgaben dient, bleibt mit seiner Persönlichkeit ein Teil der Wahrheit. Er stellt sein Innenleben der Außenwelt gegenüber und schließt seine Individualität in die Ergebnisse seiner Arbeit ein. Oft empfinden wir einen subjektiven Ausspruch als objektiv wahr, wenn wir in ihm unsre eigene Individualität umschlossen fühlen. Die subjektive Weltbetrachtung des umfassenden Goetheschen Geistes zeigt in vielem nicht die Zufälligkeiten einer einzelnen Individualität. Seine Gedanken wirken oft, wie objektive Wahrheiten, wie Naturgesetze, die, weil sie das Individuelle *vieler* Menschen enthalten und überragen, nichts Individuelles mehr zu enthalten scheinen.

In diesem Sinne ist jede Philosophie, die Lebenswerte für den Menschen aufstellt, seien sie ästhetischer, moralischer oder politischer Art, subjektiv. Von einzelnen erdacht, von vielen als ihrer Subjektivität entsprechend erkannt, erhebt sie sich bisweilen für vorübergehende Zeit zu allgemeiner Geltung. Objektiv wahr, wie ein Naturgesetz, kann sie niemals werden. Das Christen-

tum, der Buddhismus, überhaupt jede Konfession, die Satzungen der Sozialdemokratie, der Aristokratie, sie alle sind nur subjektive Formulierungen des Weltganzen, für viele wahr, für viele falsch. Jeder Mensch, jedes Alter des Menschen, jede Zeit besitzt derartige Wahrheiten.

Der produktive Genius, der bei dem Versuch, sich mit dem Weltproblem abzufinden, unter den vorhandenen Wertungsformeln keine ihn befriedigende findet, der in seinem Streben neue Werte sucht und aufstellt, erkennt meist das Individuelle seiner Tätigkeit nicht Die Überschreitung des bisher gleichsam allgemeingültigen Ausdrucks erweckt in ihm leicht den Glauben, objektives Erkennen zu erweitern, einem beschränkt erfaßten Problem die ganz umfassende, allgemeingültige Lösung zu geben. Fast in jedem großen Wertschaffer der Menschheit, fast in jedem großen Philosophen findet sich die Eigenart, gerade das Individuellste als neu erkannte Wahrheit für alle Menschen zu künden.

Wahr oder Nichtwahr sind keine dem Prüfer solcher Lehren erlaubte Fragestellungen. Wahr sind die Lehren insofern, als jede Persönlichkeit das Recht ihrer eigenen Wahrheit hat. Nichtwahr oder jedenfalls nicht objektiv wahr sind sie insofern, als der individuelle Einschlag von dem einzelnen Denker — und mag er der größte sein — niemals restlos auf die Allgemeinheit übertragbar ist. Deuter der Welt und des Lebens sind sie, auf deren Individualität Faktoren wirkten, die im Weltgetriebe oft versteckt eigengearteten Persönlichkeiten begegnen mußten, um von ihnen bewertet zu werden. Solch ein subjektiver Lebensdeuter, dessen Individualität auf oft übersehene und nicht beachtete Wertfaktoren des Lebens ansprach, war Nietzsche.

Eine Welt- und Lebensanschauung kommt zustande, wenn objektiv Tatsächliches und subjektiv Individuelles zusammenwirken. Sie ist eine Reaktion, deren eine Komponente die Tatsachen der Welt, deren zweite die Eigenart des Individuums ist. Beide Komponenten muß man kennen, um die Entstehung, das Bedingtsein und die Wahrheit einer Weltauffassung zu begreifen. Aus der Gedankenwelt Nietzsches sollen in dieser Art zwei Probleme gewürdigt werden, für die vornehmlich naturwissenschaftliche Tatsachen den Reiz bilden, der die spezifisch Nietzscheschen Konsequenzen aus seinem Naturell auslöst: die Idee des Übermenschen und der Gedanke der ewigen Wiederkunft.

I.

Die Idee des Übermenschen ist durch die Entwicklungslehre begründet. Unter den unzähligen Formen, welche die Variation der Erscheinungen hervorrufen, ist die des Überganges von niederen Lebensformen zu höheren enthalten, die Entwicklung. Auch das entgegengesetzte Prinzip der Verkümmerung der Arten betätigt sich in der Natur. Aber nur die eine Tatsache der Entwicklung greift Nietzsche heraus, nur durch sie wird seine geistige Produktionskraft entzündet. In ihm, dem vielfach Kranken und stets mit einer Krankheit Kämpfenden, der aber stets die lebensfähigen Kräfte in sich fühlte, herrschte ein starker Wille zum Leben, zum Schaffen. Er, der so oft unterliegen zu müssen glaubte, siegte durch seinen Willen zur Macht. Ein solcher Wille, der

zur höchsten Betätigung geistiger Kräfte und damit zur höchsten Form aller Naturerlebnisse, zur geistigen Produktion, befähigt, mußte seinem Besitzer als die größte Macht überhaupt erscheinen, geeignet, alle die Kräfte zu beherrschen, die ihm an Wert weit unter den in ihm waltenden Kräften zu liegen schienen. So übertrug Nietzsche aus der Willensstärke seiner Persönlichkeit den Willen zur Macht auf die Natur. Was er in sich als Urelement fühlte, machte er zum Urelement der Welt.

Wie mußten auf einen Genius mit diesem Willensreichtum die Tatsachen der Natur wirken? Nur das ihm Gemäße nimmt er in sich auf, nur was in seinem Wesen Widerhall weckt, wandelt sich in seiner Seele zu einem ganzen Erlebnis. Die Tatsache eines Rückschrittes, eines Zugrundegehens des Besseren auf Kosten des Geringeren hat in ihm keinen Platz. Wie etwas Fremdem, Unanpaßbarem steht er einer solchen Erscheinung gegenüber, höchstens gewillt, ihrer Übertragung auf menschliche Verhältnisse den schärfsten Protest entgegenzustellen. Wohl aber muß die Idee der Entwicklung, der Überwindung der niedern Form durch die höhere, ein stetiges Aufwärtssteigen seinem Denken zusagen. In ihr findet er seinen Willen zur Macht wieder, findet er in der Natur sich selbst. Indem er einen Ausschnitt des Weltgeschehens für das Ganze nimmt, kann er in seinem Innern die Welt umfassen. Nietzsches Wille zur Macht ist so einseitig, wie Nietzsche selbst. Er ist der Deuter *eines* Faktors des Weltgeschehens. Das Innenleben, der Mikrokosmus Nietzsches, sucht seine Bestätigung in der Außenwelt, dem Makrokosmus, der ihm nur so weit zu eigen wird, als er sich in ihm erkennt. Aber was in der Natur als Tatsache, als eine der gegebenen Lebensformen erscheint, wird in dem Wertgeber für die Menschheit bewußte Forderung. Das Naturgesetz formt Nietzsche in ein ethisches, in ein Zielgesetz um. Der einzelne Mensch strebt diesem Ziele der Aufwärtsentwicklung nach, kraft des in ihm lebenden Willens zur Macht, der den Stärkeren und Besseren zum Siege über den Schwächeren und Schlechteren treibt; die Erzeugung des Übermenschen wird das Ideal der gesamten Menschheit.

Diese aus der einseitigen Bewertung einer naturwissenschaftlichen Formulierung entstandene Deutung führt Nietzsche notwendigerweise zu einer ebenso einseitigen Moralformulierung, der Herrenmoral. Auch hierin greift Nietzsche auf Tatsachen zurück. Übermenschen bestanden und bestehen; die Moral der willensstarken Persönlichkeiten ist bewußt oder unbewußt Herrenmoral. Der Wille zur Macht schafft *seine* Moralgesetze. Ihre Bewertung aber ist Nietzsches subjektiver Natur entsprechend. Sein Ideal, das sich im Kampfe mit seinem kranken Körper in fortwährend sich erneuernder Selbstüberwindung, in der Sehnsucht seines kranken Organismus nach der Gesundheit täglich aufs neue erzeugt, wird ihm zum Ideal überhaupt. Nur die aber werden ihm als dem Herold einer Wahrheit folgen, die seine Sehnsucht fühlten. Darin liegt der Zauber seiner Lehre, daß sie mit der Kraft der großen Einseitigkeit auf die Tatsachen den Stempel seiner ganzen Persönlichkeit drückt, einen Teil des Weltgeschehens, der für viele dunkel war, in hellstes Licht stellt und alles im Schatten läßt, was ihm nicht leuchtet.

II.

Die Geschichte lehrt, daß bestimmte Zeiten, Hellenentum, Renaissance, Revolution, Höhepunkte der Kulturentwicklung in Nietzsches Sinne bedeuten, daß überhaupt eine gewisse Periodizität den Werdegang der Menschheit beherrscht. Diese Tatsache widerspricht der geraden Entwicklungslinie oder beschränkt sie auf begrenzte Zeitabschnitte. Die Naturwissenschaft lehrt eine eindeutige Entwicklung, die Geschichte periodisch wiederkehrende Zustände. Mit diesem Widerspruch muß sich Nietzsche, der aus dem historischen Gesetz der Periodizität den Gedanken der ewigen Wiederkunft ableitete, auseinandersetzen. Für diesen, nach seiner Ansicht tiefsten Gedanken dürfte Nietzsche auch aus dem Schacht seiner eigensten Erlebnisse geschöpft haben. Mehr als andre kannte er durch seine Leiden Höhepunkte und Tiefstände produktiver Tätigkeit. Sein Schaffen war ein eminent periodisches. Einer Zeit höchster Produktionskraft folgte körperliche und geistige Abspannung, die wieder von der stärksten, geistigen Konzentration abgelöst wurde. Der Übermensch in ihm wachte nicht immer; aber sein Glaube an sich und das Beständige in sich verwandelte die nur zeitweilige Tatsache in eine dauernde Forderung. Gleichsam verborgen blieb der Übermensch auch in den Stunden der Schwäche in ihm lebendig als eine stets vorhandene Möglichkeit, als ein stets zu erstrebendes Ziel. So auch bergen in der Geschichte der Menschheit die Niederungen des Kulturganges die entwicklungsfähigen Keime des Übermenschentums, das ins Leben tritt, wenn seine Zeit gekommen ist. Aus der Deutung seines eigenen Leidens und Lebens deutet Nietzsche das der Menschheit.

Die historischen Elemente genügten dem um Weltwerte kämpfenden Geiste nicht. Die ganze Schöpfung muß seinem Mikrokosmus als Analogon dienen. Deshalb sucht er eine Begründung des Wiederkunftgedankens in der Naturwissenschaft. Ich führe einige Stellen aus dem vierten Buche seines Fragmentes „Der Wille zur Macht" wörtlich an:

„Der Satz vom Bestehen der Energie fordert die ewige Wiederkunft."

„Wenn die Weltbewegung einen Zielzustand hätte, so müßte er erreicht sein."

„Wenn die Welt als bestimmte Größe von Kraft und als bestimmte Zahl von Kraftzentren gedacht werden darf — und jede andre Vorstellung bleibt unbestimmt und folglich unbrauchbar — so folgt daraus, daß sie eine unberechenbare Zahl von Kombinationen im großen Würfelspiel ihres Daseins durchzumachen hat. In einer unendlichen Zeit würde jede mögliche Kombination irgendwann einmal erreicht sein; mehr noch, sie würde unendliche Male erreicht sein. Und da zwischen jeder Kombination und ihrer nächsten Wiederkehr alle überhaupt noch möglichen Kombinationen abgelaufen sein müßten, und jede dieser Kombinationen die ganze Folge der Kombinationen in derselben Reihe bedingt, so wäre damit ein Kreislauf von absolut identischen Reihen bewiesen: die Welt als Kreislauf, der sich unendlich oft bereits wiederholt hat, der sein Spiel in infinitum spielt."

„Und wißt ihr auch, was mir diese Welt ist? Soll ich sie euch in meinem Spiegel zeigen? Diese Welt: ein Ungeheuer von Kraft, ohne Anfang, ohne Ende, eine feste, eherne Größe von Kraft, welche nicht größer, nicht kleiner wird, die sich nicht verbraucht, sondern nur verwandelt, als Ganzes unveränderlich groß, ein Haushalt ohne Ausgaben und Einbußen, aber ebenso ohne Zuwachs, ohne Einnahmen, von Nichts umschlossen als von seiner Grenze, nichts Verschwimmendes, Verschwendetes, nichts Unendlichausgedehntes, sondern als bestimmte Kraft einem bestimmten Raum

eingelegt, und nicht einem Raum, der irgendwo ‚leer' wäre, vielmehr als Kraft überall, als Spiel von Kräften und Kraftwellen zugleich Eins und Vieles, hier sich häufend und zugleich dort sich mindernd, ein Meer in sich selber stürmender und flutender Kräfte, ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, mit ungeheuren Jahren die Wiederkehr, mit einer Ebbe und Flut seiner Gestaltungen, aus den einfachsten in die vielfältigsten hinausstrebend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklangs, sich selber bejahend noch in dieser Gleichheit seiner Bahnen und Jahre, sich selber segnend als das, was ewig wiederkommen muß, als ein Werden, das kein Sattwerden, keinen Überdruß, keine Müdigkeit kennt . . ."

III.

Um die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Elemente in der Begründung des Wiederkunftsgedankens zu würdigen, ist es nötig, mit einigen Worten auf Nietzsches erkenntnistheoretische Stellung einzugehen. Nietzsche war Positivist. In naturwissenschaftlicher Formulierung bedeutet der Positivismus eine Auffassung, welche die Aufgabe und das Vermögen der menschlichen Erkenntnis lediglich als einen Versuch der geistigen Bewältigung des tatsächlichen Weltgeschehens mit menschlichen Denkmitteln betrachtet.

Jede Erkenntnis ist nur eine *mögliche* Form der Beschreibung, neben der auch andre Formen möglich sind. Die Eigenschaften des Intellekts sind für die Art einer Nach- und Vorbildung des Weltgeschehens in unsern Gedanken richtunggebend. Das Aufsuchen von Zusammenhängen, die Aufstellung der Naturgesetze erscheint als eine Folge einer geistigen Tätigkeit, welche in der Mannigfaltigkeit der Erlebnisse vermöge ihrer Organisation die Einfachheit *fordert*.

Diese positivistischen Gedankengänge finden in Nietzsche ein so lebhaftes Echo, weil in ihnen die „Wahrheit" gleichsam als Menschenwerk erscheint, fähig daher, einem Menschenwillen untergeordnet zu werden. Wie schon Schopenhauer den Intellekt in den Dienst des Willens gestellt hat, so sieht auch Nietzsche den Erzeuger und Lenker jeder Geistestätigkeit in dem Willen zur Macht. Die Erkenntnis des Wahren, deren Voraussetzungen und Beschränkungen die naturwissenschaftliche Erkenntniskritik klarzulegen sucht, um das Bedingtsein menschlichen Wissens zu verstehen, wird für Nietzsche ein Werkzeug des im Menschen lebenden Machtwillens, ein Werkzeug, das dieser sich zweckmäßig geschaffen hat und täglich neu schafft. Für ihn sind Wahr und Falsch nicht Erkenntnisurteile, sondern Wertverhältnisse.

„Die Logik war als Erleichterung gemeint: als Ausdrucksmittel — nicht als Wahrheit . . . Später wirkte sie als Wahrheit."

„Man soll diese Nötigung, Begriffe, Gattungen, Gesetze zu bilden, nicht so verstehen, als ob wir damit die *wahre* Welt zu fixieren imstande wären; sondern als Nötigung uns eine Welt zurechtzumachen, bei der unsre Existenz ermöglicht wird: wir *schaffen* damit eine Welt, die berechenbar, vereinfacht, verständlich usw. ist."

„Die Notwendigkeit ist kein Tatbestand, sondern eine Interpretation."

„Wahrheit ist nicht etwas, das da wäre und das aufzufinden, zu entdecken wäre — sondern etwas, das zu *schaffen* ist und das den Namen für einen Prozeß

abgibt, mehr noch für einen Willen der Überwältigung, der an sich kein Ende hat: Wahrheit hineinlegen als . . . ein aktives Bestimmen — nicht ein Bewußtwerden von etwas, das an sich fest und bestimmt wäre. Es ist ein Wort für den Willen zur Macht."

Das naturwissenschaftliche Gesetz der Entwicklung, das Gesetz der Energieerhaltung und -umwandlung sind die naturwissenschaftlichen Elemente, die Nietzsche unter Anwendung positivistischer Maximen zur Aufstellung seiner philosophischen Lehre deutet, seinen neuen Werten unterordnet und zu Stützen seiner subjektiven Wahrheiten formt. Sehen wir zu, in welcher Weise er dieses Ziel zu erreichen sucht.

IV.

Der die Wahrheit schaffende freie Geist muß sie dem Willen zur Macht unterordnen und sie so formen, daß er ihr stets überlegen bleibt. Nur das Endliche, das Begrenzte ist dem Menschengeiste zugänglich, von ihm beherrschbar; das Unendliche ist ihm ein Undenkbares, Unfaßliches, Gestaltloses. Der Begriff des Unendlichen bleibt für den Menschen inhaltlos und hilft ihm, der niemals Macht über es gewinnen kann, nicht in der Beherrschung der Natur. Deshalb kann der Wille zur Macht keine Unendlichkeit gebrauchen und stellt die Forderung — bei ihm liegt ja die Entscheidung —, daß alles, was ist, endlich ist. Er schafft seine Welt mit einer bestimmten Anzahl von Kräften oder Energiezentren in einem bestimmten Raum; im dauernden Wechsel wandelt sich die Energie; aber da eine gleichbleibende, endliche Energiesumme der Umwandlung unterliegt, so muß auch die letztere der Zahl und Form nach begrenzt sein und in einer ewigen Dauer sich immer wiederholen. So wird Nietzsche das Weltgeschehen ein sich drehendes Rad, ohne Anfang und ohne Ende. Alles, was war, muß wiederkommen. Den Kern des Nietzscheschen Gedankenganges bildet die naturwissenschaftliche Erkenntnis, d. h. in Nietzsches Sinne die gewollte menschliche Formulierung des Naturgeschehens, die in dem Gesetze der Erhaltung der Energie zum Ausdruck kommt. Nichts wird zerstört, nichts wird geschaffen, alles wandelt sich nur. Das sind die Eigenschaften begrenzter Energiemengen. Wäre die Weltenergie unendlich, so wäre ein solches Bilanzgesetz eine Unmöglichkeit. Eine unendliche Energie würde als eine dauernd neu geschaffene und neu sich schaffende erscheinen müssen.

Die Annahme der ewig sich wiederholenden Welt erscheint logisch unanfechtbar. Wenn man die endliche Anzahl der Möglichkeiten einer unendlichen Dauer gegenüberstellt, dann muß sich jede mögliche Kombination nicht einmal, sondern unendliche Male wiederholen. Hätte freilich Nietzsche in konsequenter Ablehnung des Begriffes der Unendlichkeit nicht eine ewige, sondern eine beschränkte, wenn auch beliebig große Dauer für alles Weltgeschehen postuliert, dann wäre der Gedanke der ewigen Wiederkunft ein unmöglicher.

Aber auch, wenn seine Voraussetzungen unberührt bleiben, führt eine genauere Betrachtung der naturwissenschaftlichen Begründung zu einer Auffassung, die sich mit dem von Nietzsche gezogenen Resultat nicht deckt.

V.

Wie alle Naturgesetze, so ist auch das Energiegesetz ein möglichst einfacher, zusammenfassender Ausdruck für eine große Anzahl von Tatsachen, den die Menschen mit der Forderung der Einfachheit der Natur geschaffen haben. Zweifellos genügt er zurzeit den wissenschaftlichen Bedürfnissen; aber die Grenze dieser Gültigkeit kann in der Genauigkeit der verfügbaren naturwissenschaftlichen Methoden entdeckt werden. Ob man das Energiegesetz, wenn etwa Fehler, die außerhalb der jetzigen Beobachtungsmöglichkeit liegen, in Erscheinung treten, fallen läßt oder, durch Nebenannahmen gestützt, weiter beibehält, ist eine heute nicht zu beantwortende Frage wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit oder eine Frage des Willens zur Macht.

Ferner ist der Schluß einer Weltendlichkeit aus der Endlichkeit der Energie ein unberechtigter. Für die Gültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Energie ist die Endlichkeit der auf der Erde tätigen Energiebeträge eine genügende Voraussetzung. Ob aber unermeßliche Entfernungen das Hineinspielen außerirdischer Energien unter die Beobachtungsfähigkeit herunterdrücken, ob die Welt nicht doch einen unendlichen Energievorrat birgt, von dem wir nur einen begrenzten, auf der Erde vorherrschend wirksamen Bruchteil beobachten können, das wissen wir nicht. Naturwissenschaftlich ist es durchaus möglich, daß das Energiegesetz nicht streng richtig ist und nur durch die Beschränktheit des menschlichen Beobachtungskreises in der Form des Erhaltungsgesetzes verwendet werden kann. Der philosophische Bau, dem Nietzsche als ein Fundament dieses Naturgesetz gegeben hat, besitzt keine unerschütterliche Festigkeit.

VI.

Aber auch für den Fall der Gültigkeit des Energiegesetzes für die ganze Welt erfordert eine ewige Wiederkunft des Geschehens die Gegenwart natürlicher Bedingungen, die nach der Auffassung der Naturwissenschaft nicht vorhanden sind. Nur dann kann der Energiestrom das Bild eines in sich zurücklaufenden Rades darstellen, wenn — alle Nietzscheschen Voraussetzungen als richtig anerkannt — die Umwandlungen in der ewigen Dauer niemals zum Stillstand kommen können, wenn z. B. für alle Zeiten Wärme in Licht, Licht in Elektrizität, Elektrizität in chemisches Geschehen, Reaktionen in Wärme und Wärme wieder in Licht usw. umwandelbar sind, und zwar alle Energieformen in ihren vollen Beträgen.

Ist das der Fall? Die naturwissenschaftliche Antwort lautet heute: Nein! Die Welt, die Nietzsche in seinem Spiegel zeigt, „ewig sich wandelnd, ewig zurücklaufend, aus dem Stillsten, Starrsten, Kältesten hinaus in das Glühendste, Wildeste, Sich-selber-widersprechendste, und dann wieder aus der Fülle heimkehrend zum Einfachen, aus dem Spiel der Widersprüche zurück bis zur Lust des Einklanges . . .", diese Welt ist ein perpetuum mobile, und wohlverstanden ein perpetuum mobile aus einer endlichen Anzahl von Kräften in einem räumlich bestimmten System, das alle wirksamen Kraftzentren einschließt. Alle menschlichen Versuche, ein solches perpetuum mobile, das in ewiger Energiewandlung aus einem gegebenen Betrage stets neu verwertbare

Energieformen schafft, sind fehlgeschlagen, und zwar, weil die dauernde Umsetzung von Wärme in andre Energieformen, wie die Beobachtung lehrt, unmöglich ist.

Diese Tatsache beruht auf einer besonderen Eigenschaft der Wärme, die in dem sogenannten zweiten Hauptaufsatz der Energielehre zum Ausdruck gebracht wird. Der Vorgang der Umwandlung der Wärme in eine andre Energieform tritt nur ein, wenn der Wärmestrom von Punkten höherer Temperatur zu Punkten niederer Temperatur fließt. In einem System, dessen Temperatur an allen Stellen die gleiche ist, sind Umwandlungen von Wärme in andre Energieformen unmöglich; die Bedingung für den Eintritt eines Geschehens ist das Vorhandensein eines Temperaturgefälles. Ein solches ist nun, wenn wir die ganze Erde oder einen andern Planeten oder einen Fixstern mit ihren Umgebungen betrachten, stets vorhanden: der warme Weltkörper gegenüber dem kalten Weltenraume. Der von jenem in den Raum dauernd sich ergießende Wärmestrom kann sich in andre Formen umsetzen, die als tätige Kräfte sich am Spiel des Geschehens beteiligen. Die eine Bedingung für den Übergang der Wärme scheint erfüllt. Aber ein Zweites kommt hinzu. Niemals wird bei diesen Wandlungen der Gesamtbetrag der Wärme in andre Formen umgesetzt, sondern ein Teil fließt von der höheren zu der tieferen Temperatur und bleibt nach seiner Abkühlung als Wärme von der Temperatur des Weltenraumes im Weltenraum, unter Bedingungen der Temperaturgleichheit mit der Umgebung, Bedingungen, die ein weiteres Geschehen durch diesen Teil der Wärme ausschließen. Aus dem Gesamtbetrag der waltenden Energien scheidet er aus, zerstreut sich und ist für die Naturprozesse nicht mehr vorhanden.

Diese Sonderstellung der Wärme ist für die Beurteilung der Ideen Nietzsches vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus von größter Bedeutung.

Alle Energiewandlungen der Natur sind mit Wärmevorgängen verknüpft, so daß die Wärmemenge der Welt — diese mit Nietzsche als endlich genommen — fortwährend wächst. Soweit die entstehende Wärme sich abkühlen kann, ein Temperaturgefälle findet, bleibt sie eine tätige Kraft. Aber nie ihrem ganzen Betrage nach; ein Teil verschwindet stets als „abgekühlte Wärme" im Weltenraum und entzieht sich der Möglichkeit erneuter Umwandlung. Was ist die Folge dieser Tatsache? Bei den stetigen Umwandlungen, die immer aufs neue Wärme erzeugen, wächst ihre Menge und mit ihr die der in den Weltenraum zerstreuten, wirkungslosen, kalten Wärme. Aus dem endlichen Energiebetrag scheidet ein stetig sich vergrößernder Anteil, unfähig, sich aufs neue umzuwandeln und mitzuschaffen, aus; stetig verringert sich der Rest der wirksamen Energie. Immer stiller werden die Vorgänge der Natur, bis alle wandlungsfähige Energie verschwunden ist und die Form der nicht wandlungsfähigen Wärme von tiefster Temperatur angenommen hat. Dann ist das Geschehen erloschen, und der starre Zustand der Ruhe, des Seins tritt an die Stelle des Werdens. So sieht das naturwissenschaftliche Bild aus, welches das Energiegesetz vorzeichnet. Nicht ein Kreis des Geschehens, kein Perpetuum mobile, sondern ein Endzustand, den Nietzsche gerade bestreitet.

Wohl ist es möglich, daß kosmische Vorgänge aus erstarrten Welten wieder glühende Gasbälle schaffen, Anfangszustände, denen eine Entwicklung, ein Werden folgt. Aber diese Möglichkeit kann wohl vereinzelte Wiederkünfte, nicht aber ewige verbürgen. Ist das Energiequantum der ganzen Welt ein begrenztes, wie Nietzsche es will, dann müssen die Umwandlungen ihrem gesamten Betrage nach abnehmen, und schließlich in einem allgemeinen Stillstand des Weltgeschehens endigen.

Die moderne Naturwissenschaft würde in dieser Weise mehr mit Schopenhauers als mit Nietzsches Gedanken harmonieren. Das Ende der Welt ist das Nichts, das Nirwana. Das Leben ist etwas, das überwunden wird.

Aber diese naturwissenschaftlichen Konsequenzen, die so weit über die Erfahrungsmöglichkeiten hinausgreifen, verdienen auch ein Fragezeichen. Jedenfalls sind sie im Gegensatz zu Nietzsches Ansicht nicht geeignet, seinen Gedanken eine naturwissenschaftliche Begründung zu verleihen.

VII.

Die naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte spielten zweifellos für Nietzsche, der seine Werte über jede Erkenntnis, über jede Logik und jeden Beweis stellte, nur die Rolle von Reizen, die, welcher Art sie auch sein mochten, immer nur Reaktionen seiner eigengearteten Persönlichkeit veranlassen mußten. Sein Wille zur Macht, der seine Notwendigkeiten und Gesetze selbst schafft, wäre an einer Unstimmigkeit zwischen den Forderungen seiner Persönlichkeit und den Ergebnissen der exakten Naturwissenschaft nicht irre geworden. Der freie Geist schaltet frei mit dem, was die Sinne verraten und die Erfahrung lehrt. Er errichtet den Bau der Wahrheit nach seinem Plan, der ihn zur Macht führt. Dem Streben nach höchstem Menschentum gibt er eine Tafel mit neuen ethischen Forderungen: Entwicklung zum Übermenschen und Liebe zum Leben, so daß ihm ewige Wiederkunft Ziel und Wunsch werde. In diesem Gedanken verschwindet der des Übermenschen. Wohl soll die Menschheit ihn zu schaffen streben, um dem Leben durch ihn höchste Werte zu geben; aber auch die Übermenschen sind nur Speichen am sich drehenden Rade: auch über sie stellt er das Gebot: vergehet und kehret wieder.

Die Kraft und Schönheit dieser Gedanken werden ihren Zauber nicht verlieren, auch wenn man sich überzeugen muß, daß die naturwissenschaftlichen Stützen, die Nietzsche ihnen gab, keine Stützen sind.

Die Säge von Mariels.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

IV.

Angelina Lombardi errötete, wenn man Moses Aschwandens Namen nannte. Sie nahm vor den Leuten weniger eifrig als früher seine Partei. Vor den Leuten! Im stillen war sie so sehr die Seine, daß sie in geheimem Zagen ihre Tage verlebte. Eine ewige Angst quälte sie, ob jetzt in diesem Augenblicke dem Freunde nicht neue Unbill geschehe oder ein Vorfall sich ereigne, der seine Leidenschaft wecke. Sie hatte gelernt, daß, wie er es ihr geschildert hatte, als Erbteil vom Vater her, die Rachsucht und der Jähzorn wie Raubtiere in seinem Innern lauerten, wie er mühsam, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft, das Böse in sich darniederhielt. Sie bewunderte ihn darum, daß er Tag um Tag mit sich rang, und erkannte auch, welchen Anteil sie selbst an seinen knappen Siegen über seine Leidenschaft hatte. Aus der Liebe zu ihr schöpfte er immer neu die Kraft, jener zu widerstehen. Aber die von Mariels änderten sich nicht. Sie bemerkten Moses' sich steigernde Empfindlichkeit, die verbissene Wut, wenn einer ihn foppte, und aus der menschlichen Schadenfreude heraus, die auch sie besaß, spotteten sie seiner erst recht. Auch ihre heimliche Angst vor ihm nahm zu.

Ein Schicksal wuchs aus nichts, aus unscheinbaren Anfängen und geheimnisvollen Gewalten langsam herauf.

Angelina und Moses sahen einander kaum. Seitdem die gegenseitige Liebe ihnen klar geworden war, hatten sie nie mehr eines ungestörten Beisammenseins genossen. Moses suchte nicht danach; Angelina wagte nicht, es herbeizuführen; denn der Bruder beobachtete sie und von ihm beeinflußt, hatte auch die Mutter ihr bisheriges Wohlwollen gegen die Nachbarn geändert. So war ein rascher Händedruck, ein Streicheln der Finger, ein langer Blick alles, womit sie sich sagten, was sie für einander empfanden. Zu Hause und im Verkehr mit andern Leuten behielt Angelina inzwischen das sanfte, duldsame und

liebenswürdige Wesen, das ihr viele Herzen gewann. Sie war der Mutter eine stille, treue Helferin, dem Bruder eine heitere, den Hochfahrenden zu größerer Schlichtheit anregende Freundin. Wo aber im Dorfe Arme und Kranke waren, ging sie besonders gern ein und aus, gewann dadurch die besondere Hochachtung des Pfarrherrn und wurde bald seine eigentliche Stütze in der Armenpflege. Man sprach zu Mariels nichts als Gutes von Angelina Lombardi.

Es war bemerkenswert, wie mit dem wachsenden Wohlstand der Sägerfamilie — einige gute Jahre hatten dem Geschäfte schönen Verdienst gebracht — sie auch Einfluß auf die Angelegenheiten des Dorfes zu gewinnen begann. Zwar liebte Maria Lombardi nicht, sich hervorzutun, aber sie gab für wohltätige Zwecke dann und wann eine Geldspende, was ihr ein gewisses Ansehen verschaffte. Dem energischen und ehrgeizigen Josef aber genügte schon bald nach seiner Heimkehr die Wirksamkeit zu Hause nicht mehr, und da er eine gewisse Gabe, sich vorzudrängen, eine nicht ungeschickte Art der Rede und neben wirklicher Tatkraft scharfen Verstand besaß, wurde er bald in den Rat des Dorfes gewählt.

„Die da drüben werden immer größer, wie wir immer kleiner," sagte Moses zur Mutter, als sie gelegentlich am Tische beisammen sitzend von einer neuen gemeindlichen Würde sprachen, die Josef Lombardi errungen hatte.

Julia Aschwanden hatte ein krankes Aussehen. Ihre Züge waren gelb, ihre Gestalt schien zusammengeschrumpft, und obwohl ihr Gang noch immer der leichte, wiegende der Frauen jener Gegend war, lag eine gewisse Müdigkeit darin, die auch im Ausdruck der schwarzen, tiefliegenden Augen sich zeigte.

„Wir haben, was wir brauchen," gab sie dem Sohne genügsam zur Antwort. Sie verlangte nicht mehr, als den Frieden ihrer Stube. Des Sohnes nun regelmäßiger Verdienst in den Brüchen bestritt nicht nur ihren einfachen Lebensunterhalt, sondern hatte ihr gestattet, selbst einen kleinen Sparbatzen anzulegen. Sie bedeckte mit ihrer knochigen, gelben Rechten beschwichtigend Moses' auf dem Tische liegende Hand.

Dieser zuckte zusammen, wie er jetzt oft bei Berührungen und Worten tat, so, als seien seine Gedanken weit fort gewesen. Er hatte über die Genügsamkeit der Mutter nachgedacht und dabei sich zum tausendsten Mal gefragt, wie lange der Friede, der ihre Freude war, noch dauern werde. So sehr war er in stetem innern Zwiespalt begriffen, daß sein körperliches Befinden davon beeinflußt war. Seine Hände waren unsicher. Die Nasenflügel öffneten und schlossen sich oft wie die Nüstern eines von Furcht erfüllten Pferdes. —

Nun kam für die Säge von Mariels ein Ehrentag heran. Er wäre wohl unbemerkt vorübergegangen, wenn Maria Lombardi noch allein den Betrieb der Säge geleitet hätte. Ihr Sohn aber, der durch Zufall die Entdeckung machte, daß an diesem Tage das Geschäft fünfzig Jahre in Händen seiner Familie sich befand, ergriff in seinem Drang, sich hervorzutun, mit Behagen die Gelegenheit zur Veranstaltung eines kleinen Festes.

An einem Mittwoch im frühen Frühling, als der Schnee noch in den Matten lag und die Straße durchtaut und schmutzig war, stand das Säge-

rad still und der Werkplatz sah keine Arbeiter. Josef hatte Jost Muheim und den beiden jüngern Knechten, die er seit geraumer Zeit eingestellt hatte, freigegeben. Auf den Abend hatte er zwei Vereine, denen er angehörte, die Schützen und die Sänger, ins Haus geladen. Der große Bretterschuppen war für diesen Abend geräumt worden, und es sollte darin getafelt und getanzt werden. Maria Lombardi war nicht begeistert für den Plan des Sohnes, doch verweigerte sie ihre Zustimmung um so weniger, als sie auf Josef, seine Tatkraft und seine Erfolge stolz zu sein begann. Sie tat ihm ohnehin häufiger den Willen, als ihre eigene kraftvolle Selbständigkeit hätte erwarten lassen.

Josef befand sich den ganzen Tag in einem Zustand lebhafter Erregung. Er brachte mit Angelinas und der Magd Hilfe selbst Tische und Stühle in den Schuppen und hing die Papierlaternen auf, die beim Abendfeste das nötige Licht geben sollten. Dann sah er nach Keller und Küche und begab sich mehrmals des Tages ins Dorf hinauf, wo er um seiner Vorfahren ebenso wie um seiner eigenen Verdienste willen lebhaft gefeiert wurde. Er mußte dabei in der und jener Schenke den Freunden und Bekannten Bescheid tun; da er aber viel vertrug, kam zwar sein großsprecherisches und lautes Wesen mehr noch als sonst zur Geltung, jedoch blieb er vollkommen Herr seiner Sinne. Ein Fehler war es dagegen wohl gewesen, die Knechte den ganzen Tag feiern zu lassen. Sie besuchten schon am Vormittage verschiedene Wirtshäuser, begaben sich nach dem Mittagessen, das sie zu Hause einnahmen, abermals ins Dorf und ließen sich erst wieder blicken, als die Festgäste, ein Großteil der männlichen und weiblichen Bevölkerung von Mariels, sich in der Säge eingefunden hatten.

Es war ein warmer, dunkler Abend. Das Tauen, das am Tage geherrscht, hörte mit der Dunkelheit nicht auf; das Rinnen kleiner Bäche und das Ticken der Dachtraufen erfüllte die Nacht mit seltsamen Geräuschen. Der Himmel stand voll unruhigen, rauchartigen Gewölks, das keine Sterne frei gab. Da aber Vollmondzeit war, herrschte doch so viel Helle im Tal, daß man das unablässige, schweigende Gleiten der schwarzen und grauen Wolken sehen konnte.

In der Säge hörten sie weder das seltsame Tauen noch sahen sie nach den Wolken. Da herrschte laute, leidenschaftliche, zuweilen in Gesang oder einen jauchzenden Schrei sich bahnbrechende Freude. Die Papierlaternen brannten. Einmal flammte eine lichterloh auf und zeigte, obwohl rasche Hände die Gefahr beseitigten, daß die Beleuchtungsart nicht eben ratsam für die ohnehin viel Zündstoff bergende Säge war. An den Tischen dicht gedrängt saßen die von Mariels, Männer mit dem Gliederwuchs der Gebirgler, doch mit braunen Gesichtern, blitzenden Augen und wilder, sich überstürzender, welscher Rede, schlanke, geschmeidige, frühreife, ihnen zur Seite früh gealterte Frauen. Schwerer welscher Wein stand in großen Flaschen vor ihnen, daneben allerlei Eßbares und in Kisten die langen Strohzigarren. Außer der strammen Magd gingen Maria Lombardi und Angelina bedienend und zum Essen und Trinken ermunternd zwischen den Gästen hin und her. Maria

blickte ernsthaft darein, aber sie ließ keinen merken, daß das laute Treiben ihr nicht eben zusagte, sondern gab die vielfachen Scherze und Anrufe, mit denen sie bedacht wurde, mit ebenso kräftiger Stimme und wachsender Lebhaftigkeit zurück. Angelina hatte in der Umgebung etwas Fremdes. Zwar besaß ihr Gang die Anmut, die dem der Landeskinder eigen war, sonst aber war sie mit ihren hellen Zöpfen, ihrem runden Gesicht, in dessen Wange ein Grübchen kam und schwand, und den unschuldig erstaunten Augen unendlich verschieden von jenen. Als Tochter des Hauses fand sie viel Beachtung, nahm manche Schmeichelei mit tiefem Erröten hin und wies da und dort eine plumpe Zärtlichkeit verlegen und verwirrt zurück. Josef selbst war überall und war ein so freigebiger und heiterer Wirt, daß selbst die Gesetzteren und Ruhigeren unter den Anwesenden, denen vielleicht sein zur Prahlerei neigender Charakter nicht immer gefiel, ihm die Anerkennung nicht vorenthielten. An den Tischen, wo diese älteren, meist in Amtswürden stehenden Männer saßen, erhob sich im Laufe des Abends der und jener und hielt eine Rede. Der eine sprach von dem Alter und dem schönen Gedeihen des Sägegeschäftes. Ein andrer rühmte Frau Maria und brachte ihr sein Hoch. Ein dritter kam auf Josef selbst zu sprechen, erzählte, wie er ihn als klein gekannt und nie erwartet hätte, daß aus dem scheuen, schmächtigen Büblein ein so breitschultriger, energischer Mann würde. Am Ende stieg auch Josef auf einen Stuhl, der unter der Last seines kraftvollen Körpers ächzte. Sein scharfgeschnittenes Gesicht, dessen Hagerkeit in starkem Gegensatz zu den breiten Schultern stand, glänzte. Er hob die Nase hoch und hielt laut und feurig, nicht ohne daß seine Neigung zum Großtun auch jetzt sich bemerkbar gemacht hätte, eine Rede, der manchmal zwar die Klarheit und der Zusammenhang der Gedanken, nicht aber der Schwung und das Pathos fehlten. Er rühmte das Vaterland im allgemeinen, Mariels im besonderen und ließ diese beiden unter dem gellenden Beifall seiner Gäste hochleben.

Nachdem die Lust am Redenhalten und noch mehr die am Anhören derselben sich erschöpft hatte, trat etwas Ruhe ein. Man sprach wieder mehr dem Essen und Trinken zu. Während man hinter den Tischen saß, auch des Tanzes eine Weile satt, dem vordem gefrönt worden, kam eine Art zahmer Gemütlichkeit unter die Leute. Die Unterhaltung wurde stiller. Es sprachen und schrien nicht mehr alle durcheinander. Ältere Gäste sprachen vernünftige Dinge, erzählten von früheren Zeiten, von den vielen Veränderungen, die sich im Laufe der Jahre in Mariels vollzogen hatten. Naturgemäß kamen sie auf den verstorbenen Besitzer der Säge und seine Vorfahren zu sprechen. Hier begann auch Maria sich am Gespräch zu beteiligen. Sie hatte sich am Tische einiger Bekannten niedergelassen und erzählte unter allgemeiner Aufmerksamkeit aus ihrem Leben. Der alte Muheim, der bisher in Gesellschaft seiner Mitknechte in einer andern Ecke getrunken und getrunken hatte, kam herüber, stellte sich hinter den Stuhl der Meisterin und warf, wo es anging, ein Wort dazwischen; denn er war so sehr mit dem Betrieb verwachsen, daß er in manchen Vorkommnissen fast besser Bescheid wußte, als seine Arbeitgeberin. An starken Weingenuß gewöhnt, torkelte er nicht, und konnte als leidlich zu-

rechnungsfähiger Mensch gelten, aber der Wein machte ihn böse, und seinen emsigen Augen entfuhr fortwährend ein Licht, das wie ein Züngeln lauernden Zornes war. Mit seinen dürren Armen stützte er sich auf die Stuhllehne der Herrin. Das weißgraue Haar leuchtete in dem schlechten Licht der Scheune.

„Wißt ihr noch, wie der Bach ausgetreten ist, anno 87?“ fragte Maria Lombardi ihre Gäste, in ihren Erinnerungen fortfahrend.

Man besprach das Ereignis.

Jost Muheim mischte sich ein und schilderte seine persönlichen Erlebnisse während der Überschwemmung, bei der um ein Haar das ganze Haus verloren gewesen wäre.

Von dem einen Unglück, das die Säge bedroht hatte, kamen sie auf andre aufregende Vorfälle, einen Feuerausbruch, dann auf teuere und wiederum auf besonders einträgliche Zeiten.

„Und dann — wißt Ihr noch, Frau, wie der Aschwanden den Toni erstochen hat?“ warf jetzt Jost Muheim ein.

Frau Maria achtete nicht auf den Knecht, vielleicht war es ihr unlieb, an dem Festtag gerade von diesem unglückseligen Vorfall zu sprechen. Einige junge Leute aber, die von dem Gespräche angelockt worden waren, drängten näher heran und wollten mehr von Muheim hören. Sie fragten und begleiteten mit mancherlei Ausrufen, was er ihnen erzählte.

„Der arme Teufel, der Toni,“ bedauerte Jost den damals verunglückten Mitknecht. Dann schlug sein Mitleid in Wut um, die der Wein anfachte. „Der Aschwanden hätte nicht ins Zuchthaus gehört. Erschlagen hätte man ihn sollen auf der Stelle, den Hund“, kreischte er los.

Seine Wut zündete. Eine Weile lang waren eine Menge Köpfe zornheiß, und in vielen kochte ein Rachegeist, der nur nicht zum Ausbruch kam, weil er eben keinen Gegenstand hatte, auf den er sich werfen konnte.

Die Musikbande, die inzwischen ebenfalls getafelt hatte, kehrte jetzt an ihre Plätze auf einem in einer Ecke errichteten Bretterpodium zurück. Das lenkte die Aufmerksamkeit vieler von der erregten Unterhaltung ab. Das Tanzen begann in dem dafür hergerichteten Schuppenteil von neuem und die meisten vergaßen, was von den Geschicken der Säge erzählt worden war. Nur dem Jost Muheim ließ der Wein nicht Ruhe. Die Bosheit brannte in ihm und züngelte fort und fort aus seinen Augen. Er schilderte einigen willigen Zuhörern, die nicht nüchterner waren als er selbst, jenen Streit zwischen seinen beiden Mitknechten bis in alle Kleinigkeiten von Anfang bis zu Ende. Die eigene Erzählung nährte seinen Groll. Vielleicht auch machte er so viele und eifrige Worte, weil er an jenem Unglück nicht ganz unschuldig war. Er schürte und schürte ohne zu wissen, daß er es tat, blind dazu hingerissen. „Zerschlagen hätte man ihn sollen, den Aschwanden.“

„Wir hätten ihn in Stücke reißen müssen.“

Plötzlich kam er auf Moses zu sprechen. Weiß Gott, wie seine Gedanken hingezuckt waren.

„Der Bub ist gerade wie der Alte, das wißt ihr ja.“

Die andern bestätigten mit Kopfnicken seine Meinung. Moses wurde zum Mittelpunkt ihres Gesprächs. Es zeigte sich, wie tief die Lust, am Nächsten Übles zu finden, in den Menschen wurzelt.

„Das ist der hinterhältigste Kerl im ganzen Dorf!" schrie einer, der von Muheim entfernt saß.

„Mir hat er noch nie ins Gesicht gesehen," schimpfte ein andrer.

Dem erwiderte ein dritter: „Der geht doch in einem großen Bogen um einen herum."

Einer, der gerecht sein wollte, äußerte: „Es ist doch zum wenigsten höchst sonderbar, daß er keinen, nicht einen Freund im Dorfe hat."

So fanden sie Fehler um Fehler an Moses Aschwanden und warfen alle Schuld an seiner Sonderstellung auf ihn, beileibe nicht auf sich selbst.

Jost Muheim ließ sie eine Weile reden. Dann fuhr er giftig dazwischen: „An dem erleben wir noch etwas, denkt daran, daß ich es gesagt habe."

Es war das Wort, das auf die Gemeingefährlichkeit des Zuchthäuslerbuben hinwies. Die Unterhaltung wurde hitziger. Sie redeten und redeten und gossen den Wein durch die Kehlen. Dann kreischte einer, der schon toll betrunken war: „Dem gehörten einmal Prügel, dem Aschwanden."

Es war als zuckte ein Feuerblitz aus glimmendem Meiler.

Um diese Zeit war das Fest seinem Abflauen entgegengerückt. Die Reihen der Tanzenden lichteten sich. Die Musiker spielten weniger fleißig und falscher als vorher. Maria Lombardi und Angelina hatten sich nach dem Hause entfernt; Josef widmete sich noch allein den Gastgeberpflichten und entließ mit lauter Selbstgefälligkeit den und jenen, seine Freigebigkeit lobenden Gast. Die Gruppe, die sich um Jost Muheim gesammelt hatte, schob sich ebenfalls der Tür zu. Sie brachten in der Weinlaune die Gedanken nicht mehr von dem einmal begonnenen Gespräch ab. Dabei hatten sie sich im Rausch und im Bewußtsein, daß ihre Meinungen übereinstimmten, einander angefreundet. Jost Muheim besonders gefiel sich in weinseliger Kameradschaft mit den andern. Schwatzend, schimpfend, sich gegenseitig der Freundschaft versichernd, torkelte die Schar allmählich ins Freie. Jetzt standen sie auf dem Werkplatz, jetzt fluchend, durcheinander redend, grölend, am Ausgang des Platzes. Dann erreichten sie die Straße. Jost Muheim war mitten unter ihnen. Und unter ihnen war wie ein Gespenst etwas Unfaßbares. War sie dem Wein entstiegen oder der Unvernunft oder tierhaften Instinkten, wie sie an Menschen haften, eine Gier war an ihnen nach irgendeinem Unheil, ein Verlangen nach einem wüsten Ausbruch.

Die Nacht hatte noch immer das Tauen und die schwere feuchtwarme Luft.

Die johlende Schar sah drüben das Aschwanden-Haus stehen. Einer schrie: „Da unten wohnt der Hund!" Er schrie so laut, daß alle nach dem Hause hinblickten.

„Schläfst schon, Hudelbub?" kreischte Jost Muheim nach den Fenstern des Aschwanden hin. Er lachte dann, als sei er witzig gewesen, lachte, wie ein Betrunkener tut, und die andern taten es ihm nach.

Sie kamen dem Hause unwillkürlich näher und fanden sich schließlich dastehen wie eine Schar, die nächtlicherweile ein Ständchen bringen will.

„Singt ihm eines!“ grölte ein junger Bursche, den die Aufstellung belustigte. Er selbst begann zu brüllen. Laut stimmten die andern ein.

Auf einmal klirrte Glas. Jost Muheim lachte zum zweiten Male. Er hatte einen Stein in eines der Fenster geworfen. Er wußte vielleicht nicht mehr, was er tat. Die andern schrien der Heldentat Beifall. Es war ein Höllenlärm.

In der Tür des Aschwanden-Hauses stand einer. Er war barfuß, nur in Hose und Hemd, mußte soeben sein Bett verlassen haben.

Aus dem Haufen der Besoffenen gellte eine Stimme: „Da ist er!“

Ein andrer wieherte: „Er will unsern Gesang aus der Nähe hören.“

Moses Aschwanden war wohl zu erkennen. Die Granitplatte des Einganges, auf der er stand, gab ein graues Licht, und die Hauswände hatten eine Helle, auch schimmerten seine nackten Füße und sein weißes Hemd. Das Weißeste waren Gesicht und Hals. Das rote Haar aber gab im Halbdunkel ein leises Leuchten.

Jost Muheim näherte sich dem Dastehenden. „Was willst?“ rempelte er ihn an.

Moses gab keine Antwort. Es sah fast aus, als ob er zurückweichen wollte.

Der Bursche, der vorhin geschrien, und der es mehr auf einen Witz als auf Böses abgesehen hatte, trat hinzu, riß den Hut vom Kopf und höhnte: „Es tut mir leid, wenn wir dich im Schlaf gestört haben, großer Herr.“

Beifallsgelächter folgte der Rede.

„Aber wenn es dir nicht paßt, kannst es sagen,“ warf Jost böswillig dazwischen. Die Macht der andern im Rücken gab ihm einen Mut, den er sonst vielleicht nicht gehabt hätte.

„Geh heim, du,“ sagte Moses Aschwanden.

Wer dicht bei ihm stand, der konnte sehen, wie das Blut ihm gegen die Stirn drängte, jetzt war es am Halse, jetzt in den Schläfen, jetzt — —

„Du willst mich heimschicken, du,“ brüllte Jost und fuchtelte mit der Faust vor des andern Gesicht herum.

Seine Genossen drängten näher, mehr um zu sehen, was es gäbe, als um ihm beizustehen. Er aber meinte in seinem Rausche vor ihnen groß tun zu müssen. Plötzlich schlug er Moses die Faust ins Gesicht.

Dieser wich in den Gang zurück blitzschnell, und blitzschnell sprang er wieder vor. Der alte Knecht ächzte, wankte nach außen in die Schar derer von Mariels hinein, sagte nichts, schnappte nur nach Luft, dann fiel er zusammen.

Die übrigen hatten zugesehen. Die einen lachten, die andern machten erstaunte Augen; sie meinten, daß Muheim im Rausch tat, was er tat.

Ein einzelner rief: „Er hat ihm etwas angehabt!“

„Er hat ihn gestochen!“ schrie ein älterer Mann, der sich zu dem Gefallenen beugte.

Alle drängten näher und sahen Blut am Boden.

Die Zunächststehenden mühten sich um den Sägeknecht. Es nützte sie nichts. Er hatte keinen Atem mehr. Die Dolchwunde saß tief in der Lunge. In einem Augenblick hatte Jost Muheim verblutet.

Die Marielser sahen sich nach Moses um. Sie drangen ins Haus, schrien und tobten.

In der Wohnstube stand eine Kerze brennend auf dem Tisch. Sie drohte zu erlöschen, als sie die Tür aufrissen; denn auch die Balkontür gegenüber stand offen. Die kleine Flamme schlug hin und her, und das Unschlitt tropfte über den zinnenen Halter.

„Wo ist der Halunke?" kreischten die Bauern.

Die Aschwandin stand halb angekleidet am Tisch. Ihre dürren Arme waren nackt, ihr grauer Kopf war vorn übergebeugt, und sie zitterte.

„Wo ist er?" schrien die Verfolger sie an.

Sie gab keine Antwort. „Maria, Mutter Gottes," stöhnte sie und mußte sich dann setzen. Ihre Beine trugen sie nicht mehr.

Da gingen zwei nach der offenen Balkontür und sahen in die Nacht hinaus.

„Hörst du?" fragte einer den andern.

Sie stiegen auf den Balkon, um besser lauschen zu können. Es war als klängen ganz fern enteilende Schritte.

Die beiden stürzten in die Stube zurück. „Er ist über die Matte hinab!" schrien sie. Die Rotte wälzte sich aus Stube und Haus, und einige machten sich an die Verfolgung. Andre trugen den toten Jost in die Säge und brachten dorthin Nachricht von dem, was geschehen war. Sie fiel wie eine Bombe in den Taumel der letzten Festenden. Josef Lombardi, der wenig über den Verstand getrunken hatte, sah in die Nacht, war plötzlich nüchtern und sagte: „Jetzt ist nichts zu wollen. Morgen werden wir ihn finden." Er sagte das entschlossen und in seiner lauten, hochtönigen Weise.

Maria und Angelina aber waren schon zur Ruhe gegangen. Josef weckte die Mutter. Die Schwester ließ er schlafen.

V.

„Was willst du tun?" fragte Maria Lombardi den Sohn.

Sie standen in der Wohnstube. Es war der Morgen nach dem Feste. Die Säge arbeitete nicht. Nur der Bach rauschte. In seiner Kammer lag der tote Jost Muheim aufgebahrt.

Josef Lombardi war in Mariels gewesen und soeben zurückgekommen. Sein Gesicht hatte heute besonders harte Linien. Jeder Strich in den Backen und am Munde saß. „Das wäre mir noch zum Verwundern, wenn wir ihn nicht finden sollten," antwortete er. Es klang genau so knapp wie es zu seinem Gesichtsausdruck paßte. Seine stämmige Gestalt war dagegen voll Beweglichkeit. Er machte erklärende Handbewegungen und ging aufgeregt hin und her. Ausführlich schilderte er der Mutter, was für Anstalten er im Verein mit den Dorfbehörden getroffen hätte, um des Verbrechers Moses Aschwanden habhaft zu werden.

Es war noch mitten in seiner Erzählung, als Angelina hereinkam. Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie aus Zufall angelegt hatte. Es hatte einen weiten Halsausschnitt. Zierlich hob sich der Hals aus demselben. Das Haar war um den Kopf geschlungen, aber das krause löste sich am Hinterkopf, ringelte sich in den Hals und glänzte als lieblicher Schmuck an den Schläfen. Die Augen standen weit offen. Man sah, daß sie geweint hatte. Sie trat mit ihrer alten Stille und Bescheidenheit in die Stube, ging bis zu der Stelle, wo die Mutter stand und hörte dem Bruder zu.

„Es ist für mich eine Ehrenpflicht, mitzuhelfen oder vielmehr voranzugehen, damit wir den Lump bekommen," sagte Josef jetzt. „Er hat unsern Knecht gestochen."

Wieder maß er erregt die Stube. „Habe ich es nicht immer gesagt? Ist nicht im Dorf die Rede gegangen, daß er noch etwas anstellt?"

Plötzlich ergriff ihn heller Grimm. „Ums Verrecken werden wir ihn fangen!" schrie er. Dabei warf er sich in die Brust. Er schien der Aufgabe die höchste Bedeutung beizumessen und mit einem Gefühl des Stolzes sich selbst zu sagen, daß er der Mann sei, sie zu lösen.

Angelina stützte die eine runde Hand auf die Tischplatte und sah den zornigen Bruder mit halb erschrecktem, halb seltsamem Ausdruck an.

„Tue das nicht," sagte sie jetzt leise. Ihre Stimme war nicht wieder zu erkennen, so tief klang sie.

Josef drehte sich nach ihr um. „Was?" fragte er sichtlich erstaunt; er wußte nicht, wovon sie auf einmal sprach.

„Du sollst nicht so heiß darnach sein, dem Moses Böses zu tun," erklärte Angelina im Ton von vorhin.

Der Zorn flog Josef sogleich wieder ins Gesicht. „Was!" rief er aus. „Du nimmst ihn immer noch in Schutz?"

Angelina zeichnete mit zitterigen Fingern auf den Tisch. „Ich habe immer gesagt, daß ihr ihn dazu bringt," sprach sie und, auf Josef zutretend, erhob sie plötzlich die Augen zu ihm und blickte ihn fest an. „Es hat so kommen müssen," sagte sie. „Ihr habt alle nicht Ruhe gehabt, bis es soweit gekommen ist, der Jost schon gar nicht."

„Das verstehst du nicht," gab Josef zurück. Vor Zorn brachte er nichts mehr heraus. Er machte Miene, der Tür zuzugehen.

Da stellte sich Angelina vor diese. Noch immer hielt sie den Blick auf den Bruder gerichtet, aber es war jetzt ein Ausdruck darin, den weder er noch die Mutter je vorher an ihr gesehen hatten. Er war noch verschleiert. Sie suchte auch immer noch ruhig zu bleiben.

„Ich bitte dich, Josef," bat sie, „suche im Dorf dahin zu wirken, daß Moses nicht verfolgt wird. Laßt ihn gehen. Er ist unglücklich genug. Er muß sich flüchten, obwohl er vielleicht auf der lieben Welt nicht weiß, wohin."

Josef wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen. Er sagte: „Ich glaube bald, was mir schon ein paarmal durch den Kopf gefahren ist, du hast etwas mit dem Moses, du bist —"

Hier fiel ihm seine Mutter, die sich an den Tisch gesetzt hatte, in die Rede: „Streitet nicht," verwies sie, und zu Angelina gewendet, meinte sie strenge: „Einer wie Moses verdient kein Mitleid. Ich habe lange Geduld gehabt mit denen da drüben; jetzt glaube ich selbst, sie sind ein verdorbenes Volk."

Angelinas Erregung steigerte sich. Abwechselnd Mutter und Bruder ansehend, stieß sie hervor: „Jetzt ist es leicht, ihn zu schelten. Aber was es alles gebraucht hat, bis es so weit gekommen ist, habt ihr vergessen."

„Was kommt dich an!" hielt Frau Maria ihr entgegen.

Sie aber ließ sich nicht beirren. Ihr Inneres, das lange still gewesen war, tat sich auf. Stürmische, von lang eingedämmter Empörung geprägte Worte brachen von ihr. „Ich habe es mit angesehen, seit ich ein kleines Kind war, habe es geahnt, bevor ich es recht verstanden habe, und habe es gelernt nach und nach. Tag und Nacht habe ich daran denken müssen. Es hat mir gezittert hier, hier innen, vor Angst, weil ich gesehen habe, wie keiner den Moses versteht, keiner auch nur einen Funken Geduld oder Wohlmeinen für ihn hat. Was ich habe sagen können, hat nichts genützt. Keiner hat darauf gehört, nicht einmal ihr. So haben sie ihn mit Foppen und Schmähen und Schimpfen eingeengt wie Hunde ein Wild umzingeln, daß es keinen Ausweg mehr hat zum Fliehen, daß es sich wehren muß, wie es eben kann."

Sie mußte inne halten, um Atem zu schöpfen, so erregt war sie.

„Könnt Ihr das verstehen?" fragte Josef die Mutter. Zu Angelina sagte er dann: „Wenn du nicht meine Schwester wärest, würde ich dir sagen: Halte dein Maul oder dort ist die Tür."

„Ich gehe heute nicht so leicht, Josef," erwiderte sie drohend. „Ich habe alles selber miterlebt, was der Moses erlebt hat, und bin selber davon anders geworden. Langsam, langsam! Vielleicht habt ihr es nicht bemerkt, aber es ist doch so. Ich bin nicht mehr geduldig und gut und ruhig wie ihr mich manchmal gerühmt habt, daß ich sei. Ich bin wie Moses! Ich wehre mich jetzt, wie er sich wehrt, ich — —"

„Genug," schimpfte Josef. „Das kann gut werden mit dir. Es gibt aber, denke ich, noch Mittel, dich zur Vernunft zu bringen."

„Macht es aus mit ihr, Mutter," rief er dann und wollte das Zimmer verlassen.

Angelina stellte sich ihm zum zweiten Male.

„Laß den Moses fort," drängte sie keuchend. Sie war ganz verwandelt. Etwas Wildes kam an ihr zum Vorschein.

Josef stieß sie roh mit einem Ausruf von Ungeduld beiseite und ging.

Maria Lombardi war aufgestanden. „Ich weiß nicht, was mit dir auf einmal ist," sagte sie zur Tochter.

„Ich helfe ihm. Ich lasse ihm nichts geschehen," trotzte Angelina. Sie verlor sich jetzt völlig. Mit werfenden Armen stand sie vor der Mutter.

„Hast du etwas mit ihm?" fragte diese.

„Ja," gestand das Mädchen mit derselben Heftigkeit. „Aber auch wenn das nicht wäre."

Frau Maria gewann ihre Entschiedenheit zurück.

„Narrheiten, das werde ich dir austreiben," begehrte sie auf. Sie schalt, predigte, schilderte Angelina ihr Betragen in den schwärzesten Farben. Diese hörte kaum, was die Mutter sagte. Sie stand eine Weile an der einen Zimmerwand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Blick am Boden. Ein störrischer Zug zeigte sich am Mund. Mutter und Bruder schienen ihr ganz fern. Die Welt war schlecht! Sie war ihr verhaßt. Es schrie in ihr: Ist es möglich, daß ihr so ungerecht seid, Menschen! Und ihre noch kindliche Seele wandte sich von diesen Menschen ab, halb bewußtlos, halb in dumpfem Groll. Während die Mutter noch immer sprach, glitt sie dann von ihrer Wand hinweg und ging still aus der Tür.

Wenn aber Josef und Frau Maria glaubten, daß sie bald wieder ihre frühere liebevolle Unterwürfigkeit zurückgewinnen werde, so irrten sie sich. Mit bleichem Gesicht und herb geschlossenen Lippen erschien sie an diesem Tage bei den Mahlzeiten. Sie sprachen wenig. Josef war herrisch, auch Frau Maria zeigte ihren Unmut. Angelina antwortete knapp und ruhig.

„Du wirst dich nicht unterstehen, zur Aschwandin hinüberzulaufen," bemerkte Josef beim Abendessen, während er sich anschickte, noch einmal nach dem Dorfe zu gehen.

Angelina gab keine Antwort. Sie verließ die Stube.

„Sie wird nicht die Frechheit haben," wendete sich der Entrüstete zur Mutter.

Diese aber fühlte in diesem Augenblick die Liebe, die ihrem Herzen die Tochter so nahe sein ließ wie den Sohn, und war von seinem rohen Ton verletzt. „Laß ihr Zeit," sagte sie. „Wie eine Magd brauchst du sie nicht zu behandeln."

Er machte eine unmutige Gebärde. Dann erzählte er hastig und mit seinem lauten Eifer, sie hätten als sicher festgestellt, daß Moses Aschwanden die Umgegend von Mariels nicht verlassen habe. Er müsse sich irgendwo in den Bergen herumtreiben. Der Forstwart und sein Gehilfe suchten schon. Auch der Polizist sei auf die Streife. Morgen wollte er mit einer Schar Bürger den ganzen Tag selber auf die Suche, wenn der Lump bis dahin nicht gefunden sei.

Frau Maria stimmte bei. Sie gab ihm recht: der Verbrecher mußte eingebracht werden. Bald darauf verließ Josef die Säge.

Und als er gegangen war, ging Angelina offen, ohne sich umzusehen und ohne zu fragen, zur Julia Aschwanden hinüber.

Die Nacht war dunkel und sternlos wie die vorhergehende gewesen war. Nur hatte das Tauen aufgehört, der Himmel war schwärzer, die Mondhelle, die durch das Gewölk drang, geringer.

Julia saß in der Stube an der geschlossenen Balkontür, als Angelina eintrat. Wieder brannte nur die Kerze auf dem Tisch. Die Aschwandin vergaß, daß sie eine Lampe an der Diele hängen hatte. Sie saß müßig, in sich gebückt. Der Kopf lag an der blinden Scheibe, die Hände hatte sie zwischen den Knien gefaltet. Es schien sie zu frieren, denn ihr hagerer Körper schlotterte.

Angelina stand schon in der Stube, als sie langsam und müde den Kopf hob und sich nach ihr umsah. Das Gesicht schien wie die ganze Gestalt kleiner geworden. Es war gelb, und die Augen schauten mit einem Ausdruck verzweiflungsvollen Kummers daraus hervor. „Ist das nicht ein Unglück?“ fragte sie Angelina mit ihrer tiefen, rauhen Stimme.

„Es ist nichts als Unbarmherzigkeit in der Welt,“ sprach diese.

Julia mußte sie betrachten, so verändert war ihr gütiges Wesen.

„Er kann nicht dafür,“ fuhr das Mädchen weiter und setzte sich an den Tisch.

Eine Weile führten sie ein sonderbares, aus kurzen, kalten und abgebrochenen Sätzen bestehendes Gespräch, worin sie gegenseitig den Ereignissen seit Moses Jugend nachgingen, die vorbereitet hatten, mählich, mählich, was geschehen war.

„Seht Ihr,“ sagte Angelina endlich wieder. „Es hat nicht anders kommen können. Sie haben es nicht anders gewollt hier im Dorf.“

Als sie das eben gesprochen hatte, klatschte ein Stein ans Fenster. Julia stieß einen kleinen Schrei aus. Dann öffneten sie die Tür, traten auf die Holzzinne hinaus und blickten in die Matte hinab. Es war zu dunkel. Sie konnten nur die schwarzen Umrisse der Bäume sehen. Sie wagten nicht zu fragen, wer da sei. Aber es kam ein vorsichtiger Ruf: „Ich bin es, Mutter!“

Sie sahen einander an, dann schlichen sie in die Stube zurück. Plötzlich stand Julia still.

„Du — —?“ fragte sie.

Angelina erriet, was sie meinte.

„Hat er Euch nicht gesagt, daß er — wir —“

Wie die andre die Frage nicht herausgebracht hatte: Wirst du ihn verraten? so wollte dieser das Geständnis nicht über die Lippen: Ich habe ihn lieb. Aber jede verstand die andre. So verstohlen wie sie in die Stube geschlichen, begaben sie sich durch den Flur, spähten erst, ob die Straße leer sei und wandten sich ums Haus in die Matte hinab.

Moses stand dicht an der Hausmauer, nur halb bekleidet, wie er am Vorabend geflohen war. Er war nicht niedergeschlagen, nur unruhig und hatte wilde, leidenschaftliche Bewegungen. Sein erstes Wort war: „Jetzt ist es geschehen.“ Es klang, als wäre die Tat unabwendbar gewesen. Er schien sich nicht über Angelinas Anwesenheit zu wundern, hatte sie auch gleich erkannt und war nicht erschrocken, als er sie hinter der Mutter erblickt hatte.

„Macht mir ein Bündel, rasch,“ sagte er zur Mutter, „meine Kleider, etwas zu essen. Dann bringt mir mein Militärgewehr. Patronen findet Ihr in meinem Schrank.“

Die Frau sagte kein Wort. Sie hatte sich Moses, seit er erwachsen war, untergeordnet; das hatte sich ganz von selbst so gegeben. Nun ging sie mit geräuschlosen Schritten wieder ums Haus, es war nur noch eine Erinnerung an die frühere schwebende Leichtigkeit in ihrem Gang, sie schleppte sich jetzt, der Kummer machte ihr die Glieder müde.

Angelina und Moses standen einen Augenblick stumm beieinander. Er sah vor sich nieder und erwartete von ihr das erste Wort.

„Was willst du tun?“ fragte sie dann leise.

„Sie werden mich nicht einfangen.“

„Gehst du fort?“

„Siehst du nicht, wie die Mutter schwach ist? Der Kummer wird sie vollends krank machen, wenn ich nicht manchmal nach ihr sehe.“

Angelina erschrak. „Das kannst du nicht. Sie werden dir überall auflauern,“ sagte sie.

„Ich bin fein genug, daß ich sie hinterliste.“

„Nein, nein,“ widersprach sie erregt. „Du mußt fort, weit fort, wo dich niemand kennt. Ich verspreche dir, daß ich zu deiner Mutter schaue.“

Sie trat auf ihn zu und ergriff, hingerissen von ihrer Angst, seinen Arm.

Er wich zurück und sah sie sonderbar an. „Du mußt mich nicht anrühren,“ sagte er mit funkelnden Augen. „Du weißt, was ich getan habe.“

Aber sie hielt ihn fest, drängte sich an ihn. Er sah erstaunt auf sie nieder, leise bemüht, ihre Hände zu lösen.

„Geh heim, Angelina,“ sagte er in seiner wilden, selbstverlorenen Weise.

„Laß mich,“ bat sie.

Er fühlte ihren raschen Atem, und daß dieselbe Unruhe und derselbe zornige über dem Gesetz stehende Mut an ihr waren wie an ihm selber. Unwillkürlich faßte ihn die Liebe für sie gewaltiger, daß sie alles andre überwand. Er hielt sie mit beiden Armen.

„Ich weiß, wie es in dir ist,“ flüsterte sie, „ich habe alles mit dir gefühlt, und ich — es ist mir, als hätten wir dieselben Gedanken. Es ist jetzt alles gleich! Keine Hoffnung nirgends! Ich mag die Menschen nicht mehr ansehen, so haben sie dich gequält, und so frißt der Groll in mir.“

Sie war immer der einzige Mensch gewesen, der ihn verstanden hatte! Es war der gewaltigste Augenblick im Leben des Moses Aschwanden. Wenn jetzt die von Mariels gekommen wären, hätte er gelächelt und sich lächelnd binden lassen. Etwas so Großes war ihm geschehen.

Nach einer Weile kam ihm die Vernunft zurück. „Ich will dir das nie vergessen, Angelina Lombardi,“ sagte er. Er hielt jetzt ihre Hand und preßte sie.

Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände, als ob sie noch ein Kind wäre, und küßte sie auf die Stirn. Darauf erklärte er ihr, was er tun wolle. „Es ist Frühjahr. Der Sommer ist lang. Bis der Schnee in die Berge kommt, kann ich mich da oben verbergen. Ich bin nicht umsonst auf allen Stöcken gewesen, kenne jeden Schritt. Zuweilen sehe ich nach der Mutter. Was später wird, will ich überdenken.“

Sie wollte abermals widersprechen und ihn bewegen, außer Landes zu fliehen. Da sah er sie groß an. „Jetzt gehe ich erst recht nicht!“

Sie verstand, daß er das ihrethalben meinte.

Die Mutter kam jetzt zurück. Sie trug schwer. Der Schmerz zuckte ihr im Gesicht.

Er erklärte auch ihr, was er soeben Angelina gesagt hatte. Sie widersprach nicht. Der Kopf hing ihr auf die Brust, und sie stöhnte. „Maria, Mutter Gottes, wie soll das ausgehen!“

„Sie sollen mir nicht nahe kommen," drohte er. Er glühte wieder von dem Mut, in den hinein sie ihn getrieben hatten.

Die Mutter lehnte sich an die Hausmauer und schluchzte, daß Angelina meinte, sie würde zusammensinken.

Schritte wurden dann auf der Straße hörbar.

Den Frauen stockte der Atem. Julia verwand die Tränen. Moses Hand berührte flüchtig zum Abschied die Schulter erst der einen, dann der andern. Dann verschwand er im Dunkel. Sie hörten seinen Tritt nicht, so vorsichtig und verstohlen ging er. Auch sie hielten sich totenstill an die Mauer gelehnt. Angelina faßte Julias Arm und fühlte, wie sie bebte.

Die Schritte, die sie auf der Straße gehört hatten, kamen aber nicht am Hause vorüber, der Nahende mußte nach der Säge abgebogen sein. Angelina meinte zu wissen, daß es Josef war. Ihre Stirn zog sich zusammen. Sie hatte keine Liebe mehr für den Bruder in ihrem Herzen, und hatte ihn doch so geliebt. Auch die Mutter! — Die — Mutter! Es war ihr alles so fern gerückt, was ihr sonst nahe gestanden! Sie erschrak vor sich selbst, aber nur einen Augenblick. So anders war sie geworden!

VI.

Die Jagd nach Moses Aschwanden, dem Mörder, hatte begonnen. Es war eine Hetzjagd, wie sie hinter dem Wilde geht, über Stock und Stein, kläffend, roh und gierig. Die von Mariels waren die heiße Meute. Während der Nörgler und Hetzer Jost Muheim auf dem Friedhof sich ausschwieg, eine Kunst übend, die er im Leben nie gelernt hatte, zogen die von Mariels mit lautem Geschrei in die Berge, Moses zu suchen. Drei Tage hintereinander waren sie aus, einmal hier, einmal dort, durch Wälder hinauf bis an die Gletscher, über alle Alpen und in die Steinwüsten des wildesten Gebirges. Hundemüde kamen sie zurück. Eine Schar glaubte seine Spur gefunden zu haben. Josef Lombardi war bei dieser. Er ruhte nicht, bis die Spur weiter verfolgt wurde. Sein lauter Eifer steckte die andern an. Sie folgten ihm willig. Aber die Spur im Schnee hoch oben unterm Piz Blas verlor sich in Geröll. Sie fanden nicht heraus, ob sie wirklich von dem Gesuchten herrührte.

„Wir müssen ihn fangen," schwur Josef Lombardi, „der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht auskundschafte."

Kein Mensch konnte ihm die Tatkraft absprechen. So sehr er zum Prahlen neigte, er hatte Eigenschaften, die andern Achtung abnötigten: die zähe Ausdauer, den scharfen Verstand und den Willen zur Arbeit. Er vernachlässigte keinen Augenblick sein Geschäft und seine Amtspflichten, und doch plante er unablässig neue Listen, wie er des Verbrechers habhaft werde. Einige behaupteten, Moses Aschwanden sei über alle Berge. Er brauche doch die Eisenbahn nicht zum Fortkommen. Josef wurde zornig, wenn er das hörte. Er wußte es besser. Er sah die Gebrechlichkeit der Aschwandin, und wenn je in seinem Herzen sich ein wärmeres Gefühl für Moses regte, so geschah es, wann er sich der ihm wohlbekannten rührenden Liebe erinnerte,

mit der seit vielen Jahren Mutter und Sohn aneinander hingen. Moses ging nicht von der Mutter fort! Weil er aber wußte, daß er versuchen würde, die Mutter aufzusuchen, tat Josef, was er anfänglich versäumt hatte, bewachte scharf das Aschwanden-Haus. Aber auch über seine Schwester wachte Josef; denn er mißtraute ihr, und sie tat nichts, um ihm sein Mißtrauen zu nehmen.

Eine dumpfe, schwere Stimmung herrschte in der ehemals friedlichen Säge.

Angelinas Gesicht wurde schmal und blaß und ernsthaft. Sie verlor die Fröhlichkeit und die Sanftmut, selbst das ruhige Ebenmaß geräuschloser Gebärde; ihre Züge waren jetzt verschlossen und ihre Bewegungen rascher, leidenschaftlicher, wie die eines Menschen, der jeden Augenblick bereit ist, mit verzweifelter Entschlossenheit eine drohende Gefahr zu bestehen. Bruder und Schwester gingen ohne Gruß aneinander vorüber, sprachen kein Wort mehr miteinander. Die Mahlzeiten, welche die Familie zusammenführten, waren eine Qual für alle.

Maria Lombardi ertrug das Unbehagen nicht lange.

„So geht es nicht fort," sagte sie mit entschlossener Strenge zu den Kindern. „Ich will nicht den ganzen Tag die mürrischen Gesichter sehen, die ihr aneinander hinschneidet."

Angelina sprach zuerst. Sie schlug aber die Augen nicht wie sonst klar zu den andern auf, sondern sie glitten ruhelos im Zimmer hin und wieder. „So lange er einen hetzt, den er mitgeholfen ins Unglück zu jagen, habe ich nichts mehr mit ihm zu reden," sagte sie.

Da brach der Bruder los: „Du bist nicht recht im Kopf, du! Ein trauriger Mensch bist du, daß du noch zu so einem hältst. Ich glaube, du würdest ihm noch Vorschub leisten, statt — — —"

„Das würde ich," unterbrach Angelina. „Im übrigen lasse ich mich von dir nicht besudeln."

Sie sah ihn an, als könnte sie ihm die Hand ins Gesicht schlagen.

Er kannte sie nicht wieder, begriff sie nicht. „Stille Wasser! Stille Wasser!" schimpfte er.

Maria, seine Mutter, redete wiederum Angelina zu, dann ihm, jedem mit scharfem Verweis. Zu Josef sagte sie zornig: „Laß ihn doch laufen, den Aschwanden! Ich will nicht, daß wegen der Geschichte das Haus auf den Kopf gestellt wird."

Aber mit ihrem Mahnen erreichte sie nichts: sie änderte weder den Sohn noch die Tochter.

Am Tage nachher kam Josef aus dem Dorfe. „Habe ich es nicht gesagt!" schrie er erregt schon von weitem der unter der Tür gegen den Werkplatz stehenden Mutter zu. „Er ist noch im Land. Zweimal haben ihn die Sennen am Sasso Rosso schießen hören."

Dann besprach er immer in derselben Erregung die Tatsache, daß Moses sein Gewehr bei sich habe. Er müsse zurück gewesen sein! Als Angelina in diesem Augenblick zufällig drüben über den Werkplatz ging, sah er ihr nach und murmelte in gehässigem Tone: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob sie ihm nicht Helferdienste tut."

Das Suchen begann nun aufs neue. Das Aschwanden-Haus wurde scharf bewacht und die Julia bedroht. Sie fragten sie nach dem Sohne, aber sie antwortete ihnen nicht. Als habe sie die Sprache verloren, saß sie und sah mit dem verzweifelten Blick, den sie seit Moses Tat an sich hatte, zu Boden. Da schwuren sie, sie würde eingesteckt, wenn sie dem Flüchtigen helfe, und verließen lärmend das Haus. Aber die Jagd in den Bergen war immer umsonst. Sie fingen Moses Aschwanden nicht.

Die von Mariels erlahmten. „Man muß die Zeit abwarten. Er wird uns schon ins Garn laufen," sagten sie und kehrten zur Alltagsarbeit zurück. Die nahm sie bald so in Anspruch, daß sie eine Weile des Moses vergaßen. Selbst Josef Lombardi beschied sich scheinbar. Im Grunde hatte er sich überlegt, daß kluges Abwarten ihn eher zum Ziele bringen könnte als großer Eifer. Er ging oft allein in die Berge, nur das Gewehr übergehängt.

Seine Mutter packte die Angst. „Mach, bis er auch dir etwas antut," zürnte sie.

„Den fürchte ich nicht," gab er zurück und fügte hinzu: „Ich würde mich vor meinem toten Knecht schämen, wenn ich dem Lump Ruhe ließe."

Er hörte selbst die Schüsse, von denen sie behaupteten, sie kämen aus Moses Gewehr.

Einige Wochen später wollte der Bannwart Moses gesehen haben.

So schlief seine Angelegenheit nicht ein.

Der Sommer kam, heiß und herrlich.

Eines Tages fand Josefs Verdacht gegen die Schwester neue Nahrung.

Er hatte es nicht hindern können und seine Mutter wollte es nicht hindern, daß Angelina zuweilen Julia Aschwanden besuchte.

„Ich lasse die Frau nicht allein, die sonst keinen hat," hatte Angelina gesagt. Ihre Stimme klang jetzt immer herausfordernd: „Verwehrt es mir, wenn ihr könnt."

An zwei Vormittagen fiel es Josef auf, daß Angelina übernächtig aussah, als sei sie zur Nachtzeit gewandert. Es lag noch ein Duft von Nachtkühle an ihr. Er nahm sich vor, schärfer acht auf sie zu haben; es gab Zeiten, in denen er etwas wie Haß gegen die Schwester empfand, darum, daß sie ein Hindernis in seinem Wege bedeutete.

Er hatte recht gesehen: Angelina war mehrmals, öfter als er ahnte, in den Bergen gewesen, um Moses zu treffen. Angelina war von einem Fieber besessen. Sie, die einst ein an Seele und Wesen lichter, stiller Mensch gewesen war, der die Blume vor dem Fuß sorglich schonte, daß er sie nicht zertrat, sann auf Hinterlist und erschrak, wenn sie den Schritt der Mutter vernahm; das böse Gewissen jagte ihr das Blut ins Gesicht. Ihr Inneres war zerrissen, darum, daß sie die Mutter hinterging, die sie liebte. Bei den Mahlzeiten quoll ihr der Bissen im Munde, und wenn jemand das Wort an sie richtete, schlug ihr das Herz, als könnte er nach ihren Heimlichkeiten fragen. Alles das war ihrem innersten Wesen zuwider und war wie eine Krankheit, aber zwei Gewalten warfen sie in diese, die Liebe zu Moses Aschwanden und die Erfahrung, die sie im gemeinsamen Erleben mit ihm gesammelt, die Er-

fahrung von der Ungerechtigkeit der Menschen. So tief hatten diese beiden in ihr Inneres gepflügt, daß sie ihren Charakter umformten.

Moses durfte nicht zur Mutter zurück! Die von Mariels lauerten auf ihn! Aber Moses mußte Nachricht von der Aschwandin und diese mußte Nachricht von ihm haben, und der Flüchtige bedurfte dieses und jenes an Nahrung und Kleidung! So wurde Angelina zur Botin, lernte zur Nachtzeit auf Schleichwegen gehen, lernte lügen und sich verstellen und schritt in der Finsternis, wann die Bäume raunten, der Fels wie das Raubtier am Wege stand und der Wind in Klüften stöhnte wie ein um Hilfe rufender Mensch. Sie zitterte im Gehen, aber nicht aus Furcht, nur vor Erregung, biß die Zähne aufeinander und hätte nicht geschrien, wenn einer sie überfallen hätte, hätte sich mit stummer Verbissenheit, mit dem Groll, den sie gegen alle Welt in sich trug, gewehrt.

Trotz seiner Unruhe und Zerworfenheit hatte ihr Leben glückliche Stunden. Das war, wenn sie mit Moses zusammen war. Sie verabredeten von einem zum andernmal Ort und Zeit ihrer nächsten Zusammenkunft, vom erstenmal an, da er durch einen Zettel, den er der Mutter ins Fenster warf, angegeben hatte, wo er zu finden sei. Einmal war es eine Schlucht im Walde, einmal eine verlassene Alphütte, einmal nur ein Felsblock, der an Form und Größe merkwürdig war, wo sie sich trafen. Der Zufall wollte, daß das Wetter ihnen günstig war. Es waren stille, in Sternen prangende Nächte, in denen sie zusammenkamen. Sie hatten etwas Heiliges und Ruhevolles, so daß die beiden jungen Menschen für Augenblicke vergessen konnten, warum sie in der Einöde standen und was für Sünde sie in sich hatten. Wenn sie unter dem Eindruck der Gefahr, in der sie beide schwebten, sich mit stürmischer und leidenschaftlicher Umarmung begrüßt, Angelina sich ihres Auftrages erledigt und denjenigen Moses' entgegengenommen, kam allmählich und wie aus der Nachtstille geboren, Ruhe über sie. Alles Gute und Edle ihrer Seelen erwachte. Sie setzten sich ins Gras oder auf einen Stein, hielten sich bei den Händen, schwiegen und blickten sich nur zuweilen an oder berührten sich mit tiefer, mitleidiger Zärtlichkeit. Manchmal auch schritten sie ein Stück weit miteinander durch die Nacht, hielten eines des andern Hüfte mit dem Arm umwunden und fühlten die gegenseitige Berührung ihrer Körper. Dieses Bewußtsein, wie nahe sie sich waren, erfüllte sie nicht mit fleischlichem Verlangen, sondern erhöhte nur die wunschlose Zufriedenheit, die sie in der seltenen Stunde umfing. Sie waren zwei im Grunde so reine, in ihrem innersten Wesen noch kindliche Menschen, daß sie nichts empfanden, als die dankbare und zugleich mitleidvolle, keusche Liebe, die seit ihrer Kinderzeit in ihnen erwachsen war. Einmal warf der heiße Mensch, Moses Aschwanden, der das Unmaß seiner Leidenschaftlichkeit, wenn sie im Zorn auflohte, nicht zu zügeln vermochte, sich zu Angelinas Füßen, umfaßte mit beiden Armen ihre Knie und dankte ihr schluchzend. Er hatte nicht Worte für das, was er meinte. Es warf sich nur mit stürzender Gewalt die Erkenntnis auf ihn, wie sie außer der Mutter der einzige Mensch war, der ihm Gutes tat, und er stammelte nur immer wieder: „Was soll ich dir sagen? Wie soll ich dir vergelten, was du tust?"

Sie aber beugte sich zu ihm, legte die Hände auf seine Schulter, und ihre Lippen berührten leise seine Stirn. „Davon mußt du nicht reden," sagte sie.

Die Alpe, auf der solches geschah, lag dunkel. Nur an ihrem Saume, wo der Himmel sie traf, leuchtete ein heller Schein, ein früher Vorbote kommenden Mondlichtes, und in diesem Schein neigte sich sichtbar langes feines Gras von einem kaum merkbaren Winde bewegt. Dieses einzige Leben in der Totenstille der Nacht hatte etwas Seltsames und war voll Frieden.

In einer späten Augustnacht befand sich Angelina abermals auf dem Wege zu Moses. Sie war früh von zu Hause aufgebrochen, so früh, als die Dunkelheit tief genug war, um ihr Fortgehen zu verhehlen. Ihr Bruder war noch fortgewesen, und obgleich sie ihre Kammer verschloß und der Mutter gesagt hatte, daß sie sich unwohl fühle und deshalb früh sich lege, war sie von größerer Unruhe und Angst gepeinigt als sonst. Auch hatte sie weit zu gehen. Die Jagd wurde in den nächsten Tagen eröffnet, und um nicht vorzeitig wildernden Jägern zu begegnen, hatte Moses ihr nicht entgegenkommen können. Er erwartete sie auf der toten Alp. Diese war vor vielen Jahren durch einen Bergsturz verschüttet worden. Felsen umzäunten sie auf drei Seiten, auf der vierten lief sie in eine Steinwüste, das Bergsturzgebiet, aus. Hier befand sich ein kleiner Grasfleck, ein Rest der einstigen reichen Wiese, und eine aus rohen Steinen geschichtete Hütte stand darauf.

Angelina hielt an, als sie die Höhe erreicht hatte. Nichts regte sich als der Wind, der mit Wolken und Sternen spielte, jetzt eine Herde von jenen vor die ruhigen, kleinen Himmelslichter trieb, jetzt mit jäher Gewalt eine schwarze Dunstschicht zerriß, daß einige von diesen freundlich und klar und ruhig eine kurze Weile über der verlorenen Hütte leuchten konnten. Angelinas Augen forschten in der Finsternis. Sie sah deutlich einzelne Blöcke der Steinwüste und sah das schwarze faule Schindeldach der Hütte, aber kein Leben war in deren Nähe. Moses harrte nicht wie sonst auf sie. Da fiel ihr die Angst, mit der sie daheim fortgegangen war, doppelt schwer aufs Herz und neue trat hinzu, benahm ihr den Atem, schnürte ihr die Kehle zu. Lüge und Heimlichkeit und Unfriede! Was war das Leben fürchterlich! Sie mußte sich einen Augenblick setzen, denn die Beine versagten ihr.

Ein Windstoß kam. Er fegte über das Hochtal. Als er am jenseitigen Ende heulend verstarb, war es, als stürze eine Schar rasender Reiter in den Abgrund.

Warum ließ sich Moses nicht blicken? War die Gefahr so groß, daß er nicht aus der Hütte zu treten wagte?

Angelina grübelte, und die Überzeugung, die seit geraumer Zeit in ihr Platz gegriffen, kräftigte sich: Moses konnte hier nicht bleiben. Er mußte außer Landes. Er hatte sich auch bei ihrem letzten Zusammensein nicht mehr gesträubt. „Wenn ich alles ertrüge, die Untätigkeit, dieses faule, zwecklose Leben hielte ich nicht mehr aus," hatte er gesagt. Nur die Mutter hielt ihn noch. Er wollte nicht ohne Abschied von ihr gehen, und er wollte eine Stunde haben, um mit ihr zu sprechen, was werden, wie und wann sie nachkommen sollte.

Angelinas Gedanken arbeiteten. Sie erhob sich, tief in diese Gedanken versponnen. Es mußte sich ändern! Sie ertrug es nicht länger: die Angst um ihn, Moses, und die Qual um ihre eigene Mutter und — auch — gewiß auch um den Bruder.

Nun stand die Hütte vor ihr. Sie sah die rauhen Steinwände; Moos und Gras wuchsen zwischen den ohne Mörtel geschichteten Brocken. In der einen Wand lag ein schwarzes Viereck, die Fensteröffnung. Sie war mit einem innen angelehnten Brett verschlossen, aber ein leiser roter Schein leuchtete durch Ritzen. Da wußte Angelina, daß Moses da war. Sie atmete auf und schritt nach dem türlosen Eingang. Die Helle der Kerze, die im Innern brannte, lag auf dem zertretenen Grase des Vorplatzes. Das Innere der Hütte war elend, eine Ecke rauchschwarz; dort hatte einst der Sennenkessel gehangen. Ein Feuer am Boden war am Ersterben. An der Rückwand fand sich ein Verschlag von Brettern, die Lagerstatt. Heu war aufgeschüttet. Tief in eine Decke gehüllt lag dort Moses Aschwanden. Er richtete sich jetzt auf, ließ die Füße über sein Lager herabhängen, als ob er aufstehen wollte, aber die Decke schlug er fest um sich, als ob ihn fröstele.

„Kommst du, meines?" fragte er.

Die Liebe trieb ihm ein Lächeln ins Gesicht. Aber seine Züge waren schneeweiß und zuckten, als ob er Schmerzen verwinde. Sein Kopf hatte etwas Überirdisches, er sah im Kerzenlicht aus wie von Marmor, und sein Haar war wie Feuer, das aus Stein stieg.

„Bist du krank?" fragte Angelina. Es war das Fürchterlichste, was geschehen konnte. Wer sollte ihn pflegen, wie sollte er vor Gefahr fliehen, wenn er erkrankte?

Er versuchte wieder, sie durch ein Lächeln zu beruhigen; denn er sah ihren jähen Schrecken. „Ich habe Wasser getrunken an einem Bach dort unten." Mit der Hand wies er irgendwohin. „Ob es ungesund war oder zu eisig — es schüttelt mich wie Fieber seitdem. Aber es wird schon vorübergehen."

Angelina war, als liege es wie Unglück in der Luft. Sie vergaß die Begrüßung und was sie sonst hatte sagen wollen. „Ich will — du mußt —" stotterte sie und ließ den Rucksack zu Boden gleiten, den sie mitgebracht hatte. Dann suchte sie in der Hütte, was sie ihm koche, und fand nichts als Kaffee. Den setzte sie zum Feuer, das sie neu aufblies. Sie arbeitete mit zitternden Händen, hastig; ihre Zeit war kurz.

Moses saß an der gleichen Stelle. Zuweilen verkniff er die Lippen. Dann wieder durchrann ein Schauer seinen Körper.

Unter der Arbeit begann Angelina zu sprechen. Daß die Mutter grüße! Daß es ihr ordentlich gehe. Dann eiliger, in drängender Hast: Daß der Bruder ihr auf Schritt und Tritt auflauere! Daß alles so nicht dauern könne! Daß Moses fort müsse!

„Ich sehe es selbst," gestand er, und sie berieten, in kurzen, abgebrochenen Sätzen sich unterhaltend, während sie das heiße Getränk vollends bereitete, es ihm reichte und er es trank.

Wenn es nicht anders ging, mußte er fort, ohne die Mutter noch einmal gesehen zu haben. Sie stimmten überein, daß die Gefahr zu fürchterlich sei.

„Sobald ich mich besser fühle, will ich gehen," versprach er endlich. „Ich steige ins Bündnerische, von dort ins Tirol. In den welschen Brüchen finde ich Arbeit. Ein Kamerad hat mir davon erzählt."

„Versprichst du es?" fragte Angelina.

Da gab er ihr die Hand darauf.

„Werde ich dich noch einmal sehen?" fragte er dann.

Sie zögerte und sann nach. „Ich muß wissen, ob du gegangen bist. Übermorgen, wenn es sein kann, komme ich. Aber warte nicht. Ich schreibe dir später, wenn ich erfahren kann, wo du bist, heimlich schreibe ich dir. Aber du — geh — so bald du kannst!"

Während sie ihn so drängte, wuchs ihre Angst immer mehr. Einmal drehte sie sich hastig nach dem Hütteneingang um. Es war ihr, als verdunkle eine furchtbare Gestalt die vom Feuer beleuchtete Öffnung. Aber nur die Einbildung hatte sie getäuscht.

Moses begann sich wohler zu fühlen. Sein Körper verlor das Zittern. Er streckte sich behaglicher und lang ins Heu, und Angelina bettete die Decken warm und schutzhaft über ihn. Dann ließ sie sich neben seinem Lager in die Knie nieder und hielt seine Hände fest. Etwas von dem Frieden und der Macht ihrer Liebe kam über beide, und sie vergaßen für Augenblicke Gefahr und Sorge. Moses löste seine Rechte und strich damit gedankenverloren über ihr reiches, blondes Haar.

„Vielleicht sehen wir uns nie wieder, kleine Angelina," sagte er in dem Tone, in dem er zu ihr gesprochen hatte, als sie noch ein Kind gewesen war.

„Man muß immer das Bessere hoffen," gab sie ruhig zurück. „Ich werde dich nicht aus dem Sinn verlieren und vielleicht, wer weiß, was alles geschieht, reise ich dir nach in den Jahren."

Er staunte sie an, zog seine Hände zurück und blickte mit verstörten Augen auf sie nieder. Vielleicht gab ihm die Krankheit, in deren Fängen er lag, den Gedanken wieder ein: Vergißt sie, daß ich einem das Leben genommen?

„Weißt du nicht — —" hob er an.

Sie erriet aber, was er meinte, aus seiner Gebärde und unterbrach ihn. „Ich will nicht nachdenken. Ich weiß, wie alles gekommen ist, und daß es nicht anders hat kommen können. Und weil sie dich hineingetrieben haben, will ich mit dir gehen, wohin du gehst."

Da seufzte er und lag wieder ruhig und ließ seine Hände in die ihren gleiten.

Nun war es ganz still. Nur das Holz knisterte manchmal, das noch auf der Feuerstelle brannte, und draußen sauste hie und da der Wind vorbei.

Eine Stunde ließen sie so gehen. Dann erinnerte sich Angelina, daß sie heim mußte. Noch einmal richtete sie Moses das Lager, fragte ängstlich nach seinem Ergehen und mahnte ihn in neu erwachender Unruhe zur Flucht. Er versprach ihr alles. Sein Gesicht war noch immer farblos. Aber er sagte,

daß ihm viel wohler sei. Vielleicht am Morgen schon könne er aufbrechen. Er ließ nicht merken, daß die Schmerzen zurückkamen. Wenn sie eben nicht auf ihn blickte, biß er grimmig auf die Zähne.

Endlich schieden sie. Angelina küßte ihn, wie die Schwester den Bruder küßt. Er spürte erst nachher, daß sie geweint haben mußte. Seine Wange war feucht, als sie sich aufrichtete. Dann ging sie sacht in die Nacht hinaus.

VII.

Als Angelina am Morgen, nachdem sie auf der toten Alp gewesen war, aus ihrer Kammer kam, begegnete ihr Josef im Hausflur.

„Wo bist du gewesen?" fragte er in dem feindseligen Tone, der jetzt zwischen ihnen herrschte.

„Wieso?" entgegnete sie. Sie war kampfbereit. Die Gefahr war ihr immer nahe.

„Man hat dich gesucht, gestern," fuhr er fast höhnisch weiter.

Sie schwieg. Sie wußte, daß sie die Lüge nicht mehr brauchte, sie habe sich früh gelegt. Er hatte sicher an ihre Kammer gepocht und sich überzeugt, ob sie da sei. Und ihr Gang war verraten!

„Du wirst mir nicht sagen wollen, wo er ist?" fuhr der Bruder in unterdrücktem Grimm weiter. So zeigte er ihr gerade und bestimmt, daß er überzeugt war, sie habe Moses aufgesucht.

„Laß mich vorbei," befahl sie, da er ihr den Weg nach der Wohnstube versperrte.

„Wirklich schön ist das von dir! Schwesterlich!" sprach er weiter, während sein Zorn sichtbarlich wuchs, „hält es mit einem Totschläger, tut alles, dem Gesetz den Weg zu verlegen."

Plötzlich sprang er auf sie zu. Das Bewußtsein, daß er im Recht war, sein Pflichteifer, vielleicht auch die durch seine bisherigen Mißerfolge gekränkte Großmannssucht steigerten seinen Grimm aufs höchste. Er packte Angelina mit rohem Griff und wollte sie auf die Knie niederzwingen.

„Du sagst mir, wo er ist," schrie er sie an und würgte sie, „und wenn ich dich auspeitschen muß, will ich wissen, wo er ist."

„Josef! Josef!"

Frau Maria kam aus der Wohnstube, vom Lärm herbeigerufen und riß ihn zurück, hatte auch Macht über ihn; denn Entrüstung und Qual über das Unglück ihres Hauses gaben der starken Frau in diesem Augenblick etwas Furchtbares.

„Was seid ihr für Menschen," rief sie, den Kindern zugewendet.

Angelina schnellte aus der halb zusammengesunkenen Stellung auf, in die des Bruders größere Körperkraft sie gezwungen hatte. Ihr Innerstes bäumte sich gegen den Zwang auf, den sie ihr und dem andern, — dem Moses antaten.

„Er ist fort," schrie sie den Bruder triumphierend an. „Ich will es dir sagen, daß du es weißt. Jetzt ist er fort, weit fort. Du findest ihn nicht mehr, du!" Und in der Verlorenheit ihres Zornes, aus ihrer Ohnmacht,

ihrer Bewußtlosigkeit und ihrem Taumel heraus schlug sie mit der Faust nach Josef.

Der wurde bleich und vermochte vor Bestürzung weder zu handeln noch zu sprechen.

Maria Lombardi aber führte die Tochter in die Stube und entschied: „Das muß ein Ende haben. Ich bringe dich zu meinem Bruder nach Uri."

Der Tag, der diesem Morgen folgte, war fürchterlich. Josef zwar beruhigte sich, nachdem die Mutter mit ihm gesprochen und ihm ihren Entschluß, Angelina außer Landes zu bringen, mitgeteilt hatte; aber es lastete ein entsetzlicher Druck auf dem Hause. Die Mutter und die beiden Kinder waren wie drei feindliche Parteien. Sie nahmen nicht wie sonst gemeinsam die Mahlzeiten ein, sondern Frau Maria saß allein am Mittags- und Abendtisch, Josef schützte Arbeit vor und aß im Dorfe, Angelina aber nahm nur im Vorbeigehen einen Bissen Brot aus einem Schranke; selbst das geschah gedankenlos und mechanisch, nicht aus Hunger. Dennoch taten ihnen die Seelen weh nach einander. Inmitten aller zornigen Erregung verlangte sie heiß, auch ohne daß sie es sich gestanden, nach der friedlichen Zeit, in der sie gelebt, und in jedem von ihnen war die Liebe zu den beiden andern so groß, daß sie sie brannte, und daß es ihnen köstlich gewesen wäre, ein gutes Wort den Geliebten zu sagen.

Angelina brachte den Großteil des Tages in ihrer Kammer zu. Einmal aber ging sie trotzig über die Straße. Sie besuchte die Aschwandin, sprach ihr von Moses, trug ihr die Nachricht zu, daß er außer Landes geflohen sei.

In dem gelben faltigen Gesicht der kränkelnden Frau zuckte und arbeitete es einen Augenblick, bis sie das Weinen verwunden hatte. Dann aber sagte sie ein tief aus der Brust heraufgeholtes „Gott sei Dank!"

Maria Lombardi hatte die Tochter über die Straße gehen sehen und sie nicht zurückgerufen. „Morgen," dachte sie, „morgen wird das ein Ende haben."

Josef besprach mit den Dörflern von Mariels Moses Flucht. Er zweifelte nicht daran, daß die Schwester die Wahrheit sprach. Den Marielsern tat er es auf seine Art zu wissen: „Angelina meint, er sei geflohen," erzählte er. „Sie geht, wie ihr wißt, noch immer aus Mitleid mit der Aschwandin um; nun glaubt die Alte, daß der Sohn fort sei!"

So schonte er die Schwester trotz alles Zornes, den er gegen sie hegte.

Die Marielser schimpften. Es sei eine Schmach, daß der Rote entkommen sei. Und sie berieten hin und her, welche Fehler gemacht worden seien und auf welch andern Wegen sie Moses doch hätten fangen können.

„Ich gebe es noch nicht auf," sagte Josef Lombardi. „Wenn ich erfahre, wo er ist, will ich ihm die Polizei schon auf den Hals hetzen. Jeder Staat liefert die Mörder aus."

Die Marielser sahen einander an. Sie fingen an, heimlich über Josef zu lächeln, der viel sprach und wenig erreichte.

Der Tag verging in den Abend. Wieder blieben die drei in der Säge einander fern. Die Knechte und die Magd steckten die Köpfe zusammen:

„Böses Wetter, sapperlot," sagten sie und hatten ihre Freude an der Zerfallenheit derer, die sie sonst regierten.

Angelina saß müßig in ihrer Kammer. Was sollte sie tun? Nichts freute sie. Sie hatte keine Hoffnung und keinen Ehrgeiz, nichts als den dumpfen Groll und daneben den stechenden Schmerz. Sie sollte morgen nach Uri? Warum nicht? Sie wollte gehen. Dort würde sie arbeiten. Und — einen Augenblick lang sprang eine leise Freude in ihr auf — dort brauchte sie sich nicht mehr zu wehren, war vielleicht kein Streit mehr. Aber die Mutter zu verlieren, war ihr eine neue Qual.

Vor ihrem Fenster war ein wolkiger Himmel. Es war kalt geworden, hatte geregnet des Tages, in den Bergen geschneit, und nun war jenes Stehen, langsame Sichverschieben, dann Wandern und Zerreißen der Wolken, wie es dem Aufhellen des Wetters vorangeht.

Angelina saß auf dem Rand ihrer Bettstatt, die Hände im Schoß. Jetzt war sie froh, daß sie niemanden sah, weder Mutter noch Bruder. Jetzt dachte sie an Moses. Er wanderte jetzt. Sie erwog gar nicht, daß es anders sein könnte. Es war ihr wie aus dem Gedächtnis gefallen, daß Moses kränker geworden sein könnte.

Nach einer Weile stand ein Stern vor ihrem Fenster. Im Aufblicken sah sie ihn plötzlich. Er hatte ein stilles, reines Licht und stand in einem kleinen, hellen, von Wolken umgebenen Stück Himmels wie ein leuchtendes Inselchen in einem bergumschlossenen See. Der Stern hielt ihren Blick fest. Sie wurde fast ruhig, während sie ihn anschaute. Sie hätte sich jetzt auf ihr Bett legen und schlafen können. Vielleicht war es auch Erschöpfung, was sie ergriff. Sie wollte sich eben in die Kissen zurücklehnen, da hörte sie, wie der Hund anschlug. Schritte näherten sich über den Werkplatz. Dann wurde an die Haustür gepocht. Es war nichts Außergewöhnliches, daß noch jemand klopfte, nachdem die Tür schon geschlossen war, aber sie erschrak doch, und der Schrecken jagte sie vom Bett auf an die Kammertür. Sie hörte den Bruder aus der Stube treten, die er sich zu einer Art Amtsarbeitsraum gemacht hatte, vernahm, wie er die Tür öffnete, dann lautes und darauf leiseres Gespräch.

Hatte sie sich getäuscht, oder war es wirklich? Sie hatte des Bannwarts Stimme zu erkennen geglaubt. Sie wußte es nicht, wußte es gar nicht, aber es war ihr auf einmal, als sei es nicht anders. Das Herz klopfte ihr. Alle Ruhe war vorbei, das Schlafbedürfnis gewichen. Nur der Groll war noch da, und der wilde Mut kam wieder.

Unten trat Josef in seine Stube zurück. Nach wenigen Augenblicken hörte sie ihn mit dem, der gekommen war, davongehen. Sie schienen Eile zu haben.

Angelina kehrte auf ihren Platz zurück. Sie hatte das Verlangen, hinunter zu laufen, zu fragen, was es gebe. Aber es war Unfriede zwischen der Mutter und ihr! Sie konnte sich nicht überwinden. Sie konnte auch nicht schlafen. Sie saß und wartete lauschend.

Ob er zurückkam, Josef?

Manchmal trieb die Unruhe sie im Zimmer hin und her.

Aber Josef kam nicht.

Der Stern über ihrem Fenster bekam Gesellschaft. Die kleinen, goldenen Augen des Himmels taten sich zu Tausenden auf. Die Wolken zogen nach Süden.

Aber Josef kam nicht.

Angelina trat ans Fenster. Nun war der Himmel schon ganz klar. Nur ganz fern, am südlichsten Saume des Tals, segelten noch zwei schwarzbraune Wolken, fernhin, fernerhin.

Angelinas Unstetheit wuchs. Es war fürchterlich: Was tat Josef im Dorf oder wohin war er gegangen? Warum kam er nicht mehr? War Moses — —

Zum ersten Male schoß der Gedanke in ihr auf, Moses könnte noch auf der Alpe sein, der Bannwart ihn gefunden haben. Als sie das dachte, litt es sie nicht länger. Sie riß ein Tuch aus ihrem Schrank, nahm es um, öffnete vorsichtig ihre Tür und lauschte hinab. Alles war still, nur der alte Hund mußte noch wach sein. Sie hörte, wie unten im Hausflur ein Tappen ging. Jetzt stahl sie sich zur Treppe. Plötzlich stand sie still und lauschte wieder.

Wer kam da?

Es war wie das Heranziehen eines Haufens. Getrampel! Murmeln vieler Stimmen! Laut und deutlich ein Ruf! Sie kamen! Josef! Er brachte Leute!

Sie blieb oben an der Treppe stehen und wartete, während Herzklopfen ihr den Atem engte. Deutlich unterschied sie dann das Nahen vieler Menschen. Jetzt waren sie auf der Straße, jetzt an der hintern Haustür. Josef war bei ihnen. Seine Stimme übertönte zuweilen die der andern. Dann sprach er dicht vor der Tür, dann im Flur. Angelina hörte die halblachend hingeworfenen Worte: „Ich will nicht mit leeren Händen gehen, wo ihr alle etwas zum Wehren bei euch habt. Man kann ja nicht wissen."

„Vielleicht ist er schon verreckt, bis wir kommen," ließ ein andrer sich roh von außen her vernehmen.

Sie hatten ihn gefunden! Moses! Herrgott!

Angelina wußte nicht mehr, was sie tat. Ihre Gedanken jagten sich. Was sollte sie beginnen? Was geschah mit — — Was —

Sie riß das Fenster auf, das sich über der Treppe befand. Es klirrte leise. Aber die unten machten so großen Lärm, daß sie darauf nicht achteten. Das Mädchen sah die Schar. Es waren dreißig, vierzig Männer, alle mit Stöcken, viele mit Gewehren, einzelne mit Äxten ausgerüstet. Da war der hagere, alte, trunksüchtige Schmied mit seinen zwei jungen Gesellen, rohe Patrone, durch ihre Streitsucht bekannt, die sie besonders an blauen Montagen gefährlich machte. Da war der Schlächter, ein kleiner, dicker Mann mit einem Stiernacken und fleischigen Händen, die selbst an Feiertagen wie blutig aussahen. Eine Anzahl Bauern waren da, vor allem jüngere. Sie hatten jetzt etwas von der Ausgelassenheit an sich, die sie auf dem Tanzboden zeigten.

Ihre Beine stampften. Zuweilen jauchzte einer. Was sie vorhatten, schien ihnen ein Fest. Auch der Gemeindepräses war gekommen, ein großer, stattlicher und die Würde wahrender, schwarzbärtiger Mann. Angelina kannte ihn. Er war tüchtig, brutal im Gefühl der ihm anvertrauten Gewalt, gefürchtet, wenn der Jähzorn ihn packte.

Josef kam jetzt zurück. Er trug das Gewehr wie die andern. Als er sich bei diesen einfand, erblickte einer von ihnen Angelina am Fenster.

„Leb wohl, Angelina," rief der Marielser hinauf. „Wir gehen auf die Jagd. Diesmal kommen wir nicht ohne ihn. Der Bannwart weiß, wo er ist."

Er grüßte mit der Hand. Andre taten desgleichen. Josef hatte einen Blick nach der Schwester hinaufgeworfen. Er drehte sich aber rasch wieder ab und sprach etwas zu den Gefährten, was sie nicht verstand. Dann setzte sich die Schar in Bewegung, über den Werkplatz, dann den Hang hinan, bergzu.

Angelina stand mit weitaufgerissenen Augen. Die Hände umklammerten das Fensterbrett. Sie meinte rufen zu müssen: „Bleibt hier, um Gottes, des Allmächtigen Willen! Geht nicht, ihr!" Es war ihr, als kreischte sie es ihnen nach. Es kam auch ein Ton aus ihrer Kehle, aber er drang nicht weit.

Unten war der Hund aus dem Hause getreten und umschnüffelte den Platz. Auch Frau Maria kam, stand auf der Schwelle und blickte den Männern nach. Dann gewahrte das Tier Angelina am Fenster. Es wedelte und stand und wandte den Blick nicht mehr von ihr. Das weckte sie. Die Mutter konnte aufmerksam werden! Sie, Angelina, wollte ihr jetzt nicht begegnen. Sie trat jäh vom Fenster zurück. Dann sammelte sie die Gedanken. Sie sprangen gehorsam auf, scharf zuckend wie Blitze. Nein! Nein! Sie ließ ihn nicht im Stich, Moses! Sie wollte schon nach! Denen dort nach! Sie war noch müde gewesen vom ersten Gang! Aber jetzt. Haha! Sie kam ihnen schon noch zuvor. Sie —

Sie war jetzt in einer wahnsinnigen Unruhe. Was, Gefahr! Sie lachte nur. Sie fürchtete sich vor nichts! Vor gar nichts!

Frau Maria war ins Haus zurückgegangen. Die Tür der Wohnstube fiel ins Schloß.

Jetzt ging Angelina. Sie stürmte hinab. Ob die Mutter sie hörte, kümmerte sie nicht. Sie ließ sich jetzt nicht aufhalten. Der Hund sprang auf sie ein. Sie ließ ihn nie ohne ein gutes Wort. Jetzt achtete sie seiner nicht. Das Tuch umgeschlagen, das blonde Haar wirr, rannte sie bergan. Der Hund folgte ihr ein Stück. Als sie ihn nicht lockte, kehrte er traurig um.

Angelina mußte bald inne halten, um Atem zu schöpfen. Der Körper hielt dem heißen Willen nicht stand. Die Männer, die ihr ohnehin ein gutes Stück voran waren, waren stärker und frischer. Auch sie trieb ein wilder Eifer. Aber als sie einen Augenblick ausgeruht, stachelte die Angst das Mädchen und hetzte sie weiter.

Die Nacht war vorgeschritten, es ging schon dem Morgen entgegen. Die Frische und Klarheit wuchsen. Angelinas Weg führte durch steilen, steinigen

Wald. Er gab Laute besser wieder als der freie Alpboden. Hoch oben hörte sie die Stimmen und Schritte derer von Mariels. Sie mußte sie umgehen! Die Knie zitterten ihr. Ihre Brust hob und senkte sich stoßweise. Sie keuchte. Aber sie stürmte weiter. Und als sie zwischen den Stämmen hindurch die letzten der Dörfler sah, brach sie in den Wald hinein und arbeitete sich durch Gestrüpp und über moosige Blöcke weiter, den Bauern voran. Sie wußte nicht, wie es ihr gelang, trotz des Umweges und der Vorsicht, mit der sie sich vor den andern verbergen mußte, den Vorsprung zu gewinnen. Sie dachte nicht mehr nach, jagte nur aufwärts, taumelnd, mit Händen und Füßen arbeitend. Die Kehle war ihr ausgedörrt. Die Stirn schmerzte sie bei jeder Bewegung. Baumäste griffen ihr in die Zöpfe und rissen die aufgesteckten los, daß sie lang über den Rücken hingen. Das schwere Geflecht vermochten sie nicht zu lösen, aber da und dort hing das Haar zerzaust und Dornen staken, wo die wilden Himbeerbüsche hinein gestochen. Durch die Wange lief ein blutender Strich. Auch dort hatte ein Dorn gepackt. Ein Fetzen baumelte vom Ärmel des dunkeln, schlichten Kleides.

Endlich stand Angelina Lombardi unter den letzten Bäumen des Waldes. Dicht darüber begann die Steinwüste der toten Alp. Die Blöcke lagen im Dämmerlichte des kommenden Morgens grau und schwer gleich einer schlafenden Herde gewaltiger Tiere da. Ein Fußpfad, kaum mehr erkennbar, führte zwischen ihnen hindurch, der Hütte zu, wo Moses noch sein mußte. Angelina rannte ihn hinan. Hinter sich hörte sie die Männer. Sie stolperte. Der Weg drehte sich mit ihr, aber sie sprang, stürzte, jagte. Sie kümmerte sich nicht mehr, ob sie sie sahen, wußte auch nicht, was sie im Sinne trug, ob sie eilte, Moses zu warnen, ob sie ihn vor denen, die kamen, schützen wollte, nichts wußte sie. Nur — zu ihm mußte sie!

Als Josef, der während des ganzen Weges unter den ersten gewesen, aus dem Walde trat, sah er hoch oben in den Steinen, sich abhebend vom hellenden, scheinigen Himmel, die Gestalt einer Frau.

„Was ist das?“ fragte er. Er stand still und deutete auf die seltsam Erscheinung, die plötzlich verschwand. Auch die andern hielten an. Ein Gedanke an die Schwester kam Josef Lombardi. Aber er verwarf ihn. Hatte er sie nicht zu Hause am Fenster gesehen? Die Schar verweilte einen Augenblick wie bestürzt. Es war fast wie etwas Überirdisches gewesen, was da oben gegangen war. Die Abergläubischen vermochten sich eines leichten Gruselns nicht zu erwehren.

„Es heißt vorsichtig sein. Er hat sein Gewehr,“ sagte Josef.

„Es heißt vorsichtig sein,“ lief das Wort zurück.

„Vorsichtig, vorsichtig“ ging es als ein Murmeln von Mund zu Mund. Dann stiegen sie langsamer und wie kleinlauter weiter.

Angelina hatte die Hütte erreicht. Sie fand neuen Atem und neue Kraft, als sie ebenen Boden unter den Füßen fühlte. Ohne Besinnen und Halten stürmte sie ins Innere des Gebäudes, dann sah sie: Er war noch da! Er lag auf zerlegenem Heu und bäumte sich in Schmerzen.

„Moses,“ schrie sie.

Die Stimme war eine Macht in seinem Leben. Er spürte die Schmerzen nicht vor ihr, stemmte die Fäuste auf sein Lager und hob den Oberkörper.

Jetzt sah sie sein Gesicht. Das rote Haar war zerwühlt. Von Schmerzen zerwühlt war das Gesicht. Die Augen hatten einen Ausdruck, als müßten sie schon brechen.

Angelina hörte das Schlagen genagelter Schuhe auf Stein. Da tat sie, was der Augenblick ihr eingab. „Sie kommen," rief sie. „Sie wollen dich holen!"

Und sie half ihm vom Lager auf, gab ihm selbst das Gewehr in die Hand, das neben dem Heulager lehnte. Ihre Hast riß ihn fort. Die Gefahr des Augenblicks half mit, daß er die Krankheit überwand. Er hatte mit dieser Krankheit gekämpft, seit Angelina ihn verlassen. Wäre ein Arzt zur Stelle gewesen, so hätte er ihn vielleicht durch eine rasche Operation gerettet. Die Zeit verging, verging; Moses Aschwanden war am Tod, als er vom Lager aufstand, um zu fliehen.

Angelina stützte ihn; denn er wankte. Sie traten vor die Hütte hinaus. Aber sie sahen wohl, daß es zu spät war.

Ein Jauchzen, Johlen und Fluchen kam über die Alp. Drüben standen schon die Marielser, und diejenigen, die Gewehre hatten, hielten sie in Anschlag.

Es war ein heiliger Morgen. Die tote Alp war die höchstgelegene weit und breit. Ein Kranz von Gipfeln mit ewigem Schnee umgab sie. Die waren nicht mehr hoch von hier aus. Man sah nur, daß sie den Fuß in unglaublicher Tiefe hatten. Sie standen wie ein weißer Wall rings um die Alp. Der Himmel, von dem sie sich abhoben, war morgenhell. Sie aber hatten noch Schatten, seltsamen, heimlich schimmernden Schatten, so daß ihre Spalten wie frisch mit Äxten geschlagene Wunden waren, ihre Risse und Kanten scharf und stahlhart sich zeichneten, ihre Felder gleich Brüsten von Weibern zu atmen schienen. Diese Berge standen in der Runde. Und als Moses und Angelina vor die Hütte traten, hoben sie zu leuchten an. Wer wußte, wie und woher es kam? Es war ein Rosenschein. Dann ein Glühen. Sein Abglanz lag über der Alp.

Es wäre ein heiliger Morgen gewesen.

Rufe brachen das Schweigen.

„Da ist er! Schießt ihn zusammen, den Hund! Nein, nein! Erschlagt ihn! Fort mit dir, Mädchen!"

Moses Aschwanden lehnte an der Hüttenmauer, hatte kaum Kraft zu stehen. Aber, als er die Rufe hörte, zwang er sich auf. Sein Gesicht, das weißer war als der Schnee, der rings auf den Bergen lag, trug den Schein des Morgens.

Jetzt krachten Schüsse.

„Habt acht auf die Schwester," schrie Josef Lombardi drüben. Die Kugeln prallten an der Hüttenmauer ab. Steine splitterten.

Da packt der Zorn Moses Aschwanden. Sein Gesicht ist nicht mehr nur vom Morgenglühen rot. Er hebt das Gewehr und schießt und lädt wieder und schießt abermals. Es geht wie der Blitz. Er sieht nicht, ihn schwindelt.

Er hat in den dichten Haufen geschossen, der auf ihn einstürmt. Einer taumelt und bleibt liegen. Ein andrer hinkt ächzend beiseite.

Die von Mariels schäumen.

„Mörder! Hund verfluchter!"

Jetzt ist Gier, tierische Wildheit, unmenschliche Erbarmungslosigkeit! Sie stürmen heran.

Angelina sieht ihre von Wut geröteten Gesichter, die mit Blut unterlaufenen Augen. Der Schmied und seine Gesellen sind in der vordersten Reihe. Sie sehen aus wie Wölfe. Und der Schlächter, plump, roh! Er schwingt das Beil, mit dem er die Ochsen fällt. Und dort der Präses, den Jähzorn in den Zügen, ein Fürchterlicher, wenn er sich nicht mehr kennt! Und Angelina weiß, wie die von Mariels sind, wenn sie glauben, daß einer ihnen unrecht getan oder Strafe verdient. Sie zerstampfen den Gegner, verwüsten ihn, kümmern sich nicht, ob es ihm ans Leben geht. Des Mädchens verzweifelter Mut erreicht seinen Gipfel. Sie ist von Sinnen, fühlt nichts als das heiße Mitleid mit dem Gejagten an ihrer Seite, hat nur den Gedanken: Sie dürfen dich nicht zerreißen wie die wilden Tiere. Sie — —

Angelina packt das Gewehr, das Moses hält. Sie sieht nicht, daß es im nächsten Augenblick ohnehin seinen ohnmächtigen Händen entglitten wäre, sieht nicht, daß der Tod in seinen Augen steht, die Knie brechen. Sie hebt das Gewehr hoch — in weitem Schwung. Mitleid und Liebe brennen in ihrem Herzen. Dann trifft sie mit dem Kolben schmetternd des Moses Haupt.

Vor dem Gefallenen steht sie jetzt, beide Hände herabhängend, mit vorgestemmter Brust, das vom Haar wild umwuchtete Gesicht denen zugedreht, die herandrängen.

Sie stutzen — — stocken! Was hat das Mädchen getan?

Niedergeschlagen hat sie den Mörder! Vielleicht wäre es noch dem oder jenem ans Leben gegangen, wenn sie es nicht getan hätte. Sie stehen und starren die wie eine Wahnsinnige um sich blickende an. Ist das die sanfte Angelina?

Die Wut flaut ab, nun kein Feind mehr da ist. Es kommt der Rückschlag, eine Art starrer und stumpfer Verblüffung.

„Angelina," sagt Josef, sagt es mit einer ängstlichen Stimme, die sich nicht hervorwagt.

Nun weiß sie, daß sie den hinter ihr Liegenden nicht mehr zu schützen braucht. Ihr sonst junges Gesicht härtet sich und ist hager, älter und graubleich.

„Seid ihr jetzt zufrieden?" fragt sie den stattlichen Präses.

Sie wissen nicht, was sie aus ihr machen sollen, was sie meint, ob sie feindlich spricht oder für ihre Tat gerühmt sein will? Vielleicht ahnt Josef etwas von dem, was in ihr vorgeht; aber auch er wird nicht klug, weiß nicht, was sagen oder tun.

„Er muckst nicht mehr," scherzt der rohe Fleischer, der sich an den Toten heran gemacht hat. Der üble Scherz zündet nicht. Es treten nun auch ein paar andre herzu und begaffen Moses, betasten ihn dann. Andre sehen nach

den Verwundeten, von denen der eine drüben in den Steinen sitzt, der andre auf dem harten Alpgrund liegt, aber, nur leicht getroffen wie sein Kamerad, sich aufzurichten vermag.

Angelina ist hinweggetreten. Sie steht mit dem Rücken der Hütte zugekehrt. Sie will sich nicht umwenden, kann nicht sehen, was dort liegt. Nach einigen Minuten ruft sie den Präses zu sich. Den Blick starr auf den Boden geheftet, spricht sie ruhig, als etwas Selbstverständliches: „Ihr müßt jetzt den Moses Aschwanden hinuntertragen."

Der Schwarzbärtige, des Zornes ledig, hat seine Haltung und eine gewisse ihm nicht abzustreitende ruhige Würde wieder. Er sieht Angelina an, bedenkt sich und wendet sich nachdenklich an die Genossen.

„Wie ist es mit den Verletzten?" fragt er.

„Zwei Männer sind nach Bahren gegangen," lautet die Antwort.

„Wir müssen auch den hinunter schaffen," sagt der Präses, auf den Toten deutend. „Begraben muß er dennoch werden."

Einige der andern zögern, sehen sich an. Dann geht ein Nicken unter ihnen, ruhig, gelassen, ein Achselzucken dann: „Freilich! Hier kann man ihn nicht liegen lassen."

Als Angelina fühlt, daß sie Moses bringen werden, begibt sie sich von der Stelle aus, wo sie steht, auf den Heimweg. Sie sagt nichts mehr, sieht sich nicht um. Mit dem Blick immer am Boden, geht sie dahin. Sie scheint nicht zu merken, daß Josef sich ihr anschließt, stumm hinter ihr hergeht.

Als sie den Abstieg beginnen, brennt der Himmel über einem Schneeberg von Gold. Die Sonne geht auf.

VIII.

Angelina Lombardi saß im Arreſtlokal von Mariels. Sie selbst hatte es nicht anders getan. Die Dörfler aber wußten noch immer nicht, ob ihre Tat ein Verbrechen gewesen, das Sühne verlangte. Sie liebten die Gerichte nicht. Vieles wurde vertuscht, was hätte angezeigt werden müssen.

„Es war Notwehr," sagten sie von dem, was Angelina getan. Es paßte ihrem engeren Verstande, entsprach auch ihren eigenen Gefühlen, diese Erklärung zu geben. Aber Angelina wollte in Gewahrsam genommen sein.

„Sie will den Gerichtsentscheid," sagten die Marielser, fanden auch das begreiflich und waren bereit, zu bezeugen, daß es Notwehr gewesen, in der das Mädchen schlug.

Der Arzt, der vorschriftsgemäß den Tod des Aschwanden festgestellt hatte, war übrigens darauf aufmerksam geworden, daß er an einer schweren Darmkrankheit gelitten hatte. Er nahm sich die Mühe, genau zu untersuchen. Dann sagte er: „Er würde keinen Tag länger gelebt haben."

Der Gerichtsentscheid kam. Er war ein Freispruch, wie es dem Volksempfinden entsprach.

Angelina nahm ihn gelassen hin, machte keine Anstrengung, ihn durch eigene Aussage zu ändern. Die von Mariels waren im Zweifel, ob sie ihre Kälte als Irrsinn betrachten sollten oder nicht.

„Sie spricht zu vernünftig," meinte einer und der andre.

Angelina ging vom Bahnhof nach Hause. Sie kam vom Hauptort aus der Untersuchungshaft. Die Mutter hatte sie nicht mehr wieder gesehen. Jetzt ging sie, sie und den Bruder zu treffen.

Sie fand sie in derselben Stube, die so vieles gesehen hatte, was zwischen ihnen vorgegangen, den Frieden und nachher die feindliche und bittere Zeit. Maria Lombardi wußte durch den Sohn, der der Gerichtsverhandlung beigewohnt hatte, daß Angelina kam. Und Maria war bereit, die Tochter mit der Barmherzigkeit und der Liebe aufzunehmen, die ihr das Herz eingab. Ihr Rücken hatte sich ein wenig gekrümmt, als ob eine schwere Faust im Nacken säße, vor der sie sich duckte. In ihren Zügen arbeitete die Qual. Dennoch aber war sie noch immer eine stattliche Frau. Ihr Haar war grauweiß wie eine leuchtende Wetterwolke am Himmel. Sie saß am Tisch und arbeitete. Es war ihr alter Platz, ihre alte Stellung.

Josef war eben vom Werkplatz hereingekommen. „Sie kommt," sagte er zur Mutter und stellte sich an ein Fenster.

Jedes von ihnen wußte, daß jetzt eine Aussprache statthaben mußte, und jedes zwang sich ruhig zu sein und zu tun, als ob nichts Außerordentliches geschehe.

Angelina kam.

Sie tat leise die Tür auf, wie in den Tagen, da sie etwas von der Freundlichkeit und Lautlosigkeit der Sonne gehabt hatte, die in die Stuben gleitet und sie verschönt. Sie grüßte nicht. Auch die andern nicht. Das Kommen war so furchtbar, daß ihnen allen die Kehle verschnürt war. Angelina hatte ein Wesen, das zu bedeuten schien: „Müht euch nicht! Habt nicht Angst, daß ich lange bleibe. Ich gehe gleich wieder." Sie kam von der Tür und stellte sich an eine Wand, vielleicht, weil es sie verlangte, einen Halt im Rücken zu fühlen. Ihr Haar war geordnet. Hell und kraus umgab es ihren Kopf und war unbedeckt. Sie hatte keinen Hut getragen. Das Gesicht hatte noch immer die offenen, zu Sorglosigkeit, Lachen und Güte gemachten Züge, und sie schlug die Augen weit und groß auf wie als Kind, da sie einen Schein von Verwunderung gehabt hatten. Aber es war doch eine seltsame Härte an ihr. Ob sie in der größeren Hagerkeit ihrer Wangen, in einer Linie am Munde lag, war schwer zu entscheiden. Mehr verriet sie sich in der Stimme, mit der sie bald zu sprechen begann.

„Ich bin jetzt da," sagte sie langsam.

Man sah, daß sie von nun an jedes Wort überdachte, den Anfang aber gesagt hatte, ohne genau zu wissen, wie sie beginnen sollte.

„Ich habe Zeit gehabt, mir alles zu überlegen. Es nützt nichts, jetzt zu sagen: Hätten wir dies nicht getan und dieses nicht! Wir Menschen sind das Schicksal, aber wir wissen es nicht. Es baut sich unmerklich aus unsern kleinen und kleinsten Gedanken und Worten und Werken auf. So wird aus nichts eine Gewalt und zerbricht uns, aus denen sie entstanden ist. Ich habe mein ganzes Leben bedacht. Ich bin lange ein Kind gewesen. Ich habe so lachen können, und alle Menschen hatte ich gern und sie mich."

Hier war es, als ob sie auf die Mutter zugehen und bei ihr Halt suchen wollte. Aber sie faßte sich, als ob sie nur gestrauchelt wäre. Dann fuhr sie fort: „Dann verlor ich den Glauben an sie, die Menschen, und es verwirrte mich. Ich wußte nicht aus noch ein. Weil mir die ganze Welt voll Unrecht schien, so habe ich mich verloren. Aber ihr andern seid nicht so schuldig, wie ich glaubte. Ich weiß es jetzt. Sie haben es alle nicht so böse gemeint, die von Mariels und — und du, Josef. Ihr habt nicht gewußt oder gerechnet, wie das Ende sein würde. Es liegt euch nur im Blute, das Nörgeln und das Mißtrauen. So habt ihr dem — ihm mißtraut, ihn für schlimmer hingestellt als er war Und in ihm war ein Unkraut. Das ist aufgewachsen von euerm Mißtrauen. Seht ihr, alles ist aus Kleinem gekommen und groß geworden. Und uns alle hat es mit fortgewirbelt."

„Angelina," sagte Frau Maria. Sie ging mit zitternden, ausgestreckten Händen auf die Tochter zu. Sie hatte lange nicht alles verstanden und begriffen, was jene gesagt hatte, und empfing den Eindruck, von dem ihr Josef schon gesprochen, daß Angelinas Geist gelitten habe. Die aber wehrte ihr. Sie winkte mit der Hand, als wollte sie sagen: Rühr mich nicht an. Und dann schien sie zu ahnen, was die Mutter dachte und lächelte furchtbar. „Ich bin ganz gesund," sagte sie. Und dann: „Ich weiß auch, was ich tun muß. Die Frauen von Madonna del lago sprechen nicht, gehen nie mehr aus ihren Mauern. Ich — ich gehe zu den Frauen von Madonna del lago."

Sie sagte das und trat auf die Mutter zu, rührte ihre Hand leise mit den Fingern an, tat dem Bruder, der sich nach ihr gewendet hatte, ebenso und ging in derselben starren Gelassenheit, mit der sie gesprochen hatte, hinaus.

Frau Maria war unfähig, ihr zu wehren. Ihre Sinne waren dumpf. Sie wußte keinen andern Weg. Sie setzte sich auf ihren Stuhl zurück und schluchzte.

Josef aber ging der Schwester nach; vielleicht fühlte er, daß er nicht ohne Schuld war, vielleicht ahnte er zum ersten- und einzigenmal, wie hohl die großtuerische Art war, die er sonst hatte. Er war klein und bescheiden, fast ängstlich. Als er Angelina erreicht, hielt er sie am Arme fest. „Geh doch nicht fort," bat er. Sie war ihm doch lieb. „Es — wir werden schon darüber hinwegkommen — mit der Zeit."

Angelina nahm seine Hand von ihrem Arm. Ihre Finger rührten sie vorsichtig, fast flüchtig an.

„Nein, nein, nein," sagte sie mit einem Kopfnicken, und ohne sich aufzuhalten, ging sie.

Josef Lombardis Augen wurden naß. Aber es ging ihm wie der Mutter. Irgendwie konnte er die Schwester nicht halten. — — — — — — — —

Angelina ging talzu. Sie wollte den Weg nach dem Kloster unten an den See zu Fuß machen. Ein Stück vom Dorfe ab, als die Ruhe und Einsamkeit der Straße auf sie zu wirken begannen, taumelte sie und fiel. Eine Weile lag sie ohnmächtig am Weg. Die Spannung war zu groß gewesen. Als sie erwachte, fühlte sie die Schmerzen, die sie vorher in ihrer Starrheit nicht

empfunden, die Qual um alles, was geschehen war, daß sie ihn, Moses, und die Mutter und die andern nicht mehr hatte und das Leben fürchterlich war; allein sie ging talzu, weit. Die Nonnen von Madonna del lago haben sie aufgenommen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Über die Häuser am Sägebach ging die Zeit. Sie linderte die Trauer und machte Schmerzen erträglich. Julia Aschwanden, die kränkelnde, hatte die ihren mit derselben Zähheit getragen, wie die stärkere Frau auf der Säge. Es geschah das Erstaunliche, daß der Körper der Aschwandin mehr ertrug, als der Sohn und andre gedacht. Sie lebte viele Jahre, ein gebrechlicher Mensch, aber im Dorf mit einer Art Mitleid gesehen, das sie dort früher nicht gekannt hatten.

Über die Straße spann sich ein seltsames Freundschaftsverhältnis. Die große Maria Lombardi und die schmächtige Julia standen manchmal beieinander. Maria Lombardi hatte zuerst das Wort an die andre gerichtet. Sie taten nicht, als ob gemeinsame Erinnerungen sie einander nahe brächten, wußten vielleicht selbst nicht, daß eine gewisse Liebe sie füreinander nach und nach ankam. Die Aschwandin behielt eine leise Unterwürfigkeit, die Lombardi eine gewisse Barschheit, wenn sie miteinander verkehrten. Aber sie fragten sich nach dem gegenseitigen Ergehen. Die Lombardi tat der andern die und jene Wohltat. Manchmal nannten sie im Laufe des Gesprächs Namen, Moses! Angelina! Sie weilten gerne dabei, erzählten wohl das und jenes Gute, was sich an jene Namen knüpfte. Vom Unglück sprachen sie nicht. Einmal erwähnte die Lombardi: „Ich habe gehört, daß Angelina krank war. Sie ist genesen. Der Beichtvater von Madonna del lago rühmt ihre Sanftmut."

Die islamitische Bewegung.

Die Erhebung der jungtürkischen Partei und die Wiederherstellung der türkischen Verfassung, die allgemeine Bewegung der Mohammedaner, die davon in leichterem oder stärkerem Wellenschlag ihren Ausgang genommen hat, bilden gegenwärtig den Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen, Erwägungen und Betrachtungen. Auch darum, weil bei den Diplomaten wie bei dem großen Publikum die Meinung als eine Art Dogma feststand, daß der Islam weder einer Erneuerung und eines Aufschwunges noch eines nachdrücklichen Widerstandes gegen die moderne europäische Kultur fähig sei. Die überwiegende Mehrzahl der Mohammedaner lebt seit vielen Jahren, zum Teil seit länger als einem Jahrhundert, in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit von England, Rußland und China. Die zahlreichen Millionen Mohammedaner in Vorderindien, in Mittelasien und den westlichen Provinzen Chinas erkennen die geistliche Oberhoheit des Kalifen — das Kalifat ist auf den Sultan in Konstantinopel der Form und dem Recht nach übergegangen — zwar an und beteiligen sich eifrig in jedem Jahre noch immer an der Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten Mekkas und Medinas, aber ein Machtfaktor des Islams sind sie nicht mehr. Die kriegerischen Bewohner Turkestans wurden von den seltenen europäischen Reisenden, denen es gelang, in ihre Steppen und altberühmten Städte, die einstigen Sitze des Welteroberers Timur, einzudringen, noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als unzugängliche, fanatische, zum erbittertsten Kampfe gegen das Christentum entschlossene und gerüstete Mohammedaner geschildert. Und wie leicht, rasch und mühelos, wenn man die Schlachten des russisch-japanischen Krieges zum Vergleich heranzieht, sind trotzdem Khiwa, Bokhara und Samarland in die Hände der Russen gefallen! Wie willig haben sich ihre Emire und ihre Untertanen unterworfen, wie gehorsam schicken sie ihre Söhne in die Kadetten- und Pagenschule des Zaren nach Petersburg! Eine Eisenbahn durchzieht ihr früher so ödes und weltabgeschlossenes Land, und Kosakenposten stehen an den Pforten ihrer gefeierten Koranschulen und Moscheen. In Indien erwarten die Mohammedaner von der englischen Regierung Schutz vor dem Haß der heidnischen Indier. In China haben sich die Mohammedaner unter den Schirm Deutschlands gegen chinesische Bedrückungen gestellt. Überall in diesen Ländern hat der Islam nicht nur politisch abgedankt, er ist auch in seiner Erhaltung und Förderung, in der Pflege seiner Wissenschaft und Kunst auf die Duldung und das Wohlwollen seiner christlichen und buddhistischen Herren angewiesen.

Der Islam ist eine Religion des Schwertes. Wenn er sich nicht mehr durch den Krieg und die Eroberung ausbreiten kann, verkümmert und erstarrt er innerhalb der Grenzen und Schranken, die er nicht zu überschreiten vermag. Dies ist schon in seiner Glanzperiode, der arabischen, im Mittelalter geschehen. Missionen im buddhistischen und christlichen Sinne, einzig auf die Predigt und Erziehung gestellt, kennt er nicht. Da er in Europa und Asien zum Stillstand gezwungen war, suchte er ein neues Gebiet seiner Tätigkeit in Afrika. Von dem Südrand der Sahara und vom Sudan aus unternahm er die Eroberung und Bekehrung der Landschaften nördlich vom Äquator, während die Araber über Zanzibar südlich vom Äquator in den Gebieten der drei großen Seen, des Viktoria, Tanganjika und Nyassa, und im Tal des Kongo und seiner Nebenflüsse die Sklavenjagd mit der Predigt des Korans verbanden. Der Zug ging von Osten nach Westen und drang im Norden weit über den Tsadsee bis zum Niger vor. Mohammedanische Negerreiche dehnen sich vom

Roten Meere bis fast zu der Küste des Atlantischen Ozeans aus. Eine Weile schien in dem Heere des Mahdi vom Sudan aus die alte Energie des Islams wieder aufzuwachen, sie bedrohte Ägypten und Abessinien. Aber den vereinten Anstrengungen der Engländer, die inzwischen zu Herren Ägyptens geworden waren, der Italiener, die mit übermäßiger Anspannung ihrer Kräfte sich von Massaua am Roten Meere nach dem Innern zu eine Kolonie zu schaffen mühen, und des Negus Menelik gelang es, den letzten Mahdi in der Schlacht zu töten, seine fanatischen Scharen zu zerstreuen und auch im Sudan die christliche Oberherrschaft zu begründen. In Ostafrika und in den Kongolandschaften vernichteten Deutsche und Belgier in einem harten, aber kurzen Kampfe die arabischen Sklavenjäger. Mit ihnen brach in diesen Gegenden auch der Islam zusammen. Hier ist die christliche Mission siegreich, für die Eingeborenen heilsam und wohltätig an seine Stelle getreten. Die Mohammedaner in Asien sahen teilnahm- und verständnislos diesem Niedergang ihres Glaubens in Afrika zu. Der Sultan Abdul Hamid, der als Kalif aller Gläubigen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht gehabt hätte, in diese Dinge einzugreifen, wenigstens moralisch, enthielt sich aus politischer Klugheit jeder Einmischung: so gerieten Ägypten und der Sudan in die Hand der Engländer, Tunis und sein Hinterland in die der Franzosen. Unabhängig sind in der islamitischen Welt nur noch die Türkei, Persien und Marokko geblieben, und auch diese mehr dem geltenden Staats- und Völkerrecht als der eigenen Kraft und Macht nach. In das Protektorat über Persien haben sich England und Rußland im Juli des vergangenen Jahres durch ein Übereinkommen zunächst wirtschaftlich geteilt; aber es ist klar, daß die hier vorgesehene Abgrenzung der beiderseitigen Handelssphären nur die Linie für den künftigen politischen Machtbezirk bedeutet, den jeder der beiden Staaten dem andern zugestehen will. Marokko ist seit Jahren der Gegenstand des französischen Ehrgeizes. Gewiß sind die entschlossenen und bewußten Betreiber und Verfolger dieses Planes nur eine kleine Anzahl unruhiger Politiker, verwegener Abenteurer und Börsenspekulanten, unbewußt aber ist das nordafrikanische Reich, eine Wiederauferstehung der römischen Macht und Herrlichkeit in Afrika, das Ziel der Sehnsucht aller Franzosen, eine nationale Hoffnung der Zukunft. Der Zustand der letzten europäischen Provinzen, über welche die Türkei noch verfügt, ruft beständig die Einmischung Europas auf, bald wegen der Bedrückung der Christen, bald wegen ihres Aufstandes; von den Inseln steht Cypern unter englischer, Kreta unter europäischer Oberaufsicht. In Mazedonien war seit 1903 eine österreichisch-ungarische und russische Kontrolle eingeführt worden, die längst zu einer Krisis geführt haben würde, wenn der Krieg Japans gegen Rußland nicht den russischen Ehrgeiz und die russische militärische Kraft gelähmt hätte. Und nicht einmal in Asien kann der Sultan seiner Herrschaft froh werden. In Arabien hat England an der Küste des Roten wie des Persischen Meeres Stützpunkte gewonnen; auf der Halbinsel des Sinai tritt es der türkischen Herrschaft unter dem Vorwand, die Rechte und Grenzen Ägyptens schützen zu müssen, entgegen. Syrien und den Libanon betrachtet Frankreich noch immer als sein altes Protektoratsgebiet, und das türkische Armenien wird auf der einen Seite durch die räuberischen Kurden, auf der andern durch die russischen Umtriebe in beständiger Unruhe erhalten.

Diese Verhältnisse beruhten in der Hauptsache weniger auf der Ohnmacht der mohammedanischen Bevölkerung als auf ihrer Unbildung, ihrer fatalistischen Ergebung in das scheinbar Unvermeidliche und in der Verkommenheit ihrer Regierungen. Der Islam, der keine Ketzerei, und der Herrscher, der keinen Widerspruch duldet, verbanden sich zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung im Volke, um zu spät zu erkennen, daß sie dadurch nur den politischen und wirtschaftlichen Einfluß des Auslandes förderten. Denn, um sich überhaupt aufrechtzuerhalten, bedurften diese mohammedanischen Staaten der Technik, der Zivilisation, des Kapitals und des Handels der Christenheit. Die Türkei, Persien, Marokko sind Europa materiell und moralisch verschuldet und zahlungsunfähige Schuldner. Natürlich konnte die Rück-

wirkung dieses Verhältnisses nicht ausbleiben: Europa empfand seine Überlegenheit, der Islam den Druck der Fremden und seine eigene Minderwertigkeit. In unsrer Zeit des Dampfes und der Telegraphie fliegen die Gedanken noch einmal so rasch und verbreiten sich noch einmal so weit und so tief als noch vor hundert Jahren. Auch die mohammedanischen Völker wurden von dem Hauch des modernen Lebens berührt, die Ideen der Nationalität und des Sozialismus, der Gewissensfreiheit und der Menschenrechte fanden auch bei ihnen Eingang. Für Asien wird der russisch-japanische Krieg für immer den Anfang des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Umschwunges bezeichnen, der sich unter seinen Völkern vorbereitet. Die Befreiung von dem Übergewicht Europas ist der dunkle Drang aller geworden, und zugleich erkennen alle, daß der Weg dazu nur durch die europäischen Errungenschaften geht, durch die politischen Einrichtungen und die technischen Erfindungen Europas. Daher der Ruf nach Verfassungen und modernen Schulen, nach Eisenbahnen und wirtschaftlicher Förderung.

Von allen mohammedanischen Staaten steht die Türkei in innigster und unlösbarster Beziehung zu Europa. Seit der Eroberung Konstantinopels ist das Geschick des Osmanenreiches besiegelt: es mußte die Christenheit besiegen oder von ihr besiegt werden. Dieser Fall ist eingetreten, die Osmanen behaupten nur noch einen kleinen Zipfel Europas, gleichsam die Brücke, die ihnen den Rückzug in ihre asiatische Heimat sichert. Um jeden Preis wollen sie hier ihre Herrschaft erhalten, und der Islam in seiner Gesamtheit steht in dieser Frage hinter ihnen. Er hat das Gefühl, daß der Verlust Konstantinopels seine endgültige Abdankung als Weltmacht bedeuten würde. Wenn einer, so ist der Sultan Abdul Hamid von diesem Gefühl durchdrungen. Ein Alttürke nach Wesen, Stellung und Erziehung, hat er doch nach Kräften die wirtschaftliche Erhebung seines Landes zu fördern und das Werkzeug der osmanischen Macht, das Heer, auszubilden und zu vervollkommnen getrachtet. In einer langen Regierung ist es ihm gelungen, bedeutsame Kulturschöpfungen zu vollenden: den Aufschluß der Türkei durch die europäischen Orientbahnen, durch die anatolische Bahn, die Bagdadbahn, die schon bis zur Grenze Syriens vorgedrungen ist, und die Hedschasbahn, die Damaskus mit Medina verbindet und in wenigen Jahren in Mekka ihr Ziel finden wird. Der zunehmende Wohlstand des Landes hat auch das Selbstbewußtsein der Bevölkerung neu belebt, mit Hoffnungen allgemeiner Wohlfahrt und größerer Rechtssicherheit. Die Hedschasbahn, in der Rücksicht auf die Pilgerfahrten geschaffen, um sie zu erleichtern, zu verbilligen und vor Krankheiten zu bewahren, verspricht nicht nur das abseits gelegene Arabien an den Mittelpunkt des Reiches durch ein festes Eisenband zu schmieden, sondern der ganzen islamitischen Welt das Rückgrat zu stärken. Um so peinlicher mußte bei diesen Erfolgen der Türkei auf der Bahn des Fortschrittes die beständige Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten des Staates den Sultan und alle Patrioten verletzen und verbittern. Die Reformen, die England und Rußland für das Schmerzenskind Mazedonien der Pforte vor kurzem aufzuzwingen beabsichtigten, haben den Becher des lang verhaltenen türkischen Zornes überlaufen lassen. Das in der Provinz stehende Heer erhob sich im Juli dieses Jahres wie ein Mann gegen die verlotterte Günstlingswirtschaft im Yildizpalast und die Herausforderung des Auslandes. Der Sultan wagte der Armee nicht zu widerstehen: auch darum nicht, weil er sich in der Abwehr der fremden Einmischung mit seinen Offizieren einverstanden fühlte. Durch die Erneuerung der noch von seinem Vorgänger Murad V. beschlossenen, von ihm selbst im Dezember 1876 verkündigten Verfassung, die nach dem unglücklichen Kriege gegen Rußland in die Versenkung gefallen war, und durch die Entlassung der dem Volke verhaßten, durch ihre Willkür und Habsucht, ihre Unterschleife und Gewalttätigkeiten verrufenen Persönlichkeiten in seiner Umgebung und in den höchsten Ämtern kam er dem drohenden Pronunziamento zuvor. Seit dem 24. Juli 1908 ist die Türkei ein Verfassungsstaat, in der nächsten Zeit tritt sein Parlament, aus einer Wahlkammer und einem Senate bestehend, in Konstantinopel zusammen.

Wie einst die Gründung des Reiches, so beruht auch jetzt die Hoffnung und die Entwicklung des Osmanentums auf dem Heer und der Bauernschaft in Kleinasien. Handel und Handwerk in den Städten liegen der Hauptsache nach in den Händen der Griechen und Armenier. Das Heer aber ist die Blüte des osmanischen Volkstums. In ihm verkörpert sich der nationale Wille und das mohammedanische Selbstgefühl zum kräftigsten Ausdruck. Das Offizierkorps ist entweder im Auslande gebildet oder in der Heimat von deutschen Instruktoren erzogen. Durch den raschen ruhmreichen Krieg gegen Griechenland hat es seine Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit bewährt und Zutrauen zu sich selbst gewonnen. Mit einem gewissen Recht und Stolz betrachtet es sich zugleich als den Schutz und den edelsten Kern des Staates. Mit welchem Unwillen, welcher Bitterkeit mußten die Offiziere der in Mazedonien stehenden Regimenter darum die Einrichtung der Reform-Gendarmerie unter fremdländischen Offizieren und die Einmischung der russischen und österreichisch-ungarischen Konsularbeamten und Zivilagenten aufnehmen! Um so mehr, als jeder tatsächliche Erfolg ihrer Tätigkeit ausblieb und die christlichen Bewohner der Provinz trotz der christlichen Gendarmen fortfuhren, sich untereinander zu zerfleischen. Wie die Kraft vertreten die türkischen Offiziere auch die Bildung ihres Volkes. Sie sind mit dem Leben, den Wissenschaften, den Einrichtungen und Gedanken des Westens bekannt, alle in stärkerem oder geringerem Grade von der jungtürkischen Bewegung ergriffen. Wir haben diese Bewegung wegen des Auftretens ihrer lautesten Wortführer in Paris, Genf und London unterschätzt. Die Leute, die sich der Tyrannei der türkischen Regierung und dem Mißtrauen des Sultans, oft aus den höchsten Ämtern und Hofstellungen, durch die Flucht entzogen haben, glichen in ihrem Gebaren, ihren Manifesten und phantastischen Plänen auf ein Haar den französischen Emigranten von 1790. Die fruchtbaren Keime dagegen, welche die Bewegung in sich trug, wurden von den namenlosen Männern gepflegt, die in der Heimat geblieben waren, auf bescheideneren Posten, aber gerade durch diese Stellung auf den unteren Stufen der militärischen Leiter vor dem Verdacht und der Verfolgung der Hofkreise und der Polizei in Konstantinopel geschützt und auf der andern Seite vorzüglich geeignet, als Leutnants, Hauptleute und Majore ihre Ansichten den Mannschaften einzuflößen und die Truppe mit sich fortzureißen. So sind sie die Träger und Durchführer der friedlichen Revolution geworden, die Europa durch ihren schnellen, entscheidenden Erfolg, fast ohne Unordnung und Blutvergießen, in Staunen gesetzt und dem Islam einen zunächst noch unberechenbaren Anstoß gegeben hat.

Nach außen hin ist die Wirkung dieser nationalen Erhebung des islamitischen Volkes von durchschlagender Wirkung gewesen. England und Rußland haben ihre Reformvorschläge zurückgezogen und die fremden Offiziere und Zivilagenten Mazedonien verlassen. Alle Mächte erklären, daß sie die weitere Entwicklung der Revolution, die durch die Anerkennung und den Beitritt des Sultans zu einer Reformation im Rahmen der Gesetzmäßigkeit umgewandelt wurde, abwarten würden, einige haben dem Sultan zu dieser Wendung der Dinge ihre aufrichtigen Glückwünsche ausgesprochen. Der Fortgang der Dinge muß zeigen, einmal: wie lange die Kraft der Begeisterung anhält, wie tief sie in die mohammedanischen Volksmassen dringt, und dann: ob es der neuen Regierung auf die Dauer gelingen wird, jede auswärtige Verwicklung zu vermeiden.

Ist das türkische Volk für ein Parlament reif, ist eine türkische Verfassung mit der Gleichberechtigung aller Volksstämme und Religionsbekenntnisse möglich? Den Bewohnern der Türkei hat jede politische Erziehung bis jetzt gefehlt, sie besitzen keine Grundrechte, keine Stände, keine Vereine. Weit überwiegt unter ihnen die Zahl derer, die nicht schreiben und lesen können. Wie fleißig, tüchtig und frei von dem Laster der Trunksucht die Bauernschaft auch ist, irgendein Verständnis, eine Anteilnahme für die Wandlung der Dinge hat sie nicht. Der russische Bauer betrachtete die Verfassung als das Recht zur Besitzergreifung des Landes der Gutsbesitzer und des Fiskus, dem Bauer in Kleinasien und Syrien bedeutet die Ver-

fassung die Befreiung von allen Steuern. Das erste türkische Parlament wird darum in politischer Naivetät hinter der ersten russischen Duma nicht zurückbleiben. An fremd-volklichen Elementen, Slawen, Griechen und Armeniern, wird es ihm ebenso wenig fehlen. Aber dank des phlegmatischen Volkscharakters wird das konservative Element in ihm eine einflußreichere Rolle spielen und die Leidenschaftlichkeit der Nihilisten von ihm ausgeschlossen sein. Nicht das Parlament, die Regierung verlangt nach Reformen, die kleine Gruppe der Gebildeten, die nicht, weil sie die Nation hinter sich hat, sondern weil sie an der Spitze des Heeres steht, im Augenblick die führende Partei ist, mit der sich das eigenste Interesse des Sultans verbindet, so lange er ein vom Auslande unabhängiger und selbständiger Herrscher bleiben will. Der Gegensatz zwischen dem Herrscher und seinen Prätorianern auf der einen, der Volksvertretung auf der andern Seite, der in Persien die Reaktion, das Bombardement des Parlaments, die Schreckenswirtschaft von oben und den Bürgerkrieg in den Provinzen herbeigeführt hat, kann in der Türkei nicht eintreten, solange der Sultan und das Heer zusammen stimmen. Ihre Einigkeit — und die Gemeinsamkeit der Interessen macht sie zur Notwendigkeit — verbürgt die Aufrechthaltung des Parlaments und die Freiheit seiner Beratungen. Nicht von ihnen — die Gefahren drohen dem türkischen Parlamentarismus und der islamitischen Bewegung von den alttürkischen konservativen Patrioten und den schwer zu versöhnenden Feindschaften zwischen den Volksstämmen, zwischen Islam und Christentum. Der Islam, immer zur Duldung des Juden- und des Christentums geneigt, widerstrebt seiner innersten Natur nach der Gleichstellung dieser Bekenntnisse mit dem seinigen. Noch sind der Giaur und der Moslim unüberwindliche Gegensätze. Auf beiden Seiten wird es großer Mäßigung und Geduld bedürfen, um das türkische Parlament zu ersprießlicher Tätigkeit heranzubilden.

Wie die inneren Zustände des Landes bergen auch die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten und den einzelnen Großmächten außerordentliche Schwierigkeiten und Gefahren für die islamitische Bewegung in sich. Schneller, als allgemein erwartet wurde, sind sie mit überraschender Plötzlichkeit eingetreten. Fast zu gleicher Zeit hat Österreich-Ungarn in den ersten Tagen des Oktobers Europa mit der Erklärung überrascht, daß es Bosnien und die Herzegowina fortan mit seinem Reiche vereinige, der Fürst Ferdinand am 5. Oktober in der alten Königsstadt der bulgarischen Zaren im frühen Mittelalter Tirnova die Unabhängigkeit des Landes und sich selbst zum Könige von Bulgarien proklamiert und die Bevölkerung von Kanea die Vereinigung Kretas mit Griechenland beschlossen. Längst schwebten diese Ereignisse in der Luft, die islamitische Bewegung hat sie zum vorzeitigen Ausbruch gebracht. Österreich-Ungarn, Bulgarien und Kreta haben den Zusammentritt des türkischen Parlaments und seine etwaigen Beschlüsse nicht abwarten wollen. In dem Manifest des Kaisers Franz Joseph heißt es, daß er Bosnien und der Herzegowina nur unter Feststellung seiner Souveränität eine Verfassung und Selbstverwaltung geben könne, und der neue Zar von Bulgarien versichert, daß nur ein unabhängiges Bulgarien ein aufrichtiger Freund der Türkei zu sein vermöge. So vollzieht sich jetzt die Umwandlung, die seit dem Berliner Vertrag von 1878 auf der Balkan-Halbinsel vorbereitet worden ist. Die Türkei verliert keinen Besitz, über den sie noch eine wirkliche Herrschaft ausgeübt hätte. Ihre Souveränität über Bosnien und die Herzegowina, über Bulgarien und Ost-Rumelien, über Kreta war nur noch der Schatten eines Rechts, den selbst eine an Haupt und Gliedern wieder erstarkte Türkei nicht mehr zu einem tatsächlichen hätte umwandeln können. Im Hinblick auf die Erhaltung des Friedens und der ruhigen Entwicklung der Verhältnisse im Innern wäre die rasche Entscheidung so gefährlicher Fragen von seiten der Türkei sogar zu begrüßen, wenn nicht ihr nationales Selbstgefühl auf das Empfindlichste dadurch verletzt würde. Eine Kränkung, die der absolutistischen Türkei erspart geblieben, sollte der liberalen ungestraft zugefügt werden dürfen? Noch hat die jungtürkische Regierung in würdevoller Selbstüberwindung allen Reizungen, zum Schwert zu greifen, widerstanden. Denn trotz aller Prahlereien der Bulgaren, die

in der Unbändigkeit ihres Ehrgeizes sich schon als die Erben von Byzanz betrachten, würde sie mit diesem kleinen Volke von vier Millionen bald gründliche Abrechnung halten. Sie hat bei den Signatarmächten des Berliner Vertrags Protest gegen den Gewaltstreich Österreich-Ungarns, Bulgariens und Kretas erhoben und ihre Sache zu der Sache des allgemeinen Rechts gemacht. Gewiß sind keine Kongreßakten und Verträge für die Ewigkeit versichert, sie erliegen der Bewegung und dem Wechsel der Dinge und Zeiten, aber es sollte doch keiner Macht erlaubt sein, sie einseitig zu brechen. Schwerlich wird, da trotz aller Reden und Versammlungen der Friedensfreunde kein Weltareopag zur Wahrung der Gerechtigkeit besteht, eine Änderung des Geschehenen eintreten und die Türkei sich in die Beseitigung ihrer Hoheitsrechte fügen müssen. Hoffentlich nicht ganz ohne Genugtuung: Österreich-Ungarn zieht seine Truppen aus dem Sandschak Novibazar zurück, und Bulgarien wird die Türkei sowohl für die mit Beschlag belegte bulgarische Strecke der Orientbahn wie hinsichtlich des Tributs für Ost-Rumelien entschädigen. Die Wunde, die dem osmanischen Selbstgefühl geschlagen ist, erhält eine Linderung durch die Befreiung von allen Verlegenheiten und Verwicklungen, die der Türkei aus den unklaren und zweideutigen Verhältnissen zu Österreich-Ungarn und Bulgarien drohten, und durch die Anerkennung, die ihrer klugen und maßvollen Haltung von allen Unparteiischen zuteil wird. Der Islam will nur sein Recht, seine Unabhängigkeit, seinen geschichtlichen Platz in der Welt behaupten. Er erkennt die bestehenden Verhältnisse und den Berliner Vertrag an, aber er nimmt doch zugleich eine kriegerische Stellung ein, die den Eindruck hervorruft, daß er bei einer erneuten Herausforderung aus der Verteidigung zum Angriff übergehen würde. Diese Entschlossenheit der türkischen Regierung hat im Innern des Reiches Ruhe und Ordnung trotz der politischen Umwälzung aufrechterhalten und in der Unterwerfung der Kurden einen nachdrücklichen Erfolg errungen: was den früheren Regierungen in Jahren nicht gelungen, hat sie in wenigen Wochen durchgesetzt.

Und wie in der Türkei erhebt der Islam auch in Marokko siegreich seine Fahne. Die französische Politik hat Schiffbruch gelitten: die französisch-spanische Note an die Unterzeichner der Algesiras-Akte, unter gewissen Bedingungen Muley Hafid als Sultan Marokkos anzuerkennen, ist das Eingeständnis dafür. Ruhmlos ist Abdul Asis, der Schützling Frankreichs, seinem von der Volksgunst getragenen Bruder unterlegen. Die Besetzung Udjidas und Casablancas, die Siege der Franzosen im Schaujagebiete und an der algerischen Grenze haben die allgemeine Erhebung der Marokkaner nicht zu hindern vermocht. Auch hier hat sich der Umschwung ohne tiefere Erschütterung vollzogen. Der Islam hat eine Lebenskraft und einen Zusammenhalt bewiesen, die weder Freunde noch Gegner ihm zugetraut. Dem Erwachen der ostasiatischen Völker folgt der Versuch der islamitischen, sich durch Reformen von innen heraus zu erneuern und vor der Unterwerfung und Auffaugung durch die europäische Kultur zu bewahren. Das religiöse Moment tritt zunächst vor dem politischen und nationalen zurück: Buddhismus und Islam wollen keinen Kampf gegen das Christentum beginnen, sondern erstreben eine Gleichberechtigung der drei Weltreligionen. Das Kampfprinzip des Islams streckt vor dem Friedensgedanken die Waffen. Statt der Welteroberung ist die Selbsterhaltung fortan sein Ziel. Daß ihm auch dabei die heftigsten Kämpfe bevorstehen, wird er bald genug erfahren. Denn in ihm selbst richten sich die Mächte der Gewohnheit und des Beharrens in den alten Lebens- und Glaubensformeln, der ihm eingeborene Fatalismus, die Unbildung und die natürliche Apathie seiner Bekenner gegen die modernen Gedanken und Bestrebungen auf. Die zwei großen Bewegungen des christlichen Europas, die Reformation und die Revolution, fassen sich in ihm jetzt zu einer einzigen zusammen, zu der Kardinalfrage: Ist der Islam überhaupt entwicklungsfähig oder muß er, um nicht zugrunde zu gehen, im Staat und in der Religion, im Glauben, Sein und Denken bleiben, wie er ist?

Literarische Rundschau.

Otto Gildemeisters Politische Essays.

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen. Mit einem Porträt Gildemeisters. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Otto Gildemeister, dessen Persönlichkeit und dessen Lebenswerk beim Leserkreise der „Deutschen Rundschau" bleibend die höchste Anerkennung und Schätzung genießt, stand volle siebenundfünfzig Jahre hindurch in enger Verbindung mit der „Weserzeitung", namentlich hat er in unermüdlichem Schaffen Leitartikel für sie geschrieben, Artikel, die nicht wenig dazu beigetragen haben, jenem Blatte seine hervorragende Stellung in der deutschen Presse zu verschaffen. Der Gedanke lag nahe, von diesen Artikeln eine Auswahl zusammenzustellen und sie dem ganzen deutschen Volke zu dauerndem Besitze zuzuführen; daß die Literarische Gesellschaft des Künstlervereins in Bremen diesen schon vorher hier und da im Freundeskreise erwogenen Gedanken tatkräftig ergriff und umsichtig ausführte, das verpflichtet zu aufrichtigem Dank. Dieser Dank sei vor allem den drei Männern ausgesprochen, welche die Auswahl trafen, die Sammlung durch ein vortreffliches Vorwort einleiteten und die einzelnen, an sich völlig unveränderten Artikel mit einer orientierenden Überschrift versahen, den Herren Wilhelm v. Bippen, Edmund Ruete, Armin Reiche.

Für die Auswahl galt es vornehmlich einen leitenden Faden zu finden, der eine bestimmte Richtung durch die schier endlose Fülle weise; verschiedene Möglichkeiten boten sich dafür dar; mit gutem Grunde hat man sich hier auf derartige Artikel beschränkt, die „Politische Essays" heißen können, und hier wieder auf solche, die von der Zeit, wo Bismarck in die erste Reihe der europäischen Staatsmänner trat, bis zu seinem Tode gehen. In ihrer Reihenfolge liefern sie ein zusammenhängendes Bild von dem Werden und Wachsen, dem äußeren und inneren Aufbau des Deutschen Reiches; ein solches Bild kann schon deshalb besonders eindrucksvoll sein, weil es nicht nachträglich verfertigt, sondern unmittelbar aus den Bewegungen der Zeit hervorgegangen ist und daher die ganze Aufregung der gewaltigen Ereignisse bis in die leiseren Stimmungen der einzelnen Augenblicke hinein treu zu spiegeln und zu voller Frische wiederzuerwecken vermag.

Aber eine große Zeit voll und wahrhaftig erleben und andern zu solchem Erleben verhelfen kann nur, wer mit eigentümlichen Gaben des Geistes und der Gesinnung ausgestattet ist. Er muß imstande sein, sowohl den Kern der Dinge richtig zu sehen als, was er sah, zu reinem und kräftigem Ausdruck zu bringen; sein Sehen muß ein Sichten, sein Darstellen ein Abstufen und Bewerten sein. Wie könnte er sonst der unermeßlichen Fülle der Ereignisse beherrschende Grundlinien abringen und sie zu einem Bilde verbinden, das die Seelen zu fesseln vermag? Gildemeister nun war zugleich eine weite, allen Eindrücken der Welt geöffnete, auf gerechte Würdigung des Verschiedenartigsten bedachte und eine kernige, im Grunde des Wesens festgeschlossene Natur, die allem Zustrom der Erscheinungen innerlich überlegen blieb und in sich selbst sichere Maßstäbe der Beurteilung trug. So waltet bei ihm ein starker Zug zum Wesenhaften, Echtes und Unechtes treten ihm scharf

auseinander, auch der glänzendste Schein kann ihn nicht blenden, das Substantielle aber, wenn auch äußerlich noch so bescheiden, findet bei ihm sein volles Recht. Und zugleich vollzieht sich eine deutliche Abstufung von Kleinem und Großem. Dieser Sinn für das Wesenhafte mit seiner scheidenden Kraft, mit der unbestechlichen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit seines Urteils erweist sich besonders den handelnden Persönlichkeiten gegenüber; nie verwischen sich hier die Grenzen zwischen echter Kraft und eitlem Aufputz, ein unerbittliches Entweder — Oder wirft die einen auf diese, die andern auf jene Seite; bei aller Fernhaltung pharisäischen Richtens ist es eine tiefethische Gesinnung, welche die Schilderung durchdringt und das Urteil beherrscht.

Diesen Zug zum Wesen- und Wahrhaften unterstützte in glücklichster Weise ein klarer und nüchterner Verstand, der leicht und rasch alle versuchte Täuschung durchschaute, alles Verworrene und Nebelhafte abwies, aus aller Umhüllung sicher zur Hauptsache vordrang. Auch der Realitätssinn des Niedersachsen und Hanseaten kommt dabei zur Wirkung; in seiner klaren Luft gedeihen Romantik und Mystik nicht, auch für abstrakte Prinzipien ist hier kein Sinn, noch weniger für überspannte Utopien. Wir stehen hier fest und sicher auf dem Boden der Erfahrung, aber der Erfahrung, wie ein gediegener Sinn sie erlebt und ein eindringendes Denken sie aufhellt. So konnte Gildemeister die große Zeit sehen, wie sie wohl wenige sahen.

Zugleich aber war ihm in hervorragender Weise die Gabe verliehen, alles Geschaute und Gefühlte zu angemessener Aussprache zu bringen. Der Mann, dem inmitten angespanntester politischer Tätigkeit das Übersetzen poetischer Meisterwerke in die geliebte Muttersprache eine Hauptfreude des Lebens blieb, den mit anmutigem Wortspiel Paul Heyse „der Übersetzergilde Meister" nannte, dieser Mann hatte sich die deutsche Sprache zu einem wunderbar geschmeidigen Werkzeug gebildet, ihm standen alle Register des Ausdrucks zur Verfügung, er besaß die schwere Kunst, was er sagen wollte, zugleich aufs treffendste und aufs einfachste zu sagen. Seine Darstellung verfällt nie ins künstlich Pointierte, und bei aller Einfachheit wird sie nie gewöhnlich, sondern bewahrt stets eine echte Vornehmheit. Da zugleich seine Schilderung in leichtem Rhythmus dahinfließt, auch von liebenswürdigem Humor getränkt wird, so ist es eine wahre Freude, ihr zu folgen. Zu voller logischer Klarheit gesellt sich hier eine wunderbare sinnliche Anschaulichkeit; in ihrem Dienst stehen zahlreiche Bilder, die gewöhnlich den einfachsten Verhältnissen und Eindrücken entlehnt sind, diese selbst aber durch die ihnen gegebene Beziehung geistig erhöhen. Die Knappheit, welche die Natur eines Leitartikels verlangt, wirkt hier nicht zur Hemmung, sondern als ein Anreiz, die höchste Kunst zu entfalten, das Große, Erschütternde, Unermeßliche, das jene Zeit enthielt, in denkbarster Klarheit, Einfalt und Präzision zur Darstellung zu bringen.

Alle diese Vorzüge kommen zu besonders glänzender Entfaltung gleich in den Anfängen des Buches, die uns die Kämpfe um die Einigung Deutschlands, namentlich den großen Krieg gegen Frankreich vorführen. Gildemeister ist hier vor allem darauf bedacht, das rechte Maß für das Große zu finden, dem Gewaltigen, ja Einzigartigen der damaligen Ereignisse volle Geltung zu verschaffen, den Sinn für ihre Bedeutung kräftig zu wecken. „Dinge, die vor zwei Monaten, wenn man sie erzählt hätte, wie Ausgeburten der wahnwitzigsten Phantasie geklungen haben würden, sind heute nackte Wirklichkeit, und sie sind mit so rapider Gewalt hereingebrochen, daß man noch jetzt manchmal versucht ist, an ein Blendwerk trügerischer Träume zu glauben. Die Weltgeschichte hat solche Übergänge bisher nicht gekannt, sie pflegte den Ereignissen lange Schatten vorangehen zu lassen, welche die Gemüter mit Ahnungen des Kommenden erfüllten; sie pflegte die See brausen und grollen zu lassen, ehe noch der Sturm sich erhob. Nur in den alten Geschichten lasen wir wohl erstaunliche Mären von dem jähen Hereinbruche einer großen Katastrophe, die über Nacht ein Reich vernichtete oder ein gottgefälliges Volk vom Untergange rettete; Pharaos Rosse und Wagen versanken im Schilfmeer; Sanheribs Heerscharen starben

unter dem Hauche des Todesengels, und Belsazar wurde vom schwelgerischen Mahle ins Verderben gestürzt. Aber die Profangeschichte kennt solche plötzliche Tragödien nicht. Unsern Tagen war es vorbehalten, mit schauerlicher Schnelligkeit tiefsten Frieden mit unerhörtestem Blutvergießen, frevelhaftesten Cäsarenhochmut mit bitterster Demütigung wechseln zu sehen."

Der Verlauf der Zeit hat den Späteren unvermeidlich die Empfindung für das Große jener Tage abgeschwächt; um so wertvoller ist es, hier durch eine packende Darstellung großen Stils zur ursprünglichen Frische des Erlebnisses zurückgeführt zu werden.

Der Grundlegung des Reiches folgte der innere Ausbau, folgten die vielfachen Kämpfe, die er mit sich brachte. Gildemeister konnte zunächst die Hauptrichtung der Bewegung mit voller Sympathie begleiten, er hat dieser den wärmsten Ausdruck gegeben; als dann aber, namentlich in wirtschaftlicher Hinsicht, die Bewegung andre Bahnen einschlug, als seine Überzeugung forderte, da hat er seine Abweichung nicht verhehlt und auch sie mit der ihm eigentümlichen Sachlichkeit und Klarheit verfochten. Auch wer hier nicht mit ihm gehen kann, wird die Mannhaftigkeit seiner Gesinnung ehren, die Tüchtigkeit ihrer Vertretung anerkennen, das Geschick der Darstellung bewundern. Aber so wenig ein solcher Einblick in die Zweifel und Kämpfe fehlen konnte, welche die Ausgestaltung unsrer staatlichen Verhältnisse begleiteten, gern sehen wir uns zum Schluß wieder auf eine Höhe versetzt, wo alles, was entzweien kann, zurücktritt, ja verschwindet. Das geschieht, indem Gildemeister bei der Darstellung des Scheidens der Helden jener Zeit einen Blick auf ihr Lebenswerk zurückwirft und sie im Ganzen ihres Wesens würdigt. Da diese Würdigung seine Art und Gesinnung mit besonderer Klarheit widerspiegelt, so möchten wir hier ihn möglichst selbst das Wort nehmen lassen.

Mit warmer Sympathie und tiefer Verehrung erfüllt ihn Moltkes Heldengestalt. „Eine außerordentliche persönliche Kraft im ausschließlichen Dienste der würdigsten Sache, — das ist die einfache Formel, die dem Verstande erklären mag, was die Gemüter des Volks bei dem Anblick ihres größten Kriegsmanns bewegt. — Die persönliche Kraft, dazu rechnen wir nicht allein die Eigenschaften, die den ausgezeichneten General machen; auch der Charakter gehört dazu, die vollständige, allem irdischen Tande, allen Eitelkeiten abgewandte reine Hingebung an die Sache, die Unerschütterlichkeit eines Pflichtgefühls, das eine zweite Natur geworden zu sein, das keine Kämpfe zu bestehen, sondern wie ein unfehlbarer Instinkt zu wirken scheint. Auch der hohe Sinn, der nur auf das Große gerichtet ist, und die feine Bildung, die in allem Tumult der Erscheinungen sicher die Hauptsachen erkennt, gehören zu der persönlichen Kraft, die erforderlich war, um den ausgezeichneten General unter die Heroen deutscher Nation zu versetzen." Bismarck vermag er nicht in jeder Hinsicht zu folgen, aber sobald er den Blick auf das Ganze seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes richtet, hat er für die Größe des Mannes nur die vollste Anerkennung und Bewunderung. Denn „mit dem Menschen verhält es sich umgekehrt wie mit der Ankerkette. Die Kette ist so stark wie ihre schwächste Stelle; der Mensch ist so groß wie seine größte Leistung". „Uns stört nichts in dem erhebenden Gefühl, daß es uns vergönnt gewesen ist, Zeitgenossen und Zeugen eines weltgeschichtlichen Menschen gewesen zu sein, einer von jenen heroischen Gestalten, die man ohne Überschwenglichkeit den ganz wenigen Ersten an die Seite stellen darf, einen Mann, dessen Name denselben vollen Klang hat wie die Namen Alexander, Cäsar, Karl der Große, Luther, Friedrich der Große, Napoleon, und ebenso wie jeder von diesen einen ganz eigenartigen, ganz persönlichen Klang, den die Geschichte bewahren wird, den aber niemand in Zukunft so deutlich, so unmittelbar wieder empfinden wird wie wir, die mit ihm dieselbe Luft geatmet haben." „Ohne ihn, wenn auch nicht allein durch ihn, wäre das große Werk, das seinen Namen unsterblich macht, nicht geworden. Sein unter allen Lebenden allein war die Herrscherseele, die das Chaos der ringenden Kräfte zu einer Welt zu ordnen ver-

mochte, und nie sollen wir es vergessen." Solche Schätzung des leitenden Staatsmannes läßt die einzigartige Größe Kaiser Wilhelms vollauf bestehen. „Niemand, glauben wir, erhebt den Einwand, daß an dem Werke doch auch andre mitgewirkt haben, ohne deren Hilfe der gewaltige Erfolg nicht möglich gewesen wäre. Das versteht sich von selbst. Aber um ein Abmessen der persönlichen Verdienste einzelner handelt es sich nicht, wenn man fragt: wer verkörpert am besten das Werk selbst, an dem schließlich ein ganzes Volk mitgearbeitet hat? Keiner verkörpert es so gut wie der königliche Greis, unter dessen Führung es begonnen und vollbracht worden, der von Anfang bis zu Ende der feste Mittelpunkt der ungeheueren Bewegung und die Spitze des vollendeten Gebäudes gewesen ist, — kein Roi fainéant, der seine Paladine für sich kämpfen läßt, sondern ein wirklicher Herrscher und Heerführer, zu dessen Ruhme nichts Beweiskräftigeres gesagt werden kann, als daß er durch die Nähe solcher Paladine wie Bismarck und Moltke nicht an seiner Größe einbüßte. Man braucht nicht zu bestreiten, daß die großen Herrscher, neben denen Kaiser Wilhelm I. seinen Platz in der Geschichte einnehmen wird, Cäsar, Karl, Friedrich, Napoleon, sich selbst, dem eigenen Ingenium mehr verdankten als er; alle diese ragten einsam über die Zeitgenossen empor. Aber keiner von ihnen war vor die Probe gestellt, die unser alter Kaiser ohne Anstrengung bestanden hat, bloß durch die stille Kraft seiner Natur, neben den Größten der Erste zu bleiben. Nicht diese Lockungen, die der Ehrgeiz vor der genialen Kraft ausbreitet, haben Kaiser Wilhelm zu solcher Höhe emporgeführt; ohne daß er sie suchte, wurde ihm von der Geschichte selbst eine Aufgabe gestellt, so schwer, so großartig, wie sie nur je die Phantasie des mächtigsten Geistes sich ausgesonnen hat, und diese Aufgabe hat er ohne Pomp exaltierter Gefühle gelöst, einfach wie die einfache Erfüllung einer Dienstpflicht, tadellos wie die Leistung eines Meisters. Alle Eigenschaften, die dazu erforderlich waren, vereinigten sich in diesem so wenig blendenden und doch so lichten Haupte, die Eigenschaften gerade, denen unser Volk von je den höchsten Wert beigelegt, die höchste Ehre zuerkannt hat, weil sie das beste Teil seines eigenen Wesens und Charakters darstellen."

Sollen wir uns nicht freuen, daß uns in solcher Weise jene große Zeit mit ihren hohen Gestalten in lebendige Gegenwart gestellt wird, und werden wir nicht dem Buche, das uns solches gewährt, einen Platz in jedem deutschen Hause wünschen?

Rudolf Eucken.

Overbeck-Nietzsche.

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Carl Albrecht Bernoulli. Zweiter Band. Mit Porträt und zwei Beilagen. Jena, Diederichs. 1908.

Ich habe nach Erscheinen des ersten Bandes von Bernoullis Werk mit aller Objektivität meinen Standpunkt zwischen den Parteien — denn um Parteien handelt es sich! — genommen; so sehr, daß es mir natürlich von beiden Seiten verdacht worden ist. Ich glaubte aber wirklich in jenem Buche, dessen bedenkliche Schwächen ich nicht verhehlte, einen Versuch sehen zu sollen, dem Problem Nietzsche mit neuen Mitteln entgegenzurücken; der Schüler Overbecks schien der Synthese andrer seine Analyse entgegenzustellen, wie das Nietzsche-Archiv, wie Joel, Riehl, Vaihinger und andre Forscher im Dienst der geschichtlichen Wahrheit tätig. — Ich vermag angesichts des zweiten Bandes diese Meinung nicht aufrechtzuhalten. Gerade weil ich mich selbst widerrufen muß, ist es meine Pflicht, nachdrücklich zu bekennen: Bernoullis Buch ist kein Werk der Forschung, sondern des Parteiinteresses; es dient nicht der objektiven Feststellung von Tatsachen, sondern sucht mit allen Künsten und aller

Gewalt vorgefaßten Meinungen zum Sieg zu helfen. Die Geschichte „einer Freundschaft" — ein Titel, den von Sherards Wilde-Biographie zu borgen schon kein unbedenkliches Symptom war — ist die Geschichte einer Feindschaft, die sich als wohlwollende Neutralität maskiert. Hebbel hat einmal gesagt, man könne so wenig das Gedicht eines andern zu Ende dichten, wie man die Liebe eines andern zu Ende lieben könne; nun, Bernoulli hat nicht nur die Aufzeichnungen Overbecks fertig zu machen, sondern auch seinen Haß weiter zu hassen gesucht — und dies wenigstens ist ihm gelungen.

Für die wunderliche Selbstverblendung, mit der der Verfasser seine Parteistellung als Objektivität vor allem auch vor sich selbst zu drapieren bemüht ist, kann kein Satz bezeichnender sein als der folgende: „Gründe der Wahrhaftigkeit fordern indessen bei der ausgesprochen feindseligen Stellung, die Peter Gast im öffentlichen Kampfe um Overbecks guten Namen neuestens einnimmt, auch Seiten und Eigenschaften seines Charakters aufzudecken, die den Wert seiner Jüngerschaft für Nietzsche beschränken mußten" (S. 110). Kann man gröbere Sophistik treiben? Was hat die Wahrhaftigkeit mit der feindseligen Stellung zu schaffen? Bernoulli verrät hier aber in aller Unschuld, daß keine Gründe der Wahrhaftigkeit ihn veranlaßt hätten, Peter Gasts Schwächen aufzudecken, falls dieser etwa an Seite der Brüder Horneffer stände; wie es ihm denn etwa nicht beifällt, über diese Eideshelfer „biographische Notizen" von so überflüssiger Art zu geben wie (S. 509) über den ihm unsympathischen Ludwig Stein. Und dieser „Historiker" gibt sich dann den Anschein, lediglich aus feuriger Liebe für die geschichtliche Wahrheit für die Horneffers eingesprungen zu sein — die nämlich in wichtigen Fragen (nur mit besserer Begründung ihres Standpunktes) seiner Meinung sind!

Besser hätte Bernoulli daran getan, sein Buch einfach als eine Apotheose Overbecks zu geben. Freilich hätte es auch dann dieser Absicht schwerlich gedient. Zu deutlich erhärtet es für den Baseler Theologen, was Nietzsche im Unmut von Richard Wagner ausgesprochen hat: daß er nicht die Kraft hatte, die Menschen im Umgang frei und groß zu machen, weil er nicht sicher war, sondern argwöhnisch und anmaßend. Ja, auch anmaßend, auf seine Art, bei aller Bescheidenheit. — Oder, wer diese erzieherische Wirkung Overbecks bestreiten möchte, lese die bis zur Brutalität geschmacklose Schilderung, wie Bernoulli Nietzsches Beerdigungstag verbrachte. Wer aber erkennen möchte, ob Overbecks Versicherung, Frau Förster werde für ihn nie aufhören, die Schwester ihres Bruders zu sein, seinem Apostel gedient hat, der vergleiche die bodenlose Gehässigkeit, mit der die Inhaberin des Nietzsche-Archivs verfolgt wird, etwa mit der Entrüstung, die eine sehr haltbare und sachliche Bemerkung Rohdes (S. 504) über Frau Overbeck als „unwürdig" zurückweist. Und wer endlich studieren möchte, was der Historiker von Overbecks immer wieder gerühmter Methode gelernt hat, der betrachte mit Andacht das Verfahren, durch das Frau Cosima zur „Vision der Dionysosfrau Ariadne" (S. 75 f.) „gezaubert" wird!

Hätte Bernoulli sich auch nur an die Worte gehalten, die er (S. 451) von Spitteler zitiert: „Der Deutsche raucht einen bösartigen Weihrauch. Er hat immer die Sucht, während er vor dem Gottlieb auf dem Bauch liegt, den Gotthold ins Bein zu beißen." Nun aber sind sie eigentlich die beste Charakteristik dieses tausendseitigen Pamphlets geworden. Durchaus unwürdig ist der Ton, in dem über Nietzsche gesprochen wird. In demselben Basel, dem wir das vielleicht tiefste Buch, das bis jetzt über ihn erschienen ist, K. Joëls „Nietzsche und die Romantik" verdanken, darf zum Jubel aller Latitudinarier und Platitudinarier der große Denker von oben abgetan werden, weil er bloß Denker war und nicht etwa — als Führer der Temperanzbewegung „über sich selbst emporgestiegen" ist (S. 265)! Es wird gesagt, daß Nietzsches Entwicklung sich in der Art eines Korkziehers vollzogen habe; es wird mit kleinlicher Sophistik an G. Kellers Verhältnis zu Nietzsche herumgedeutelt; vor allem aber macht sich zum Schluß Herr Bernoulli über Nietzsches Werke und Bedeutung in einer diktatorischen Weise zum Richter, die nur Lachen erregen kann.

War doch nicht einmal sein Meister zu einem Urteil über Nietzsche fähig! Materialien zusammenzuschleppen, Perioden zu formulieren, das gelang ihm; nur scheiterte er an der Synthese! Er mußte es, weil er eben dem Freunde allzu ungleichartig war. Das Problem Overbeck ist es allein, was diesem Haufen oberflächlicher Bemerkungen, unrichtiger Kombinationen, überflüssiger Exkurse dauernden Wert verleiht. Wahrlich ein interessantes Problem! Es ist in letzter Linie der ewige Typus des Unfruchtbaren, der von dem Fruchtbaren sich angezogen und abgestoßen fühlt. Overbeck hat Nietzsche sicher geliebt — und sicher, ohne sich selbst darüber klar zu werden, gehaßt:

Wie sollen die sein deine Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Ein beständiger Vorwurf ist?

Darf man das Verhältnis in große, heilige Beziehungen umdeuten, so denke man daran, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" den Ewigen Juden geschildert hat. „Er faßte zu unserm Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich darin äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eigenen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo beständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten" — etwa, würde Bernoulli meinen, einen Abstinenzverein zu begründen. „Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen . . ." Christi Leben und Person, von Ahasverus geschildert; das ist im höchsten Sinn ein Gleichnis für Overbecks psychologische Steckbriefe, denen leider nur das geistige Band fehlt.

Was aber Overbeck um seiner inneren Selbstbehauptung willen niederschrieb, ohne doch ganz die Liebe verleugnen zu können, das wird bei seinem Diener zur bloßen Feindseligkeit. Denn über alles gilt es die Fleckenlosigkeit seines Meisters zu verherrlichen. So führt der „sichere Weg der historischen Schilderung" denn an einem gefährlichen Punkt zu eiligem Hüpfen (S. 301). Overbeck hat, als er den erkrankten Nietzsche heimholte, versäumt, die Manuskripte in Sils-Maria zu bergen. Das ist verzeihlich bei der Erregung, bei seiner Abneigung gegen diese letzten Schriften; ein Versäumnis bleibt es doch. Da redet Bernoulli um die Sache herum: Nietzsche — der Kranke! — habe die Papiere als wertlos bezeichnet. Aber sie waren es doch nicht! „Ist da der springende Punkt nicht geradezu umgangen?" (S. 448.)

Peter Gasts Einspruch gegen die Verweigerung seiner Briefe hat das Buch mit dicken schwarzen Zensurspiegeln verziert, wie wir sie sonst nur aus der Sage von Rußland kannten. Ich glaube nicht, daß ich an seiner Stelle prozessiert hätte; immerhin verstehe ich es, daß er seine Briefe nicht so, wie Bernoulli es getan hat, zerstückt, zerpflückt, mit hämischen Anmerkungen verbrämt sehen wollte. Aber diese schwarzen Stellen sind nicht die dunkelsten in dem Buche: viel mehr noch entstellen es die unerbittliche Gehässigkeit gegen das Nietzsche-Archiv und die vorschnelle Überhebung gegenüber Friedrich Nietzsche. Overbeck schüttelt den Kopf, wenn für Lamprecht der Philosoph schon historisch ist (S. 400); für seinen Schüler aber, der Lamprechts historische Schulung und seinen großen Blick doch wahrlich nicht besitzt, ist alles schon fertig, res iudicata. Wir verstehen noch des Lehrers Pharisäismus des Geistes, der bei jeder Lebensäußerung Nietzsches dem Himmel dankt, daß er nicht denkt wie jener; aber für den altgekauften Skeptizismus zweiter Hand bei Bernoulli haben wir keine Duldung mehr übrig.

Das Buch schließt (S. 467 ff.) ebenso unerwartet wie geschmackvoll mit einer Vorschußlorbeererteilung an die — schweizerischen Erzähler! Wenn etwas, hätte dieses Ende weggewünscht, wer für C. A. Bernoulli Anteil und Mitgefühl besitzt. Er hat einst einen ausgezeichneten Roman geschrieben: „Lukas Heland"; er hat zwei vortreffliche Werke zur Kirchengeschichte gegeben. Und nun — dieser Roman! dies Probestück von Erzählungskunst! dies von der rabies theologica diktierte Stück modernster Heiligenlegende! Im ganzen ist es zum Weinen; aber nicht um Nietzsches willen!

Richard M. Meyer.

1. **Über die Seelenfrage.** Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von Gustav Theodor Fechner. Zweite Auflage besorgt von E. Spranger. Mit einem Geleitwort von Friedrich Paulsen. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1907.

Wir müssen es dem Verleger Dank wissen, daß er dies fast vergessene Büchlein Fechners uns gerade zu einer Zeit in Neuauflage bietet, da — um mit des eben heimgegangenen Friedrich Paulsens gewichtigem Wort zu reden — „Fechners Name ein Programm geworden ist, das der Philosophie und Weltanschauung des neuen Jahrhunderts vorleuchtet". Und in der Tat, wer einen Führer suchen will von einer bloß physischen zu einer metaphysischen Weltanschauung, von einer Ansicht der Dinge, die sie nur von der Außenseite, als Körperwelt sieht, zu einer Ansicht sich hinüberleiten lassen will, die auch die Innenseite der Wirklichkeit, ihr seelisch-geistiges Sein, erfaßt, dem kann Fechner der erwählte Mentor sein. Macht er aus seiner „Seelenfrage" auch keine Sache der exakten Forschung, so zeigt er sie doch als dem Prinzip der exakten Forschung nicht widersprechend. Sie ruht, für Fechner, auf Logik und Erfahrung. Statt abzuweichen von dem Prinzipe des Erfahrungsschlusses, ist seine Antwort auf diese Frage eine Erweiterung und Steigerung jenes Prinzips über das Gebiet des Wissens hinaus in das des Glaubens, mithin ein Versuch, Wissen und Glauben zu versöhnen. Der Ausgangspunkt für Fechners Naturbetrachtung bildet das im Selbstbewußtsein unmittelbar Gegebene, d. h. das Innenleben der Wirklichkeit. Und da wir in der heutigen Philosophie diesseits und jenseits des Rheins wiederholt dem Versuch begegnen, die sogenannten Seelenzustände und Vorgänge für die Deutung der Realität zu benutzen, die Welt nach Analogie unsres Ich aufzufassen, so ist es von doppeltem Werte, aus einem unsrer älteren Denker zu ersehen, wie dies Problem zu einer Zeit in Deutschland gefaßt wurde, als man einer rein physikalischen Weltanschauung müde zu werden begann.

2. **Die Legende des Baalschem.** Von Martin Buber. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. O. J.

Ein seltsames Buch! In welche Dämmerzustände religiöser Verzückung führt es uns und wie suggestiv, trotz allen Überschwanges, wirkt es dennoch auf den Leser! Sein Held ist der Stifter einer polnisch-jüdischen Sekte, der Chassidim, „einer Tochter der Finsternis", wie Graetz, der Verfasser einer ausgezeichneten „Geschichte der Juden", sie charakterisiert, „im Dunkel geboren und auch heute noch auf dunklen Wegen fortwirkend". Der abgöttisch von ihr verehrte Begründer hieß Israel ben Elieser, besser bekannt unter dem von seinen Anhängern ihm beigelegten Titel „Baalschem", d. h. Meister des Gottesnamens oder Wundertäter durch Beschwörungen im Namen Gottes. Er lebte vom Anfang bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts, und war nicht eigentlich ein Schriftgelehrter; früh verwaist und arm, brachte er seine Jugend in den Wäldern und Höhlen der Karpathen zu, und lernte dort — wie Graetz es ausdrückt — was er in keiner Schule hätte lernen können: „das Alphabet der Naturlaute verstehen" — „vogelsprachekund, wie König Salomo", ja mehr als das: auch was Baum und Strauch redeten, war ihm nicht verborgen. In seinem späteren Leben war er nacheinander Fuhrmann, Roßtauscher und zuletzt Wirt einer Dorfschenke; doch der Drang zum Geheimnisvollen, zum Übersinnlichen und Verborgenen, der in seiner Seele war, steigerte sich in der Raserei des Gebetes zu jenen Wahnvorstellungen, die ihm Macht über die Geisterwelt zu geben, die Pforten des Himmels, die Tore der Ewigkeit zu erschließen schienen. Er war kein Betrüger in dem Sinne, daß er nicht selbst an sich geglaubt hätte: vielmehr war die Kraft in ihm so stark, daß er eine große Gemeinde von „Frommen" — dies ist die Übersetzung von Chassidim — um sich sammelte, die fest an dem „Heiligen von Miedziborg" hingen. Seine Lehre war keine der Askese, sondern eine der Fröhlichkeit, die sich im Besitze der Gnade sicher weiß; doch sie ward von dem rechtgläubigen Judentum, in das sie diesem fremde Elemente zu bringen drohte, verurteilt und verworfen. Alle Züge aus seinem wirklichen Leben finden sich, nur sozusagen sublimiert, in der „Legende des Baalschem", die Martin Buber aus Volksbüchern, Heften und Flugblättern, „zuweilen auch aus dem Munde von Leuten, die noch das Stammeln gehört", empfangen und im vorliegenden Buche erzählt hat. Es sind Geschichten, in denen das Übernatürliche wie zum natürlichen Ereignis wird, und vorgetragen in einer Sprache, die vortrefflich zu dem, den Baalschem umgebenden mystischen Dunkel paßt. Aus unsrer Ferne gesehen, verlieren diese Begebenheiten jeden störenden Beigeschmack; und neben dem poetischen Reiz von Bubers Werk darf man doch auch seinen kulturhistorischen Wert nicht unterschätzen.

β). **Verbrecher bei Shakespeare.** Von A. Goll. Mit Vorwort von Prof. Dr. F. von Liszt. Stuttgart u. Berlin, Arel Juncker. O. J.

Verfasser dieses Buchs, der dänische Polizeichef Goll, hat einen deutschen Genossen, Kohler, der ebenfalls 1807 „Verbrechertypen in Shakespeares Dramen" Brutus und Cassius, Othello und Jago, Macbeth und Lady Macbeth, Richard III. und überdies noch Edmund und Gade behandelt hat. Kohlers Buch steht uns leider nicht zur Verfügung. Professor Franz v. Liszt in seiner Vorrede bezeichnet den deutschen Professor der Rechtswissenschaften als hegelisierenden Vertreter der Willensfreiheit im Gegensatz zum streng naturwissenschaftlichen Determinismus des Dänen. Die Verschiedenheit der Standpunkte markiert die Charakterisierung Macbeths und die Auffassung Richards III. Bei Kohler ist der König „der Staatsstreichverbrecher mit sozialem Wesen", bei Goll, neben Jago, der Typus des „Instinktverbrechers". In Macbeth sieht Goll den Typus für die große Schar „der Gelegenheitsverbrecher", der durch bestimmte Verhältnisse und den ihn bestimmenden Willen eines andern zur Tat gedrängt wird.

Kohler erblickt in Macbeth einen einfachen Leidenschaftsverbrecher und stellt diesen dem Gelegenheitsverbrecher Othello gegenüber. Beide erkennen in Shakespeare den unvergleichlichen Psychologen, in dessen Gestalten wir den Faden hindurchschimmern sehen, der uns selbst mit den Verbrechern verbindet, die Menschen sind wie wir. Er bleibt der größte, er ist nicht der einzige. Goll verweist auf Dostojewski, mit der Beschränkung, daß Raskolnikow und die Schilderungen aus dem toten Haus usw., obwohl von höchstem Wert, zu ausschließlich russisch sind, um uns direkt zu berühren. Dagegen wäre ein andrer Meister zu nennen gewesen, nämlich Victor Hugo. In den „Misérables“ hat er mit Jean Waljean und im wunderbaren Kapitel „Une tempête sous un crâne“ die vom Verfasser bei den Dichtern gesuchte und gefundene Fähigkeit entwickelt, sich mit einem andern Ich zu identifizieren und so zu denken, zu fühlen, zu urteilen wie dieses andre Ich.

βγ. **Aventuriers et femmes de qualité.** Par A. Gailly de Taurines. Paris, Hachette. 1907.

Der Geschmack unsrer Tage gefällt sich in historischer Kleinmalerei. Eine solche bietet das vorliegende kleine Buch, dessen interessanteste Episode die geplante, aber nicht gelungene Entführung einer reizenden und tugendhaften jungen Frau durch einen höchst anrüchigen Glücksritter aus vornehmem Hause ist. Der Name des Mannes ist Bussy-Rabutin, der aus dem Briefwechsel der Marquise de Sevigné wohlbekannte Vetter dieser genialen Dame, der auch in bezug auf sie keine rühmliche Rolle spielte. Sein Opfer hieß Madame de Miramion, die ihm glücklich entschlüpfte und ihr Leben in guten Werken an der Seite von „Monsieur Vincent“, dem später heiliggesprochenen Stifter der Barmherzigen Schwestern, verbrachte. Ihr Bild ist, mit einigen andern Illustrationen, der Schmuck des Buches.

γ. **Felix Schnabels Universitätsjahre oder der deutsche Student.** Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Von A. v. S. Neudruck, eingeleitet von Otto Jul. Bierbaum. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Unter dem Titel „Der deutsche Student, von A. von S.“ erschien 1835 im Verlag von P. Balz in Stuttgart ein merkwürdiges Buch, das in der erfundenen Person des Sohnes eines norddeutschen Gutsbesitzers Felix Schnabel einen jungen Mann vorführt, der von seiner Familie zum Studenten bestimmt wurde, und zwar, da die juristische Laufbahn schon damals überfüllt war, und die Medizin nur ein unstetes, unruhiges Leben verhieß, zur Theologie. Inneren Beruf dazu fühlte der lebhafte und leichtsinnige Felix freilich nicht in sich, und so kann es nicht wundernehmen, wenn er nach dem Besuch der Hochschulen Halle, Jena und Erlangen schließlich im theologischen Examen zu Halle durchfiel (er rechtfertigte Jesus für die Austreibung unsauberer Geister in Schweine und den angestifteten Schaden damit, daß diese Tiere bei den Juden in geringem Wert standen) und nach neuen mißglückten Versuchen auf andern Universitäten sich entschloß, bei den Griechen Soldatendienst zu nehmen. Das Buch enthält eine offenbar möglichst nach der Natur gezeichnete, anschauliche Schilderung des Studentenlebens jener Zeit, ohne daß die idealen Momente desselben innerlich erfaßt und zur Geltung gebracht würden; sie fehlen nicht ganz, aber sie treten sehr in den Hintergrund; das Korpsleben namentlich erscheint in wenig erfreulichem Lichte. Aber als Beitrag zur Sittengeschichte, der natürlich mit Kritik gelesen sein will, ist das Buch des Anonymus hervorragend und sein Neudruck deshalb sehr zu begrüßen. Der Herausgeber hat das Buch mit Bemerkungen eingeleitet, die von ehrlicher Freundschaft für das Korpsleben eingegeben sind, auch da, wo sie ihm mahnend gegenüberstehen.

ρσ. **Heinrich Bansi.** Von Joh Martin Trepp. Chur, Sprecher & Valer. 1908.

Durch Schillers Graubündner Affäre, die sich an eine Stelle der Räuber anschloß, figuriert in der deutschen Literaturgeschichte auch der Graubündner Aufklärer und Patriot Heinrich Bansi, dessen Hand bei den Maßnahmen gegen Schiller im Spiele war. Bansi wirkte damals als Pfarrer in Fläsch bei Chur und stand mit der Familie von Salis, auch mit Lavater und den maßgebenden Zürcher Männern in engerer Verbindung. Er ist später in französische Dienste getreten und war in diesen Hauptmann. Nachdem aber der öffentliche Gang der Dinge in der Schweiz in ruhige Bahnen geleitet worden war, flüchtete sich Bansi aus der öffentlichen Tätigkeit in die Einsamkeit des Engadiner Dorfes Silvaplana, und hier und in dem nahen Campfer hat er bis in die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Aufklärung, seinen Studien und seiner Familie gelebt. Das reichbewegte Leben dieses begabten und schicksalsreichen Mannes hat nun ein junger Churer, Martin Trepp, auf Grund urkundlicher Quellen dargestellt, indem er Bansi zugleich als Ökonom, Schulmann, Historiker und in seinem Verhältnis zur Synode betrachtete, immer im Rahmen der damaligen Zeitumstände. Gewiß ein schätzbarer Beitrag zur Graubündner Geschichte, von dem auch die Schillerkunde Vorteil ziehen kann.

ρσ. **Dramatisches von Julius Gugler.** Die Pioniere. Lyrisches Festspiel in einem Akte. — For Mayor Godfrey Buehler. Deutsch-amerikanisches Charakterbild in drei Aufzügen. Milwaukee, Wis. Im Selbstverlag des Verfassers. 1907.

Der deutsch-amerikanische Dichter Julius Gugler, schwäbischer Herkunft, dessen Namen in Amerika wohlbekannt ist, veröffentlicht in diesem Bande zwei frühere dramatische Arbeiten, von denen das eine, „Die Pioniere“, zuerst 1892 bei Gelegenheit der Einweihung des Schiller-Theaters in Chicago, das andre, „For Mayor Godfrey Buehler“, mehrmals in Milwaukee aufgeführt worden ist. Das Festspiel bringt in oft ergreifender Weise die Gedanken und Gefühle zum Ausdruck, die einen Auslandsdeutschen seinem neuen und seinem alten Vaterlande gegenüber beseelen. Das zweite Stück, in dem es sich um die Bewerbung Gottfried Buehlers um den Bürgermeisterposten seiner Vaterstadt

handelt, läßt tiefe und charakteristische Einblicke in das Familienleben der besser situierten deutsch-amerikanischen Kreise tun. Beide Stücke zählen zu den bedeutenderen Erzeugnissen der deutsch-amerikanischen Dichtung, als deren schönste Blüte in neuerer Zeit Guglers epische Dichtung „Der Stern des Westens" zu betrachten ist.

ρσ. **Amerikanische Redensarten und Volksgebräuche.** Mit einem Anhange: Folkloristisches in Longfellows Evangeline. Von Professor Karl Knortz, North Tarrytown, N. Y. Leipzig, Teutonia-Verlag. 1907.

Diese neue Schrift des unermüdlich tätigen Deutsch-Amerikaners Karl Knortz ist sehr angenehm und belehrend zu lesen. Er verbreitet sich im Plauderton und in zwangloser Reihenfolge über eine große Anzahl englisch-amerikanischer Redensarten, deren ursprünglichen Sinn oder volkstümlichen Anlaß er aufweist. Sein Material zieht er sowohl aus der Geschichte und Literatur wie aus dem gegenwärtigen Volksleben und der Tagespresse. Mit den volkstümlichen Sitten und Redensarten aller Völker zeigt er sich vertraut. Oft werden nette kleine Geschichten für die Erklärung eines Wortes oder Brauches erzählt oder herangeholt. Longfellows Evangeline gibt dem Verfasser Gelegenheit, über einzelne Dinge, wie Mistel, Biene, Werwolf, Spinne usw. ausführlich und vergleichend zu handeln. Man empfindet, daß Knortz sich bei dem Stoffe dieser Schrift in seinem Elemente fühlt. Auch die deutsche Volkskunde dürfte vielen seiner Beobachtungen des amerikanischen Volks- und Sprachlebens Neues abgewinnen.

ρσ. **Mirèio.** Provenzalisches Epos von Frederi Mistral. Deutsch von Franziska Steinitz. Mit einem Essay von Herman Grimm nebst Vorbemerkung als Einleitung und dem Bilde des Dichters. (Mit Kartenskizze der Crau und der Wanderung Mirèios.) Halle a. S., Otto Hendel.

Die neuere provenzalische Poesie erfreut sich in Deutschland einer ungemeinen Wertschätzung, die bei der Schwierigkeit des Originals nicht ohne gute Übersetzungen zu erreichen gewesen wäre. Mistral selbst hielt doch die Übersetzung seiner „Mirèio" in die französische „Mireille" für eine notwendige Aufgabe, die er persönlich erfüllte. Wenn also nicht einmal der Franzose die Sprache der Provence zwingt, dann darf auch der Deutsche den Ruf nach guten Übersetzungen immer neu erheben. Die Weihnachtslieder des Pfarrers Lambert haben in der von Wilhelm Kreiten hergestellten Auswahl „Bethlehem" (Freiburg i. Br., Herder) ihre zarte Innigkeit nicht eingebüßt. Das Hauptwerk der gesamten provenzalischen Dichtung, die „Mirèio", hat August Bertuch (Straßburg, Trübner) nachgebildet, während wir Franziska Steinitz seit 1900 eine Übertragung der kleineren Gedichte Mistrals (Halle a. S., Hendel) verdanken. Nun ist F. Steinitz auch mit einer neuen, eigenen Übersetzung der „Mirèio" hervorgetreten, und die Frage ist, worin ihr Daseinsrecht neben Bertuch beruht. Bertuch verfährt bei Mistral, wie Voß seiner Zeit bei Homer verfuhr; es sollte nicht bloß die Dichtung aus der einen in die andre Sprache übertragen, sondern auch das fremde Met um beibehalten werden. Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit des Unterfangens hat dazu geführt, das fremde Metrum aufzugeben, um Sinn und Sprache desto reiner auszubilden. Herman Grimms Übersetzungsproben der Homerischen Gesänge sind ein Beispiel dafür. Unter seiner Anregung steht F. Steinitz' Verdeutschungsarbeit, die ihm daher zugeeignet ist. Während Bertuch die künstliche siebenzeilige Mireiostrophe verwendet, geht Steinitz einfach zu siebenzeiligen Stanzen über, wie sie auch Pochhammer für Dante benutzt hat. Weich und wohltönend gleitet die Übersetzung dahin und nimmt den Leser unvermerkt in ihren Bann. Es handelt sich nicht darum, zu entscheiden, welche Übersetzung besser sei, die von Bertuch oder Steinitz: jede hat ihre Vorzüge: wir können zufrieden sein, daß wir sie beide haben.

βλ. **Montaigne.** Journal de Voyage publié par G. Lautrey. Paris, Hachette. 1906.

Wer freute sich nicht, das Tagebuch des Mannes zu lesen, von dem gesagt ist, daß er den inneren Menschen entdeckte — was freilich eine Übertreibung — und von dem wir wissen, daß Shakespeare ihn gelesen hat. Das Journal von Montaigne wurde zum ersten Mal 1774, aber in so mangelhafter Weise veröffentlicht, daß der Genuß die Mühe kaum aufwog. Nun hat der Herausgeber der neuen Auflage den Text wieder hergestellt und mit Noten versehen, die alle wünschenswerte Aufklärung bieten. Überdies mußte der letzte Teil des Tagebuchs ins Französische übersetzt werden, denn Montaigne, der Italienisch gelernt hatte, schrieb ihn zu seiner Belehrung in dieser Sprache. Seine Reise, die ihn durch Deutschland und Italien bis nach Rom führte, hatte einen doppelten Zweck. Er ging nach Loretto, um dort ein Gelöbnis zu erfüllen, denn all seine Kinder, mit Ausnahme einer Tochter, waren gestorben. Aber er litt auch an einem Steinleiden, das er in allen Bädern der Halbinsel zu heben suchte und über dessen Wandlungen und Schmerzen er mit schonungsloser Offenheit Bericht erstattet. Da er zugleich ein Freund guten Weines war und es zu den damaligen Begriffen der Gastfreundschaft gehörte, vornehmen Reisenden überall, wohin sie kamen, den besten Trunk zu kredenzen, so wurde es mit dem armen Montaigne sichtlich immer schlimmer, und die zahlreichsten Äußerungen seiner Beobachtungsgabe gingen der Außenwelt verloren. Ein gutes Viertel dieser Beobachtungen richtet sich auf seine Krankheitserscheinungen. Das Übrige ist sehr charakteristisch, nüchtern, sachlich; die kleinsten Details werden verzeichnet. Das Italien des 16. Jahrhunderts erscheint wie in einem photographischen Apparat. Montaignes Audienz bei Gregor XIII. mag als Beispiel dienen. Er nennt den Papst „von sanfter Natur, peu se passionnant des affaires du monde". Es war derselbe Papst, der ein Te Deum für die Bartholomäusnacht angeordnet hatte und dem französischen König schreiben ließ, „das Ereignis sei ihm hundertmal lieber als fünfzig Siege von Lepanto"! Man kann nicht

objektiver sein als Montaigne, der unsterbliche Verfasser der „Essais“.

γ. **Rome et Napoleon III.** Par Émile Bourgeois et E. Clermont. Paris, Armand Colin. 1907.

Zwei französische Historiker, Emile Bourgeois von der École normale supérieure und sein Schüler Clermont, haben in diesem Werke ihre Studien über die Beziehungen Napoleons III. zum römischen Stuhl zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Clermont hat die Einmischung der zweiten französischen Republik in die römische Frage vom Jahre 1849 dargestellt; Bourgeois, unter Einfügung eines, den Zusammenhang herstellenden Kapitels, die Verhandlungen, die 1869—1870 zwischen Frankreich, Österreich und Italien geführt wurden und den Abschluß eines gegen Preußen gerichteten Dreibundes zum Ziele hatten. Gabriel Monod vom Institut de France hat dem Ganzen eine Vorrede vorausgesandt, die in ihrer Knappheit und Klarheit ein wahres Muster geschichtlicher Zusammenfassung ist. Die römische Frage hat für das zweite Kaiserreich eine ganz ausschlaggebende Wichtigkeit gehabt; sie hat sein Entstehen erleichtert, und sie hat seine Katastrophe verschuldet. Als im Jahre 1849 Österreichs Waffen bei Novara siegreich gewesen, war auch das Schicksal der römischen Republik besiegelt; fraglich war nur noch, ob ihr Neapel oder Habsburg oder Frankreich ein Ende machen würde. Um Österreich nicht seine Macht in Italien noch vergrößern zu lassen, griff Napoleon als Präsident der Republik mit Genehmigung der Nationalversammlung ein, aber als alter Insurgent gegen den Papst von 1832 her mit der Absicht, Pius IX. nur unter Bedingungen zu restituieren, die ein liberales Regiment einschlossen. Ferdinand von Lesseps hat als französischer Unterhändler mit den Römern den Vertrag vom 30. Mai 1849 abgeschlossen, der jener Politik entsprach; aber mit einem Male machten sich die ultramontanen Einflüsse auf Napoleon geltend, der Vertrag ward zerrissen, und Oudinot nahm Rom mit Sturm; der vertriebene Papst kam bedingungslos zurück. Die Klerikalen vergalten Napoleon diese Politik, indem sie ihm in den Sattel halfen; aber von da an blieb er der Beschützer der weltlichen Macht der Päpste, gegen seinen innersten Willen, und so kam er in einen Gegensatz zu Italien, der am Ende 1870 den Abschluß des Dreibundes gegen Preußen vereitelte. Italien tat nur mit, wenn es Rom erhielt; Österreich machte seinen Anschluß vom Beitritt Italiens abhängig, das es nicht als Feind im Rücken haben wollte; Napoleon aber konnte sich nicht entschließen, Rom preiszugeben, aus Politik wie aus Schamgefühl den Papst zu verlassen, den er einst hergestellt hatte. Daß er dann ohne Alliianzen 1870 sich zum Krieg fortreißen ließ, ist ein Ergebnis des Zusammenhangslosen seiner Politik. Das Werk der beiden Historiker gründet sich durchaus auf die Akten. Die Darstellung ist klar, fesselnd und durchweg überzeugend.

τ. **Enseignement et Religion.** Études philosophiques par Georges Lyon. Paris, Felix Alcan. 1907.

Das vorliegende Buch des Rektors der Universität Lille bietet ein interessantes Gegenstück zu den gleichzeitig erschienenen „Kampfreden“ Brunetières. Während bei letzterem mit scholastisch-dialektischem Kunstgriff der Begriff der Lehrfreiheit, so wie ihn um 1795 der Nationalkonvent gefaßt, im Sinne der klerikalen Loi Falloux umgedeutet wird, geben uns die Lyonschen Ausführungen eine wirklich unbefangene und parteilose Beurteilung des Problems, das heute in Frankreich im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht. Der Verfasser betrachtet die Aufgabe des Lehrenden in erster Linie nach ihrem engen Verhältnis zur Philosophie und Religion. Von besonderem Interesse ist, was er über die „Staatsschule und den religiösen Gedanken“, über die Art und Weise sagt, wie der Lehrer die Glaubensfrage vor den Schülern behandeln soll. Mit vollem Recht weist er das Ansinnen der extremen Freidenker von der Hand, die jedes Eingehen auf religiöse Probleme aus dem Lehrplan der öffentlichen Unterrichtsanstalten verbannt sehen möchten. Er zeigt die Unmöglichkeit, die darin liegt, im Geschichtsunterricht den religiösen Faktor zu umgehen, die Manifestationen im Leben des Glaubens, so wie sie sich im Laufe der Zeiten im Kulturleben der Völker kundgegeben, systematisch zu ignorieren. Nebenbei hebt er die Notwendigkeit einer Kritik der intellektuellen und psychologischen Glaubensphänomene hervor, ohne die weder Logik noch Metaphysik denkbar sind — geschweige das Studium der angewandten Moral oder der Sozialwissenschaften. Die Schlüsse, zu denen der Verfasser gelangt, lassen sich in die drei Worte: Toleranz, Gedankenfreiheit und Schonung zusammenfassen — In einem zweiten Aufsatz kommt Herr Lyon auf seine Polemik mit Jules Simon zurück, und zwar, indem er für den akademischen Lehrer das Recht fordert, über die Grenzen hinauszugehen, die der Spiritualismus in Frankreich ihnen viel länger als bei uns in der Behandlung philosophischer Fragen gezogen hat. Man erinnere sich nur der kläglichen Rolle, die noch ein Victor Cousin gespielt, als er die Übersetzung des Spinoza ins Französische durch einen seiner Schüler als einen der Kirche geleisteten Dienst hinstellte, „unternommen, um Widerlegungen des Erbfeindes zu erleichtern“. Der Lyonsche Aufsatz ist interessant, weil er zeigt, wie noch im Jahre 1890 das offizielle deutsche Frankreich von dem verkappten Jesuitismus beherrscht wurde, den Heine fünfzig Jahre früher bei Cousin geißelte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auer. — Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquefant. Herausgegeben von Grethe Auer. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1907.

Auer. — Marokkanische Sittenbilder. Von Grethe Auer. Bern, A. Francke. 1906.

Auer. — Marokkanische Erzählungen. Von Grethe Auer. Bern, A. Francke. 1901.

Balladenbuch. — Gesammelt von Ferd. Avenarius. Mit Bildern nach Böcklin, Ciffari, Angelo Jank, Klinger, v. Schwind, Thoma, Welti und L. v. Zumbusch. Herausgegeben vom Kunstwart. 11. bis 15. Tausend. München, G. D. W. Callwey. O. J.

Bartsch. — Die Schillschen Offiziere. Von Oberleutnant Rud. Bartsch. Band VII von: Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen. Unter Leitung S. Exc. des Feldmarschalleutnants v. Woinovich herausgegeben von einem Kreise von Offizieren des k. k. Heeres. Wien, C. W. Stern. 1908.

Berlioin. — La parole humaine. Etudes de philologie nouvelle d'après une langue d'Amerique. Par A. Berlioin. Paris, Honore Champion. 1908.

Bernoulli. — Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Carl Albrecht Bernoulli. Zweiter Band. Mit Porträt u. 2 Beilagen. Jena, Eugen Diederichs. 1908.

Bollfiek. — Welf und Waiblingen. Roman von Heinrich Bollfiek. Hannover, Adolf Sponholtz. O. J.

Brentano. — Kaiser Franz Josef I. Sein Leben — seine Zeit. Ein Gedenkbuch seiner sechzigjährigen Regierung. Von Hanny Brentano. Wien, Gerlach & Wiedling. Buch- und Kunstverlag. O. J.

Bristol, Die Pforte des Westens. Die Bedeutung Bristols als Hafen- und Handelsstadt. Nebst einem Anhange: Das neue englische Patentgesetz. Bristol Docks Office. O. J.

Bülow. — Hans von Bülow, Briefe und Schriften. VIII. Brief von Hans von Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. Siebenter Band. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1908.

Captain. — Kursbuch der Passagierdampferlinien aller Meere. The World's ocean time tables. Nach offiziellem Material herausgegeben von Erwin Volckmann und Paul Rechenbach. Mit zahlreichen Karten und Plänen. Oktober-Dezember 1908. Berlin, Maritima-Verlagsgesellschaft. 1908.

Châtelain. — Zwölf Meistererzählungen. Von Dr. Auguste Châtelain. Autorisierte Übertragung für die deutsche Jugend von Professor Dr. A. Mühlau. Mit Dr. Châtelains Bildnis. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Crewdson. — Mit dem Musterkoffer im Lande des Dollars. Erzählungen von der Geschäftsreise. Von Charles N. Crewdson. Berlin, Hermann Hillger. O. J.

Draheim. — Vorgils Äneis. Deutsch in Auswahl von H. Draheim. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1908.

Dreßler. — „Elisabet". Die Tragödie einer jungen Liebe. 4 Akte von Adolf Dreßler jun. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Eisler. — Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens von Dr. Rudolf Eisler. Philosophisch-soziologische Bücherei Band VI. Leipzig, Werner Klinkhardt. 1908.

Europa in Flammen. — Europa in Flammen. Der deutsche Zukunftskrieg 1909. Von Michael Wagebald. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Eynatten. — Menschenschicksale. Aus den Papieren einer Samariterin. Von Carola von Eynatten. Stuttgart, Max Kielmann. 1909

Falke. — Wenn wir Toten erwachen! Ein Beitrag zur Kenntnis Ibsens. Von Konrad Falke. Zürich, Rascher & Cie. 1908.

Farina. — Il Segreto del Nevaio. Romanzo di Salvatore Farina. Milano, Arnaldo de Mohr & C. Editori. S. A.

Floericke. — Der kleine Naturforscher am Meeresstrand. Mit 3 farbigen Tafeln und 21 Abbildungen. — Der kleine Naturforscher in Flur und Feld. Mit 3 farbigen Tafeln und 35 Abbildungen. — Der kleine Naturforscher an Fluß und Teich. Mit 3 farbigen Tafeln und 30 Abbildungen. — Der kleine Naturforscher in Busch und Wald. Mit 3 farbigen Tafeln und 32 Abbildungen. — Der kleine Naturforscher in Haus, Hof und Garten. Mit 3 farbigen Tafeln und 31 Abbildungen. Von Dr. Curt Floericke. Nürnberg, E. Nister. O. J.

Fried. — Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Leipzig, B. G. Teubner. 1908.

Friedrichowitz. — Der verhängnisvolle Fund. Schauspiel in fünf Akten. Von Josef Friedrichowitz. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Friedrichowitz. — Der Bund der Vier. Schauspiel in fünf Akten. Von Josef Friedrichowitz. Leipzig, Bruno Volger 1908.

Führer zur Kunst. — Nr. 16 7. Schön und praktisch. Eine Einführung in die Ästhetik der angewandten Künste. Von Prof. Dr. Konrad Lange. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Ganghofer. Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Zweite Serie. Achter Band. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. O. J.

Geiger. — Goethe und die Seinen. Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus. Von Ludwig Geiger. Leipzig, H. Voigtländer 1908.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Dr. Hans Gerh. Gräf. 2. Teil: Die dramatischen Dichtungen. Vierter Band (des ganzen Werkes sechster Band). Frankfurt, Rütten & Loening. 1908.

Gruber. — Zeitiges und Streitiges. Briefe eines Schulmannes an eine Mutter. Von Dr. Hugo Gruber. Leipzig, Türrsche Buchh. 1908.

Gruenstein. — Ein Phantast. Roman in zwei Teilen von Josef Gruenstein. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Hänschel-Clairmont. — Meisterlen der Ais. Drama in drei Akten. Von W. Hänschel-Clairmont. Musik von Franz von Blohn. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Häpke. — Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt. Von Dr. Rudolf Häpke. Mit einem Plan. Band 1 der Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, im Auftrage des hansischen Geschichtsvereins herausgegeben von Dietrich Schäfer. Berlin, Karl Curtius. 1908

Hartmann. — Die treibende Energie als Grundgesetz der Natur. Von Gustav Hartmann. Neue, durchgesehene und erweiterte Auflage. Hamburg, Selbstverlag. O. J.

Herold. — Moderne Literatur und Schule. Von Dr. Theobald Herold. Mit einem Verzeichnis literarisch wertvoller Prosabücher. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Hirn. — Tirols Erhebung im Jahre 1809. Von Josef Hirn. Innsbruck, Heinrich Schwick. 1 09.

Hochschulkalender. — Schweizerischer Hochschulkalender. Almanach universitaire suisse. Herausgegeben vom Verlag der „Academia". 3. Ausgabe. Wintersemester 1908 9. Zürich, Gebr. Lehmann & Co. 1908.

Holtz. — Die letzten Kämpfe und der Heimmarsch. Von Oberst Georg Frhr. vom Holtz. Illustriert von Hauptmann Otto Gstöttner. Band V von: Unsere Truppen in Bosnien und der Herzegowina 1878. Herausgegeben von Hauptmann Alois Veltze. Wien, C. W. Stern, 1908.

Holzamer. — Im Wandern und Werden. Kritische Randbemerkungen. Von Wilhelm Holzamer. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1905.

Horneffer. — Erziehung der modernen Seele. Von August Horneffer. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1908.

Im Strome des Lebens. Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung. Dargeboten vom Leipziger Lehrerverein. Leipzig, Dürrsche Buchh. 1908.

Joël. — Der freie Wille. Eine Entwicklung in Gesprächen. Von Karl Joël. München, F. Bruckmann 1908.

Jordan. — Kyzikos. Eine Komödie in einem Akte von Robert Jordan. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Jung-Stilling. — Jung-Stillings Briefe an seine Freunde. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1905.

Justi. — Miscellaneen aus drei Jahrhunderten spanischen Kunstlebens. Von Carl Justi. II. Band. Mit 76 Abbildungen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1908.

Kiene. — Macht und Recht. Eine Geschichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Von Adolf Kiene. Buchschmuck von Karl Hildebrandt. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1908.

Kluge. — Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Von Friedrich Kluge. Freiburg, J. Bielefeld. 1908.

Konewka. — Kinder und Tiere. Schattenbilder von Paul Konewka. Mit neuen Versen von F. A., neu

herausgegeben vom Kunstwart. München, G. D. W. Callwey. 1907.

Konewka. — Schattenbilder von Paul Konewka. Mit neuen Versen von F. A., neu herausgegeben vom Kunstwart. München, G. D. W. Callwey. 1907.

Landsmann. — Konrad von Studt, ein preußischer Kultusminister. Darstellung seines Lebens und Wirkens. Zu seinem 70. Geburtstage, den 5. Oktober 1908. Von E. Landsmann. Berlin, Karl Heymann. 1908.

Lecky. — Historical and political essays. By William Edward Hartpole Lecky. London, Longmans, Green and Co. 1908.

Lederbogen. — Friedrich Schlegels Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Genesis der historischen Weltanschauung. Von Dr. F. Lederbogen. Leipzig, Dürrsche Buchh. 1908.

Lehnfeld. — Der Experimentator. Experimentelles aus der Physik. Graphische Versuche. Allerlei kleine Künste. Photographische Arbeiten. Anleitung zu astronomischen Beobachtungen. Ein Beschäftigungsbuch für jung und alt. Von Erich Lehnfeld. Mit 373 Abbildungen. Wien, O. Hartleben. O. J.

Leser. — Johann Heinrich Pestalozzi. Seine Ideen in systematischer Würdigung. Von Dr. Hermann Leser, Privatdozent an der Universität Erlangen. Leipzig, Veit & Co. 1908.

Leszner. — Glaube und Wissenschaft. Von Dr. Rud. Leszner. Band 3 der „Weltanschauungsfragen". Stuttgart, Verlag Neue Weltanschauung. 1908.

Linke. — Jesus. Dichtung und Wahrheit. Ein Roman. Von Oskar Linke. Berlin, Karl Duncker. 1909.

Lissner. — Zur Klärung tabaksteuerlicher Streitfragen. Von Dr. Julius Lissner. Leipzig, A. Deichert. 1908.

Löwe. — Englisch. Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer natürlicher Methode. Von Dr. G. Löwe. 2.–5. Lieferung. Berlin, Regenhardt.

Löwe. — Russisch. Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer, natürlicher Methode. Nach Dr. G. Löwe. Verfaßt von Dr. W. Glikin. 2. 5. Lieferung. Berlin, Regenhardt.

Lübke. — Grundriß der Kunstgeschichte. Von Wilhelm Lübke. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Max Semrau. I. Die Kunst des Altertums. 14. Auflage. Mit 13 Kunstbeilagen und 572 Abbildungen im Text. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Lublinski. — Shakespeares Problem im Hamlet. Von Samuel Lublinski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Lücke. — Bergtod. Erzählungen aus den Alpen. Von Georg Paul Lücke. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Maartens. — Die neue Religion. Ein moderner Roman von Maarten Maartens. Köln, Albert Ahn. O. J.

Maclaren. — Die Gemeinde von St. Juda. Eine Schule in der guten alten Zeit. Von Jan Maclaren (John Watson). Berechtigte Übersetzung aus dem Schottischen von Luise Öhler. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1908.

Mailáth. — Hungaricae res. Die Nationalitäten in Ungarn. Ungarn und Österreich. Ungarn und Kroatien. Von Josef Graf Mailáth. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Malapert-Neufville. — Schottische Landschaftsbilder in Verbindung mit Geschichte und Sage. Blätter aus einem Reisetagebuche. Von Marie Konst. Frfr. von Malapert-Neufville. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Matter-Rosegger. — Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien. Von Hans Matter. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Stuttgart, Levy & Müller. O. J.

Markolf. — Ein Sylvestertraum. Lustspiel in 3 Bildern. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Martin. — Der Verlust des Luftkreuzers. Eine Anklage von Regierungsrat Rudolf Martin. Stuttgart, W. Kohlhammer 1908.

Maußner. — Es fehlte der Sonnenschein. Gedichte von Karl Maußner. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Marwitat. — Illusionen aus dem Reiche des Todes. Eine Erzählung aus der Unterwelt. Herausgeber R. Marwitat. Berlin S. 14, Broschürenverlag. O. J.

Meisels. — Westöstliche Miszellen. Von Samuel Meisels. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Meisterbilder. — Herausgegeben vom Kunstwart. Neue Reihe. Blatt 175: Ludwig Richter, Der Brautzug. Blatt 176: Rembrandt, Die sog. Scharwache. — Blatt 177: J. F. Millet, Die Scholle. — Blatt 178: Böcklin, Die Toteninsel. — Blatt 178: Hans Holbein d. J., Heinrich VIII. — Blatt 179: M. v. Schwind, Nächtliche Erscheinung. München, G. D. W. Callwey. O. J.

Melchers. — Die Vergangenheit unserer Zukunft? Der Verfall unserer Vormenschen. Von Gustav Adolf Melchers. Berlin, Zeit-Verlag. O. J.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1909. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1909.

Mit Schiller durch das Jahr. Herausgegeben von Karl Retsiem. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Montaigne. — Versuche. Von Michel de Montaigne. I. Buch. Vollständig mit den Nachträgen Montaignes aus dem Französischen übertragen von Wilhelm Voltgraff. Mit Titelblattzeichnung und Portraits. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1908.

Mortier. — Sie beißt! Burlesker Schwank in vier Aufzügen. Von Walter Mortier. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Müller. — Stimmungslieder. Von Friedrich Müller. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Münz. — Ibsen als Erzieher. Von Bernhard Münz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Muthesius. — Goethe und Pestalozzi. Von Karl Muthesius. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1908.

Oettinger. — Wir Sünderinnen. Von Luise Oettinger. Dresden, E. Pierson's Verlag. O. J.

Öhquist. — Der Pilger. Dichtungen von Johannes Öhquist. Wien, Hugo Heller & Co. 1908.

Ostersetzer. — Melancholie'n. Verse von Siegfried Ostersetzer. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Otto. — Kindesmundart. Von Berthold Otto. Band 1 der „Führer ins Leben". Eine Sammlung von Schriften zur Einführung in eine tiefgründige, verständnisvolle Erziehung der Jugend. Herausgegeben von Wilhelmine Mohr. Berlin, Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag. 1908.

The Oxford English Dictionary. A new english dictionary on historical principles; founded mainly on the materials collected by the Philological Society. Edited by Sir James A. H. Murray. Movement–Myz (Volume VI) by Henry Bradley. Oxford, Clarendon Press. 1908.

Pantenius. — Geschichte Rußlands von der Entstehung des russischen Reiches bis zur Gegenwart. Von Th. H. Pantenius. Mit einer Karte. Leipzig, R. Voigtländer. 1908.

Pelman. — Psychische Grenzzustände. Von Prof. Dr. Carl Pelman. Bonn, Fr. Cohen. 1909.

Pflugk-Harttung. — Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart. Von J. von Pflugk-Harttung. Mit 10 Illustrationen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1908.

Podiebrad. — Kinematographbilder. Von Luise Podiebrad. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Raccolta Vinciana presso l'archivio storico del comune di Milano. Castello sforzesco. 4. fascicolo. Milano 1908.

Religion. — Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. Erste Lieferung. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1908.

Reuß. — Ein Vorspiel. Von F. Reuß. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. O. J.

Richardson. — Maurice Guest. By Henry Handel Richardson. London, William Heinemann. 1908.

Richtermappe. — Vierte Richtermappe. Herausgegeben vom Kunstwart. München, G. D. W. Callwey. O. J.

Ritter. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555–1648). Von Moriz Ritter. Dritter Band, zweite Hälfte: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zweiter Teil. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Roeßler. — Ferdinand Georg Waldmüller. Von Arthur Roeßler. Wien, Karl Graeser & Cie. O. J.

Romanus. — Modernisten. Zeitroman von Helius Romanus. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Rooses. — Die Meister der Malerei und ihre Werke. Fünf Jahrhunderte Malkunst in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, England und den Niederlanden 1400–1800. Von Max Rooses. Mit etwa 450 Abbildungen und 13 Farbendrucktafeln. 5.–8. Lieferung. Leipzig, Wilh. Weicher. 1908.

Rudelli. — Frühlingsweben. Roman v. W. Rudelli. 1. Auflage. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Ruths. — Heerestragödie und Völkerversöhnung. Aus dem Alexanderzug. Von Ch. Ruths. Darmstadt, H. L. Schlapp. 1909.

Sasse. — Rudbero und Irmingard. Ein Trauerspiel. Von Bruno Sasse. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Schalk. — Richard Wagner in Tibet. Eine dramatische Gärtnersage von Kuno Schalk. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Schall. — Die Erben. Ein Zweiakter. Von Karl Schall. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Scherer. — Der Theologe. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Scherer. Salzburg, A. H. Huber. 1908.

Schieder. — Tief in Ruh'. Gedichte von Hermann Schieder. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Schimmer. — Die gesellschaftliche Konversation. In über 150 Beispielen und einem Nachtrag von 300 ein leitenden Sätzen zur Konversation dargestellt. Von K. E. Schimmer. Wien, A. Hartleben. 1907.

Schmidt. — Jugendwirren. Gedichte (1905—1908) von Alfred Schmidt. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1908.

Schmidt. — Allerlei Kraut und Blüten. Gedichte von Gertrud Schmidt-Wollny. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Schubert. — Geschichte des Barock in Spanien. Von Otto Schubert. Mit 29 Abbildungen im Text und 1 Doppeltafel. Achter Band der Geschichte der neueren Baukunst von Jac. Burckhardt, With. Lübke, Cornelius Gurlitt und Otto Schubert. Eßlingen, Paul Neff. 1908.

Shinn. — Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes in biographischer Darstellung nach Aufzeichnungen von Millicent Washburn Shinn. Mit einem Porträt der Verfasserin und ihrer Nichte, bearbeitet und herausgegeben von Prof. W. Gladbach und G. Weber. Einzige berechtigte deutsche Übersetzung. Langensalza, J. G. L. Greßler. 1905.

Scriba. — Charlotte. Drama in drei Aufzügen. Von Johann Scriba. Dresden, E. Pierson's Verlag. O. J.

Seydlitz. — Handbuch der Geographie. Von E. v. Seydlitz. Jubiläumsausgabe. „Der große Seydlitz". 25. Bearbeitung unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Professor Dr. E. Oehlmann. Mit 400 Figuren, Karten, Profilen und Landschaftsbildern, 4 farbigen Karten und 50 farbigen Tafeln. Breslau, Ferdinand Hirt. 1908.

Sick. — Von Erde bist du genommen. Von Ingeborg Maria Sick. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1908.

Siegfried. — Mein Herz. Gedichte von Paul Rudolf Siegfried. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst u. Musik 1907.

Sonntag. — Hermann Lingg als Lyriker. Von Dr. Arnulf Sonntag. München, J. Lindauer. 1908.

Stacpoole. — Patsy. A story by H. de Veerse Stacpoole. Unwin's Library. Leipzig, T. Fisher Unwin. O. J.

Stein. — Wenn wir Dichter lieben. Roman von Erwin Stein. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Stein der Weisen. — Der Stein der Weisen. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens für Haus und Familie. Einundvierzigster Band. Mit 377 Abbildungen. Wien, A. Hartleben. O. J.

Stenger. — Le retour des Bourbons d'Hartwell à Gand le règne des émigrés 1811—15. Par Gilbert Stenger. Paris, Librairie Plon. 1908.

Storck. — Mozart. Sein Leben und Schaffen. Von Karl Storck. Mit einem Bildnis und zwei Schriftproben. 1. bis 5. Tausend. Stuttgart, Greiner & Pfeifer. O. J.

Straßer. — Wenn es tagt. Ein Hoffnungsgang aus den Nachtgeschichten des Sacharja. Von Th. Straßer. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Swatek. — Schlittschuhlauffiguren. Von W. Swatek. Neu bearbeitet von Robert Holletschek. 3. Auflage. Wien, A. Hartleben. O. J.

Tolstoi. — Die Lehre Christi, dargestellt für Kinder. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Originalmanuskript. Von Dr. A. Starman. Herausgegeben von Dr. E. H. Schmitt. Dresden, Pierson. 1909.

Tolstoi. — Leo N. Tolstois Biographie und Memoiren. Autobiographische Memoiren, Briefe und biographisches Material, herausgegeben von Paul Birukof und durchgesehen von Leo Tolstoi. 2. Band. Reifes Mannesalter. Mit 10 Illustrationen. Wien, Moritz Perles. 1909.

Trampe. — Zerbin und Leila. Romantische Tragikomödie in 5 Akten. Von E. Trampe. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Urban. — Die literarische Gegenwart. 20 Jahre deutschen Schrifttums 1888/1908. Mit einem Bilde Gerhard Hauptmanns und einem Geleitwort Max Kretzers. Von Richard Urban. Leipzig, Xenien-Verlag. 1908.

Viebig. — Das Kreuz im Venn. Roman von Klara Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1908.

Vlijmen. — Vers la Beresina. (1812.) D'après des documents nouveaux. Avec deux cartes. Par général-major van Vlijmen. Paris, Librairie Plon. 1908.

Vogt. — Literarische Wanderungen. Nr. 2. Theater. Herausgegeben von Karl Vogt. Berlin, Priber & Lammers. O. J.

Vogt. — Schauspieler-Kunst. Eine Hochschulfrage. Von Karl Vogt. Priber & Lammers. 1908.

Volkmann. — Die Subjektivität der physikalischen Erkenntnis und die psychologische Berechtigung ihrer Darstellung. Rektoratsrede von Paul Volkmann. Leipzig, Veit & Co. 1908.

Volksbote. — Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1909. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 72. reichillustrierter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schultzesche Hofbuchhandlung (Rud. Schwarz). O. J.

Voltaire. — Voltaire. Erzählungen. (Der Weiße und der Schwarze. Hans und Klaas. Die Prinzessin von Babylon. Die beiden Getrösteten. Candid. Scarmentado. Mikromegas. Der Harmlose.) Übersetzt von Ernst Hardt. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1908.

Warmund. — Los vom Storch! oder Kindes Ursprung. Von Doctor G. Z. Warmund. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Wehlau. — Die Stimme des Blutes. Roman von von A. von Wehlau. Hanau, Clauß & Feddersen. 1908.

Wenzel. — Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes in verschiedenen Verhältnissen der Gesellschaft. Von J. G. Wenzel. 15. Auflage. Wien, A. Hartleben. O. J.

Werner. — Das Christentum und die monistische Religion. Von Max Werner. 1. bis 10. Tausend. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Wiese. — Das Meer. Geographische, naturgeschichtliche und volkswirtschaftliche Darstellung des Meeres und seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Dr. J. Wiese. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Berlin, Alfr. Schall. O. J.

Wissenschaft und Bildung. — Nr. 39. Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Lic. D. Riebergall. — Nr. 40. Grundzüge der deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. Hermann Fischer. — Nr. 41. Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freiherr von der Pfordten. Mit einem Porträt des Künstlers. Von Dorie Stock. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Wohlgemuth. — Gesammelte dramatische Werke. Band 1: Der Edelknabe. Schauspiel mit Gesang in 5 Aufzügen. 2. Auflage. Leipzig, Bruno Volger. 1908.

Zdrahal. — Leutnantspoesie. Vorträge von Josef Zdrahal. Berlin, Curt Wigand. 1908.

Zeppelin. — Graf Zeppelin und sein Luftschiff. Luxusausgabe in 26 Vollbildern und einem Porträt des Erfinders. Mit Vorwort und Buchschmuck versehen. Von Giorgio Graf von Buonaccorsi. Nürnberg, Kunstanstalt Berreiß & Co. 1908.

Ziegler. — Die Struktur der Materie und das Welträtsel. Von Dr. phil. J. H. Ziegler. Bern, Selbstverlag. 1908.

Ziegler. — Konstitution und Komplementät der Elemente. Von Dr. J. H. Ziegler. Bern, A. Francke. 1908.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ob spät, ob früh.

Novelle

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Und spät wie dir, du Feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz,
Ob spät, ob früh, es ist das selbe
Entzücken und der selbe Schmerz.
Hermann v. Gilm,
„Die Georgine".

„Ganz hergestellt, verlassen Sie sich drauf! Noch etwas zu tun, ist absolut nicht notwendig. Wenn Sie aber durchaus wollen, daß auch das Überflüssige geschehe, dann schicken Sie ihn nach Reichenhall."

„Schicken?" fragte die Baronin mit einem leisen Vorwurf in ihrem Tone.

„Führen also, wenn er nicht allein gehen darf."

„Sagen wir: geleiten. Etwas mütterliche Aufsicht darf sich ein Sechzehnjähriger, der kürzlich eine Lungenentzündung überstanden hat, gefallen lassen."

„Kürzlich eben nicht. Indessen, bei Ihnen sind wir ja gewöhnt, nicht nur das Gute, sondern immer mehr als das Gute tun zu sehen. Geleiten Sie also den Sohn, und wenn das Geleiten auch ein Leiten sein soll, dann bitte ich: mit flottanten Zügeln. Luft geben, gnädigste Baronin! Bedenken, daß ein Mann aus ihm werden soll und nicht ein Nönnchen."

„Ein Mann, ein Mann — im doktorlichen Sinne . . . das hat Zeit. Vorläufig steht er, so groß und so geistig entwickelt er ist, der Männlichkeit viel ferner als der Kindlichkeit."

„Wer weiß — wer weiß? Sie nicht, ich nicht, er selbst am wenigsten. Aber, sich gefaßt machen auf das, was kommen muß und kommen soll. Nur vor Überraschungen hüte man sich, die sind unangenehm. Jede Mutter soll vorbereitet sein auf den Tag, an dem sie ihr Kind verloren hat, weil ein Jüngling aus ihm geworden ist."

„Gewiß, Herr Doktor, lieber Freund. Jetzt aber glaube ich mein Kind noch zu haben," sagte sie bewegter als sie wollte, und eine hohe Röte überflog die zarten Wangen der schönen, blonden Frau.

Der Doktor griff nach ihrem Pulse und versicherte ihr halb scherzend, eine Kur in Reichenhall sei für sie mindestens ebenso angezeigt wie für ihren Sohn. Die Wahl des Badearztes, an den die sogenannten Patienten sich wenden sollten, wurde getroffen, der Tag der Abreise bestimmt. Die Baronin stellte die Hausordnung fest, die während ihrer Abwesenheit zu beobachten war. Zuletzt suchte sie dann einen geeigneten Augenblick, um dem Gatten Kenntnis von ihren Beschlüssen zu geben. Das mußte in möglichster Schnelligkeit geschehen, sonst würde er sie gar zu früh mit seinem: „Im voraus einverstanden, liebes Käthchen," unterbrochen haben, was doch schon manches Unbehagliche für ihn zur Folge gehabt hatte. Und das wollte sie ihm ersparen wie überhaupt alles Störende und Widerwärtige.

Vor achtzehn Jahren hatte er um sie geworben als ein damals schon hochgestellter Staatsbeamter, und freudestrahlend hatten ihre Eltern ihr das Ereignis mitgeteilt. Ihre Freundinnen — o wie war deren Zahl gewachsen! Ihr Bekanntenkreis, o wie hatte er sich erweitert! Alle priesen ihr Glück und überboten sich im Lobe ihres Bräutigams. Ein Elitemensch! Ein allverehrter Mann! Der Gedanke an ihn war untrennbar von dem Gedanken an einen Glanz. Seine äußere Erscheinung — glänzend, die Laufbahn, die er schon zurückgelegt hatte — glänzend, die Zukunft, die ihm entgegenlachte — glänzend.

Die von ihm Erwählte, das kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen aus verarmtem Adelsgeschlechte, war völlig geblendet und staunte über die andern, über sich, über ihn, über die Wichtigkeit, zu der sie plötzlich gelangt war. Sie staunte, wie das geschehen konnte ohne ihr Zutun, und daß über sie verfügt worden war, ehe sie sich's versah.

Aber als er, ein zweiter Graf Wetter vom Strahl, gefragt: „Fräulein Käthchen, wollen Sie mich?" den wohlgerundeten Arm um sie gelegt und den Bräutigamskuß auf ihren Mund gedrückt hatte, kam sie sich vor wie ihm angetraut.

Und dann nach ihrer Verheiratung sah sie ein, und es bereitete ihr nicht einmal eine Enttäuschung, daß sie in seinem Dasein nur eine Nebenrolle spielen könne. Seine Interessen lagen außerhalb der Familieninteressen. Im Amte blieb sein Herz, sein Geist, das Genie, von dem er gestreift war, zurück. Nach Hause kam ein feierlicher, schweigsamer Herr, der sich verwunderte, wenn seine Frau ihm Rechenschaft geben wollte von irgendeiner Anordnung, die sie getroffen hatte. Er billigte alles, was seine ruhige, umsichtige Käthe beschloß, er war leichtlebig zum Äußersten vor lauter Gleichgültigkeit. Als das Kind eintraf, sagte er nicht einmal wie Buddha: „Ein Sohn ist mir geboren, eine Kette ist mir geschmiedet." Er empfand die Kette nicht. Sein Knabe wuchs prächtig unter der Obhut der Mutter heran; der vielbeschäftigte Vater bemerkte nicht, daß sein Junge ihn nie ansprach, immer erst ermahnt werden mußte, ihm „Guten Morgen" oder „Gute Nacht" zu sagen, von seinem Ein- und Ausgehen nicht mehr Notiz nahm, als wenn ein Schatten hin und her

geglitten wäre. Für den Knaben bestand sein Elternpaar aus einer zärtlichen, allgütigen, immer anwesenden Mutter und einem großen, breitschultrigen Herrn, dem er Respekt zu bezeigen hatte. Wenn die Leute mit ihm von seiner Mutter sprachen, sagten sie immer „die Mama". Beim Vater wechselte von Zeit zu Zeit die Titulatur. Er wurde, so weit Harald zurückdachte, „der Herr Ministerialrat", später „der Herr Sektionschef" und seit einigen Jahren „der Herr Baron" genannt.

Diese letzte Wandlung machte Eindruck auf seinen Sohn. Der Titel eines Mannes, der nach der alten deutschen Reichsverfassung unmittelbar unter dem Kaiser stand, gefiel ihm sehr, und die Wichtigkeit des Vaters, der ihn tragen durfte, schien ihm erhöht. Er begann ein Verständnis für das stolze Nicken zu haben, mit dem der Baron jedes über Harald geäußerte Lob hinnahm. Selbstverständlich — „du bist ja mein Sohn," bedeutete die schweigende Zustimmung.

Käthe jedoch jubelte im stillen. Die Triumphe ihres Einzigen waren zugleich Triumphe ihres Erziehungssystems, das im Fernhalten aller schädlichen Einflüsse von ihrem Kinde gipfelte. Sie erlaubte ihm weder den Besuch der Schule noch den Umgang mit minder gut behüteten jungen Leuten. Aber dafür hatte sie gesorgt, daß ihm seine Abgeschiedenheit nie empfindlich wurde. Sie verstand tausend Interessen in ihm zu wecken, ernste und auch spielerische. Seine große, helle Stube war angefüllt mit Sammlungen, und in freien Stunden ordnete, ergänzte, katalogisierte er seine Mineralien, Pflanzen, Münzen, Kupferstiche, trieb Musik mit vielem Talent, machte seinem Fecht- und seinem Reitlehrer Ehre. Heiter und freundlich, wie er in die Welt blickte, blickte die Welt ihm entgegen und enthielt für seine unbefangenen Jünglingsaugen nur Licht und Schönheit und Erfüllung noch unbestimmter Hoffnungen und nicht ausgeträumter Träume. Nie hatte seine Mutter ihn anders als vergnügt und zufrieden gesehen, nie war er ihr anders als mit größter Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit begegnet, hatte ihr immer ein grenzenloses Vertrauen gezeigt, und nun mußte sie doch ein Wort hören, das wie eine Ermahnung klang: „Leiten Sie ihn, aber mit flottanten Zügeln." Hatte sie denn je die Zügel fest angezogen? Sie glaubte es nie getan zu haben, glaubte auch an ihrem Kind eine Überraschung nicht erleben zu können.

An einem regnerischen Junimorgen fuhren Mutter und Sohn mit dem Schnellzuge von Wien ab. Der Vater hatte die Seinen reichlich mit Geld versehen, ein Coupé erster Klasse für sie bestellt, ihre Dienerschaft in einem anstoßenden Waggon unterbringen lassen. Auf dem Bahnhof wurde freundlich Abschied genommen, und der Würdenträger kehrte, nachdem er der Pflicht Genüge getan, zu seiner Liebe — zu seinem Amte — zurück.

Als er über den Perron hingeschritten, pfeilgerade aufgerichtet, mit einer lässigen Berührung der Zylinderkrempe die Bücklinge des Bahngewaltigen und seiner Untergebenen erwidernd, hatte sich in dem Jüngling, der ihm nachblickte, ein nicht geringer Stolz auf seinen so hochgeehrten Vater geregt.

Die Baronin war, erschöpft durch die Mühen der Vorbereitungen zur Reise, schon in Purkersdorf eingeschlafen und erwachte erst in Pöchlarn. Sie saß mit dem Rücken gegen die Lokomotive in einer Ecke des Waggons, der Sohn in der Ecke ihr schräg gegenüber. Er hatte ein Bein über das andre geschlagen und auf das erhobene Knie ein Buch gelegt, das er festhielt in der linken Hand; die Knöchel der geballten Rechten bohrten sich in die Wange. Seine Reisemütze war ihm ins Genick zurückgeglitten, blonde, kurze Wellen der natürlich gelockten Haare schmiegten sich an seine weiße Stirn, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, von Zeit zu Zeit bebten die Flügel der schmalen Nase, die halb geöffneten Lippen schienen durstig etwas Unsichtbares, Köstliches einzuziehen.

Er regte sich nicht, als der Zug anhielt, er überhörte die Frage, die seine Mutter an ihn richtete, er hätte vermutlich das Notsignal überhört.

Die Baronin betrachtete ihn mit unendlicher Liebe. Er sah klug und überlegen aus in seiner weltentrückten Versunkenheit; er war ein so hübscher Bursche! Schon fingen die Weiber an, ihn merken zu lassen, daß er ihnen gefiel . . . Sie sind so miserabel, die Weiber! Ihnen ist nichts heilig, nicht die Unschuld eines Jünglings, nicht die Verzweiflung einer Mutter . . . Entsetzliche Vorstellungen stürmten auf sie ein, und sie rief unwillkürlich laut und angstvoll seinen Namen.

Er sah auf: „Was willst du, Mama?"

„Nichts — eigentlich nichts . . . Wo sind wir denn? Haben wir Pöchlarn schon passiert?"

„Ich weiß wirklich nicht — ich habe gelesen."

„Sehr aufmerksam. Ist es hübsch, dein Buch?"

„Nein, Mama, es ist hinreißend, es ist göttlich! . . . Es ist das Leben und auch die Poesie . . . es ist eine Offenbarung, Mama, leuchtet tief ins Innerste hinein, schmeichelt, droht, liebkost und schneidet ins Herz . . . es weckt auf . . . Mutter, ich glaube, ich habe bis jetzt geschlafen!"

Er war aufgesprungen, hob das Buch in die Höhe, schüttelte es, wie man die Hand eines Freundes schüttelt, und hielt das Titelblatt seiner Mutter vor die Augen. Sie las: „Erzählungen von Iwan Turgénjew".

„Kennst du sie?" fragte er.

„Ich kenne viele Erzählungen von Turgénjew."

„Auch die? . . . Auch die herrlichste?" Er schlug das Buch wieder auf und bezeichnete mit dem Finger den Titel der Erzählung: „Die erste Liebe".

„Die eben nicht. Erzähle sie mir."

„Ja, wenn ich das könnte! Wer kann so etwas erzählen?"

„Sage nur den Inhalt, ganz kurz. Um was handelt sich's? Was für Menschen kommen vor?"

„Ein junges Mädchen, Sinaïde. Ihre Mutter ist eine Fürstin — sehr arm und so gemein! Sie schnupft und führt immer Prozesse. Sie hat sich mit ihrer Tochter in ein baufälliges, enges und niedriges Nebengebäude auf der Besitzung des Vaters von Woldemar eingemietet."

„Wer ist Woldemar?"

„Der Sohn des Gutsbesitzers, ein Bub . . .“

„Wie alt?“

„Ach Gott, sechzehn!“ Er verzog geringschätzig die Lippen, er stand ja am Morgen seines achtzehnten Jahres. — „Der verliebt sich in die Sinaïde, alle verlieben sich in sie, ein Husarenoffizier, ein Doktor, ein Graf, ein Poet, jeder möchte sie heiraten.“

„Heiraten — wirklich?“ fragte die Mutter übereilt, und unbefangen antwortete der Jüngling:

„Jeder. Und sie macht sich über alle lustig, und keiner nimmt ihr etwas übel. Wenn sie nur kommen dürfen, sind sie glücklich. Den Woldemar hat sie gleich gefragt: ‚Gefalle ich Ihnen?‘ Und sie weiß doch, der arme Kleine möchte auf den Knien vor ihr herumrutschen; denn sie ist eine Königin, obwohl arm und schlecht angezogen — ein dunkles Wollkleid hat sie an, und denk dir, eine Schürze . . . Ist eine Fürstin und trägt eine Schürze . . . Aber sie ist klug und lieblich und hat goldig schimmernde Haare und eine Stimme mit Silberklang . . .“

Mein guter Bub, dachte die Baronin, du bist selbst in sie verliebt und wirst von nun an jedes hübsche Mädchen, das dir begegnet, für eine Sinaïde halten. „Und wie endet die Geschichte?“ fragte sie.

„O, traurig! Woldemar, so kindisch er ist, fühlt doch, daß sie mit ihm spielt wie die Katze mit der Maus, aber losmachen kann er sich nicht. Er schleicht um ihr Haus herum, wenn er nicht bei ihr sein darf, oder klettert auf die hohe Mauer eines halbverfallenen Treibhauses am Ende des Gartens und bleibt stundenlang dort oben ganz müßig. Er sieht kein Buch mehr an, studiert nicht mehr, geht nicht mehr spazieren, reitet nicht mehr aus. Einmal kommt sie —“

„Wer — sie?“

„Nun, Sinaïde, an der Mauer vorbei und sagt: ‚Sie behaupten, daß Sie mich lieben. Springen Sie doch herunter auf den Weg, wenn Sie mich wirklich lieben.‘ Und er natürlich, springt herunter.“

„Natürlich findest du das?“

„Aber Mama, man müßte sich doch schämen.“

„Und bricht den Hals, das arme Kind?“

„Nein, er verliert nur ein bißchen die Besinnung . . . Und da —“

„Nun, was geschieht?“

„— Da küßt sie ihn.“

„So lang er nicht bei Besinnung ist.“

„Auch ein bißchen nachher,“ sprach er, über und über errötend.

„Und damit endet die schöne Geschichte?“

„Gott behüt's, Mama, was denkst du? . . . Sinaïde hat einmal gesagt: ‚Ich kann niemanden lieben, auf den ich herabsehen muß, ich brauche einen Mann, der mich selbst zahm machen könnte.‘ Und — denke! denke! — der kommt — und den liebt sie, und der ist — der Vater des Woldemar —“

„Den Vater des Woldemar liebt das junge Mädchen? Ach geh!“

„Du mußt nicht glauben, daß er alt ist, o nein! Nicht alt, schön und stolz, aber nicht gut — nicht einmal gegen sie . . . Er schlägt sie sogar — und Woldemar sieht das mit an."

„Sieht es mit an — wieso — zufällig?"

„Ja."

„Belauscht der Sohn den Vater?"

„Nein, nein, Woldemar ist kein Lauscher — ganz ohne Absicht kommt er dazu, hört und sieht. Der Vater lehnt am Fenster eines kleinen Hauses — das ist nicht mehr auf dem Gut — das ist in Moskau — und am Fenster sitzt Sinaïde und hat den Arm auf die Brüstung gelegt. Der Vater verlangt etwas von ihr, das sie nicht tun will — ich glaube, er will, daß sie sich von ihrer Mutter trenne — sie gibt nicht nach, da — heftig wie er ist, hebt er die Reitgerte, und ein harter Schlag trifft ihren entblößten Arm. Sie fährt zusammen, sieht ihn an, sagt nichts, hebt den Arm und — küßt die rote Schramme . . ."

Stoßweise brachte er das hervor, seine Stimme wollte ihm nicht recht gehorchen, und eine leichte Blässe überflog wie feiner, durchsichtiger Reif seine rosigen Wangen.

Der besorgte Blick der Mutter streifte ihn. Daß es ihn so bewegte! Daß er mitempfand, was der kleine Woldemar empfunden haben mochte, als er die Vielgeliebte die Schramme küssen sah . . .

„Gepeitscht werden und seine Striemen küssen," sprach sie in ungewohnt herbem Tone, „das ist niedrig."

„So, meinst du, Mama; Woldemar denkt: das ist Hingebung, Leidenschaft, das ist Liebe!"

„In dem Fall ist dir also dieser kleine Junge eine Autorität . . . Aber sag einmal, wer hat dir das Buch Turgénjews empfohlen? Woher hast du's?"

„Ich habe es gekauft, zugleich mit einigen Sachen von Gorki, der jetzt so gelobt wird in den Zeitungen. Es ist wahr, er packt gewaltig." Der Jüngling nahm eine gewichtige Richtermiene an. „Sein erstes Buch hat mich entzückt, das zweite auch noch, beim dritten war mir, als ob ich Erde essen müßt . . . Und denk nur, er wagt es, die Werke Turgénjews Milchsuppen zu nennen."

Gorki! — Ihr Sohn sprach von Gorki wie von einem ihm wohlbekannten Autor. Er las Bücher, die weder seine Mutter noch — darauf hätte sie schwören mögen — einer seiner Lehrer für ihn ausgewählt hatte. Nun, dachte sie, die unangenehme Überraschung ist schon da, und fragte sanft und traurig:

„Harald, mein Kind, du gehst ganz einfach in die Buchhandlung und kaufst Bücher?"

„Was sollte ich dort andres kaufen, Mama?"

„Und du gehst allein in die Buchhandlung?"

„Ach nein! Einer meiner Raben, Hugin und Munin, der gute, liebe Pater Renner geht mit oder Doktor Weber."

„Und die sind einverstanden mit der Wahl, die du triffst?"

„Das weiß ich nicht, danach frage ich nicht, Mama — und sie finden es ganz natürlich, daß ich nicht um Erlaubnis bitte wegen jeder Kleinigkeit.“

Es kam ein wenig ungeduldig heraus. Nicht der Schatten einer Entschuldigung, daß er etwas tat, worauf seine Mutter doch nicht ganz vorbereitet sein konnte. Im Gegenteil, es sprach eher vorwurfsvoll aus seinen Augen.

Was blieb ihr übrig, als den Freundesrat zu befolgen und nicht auf dem Schein einer Herrschaft zu bestehen, deren Wesen ihr schon entwunden war. Eine schmerzliche Wehmut ergriff sie, sie hätte weinen mögen.

Sollte es wirklich geschehen sein, war ihr Sohn nicht mehr ihr Kind? Würde sie ihm nicht mehr bei jedem seiner Schritte folgen dürfen, nicht mehr völlig vertraut sein mit seiner Gedankenwelt, nur noch zufällig, wie eben jetzt, einen Einblick in sie gewinnen? Vor eine sonnig durchhellte Zeit sank es herab wie ein eisernes Gitter, dessen dunkle Stäbe einen Rückblick, aber keine Rückkehr mehr gewährten. Was hinter ihnen lag, war klar und licht und voll Frieden; was vor ihnen lag, war voll banger Fragen, quälender Zweifel, scheuer Hoffnungen.

Harald hatte sich wieder in seine Ecke begeben, sein Buch aber nicht mehr aufgeschlagen; er verwandte keinen Blick von der Aussicht aus seinem Fenster und rief einmal ums andre: „Wundervoll, Mutter! Wundervoll!“

„Schade, daß es so neblig ist.“

„O nein, nicht schade! . . . O Berge, o grüne, o weiße, o graue Bergketten, o Schönheit, die erraten, geahnt, im Geiste geschaut sein will, bevor sie sich dem körperlichen Auge enthüllt! . . . Sei viel hingerissener, liebe Mutter, schau, der dort weit drüben so gespenstisch aufragt, das ist der Watzmann, gewiß, er muß es sein. Meine Ehrfurcht, Majestät! Du nimmst dich da ganz anders aus als in der Geographie!“

Als sie sich dem lieblichen Reichenhall näherten, der Untersberg erschien, alle seine Märchen lebendig wurden und den jungen Reisenden umflogen in zahllosen holden und ehrwürdigen Gestalten, wurde er von einem Rausche der Wonne und der Zärtlichkeit ergriffen. Er stürzte auf seine Mutter zu, küßte stürmisch ihre Hände, eine um die andre, und versicherte ihr: „Du bist meine geliebte, gute, schöne Mutter!“

Und jetzt hatte er wieder seine sanften, liebreichen Kinderaugen, und jetzt kam ihr vor, als könne die Zeit, in der er ihr ganz gehörte, nicht vergangen sein.

Sie fanden am selben Tage noch eine gute Unterkunft im Hochparterre einer hübschen, etwas sezessionistisch angehauchten Villa unweit vom Kurparke. Die Wohnungen der Baronin mit ihrer Zofe und Haralds mit seinem Diener wurden durch den allen Gästen des Hauses gemeinschaftlichen Speisesaal getrennt.

Von ihrem Besuche beim Badearzt, dem der Hofrat sie empfohlen hatte, kam die Baronin am folgenden Morgen in gedrückter Stimmung zurück. Ihr Sohn war gesund erklärt und ihm nur eine kleine Molken- und Badekur

verordnet worden; sie aber, die auf vorübergehende Störungen ihres Wohlbefindens nie geachtet hatte, sollte nun doch etwas für sich tun. Der Arzt verordnete ihr unter anderm einen täglich zweistündigen Aufenthalt in der pneumatischen Kammer.

Eine Präventivmaßregel. Geboten? — Nein. Wünschenswert? — Ja. Und — wenn man schon da ist . . . Es wäre doch unklug, die gute Gelegenheit nicht zu benützen. Der Arzt sprach zu, der Sohn beschwor, und die Baronin fügte sich. Aber schwer wurde es ihr. Wenn sie allen ärztlichen Weisungen gewissenhaft nachkam, war sie tagsüber getrennt von ihrem Sohn und sah ihn fast nur bei den Mahlzeiten, in Gesellschaft aller übrigen Hausgenossen. Eine Stunde des Alleinseins mit ihm behielt sie sich aber vor; frühstücken sollten sie zusammen um acht Uhr im Salon der Baronin oder auf der Veranda mit der Aussicht auf den Stauffen.

„Sei morgen pünktlich!" rief sie ihm nach, als er ihr „Gute Nacht" gesagt hatte und sich in sein Zimmer begab.

Er war in aller Gottesfrüh auf den Beinen und rannte, im trunkenen Entzücken eines Neulings in den Bergen, ziellos umher, bevor er sich beim Kiosk einfand, wo er seine Trinkkur beginnen sollte. Einige Gäste waren eben aus dem gegenüberliegenden Kurpark getreten, um ihre zweiten Rationen in Empfang zu nehmen, schlürften ihre Molke oder ihr Mineralwasser, bekrittelten die orakelhaft dunkle Wetterprognose, die am Eingang des Parkes angeschlagen war.

Die servierende Frau streifte den Zettel mit der ärztlichen Verordnung, den Harald vor sie hinlegte, kundigen Blickes:

„Halb Molke, halb Trinksole."

„Auch mir meinen Göttertrank, seien Sie so gut," fiel eine tiefe, weiche, wohllautende Frauenstimme ein, und Harald wandte sich. Da stand eine junge, stattliche, sehr einfach und sehr vornehm gekleidete Dame.

Eine österreichische Aristokratin — der Typus ist unverkennbar, besonders in einer kosmopolitischen Umgebung. Und es war ein auserlesenes Exemplar, das ihn hier vertrat. Schön und fein, noble, sorglose Anspruchslosigkeit der Ausdruck des ganzen Wesens: Ich bin wie ich bin und will nicht mehr scheinen.

Harald erkannte die Heimatsgenossin auf den ersten Blick, und der ihre begegnete dem seinen. Sie sah ihm aufmerksam und mit unverhohlen freudiger Überraschung ins Gesicht. Er, plötzlich furchtbar verlegen, beugte seinen Kopf über den Becher, der ihm inzwischen gereicht worden. Eine trübe, grünlichgraue Flüssigkeit befand sich darin, die er mit Widerwillen betrachtete.

„Und das trinkt man?" murmelte er.

Die Heimatsgenossin lachte leise und mitleidig, nahm ihren Becher und ging über die Straße in den Park.

Sie hatte ihn ausgelacht — natürlich; die Frage, die seine Verlegenheit ihm erpreßte, war doch gar zu albern gewesen . . . Und nun folgte etwas zum mindesten ebenso Albernes. Ihm fiel ein, daß Sinaïde den armen Woldemar bei ihrer ersten Begegnung auch ausgelacht hatte . . . Wie konnte

ihm das jetzt einfallen? Was für ein Zusammenhang bestand da? Nicht in der selben Stunde zu denken, nicht in der selben Stunde zu nennen, eine russische Abenteurerin und diese von allen Geistern der Reinheit und Hoheit umschwebte Frau!

Seine Mutter ahnte nicht, wie gut er schon bemerkt hatte, daß er gar oft der Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit von Mädchen und Frauen war. Der geschmeichelten Eitelkeit, die sich bei solchen Gelegenheiten bei ihm meldete, folgte aber regelmäßig ein Gefühl der Abneigung und Geringschätzung. Was lag ihm daran, ob er „diesen Gänsen" gefiel oder nicht!

Diesmal war's anders. Das Wohlgefallen, mit dem die Unbekannte — nicht Fremde! — ihn angesehen hatte, war aber auch etwas andres, und selbst ihr Lachen so unsagbar lieb. Freilich, daß sie über ihn gelacht hatte, war beschämend. Wie ein dummer Junge mußte er ihr vorgekommen sein in seiner Verlegenheit und mit seiner stupiden Frage. Er konnte dieses quälende Bewußtsein nicht los werden und zog seine Mutter ins Geheimnis seiner stillen Leiden. Sie interessierte sich vor allem für die Dame.

„Vornehm, meinst du, und gewiß kein Fräulein, eine Frau, und noch sehr jung?"

Darüber war er im Zweifel. Nicht sehr jung, hatte er beim ersten Anblick gedacht, aber als sie ihn anlachte, war sie ihm ganz jung, ganz jung vorgekommen. Auf das eine kam er immer wieder zurück:

„Glaubst du, daß sie sich sehr lustig über mich macht?"

Die Mutter lächelte kaum merklich und streichelte seine feinen, blonden Haare: „Ich glaube, Harald, daß sie nicht mehr daran denkt."

Am nächsten Morgen geschah das Unerwartete: Sie redete ihn an. „Nun, haben Sie Ihren Abscheu überwunden, haben Sie Ihre Molke getrunken?"

Wieder lachte es ihm so jung, so strahlend heiter aus ihren Augen entgegen; er senkte die seinen wie geblendet und murmelte eine unverständliche Antwort. Sie blieb einen Augenblick, die Fortsetzung erwartend, stehen, da keine kam, nickte sie ihm freundlich zu und ging, wie gestern, in den Kurpark.

Als sie fort war, brauchte er einige Zeit, um sich von seiner Gemütsbewegung erholen und nachdenken zu können . . . Was für ein rätselhafter Vorgang war das gewesen? — Eine unbeschreibliche Sehnsucht, sie wiederzusehen, hatte ihn erfüllt; einmal von ihr angeredet zu werden, war ihm als der Inbegriff des Glückes erschienen. Er hatte sich genau ausgemalt, wie er sich dabei benehmen, auch das Gespräch, das folgen würde, Punkt für Punkt festgestellt. Daß sie gescheit war und Interesse für ernste Dinge hatte, daran zweifelte er nicht, er hatte es ihr angesehen trotz ihrer heiteren Freundlichkeit, und obwohl sie die Leute auslachen konnte. Er nahm sich vor, sie zu überraschen durch die Kühnheit der Gedanken, die er darlegen wollte. Gedanken, von denen weder sein bester Freund, Pater Renner, noch seine Mutter eine Ahnung hatten. Ihr sollten sie anvertraut werden. Sie würde überrascht

sein, vielleicht erschrocken, aber sich doch sagen: mit einem unbedeutenden Menschen habe ich da nicht gesprochen . . .

Nun war der Anfang seines Traumes zum Erlebnis geworden; sie hatte das Wort an ihn gerichtet — und er? . . . Glühend stieg es ihm zu Kopf, wenn er sich seines Benehmens entsann . . .

Er hatte die Frage der feinen, schönen Frau mit einem „Ja" beantwortet, das einhergepoltert kam wie ein Bauer ohne jegliches Gefolge . . . Sie hatte ihn gegrüßt, und er hatte nicht gedankt, hatte nicht einmal den Hut abgenommen! . . . Was mußte sie von ihm denken, für wen ihn halten? Für den Sohn eines Sackträgers wahrscheinlich. Er litt Qualen. Obwohl es in Strömen goß, rannte er durch den Nonner Wald und hinauf bis zur Restauration und kam zu spät zum Frühstück.

Seine Mutter dachte an die flottanten Zügel und ersparte ihm jeden Vorwurf. Ein wenig klagen mußte sie aber doch, und klagte denn über die elende Existenz in der pneumatischen Kammer. Eingesperrt, hinter Schloß und Riegel mit fünf andern Zellengenossen, zwei geschlagene Stunden lang in imposanter Nachbarschaft.

„Denke nur, den Platz neben mir hat der Kapellmeister Kolberg."

„Der berühmte, der die ‚Drei Sonaten' komponiert hat, die so herrlich sind?"

Sie bejahte, und Harald war einen Augenblick abgelenkt von seiner Seelenpein.

„Hast du ihm gesagt, wie du ihn bewunderst?"

„Was dir einfällt! Das ist kein Mensch, an den man sich mit Lobeserhebungen herantwagt."

„Du sprichst nicht mit ihm?"

„Nein. Er grüßt in einer Art, die mehr fernhält als anzieht, und ich erwidere mit einem Gruß, der zu verstehen gibt: seien Sie ruhig, ich bin nicht zudringlich."

„Und sag, Mama, wie sieht er aus? So bärbeißig wie auf seinen Bildern?"

„Beinahe."

„Ist er klein oder groß?"

„Untersetzt, nicht schön, sein Gesicht hat einen slawischen Typus, scheint mir."

„Scheint dir? Du hast ihn nicht genau angesehen?"

„Eigentlich nein. Berühmten Leuten ist das Angestarrtwerden eine Qual, und dann —" ihr war der Aufenthalt in der pneumatischen Kammer so widerwärtig! Sie hatte, wenn sie eintrat, nur den Wunsch: Wäre ich wieder draußen!

„Das ist ja schrecklich, Mama, aber — muß es denn sein?"

„Es scheint wohl, wenn der Arzt es verordnet."

„Fehlt dir denn wirklich etwas?" fragte er besorgt. „Du hast dich doch früher nie krank gefühlt."

„Auch jetzt fühle ich mich ganz wohl."

„Siehst du, und machst dich nur krank durch diese Kur.“ Er hob den gesenkten Kopf und sprach mit plötzlich gefaßtem Entschluß: „Weißt du was, Mama? — Reisen wir ab!“

Sie war erstaunt. „Abreisen? Wir sind ja kaum angekommen.“

„Wenn auch. Es gefällt uns hier nicht, dir nicht und mir nicht, Reichenhall ist ein widerwärtiges Nest, ungesund für dich, und ich glaube — auch für mich.“

Seine Mutter suchte ihm zu verbergen, wie sehr diese letzten Worte sie beunruhigten, und sagte nur: „Du bist aufgeregt, das macht die Gebirgsluft, das wird sich geben. Jedenfalls sprechen wir mit dem Doktor.“

„Dem Doktor?“ Er brach in Lachen aus, in ein Lachen, so scharf und grell, daß es hinreichte, nicht bloß den einen Doktor, sondern die ganze Fakultät mit Hohn zu überschütten.

Es half ihm nichts, er mußte am Nachmittag seine Mutter zum Arzte begleiten und wurde von ihm mit den Worten begrüßt: „Sie sind bei mir verklagt worden, Herr Baron“ — der elegante Mann lachte ziemlich boshaft. „Was höre ich? Sie verderben unsern schätzbarsten Patienten den Geschmack an unsrer unschätzbaren Molke, zweifeln an ihrer Trinkbarkeit?“

Harald errötete: „Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Eine schöne Dame. Ist siebenundzwanzig Jahre alt und sieht aus als wäre sie neunzehn . . . Eine große Dame, Pairsgattin, Exzellenz. Die Gräfin“ — er nannte einen Namen, der ruhmvoll auf den stolzesten Blättern der Geschichte Alt-Österreichs steht.

Die ärztliche Beratung nahm wenig Zeit in Anspruch. Unter den bestimmtesten Versicherungen, daß sie sich mit dem Aufenthalt in Reichenhall sehr bald befreunden dürften, wurden die Patienten entlassen. Wie bald bei einem der beiden seine Prophezeiung eintreffen sollte, konnte der Doktor nicht ahnen.

Sie hatte sich seiner erinnert, von ihm gesprochen, harmlos wie es schien. Hatte nur gesagt, daß sie einen jungen Mann gesehen, der an der Trinkbarkeit der Molke zweifelte, nicht gesagt: Ich habe einen jungen Mann gesehen, der ein Lümmel war.

Auf dem Heimwege sprach seine Mutter: „Also, die war's! Nun, von einer so schönen Frau ein bißchen ausgelacht zu werden, kann man sich gefallen lassen.“

„Du kennst sie?“ rief er aus.

„Gesehen habe ich sie, man hat sie mir gezeigt, gestern, in der Nähe des Deutschen Hauses, wo sie wohnt. Sie war in Gesellschaft andrer Kurgäste, sehr heiter, und scherzte mit einem alten Herrn, der ihr eifrig widersprach. Die andern hörten zu und schienen sich königlich zu unterhalten. Sie ist gewiß eine geistreiche Frau und hat einen ganz eigenen charme. Reizend die dunkeln, klugen Augen und der liebliche Mund.“

Harald nickte zustimmend und sprach nach kurzem Schweigen: „Ich bitte dich, Mama, schick ihr Blumen.“

„Welcher Einfall? Wie käme ich dazu? Sie müßte mich für verrückt halten.“

„So schick sie ihr anonym."

„Nein, nein. Es ist ihr vielleicht unangenehm, Blumen anonym zugeschickt zu bekommen."

„Was denkst du nur? Sehr angenehm wird es ihr sein. Ganz gewiß. Tu's, tu's gleich, liebe, liebe Mutter! . . . In der Ludwigstraße gibt es so schöne Blumen. Rosen, groß wie Dessertteller, und Nelken, weiße und feuerrote mit gekräuselten, dichten, duftenden Blättern; die kaufe, und viele, viele! Komm, liebe Mutter!"

„Aber, Kind, es regnet und ich bin müd."

„Ich trage dir den Schirm, ich führe dich . . ."

Sie widerstand noch eine Weile, aber schwach und schwächer. Eines von ihnen mußte nachgeben — er würde es gewiß nicht sein. Ich finde es einen Unsinn, dachte sie, teile aber das Schicksal so vieler Eltern und — begehe ihn. Unser Wille hält dem Ansturm des kräftigeren jugendlichen Willens nicht stand. Ist es ein Zeichen der Zeit, daß die bessere Einsicht die schwächere geworden?

So begaben sie sich denn in die Ludwigstraße. Bis zum Blumenladen begleitete er sie aber nicht; er sah nur von weitem zu, wie sie gütig und großmütig seinen Wunsch erfüllte. Eine Welle des Glückes schlug an sein Herz, so oft die Verkäuferin eine schöne Blume aus einem der Kelche in der Auslage nahm und sie dem Strauße einfügte, der sich unter ihren geschickten Fingern zu einem kleinen Kunstwerk gestaltete. Nun war's vollendet. Nun prangte es in heiterer Schönheit wie die Frau, für die es bestimmt war. Harald fand es auch sehr weise, daß seine Mutter die Adresse der Gräfin nicht selbst aufschrieb, sondern, um jede Wahrscheinlichkeit einer Entdeckung zu vermeiden, durch die Verkäuferin aufschreiben ließ.

Die Blumensendung hatte eine wunderbar stählende Wirkung. Harald gab den Gedanken an die Flucht aus Reichenhall auf und sehnte sich nur nach einer Gelegenheit, der Frau, für die er eine so plötzliche, so heiße Bewunderung gefaßt hatte, zu beweisen, daß die Ungeschliffenheit bei ihm nur etwas Gelegentliches, nicht etwas Permanentes sei. Am nächsten Morgen befand er sich schon um sechs Uhr auf dem Gartenwege, der zwischen dem Luisenbade und den gegenüberliegenden Villen zum Kiosk führt, und spähte nach ihr aus. Als sie kam und ihren Becher verlangte, fing es eben wieder zu regnen an. Sie spannte den Schirm auf; ihr junger Verehrer näherte sich, blieb zögernd in der Entfernung von einigen Schritten stehen, den Hut in der Hand, den Kopf ehrerbietig gesenkt. So erwartete er den Augenblick, in dem sie an ihm vorübergehen werde. Wenn sie ihn grüßt, wird er beschämt und — beglückt sein. Grüßt sie ihn nicht, wird er es hinnehmen als schwere, aber verdiente Strafe und seine Mutter bewegen, heute noch mit ihm abzureisen.

Aber sie ging nicht vorüber, sie blieb stehen und sagte: „Guten Morgen, junger Herr. Warum lassen Sie sich anregnen? Haben sie keinen Schirm?"

Er sah ratlos auf seine leeren Hände nieder und sagte: „Ich glaube nein."

„So gehen Sie doch nach Hause und holen ihn; sonst verklage ich Sie wieder bei unserm gemeinschaftlichen Doktor . . ."

Damit wandte sie sich dem Kurparke zu, und Harald, wie gezogen von hundert und hunderttausend Fäden, unwillkürlich, fast ohne eigenes Wissen, folgte ihr. Sie ging durch die Allee zum Gradierwerke und stieg die kleine Holztreppe hinauf, die zur Galerie führt. Ein häßliches Ding, so ein Gradierwerk. Unter seinem, alle Häuser der Umgegend überragenden Dache sind dürre, schwarzbraune Reisigbündel aufgeschichtet und bilden Wände, an denen trübes Salzwasser in schweren Tropfen niederrieselt.

Harald hatte eilig einen Bogen umschritten und konnte ganz unbemerkt die Gräfin von weitem erblicken. Sie lehnte an der Brüstung der Galerie und sprach mit einem ältlichen Ehepaare, das unten auf dem Wege stehen geblieben war.

Vornehme Leute, ganz gewiß, die große, schlanke Dame im hellen Regenmantel, der hagere Herr im englischen Paletot. Das ist vielleicht der selbe alte Herr, mit dem sie neulich ein Wortgefecht geführt hat. Jedenfalls ein guter Bekannter. Ob sie es auch recht fühlen, diese Menschen, welch ein Glück es ist, zu denen zu gehören, die ihren Umgang bilden, in ihrer Gesellschaftssphäre leben . . . Die Beneidenswerten! Sie haben ja überhaupt, was kein persönlicher Vorzug, kein noch so großes, persönliches Verdienst verleihen kann: das Gefühl eines angeborenen Anrechts auf alle weltlichen Ehren . . . O die klugen Japaner mit ihrem Vorelternkultus. Sie wissen, was das heißt, sagen zu können: Aus dem Stamm bin ich herausgewachsen . . .

In seiner Eifersucht auf das Ehepaar, das so einfach aussah, so ohne Umstände mit der Standesgenossin plauderte und dazwischen den Gruß einiger Vorübergehender mit schlichter Höflichkeit erwiderte, dachte er aber nicht nur an die Japaner, er dachte auch — an seinen Vater. An die huldvolle Berührung der Hutkrempe zum Dank für die Bücklinge der Eisenbahnbeamten . . . Er entsann sich seiner eigenen stolzen Gefühle über die Verleihung des Freiherrntitels, und was ihm vor kurzem sehr nobel vorgekommen war, kam ihm plötzlich nur aufgeblasen vor, und armselig der Adel, dessen Geschichte nicht zugleich Geschichte des Vaterlandes ist.

Ganz klein und unglücklich bis ins Mark lief er aus dem Parke, an hübschen Villen vorbei durch den triefenden Wald, über Wiesen und Anhöhen, und erinnerte sich erst um neun Uhr, daß er um acht zum Frühstück bei seiner Mutter sein solle.

Sie hatte auf ihn gewartet, machte ihm keinen Vorwurf über seine Unpünktlichkeit, sie sprach von einer Ausfahrt, die sie unternehmen könnten, wenn das Wetter besser würde. Er sagte sehr gleichgültig zu allem ja, aber plötzlich kam ihm ein Einfall, und er begann mit seinem üblichen:

„Weißt du was, Mama?"

Sie lächelte ihn an: „Noch nicht."

„Du solltest die Gräfin kennen lernen."

„Sollte ich? — Mein armer Bub, das liegt nicht in meinem Belieben."

„Warum denn? Warum denn nicht?"

„Damen ihres Kreises und Frauen des meinen . . ."

Er unterbrach sie: „Damen, Frauen . . . als ob du keine Dame wärst . . . du bist eine, du bist viel mehr als der Papa und ich . . . Der Großvater sagt immer: Mein Adel ist älter als der von so manchem Fürsten."

„Das macht es nicht aus. Die Koterie, in der man lebt, macht es aus. Die Gräfin wird von der ihren gewiß eng umschlossen, und mich da einzudrängen, fällt mir nicht ein."

Sie hatte sanft und ruhig gesprochen, aber in der bestimmten Weise gegen die — er wußte das wohl — jede Einwendung vergeblich war.

Am Nachmittag sandte er wieder einen Strauß schöner Blumen anonym ins Deutsche Haus. Diesmal wurden sie durch seinen Diener und in einem andern Laden als die früheren besorgt. Und von neuem brachten sie ihm Glück. Die Gräfin grüßte ihn freundlich, als er sie am nächsten Morgen, wie gestern chapeau bas, beim Kiosk erwartete und lud ihn ein, sie auf ihrem Morgenspaziergang zu begleiten.

Sie gingen in die Riedelallee und freuten sich, daß es endlich aufgehört hatte zu regnen. Es war mild und sonnenlos. Maria-Theresien-Tage nennt man in Österreich diese sanften, stillen, an denen der Himmel in einem einförmigen Silbergrau erschimmert, kein Lüftchen sich regt, kein greller Ton den leisen Farbenwohllaut unterbricht und in den Herzen der Menschen die Ahnung künftigen Friedens erwacht.

Das Gespräch bewegte sich anfangs in ausgefahrenen Gleisen, dann fragte die Gräfin:

„Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß ich sehr überrascht war, als ich Sie zum erstenmal gesehen habe? Der Grund davon ist, daß Sie meinem ältesten Sohn merkwürdig ähnlich sehen. Sie haben seine Art, in die Welt zu gucken, seine Gesichtsform, seinen mädchenhaften Teint . . . Nur", fügte sie hinzu und blickte ihn heiter an, „errötet er nicht so oft wie Sie, er ist noch nicht im Alter, in dem man ohne Ursache errötet."

Diese Worte erweckten in ihm ein seltsam unangenehmes Gefühl. Sie hatte einen ältesten Sohn, hatte also mehrere Söhne, hatte ein reich ausgefülltes Dasein.

Ihr Willy, sagte sie, der gar zu gern schon groß sein möchte, werde sehr stolz sein zu hören, daß sie einen jungen Herrn kennen gelernt habe, der lebhaft an ihn erinnerte und gewiß schon sechzehn Jahre alt sei.

Das war arg . . . Erst peinlich berührt, dann beleidigt. Essig in eine Wunde. „Exzellenz! ich bin siebzehn."

„Wirklich? . . . Seit wann?"

Er murmelte etwas Undeutliches; er schämte sich zu gestehen: „Seit vorgestern."

Sie schritten rasch aus, begegneten nur wenigen Spaziergängern auf dem breiten, mit jungen, großblätterigen Linden bepflanzten Weg. Die Aussicht entfaltete sich immer reicher vor ihnen. Links die phantastischen Zacken und Spitzen des Lattengebirges, das schlank emporsteigende, dunkle Müllnerhorn, vor ihnen der Stauffen und seine grünen Vor- und Nachläufer, rechts, weithin, gegen Salzburg sich breitend, das offene, fruchtgesegnete Land. Im Hintergrund der Gaisberg, wie ein Traum von einem Berge, wie hingemalt mit heller Wasserfarbe auf hellem Grund, mehr geahnt als gesehen.

Die Gräfin bemerkte, daß ihr Begleiter schönheitblind und verstimmt neben ihr herging und sagte: „Ich habe Sie für jünger gehalten, als Sie sind, und Sie nehmen mir das übel. Warten Sie nur — die Zeit kommt furchtbar rasch, in der wir es den Leuten übelnehmen, wenn sie uns mehr Jahre geben, als wir annehmen wollen."

Sie hatte durch den Doktor erfahren, wer er sei, und teilte ihm mit, daß ihr Mann seinen Vater kenne und ihn sehr hochschätze: „Sie werden in seine Fußstapfen treten, Sie sind gewiß ein ausgezeichneter Student . . . Nicht widersprechen! Lassen Sie mir meine gute Meinung. Sie sind es und waren es von allem Anfang an — schon vor der Aufnahmeprüfung ins Gymnasium."

„Ach wegen der!" sprach Harald wegwerfend.

„Ja, ja, wegen der. Ich höre, daß gerade sie von manchem der Herren Professoren den armen Buben recht schwer gemacht wird."

Ihr bangt um ihren Willy, dachte Harald, und lächelte mitleidig: „Es kommt auch vor, daß die Herren Buben es den armen Professoren schwer machen. Im ganzen sind die Professoren gut und froh, wenn sie einen durchbringen können."

„Wenn das nur nicht so schwer wäre! In zwei Jahren kommt mein Willy dran! . . ."

Er zuckte überlegen mit den Achseln und begann ein wenig zu flunkern. Ihm hatten die Studien keine Schwierigkeiten gemacht. Er hatte immer noch Zeit gehabt, sich nebenbei mit Zeichnen und Malen und Musizieren zu beschäftigen. Auch mit seinen Sammlungen, Münzen, Briefmarken — und so weiter.

„Sie überraschen mich; nein, wirklich, Sie imponieren mir!" sagte sie und gab sich Mühe, ihn mit ernster Miene anzusehen. Es gelang nicht ganz. Um den noch so jungen Mund spielte etwas, tief drin in den sprechenden Augen leuchtete etwas, das sehr heiter war. Nicht spöttisch, nur heiter; weil sie aber von Imponieren gesprochen hatte, stimmte der Ausdruck nicht vollkommen überein.

Abermals errötete er bis an die Haarwurzeln und brachte dann unvermittelt hervor: „Die ersten Klassen sind aber wirklich ganz leicht."

„Ein großer Trost für mich, denn mein Bub ist ein miserabler Student."

Sehr geschmeichelt durch das Vertrauen, mit dem sie ihn in eine so beschämende Familienangelegenheit einweihte, sprach Harald leichthin: „Er kann nichts dafür; es wird Atavismus sein."

„Was meinen Sie?“

„Nun — Atavismus. Seine Ahnen sind Turnierhelden, Kreuzfahrer, Feldherren gewesen, die Wissenschaften waren ihnen Schnuppe. Davon haben nun ihre Nachkommen die nicht trainierten Gehirne, sagt mein Freund, Pater Renner.“

„So, Pater Renner sagt das?“

„Exzellenz kennen ihn?“

„Er bugsiert ein paar Neffen von mir durch das Gymnasium; zwei solche Raubritternachkommen mit nicht trainierten Gehirnen.“

„Es kann sich machen mit der Zeit,“ versetzte er tröstend.

„In Generationen vielleicht. Wer weiß, was für Gelehrte meine Ururenkel noch werden!“

Der scherzende Ton kränkte ihn. Was hatte er nicht alles von einer Unterredung mit ihr erwartet, wie reich an Gedanken und Eindrücken sollte sie sich gestalten! und nun — statt tief zu werden, verflachte das Gespräch immer mehr . . .

Er führte es wieder auf das Gymnasium zurück, das er aber sehr von oben herab behandelte. Die Fragen, die er an die Wissenschaft stellte, konnten dort nicht beantwortet werden. Als die Gräfin ihr Erstaunen ausdrückte, steigerte er sich immer mehr. Mit abgewendetem Gesicht und unter fortwährendem Erröten brachte er stoßweise Anschauungen hervor, über deren Verwegenheit er selbst erschrak. Sie betrafen in erster Linie die Religion. Bei seinen Erörterungen bediente er sich vieler Fremdwörter und gelangte zu dem Schlusse, der Zweifel stände höher als der Glauben und die kühne Negation höher als der Zweifel.“

„Sagen Sie mir, junger Freund,“ fragte die Gräfin, „pflegen Sie auch Ihre Mutter einzuweihen in die Schlüsse, zu denen Ihr Nachdenken Sie geführt hat?“

Nein. Mit seiner Mutter sprach er von solchen Dingen nicht. Sie war eine fromme Frau und glücklich in ihrem blinden Glauben. Um keinen Preis würde er ihn erschüttern wollen; der Glauben seiner Mutter sei ihm heilig.

„Und der meine ist es Ihnen nicht?“ Wieder flog das sonnige Lächeln über ihr Gesicht, das ihn entzückte und ihm weh tat.

Vorwurfsvoll sah er ihr in die braunen, leuchtenden Augen. „Das ist etwas andres! Auf meine Mutter könnten meine Anschauungen Einfluß nehmen . . . vielleicht Einfluß nehmen . . .“ verbesserte er sich. „Auf Sie, Exzellenz“ — und nun ergriff ihn eine unerklärliche Verwirrung, und seine Stimme war umflort — „gewiß nicht“.

„Das meine ich selbst. Also, nur kühn vorwärts mit den Bekenntnissen! Heraus mit der Sprache über alles, was Sie auf dem Herzen haben, und was Sie bedrückt und Sie, wenn es verschwiegen bliebe, in eine falsche Richtung treiben könnte. Gradaus allerwege! ist meine Devise. Nun aber, hören Sie, ich bin eigentlich hierher gekommen, um eine Schweigkur durchzumachen; gehen wir jetzt schön still nach Hause. Reden auch Sie nicht mehr, zwingen Sie mich nicht, Ihnen meine Bedenken auszusprechen oder — meine Bewunderung.“

Sie traten den Rückweg an und befanden sich eine Viertelstunde später an der von Harald und seiner Mutter bewohnten Villa. Auf diese schritten vom andern Ende der geraden Straße eine Dame zu und ein Herr, bei dessen Anblick die Gräfin ausrief:

„Hans Kolberg — wenn die Entfernung mich nicht täuscht. Nein, wirklich, es ist der große Unnahbare!" Sie erzählte, daß sie ihn in Bayreuth kennen gelernt habe und in ihm die unliebenswürdigste Berühmtheit, die es geben könne; besonders abwehrend gegen Frauen und ganz besonders gegen solche, die ihm huldigend nahen. Was mag die Dame, mit der er da spaziert, für ein Zaubermittel angewendet haben, um diesen Löwen zu zähmen? So lebhaft und angeregt sah man ihn in Gesellschaft nie!

Die Dame, der Kolberg die Ehre erwiesen hatte, sie zu geleiten, blieb vor dem Eingang zum Vorgarten ihrer Villa stehen. Sie wechselte mit ihm noch einige Worte, dann küßte er ihr die Hand und empfahl sich mit tiefer Verbeugung.

„Ein Handkuß!" sagte die Gräfin, „ein Handkuß von Hans Kolberg! Ich weiß keine noch so hohe Frau, die nicht jetzt an der Stelle der Dame dort hätte sein mögen. Wer sie nur ist?"

„Ich kann es Ihnen sagen, Exzellenz!" erwiderte Harald, und aus seiner Stimme klang ein nur mühsam unterdrücktes, stolzes Jauchzen: „Es ist meine Mutter!"

Einige Tage vergingen gleichförmig „still und bewegt", würden die Romantiker sagen. So oft das Wetter es erlaubte, machten Mutter und Sohn Ausflüge in die Umgebung. Er hatte ihr triumphierend erzählt, wie hoch die Ehre angeschlagen werde, mit Kolberg verkehren zu dürfen. Immer wieder brachte er die Rede auf ihn und sagte einmal:

„Warum verabschiedest du ihn vor dem Hause? Lade ihn doch ein, uns zu besuchen."

„Wozu denn? Ich weiß ja, daß er ablehnen würde. Er hütet sich vor jeder Gelegenheit, mit fremden Leuten zusammen zu kommen, gebraucht seine Kur und bringt den Rest des Tages auf Wanderungen in den Bergen zu."

„Immer allein, wie ein rechter Menschenfeind."

„Ich glaube nicht, daß er ein Menschenfeind ist." Damit wollte sie abbrechen, aber Harald fuhr in gereiztem Tone fort:

„Nicht immer gleich aufhören, Mama, wenn von Kolberg die Rede ist. Mit mir darfst du doch von ihm sprechen, wenn auch mit niemand anderm." Er sah ihr in die Augen und setzte hinzu: „Ich weiß den Grund."

— „So?"

„Er schenkt dir sein Vertrauen — gib es zu."

„Das tu ich, Kind, nur dessen rühmen mag ich mich nicht."

„Ach Mama, wer denkt daran! Aber, daß du so geizig bist mit dem Vertrauen, so übergeizig! Daß du dich fürchtest, es zu mißbrauchen, wenn du Dinge berührst, die alle Welt weiß."

„Zum Beispiel?"

„Daß er verheiratet war mit der berühmten Tragödin Helmstädt, daß sie ihn sehr unglücklich gemacht, und daß er sich von ihr getrennt hat."

„Freilich, das wissen alle, und wenn es alle wissen, wozu davon erzählen?"

„Mein Gott, Mama, es interessiert einen doch! Neulich erst stand in den Zeitungen, daß seine Frau jetzt in Paris ist, und daß er mit ihr einen Prozeß führt um seine kleine Tochter. Er soll da schonungslos vorgehen. Du mußt es ja auch gelesen haben."

„Du kennst meinen Abscheu vor dem Zeitungsklatsch; die Hälfte nicht lesen, die Hälfte nicht glauben. So halte ich's. Kolbergs Kompositionen entzücken mich. Aus ihnen schöpfe ich die Kenntnis von dem Menschen, die mir wertvoll ist, und verzichte gern auf jede andre."

„Ja, ja, das bist du; das große Publikum verlangt mehr."

„Ein Mehr, das um so viel weniger ist! Wenn man aber von ihm nur weiß, was in den Zeitungen steht, muß man doch begreifen, daß er jetzt nicht gestimmt ist, Gesellschaften zu besuchen und Komplimente einzuheimsen."

„Jetzt, sagst du? Er soll von jeher nicht nur Komplimente, sondern auch jedes Zeichen von Bewunderung und Liebe mit Füßen von sich gestoßen haben."

„Welche Übertreibung!" rief die Baronin mit einer Ungeduld, die ihren Sohn befremdete. „Kein Künstler wird Bewunderung und Liebe, wenn sie echt und nicht zudringlich sind, von sich stoßen."

„Von ihm sagt man's."

„Man sagt es. Ist das ein Grund?"

Er war an die Strenge nicht gewöhnt, die aus diesen Worten klang: Verletzt sprang er auf mit dem Ausruf: „Mama!"

Sie blickte betroffen zu ihm empor und in ihrer Frage: „Nun Harald?" lag eine Bitte.

„Nichts," antwortete er. „Nichts Mama."

„Du wolltest mir etwas sagen, sag es doch." Ihre Stimme liebkoste ihn wieder mit voller, weicher, mütterlicher Zärtlichkeit.

„Später, vielleicht später einmal."

Und nun war er es, der dem Gespräch eine andre Wendung gab.

Am folgenden Morgen erfuhr Harald eine bittere Enttäuschung. Er sah die Gräfin beim Molkenhäuschen stehen, aber nicht allein, sondern von einer kleinen Gesellschaft umringt. Wieder das dünne Ehepaar mit den langen Gesichtern und den schmalen Nasen, dann zwei junge Mädchen, die so laut lachten und sprachen, daß alle Vorübergehenden sich nach ihnen umsahen, was sie aber gar nicht zu kümmern schien. Auch ein junger Mann befand sich da, der ein fahles, glatt rasiertes Gesicht und langgeschlitzte, schläfrige Augen hatte. Bei den Scherzen der Damen lächelte er, was sich aber nur wie ein Seitwärtsschieben der Lippen ausnahm.

Harald war des Weges zwischen schattigen Gärten gekommen und bemerkte die fremden Leute zu spät, um noch umkehren und — was er so gern

getan hätte — entfliehen zu können. Auch hatte die Gräfin ihn schon gesehen und nickte ihm freundlich zu. Er hob den Hut, eilte vorbei und hörte noch eine der jungen Damen fragen: „Qui est — ce?“ Eine Naivität vornehmer Wienerinnen, die glauben „Qui est — ce?“ sei für eine geringere Sorte der Menschheit weniger verständlich als: „Wer ist's?“ Er hörte auch noch: „Joli garçon“ sagen. Dann war ihm, als ob hinter ihm gekichert würde.

Er nahm den kürzesten Weg ins Freie, rannte ziellos einem Tag entgegen, der für ihn ein verlorener war. Er wollte allein sein mit seiner Erbitterung, sie auskosten, sich ihr ganz hingeben.

In den Nonner Auen, am Fuße des Stauffen, in die er geriet, herrschte noch tiefe Einsamkeit, göttliche, vor dem Geräusch der störenden Menge der „vielen, allzuvielen“ gesicherte Ruhe. Einer regnerischen Nacht war ein Morgen gefolgt, der für lang erlittenes Wetterungemach entschädigt. Die Nebelschleier hatten sich von den Gebirgszacken und Höhen losgeknüpft und glitten als kleine Rauchwölkchen über die Wiesen im Tale dahin. Es gab kein Gräschen ohne Tau, keine dürstende Blume, alles war erquickt, belebt, beseelt. Die Blätter der Bäume glänzten wie kleine Spiegel, in die ein Schein des großen Lichtes am Himmel fällt, und in ihren Zweigen regte sich's, schoß umher, zwitscherte und sang.

Und in dieser heiteren und lieblichen Welt schritt Harald dahin und hatte keinen Blick, kein Ohr für die tausend Stimmen des Seins und Werdens um ihn her, keinen Dank für die wohltuenden Arome der balsamischen Frühlingsluft. Was kümmerte der friedliche Frühling da draußen in der Natur ihn, der einen brausenden, stürmenden Frühling in der eigenen Brust trug? Er fühlte nur sich, nur die eigene ungestüme Lebenskraft, die ihrer selbst noch unbewußte Lebenssehnsucht.

Sein kräftiges Ausschreiten, ja, das tat ihm wohl! Und als in der Nähe des Waldes der Pfad zu steigen begann, reizte es ihn, die Anhöhe im Laufe zu nehmen. Bald jedoch machte der Weg eine jähe Biegung, und mitten auf ihm sah Harald in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten eine wuchtige Männergestalt sich langsam vorwärts bewegen. Es war der Kapellmeister, der, den Bergstock in der Hand, den Rucksack auf dem Rücken, eine seiner einsamen Wanderungen antrat. Er trug eine weite Lodenjoppe, stramm über die starken Beine gespannte Strümpfe und genagelte Schuhe. Unter der Krempe des Jägerhutes sahen dichte, graue Haare hervor. Harald blieb stehen, unschlüssig, ob er an ihm vorbei eilen oder warten solle, bis Kolberg außer Sicht war. Aber auch der war stehen geblieben, hatte sich umgewendet und sah ihn an. Harald grüßte und ging zögernd auf den Musiker zu, und ihm war, als hätte noch nie ein so abwehrender und durchdringender Blick ihn getroffen wie der, den diese Augen, blau wie im Feuer erhitzter Stahl, auf ihn richteten. Von einem peinlichen Unbehagen ergriffen, entschuldigte er sich:

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, verzeihen Sie.“

„Was verzeihen?“ fragte Kolberg, und seine Stimme war überraschend frei von Härte und Ungeduld.

„Ich habe Sie gestört."

„Gestört?"

„Sie waren gewiß in Gedanken."

„So — ja so! Ein Musiker ist immer in Gedanken, meinen Sie." Er faßte ihn wieder scharf ins Auge. „Wohin rennen Sie denn eigentlich?"

„Nirgends hin, Herr Direktor, und wenn ich Sie nicht störe und wenn Sie es mir erlauben . . . Dürfte ich ein bißchen mit Ihnen gehen?"

Die Antwort war ein Gemurmel, das man mit etwas gutem Willen für eine Zustimmung nehmen konnte, und Kolberg setzte seine Wanderung fort.

Harald wagte nicht zu sprechen, verstohlen nur blickte er den Meister von der Seite an. Er bewunderte sein männliches Profil, die vom Hut nur halb verdeckte, breite, gleichsam gedankenschwere Stirn, die leicht gebogene Nase und die schön geschwungene Linie ihres Flügels, den Mund, der unbedeckt blieb vom feinen, stellenweise wie Silber schimmernden Vollbart. Um die festgeschlossenen Lippen spielte ein eigentümlich anziehender, milder, beinahe freundlicher Ausdruck.

Plötzlich wendete sich der Meister dem Jüngling zu und sprach: „Sie heißen Harald. Ihre Mutter hat Sie mir neulich gezeigt, von weitem; Sie sehen ihr ähnlich."

„Ja," sagte Harald, und ganz unvermittelt folgten dieser Zustimmung die Worte: „Meine Mutter ist eine gute Musikerin, Herr Direktor. Meine Mutter hat mir im Winter beinahe jeden Abend eine Ihrer „Drei Sonaten" vorgespielt . . . O Herr Direktor! Der Anfang der ersten und der Schluß der zweiten, da brennt man, da wird einem eiskalt, da wünscht man nur eins! . . ."

„Nur eins? . . . Doch eins! . . ."

„Ja. Den, der es gemacht hat, da zu haben —"

„Wozu?"

„Um ihn anzubeten." Er hatte es bloß geflüstert und senkte die Augen.

„Was sind Sie jung. Einen anbeten, dem ein Stückwerk gelang."

„Ein Stückwerk, Herr Direktor?"

„Da ein Anfang, dort ein Ende — was ist's mit dem Ganzen? . . . Das Ganze eine Glorie, das wäre schön! Ist aber nicht unsre Sache, darauf wird die Welt noch lange warten . . . Das vollkommene Kunstwerk schafft nur der vollkommene Mensch. In unabsehbarer Ferne liegt die Zeit. Aber sie kommt . . . Wohl jedem, der vermag auf sie zu hoffen, wohl jedem, der Augenblicke kennt, in denen er, über sein kleines Ich hinausgewachsen, ihr Erscheinen geahnt hat — zu ahnen glaubte."

Sie waren an eine Stelle gekommen, von der aus man einen freien Ausblick auf den Untersberg hat. Kolberg stand lange still und vertiefte sich in die Betrachtung des herrlichen Bildes.

„Da," sagte er endlich. „Wenn Sie das Bedürfnis haben, anzubeten, den, der das gemacht hat, beten Sie an. Da ist sie, nach der wir ewig ringen, obwohl wir wissen, daß sie uns unerreichbar ist — Vollkommenheit."

„Die haben Sie oft erreicht, Herr Direktor."

Kolberg überhörte die Worte, wiederholte: „Da ist sie," und streckte die Arme aus. „Mein alter Liebling, mein Berg; sehen Sie, wie er prangt in seiner stillen Majestät, in leisen, grauen Tinten, in lauter Farbenpracht. Die Allmutter Sonne, die warme, gütige, küßt sein ehrwürdiges Greisenangesicht; eine schimmernde Wolke liegt an seinem Herzen wie ein schönes Weib in schneeweißem Mantel. Genien der Sage umschweben ihn, kindliche Träume fliegen durch eines Weisen Haupt." Seine Augen blieben lange mit ernstem Entzücken, unersättlich im Schauen, auf die Landschaft gerichtet. „Anbetungswürdig!" sagte er plötzlich. „Vor dem Urheber dieses Werkes auf die Knie! Warum sehen Sie mich so verwundert an? Ist es Ihnen merkwürdig, daß ein Schaffender an den Schöpfer glaubt?"

„Nein — ach nein!"

„Und ebensowenig kann es Ihnen merkwürdig sein, daß einer, den der Anblick des Vollkommenen in seliges, unaussprechliches Entzücken versetzt, die Überzeugung hat: Nicht der Furcht, wie Eure Klugen behaupten, entsprang das Gebet . . . Das erste Gebet, das zum Himmel stieg, hat jubelvolle Dankbarkeit gesprochen, und spricht ein Musikus es heut, dann wird's ein Lied oder", er lächelte, „irgendein Satz von irgendeiner Sonate."

„Etwas Herrliches gewiß! Aber, Herr Direktor . . ." Es zuckte um Haralds weiche Knabenlippen, als sie sich zu dem Einwand öffneten: „Wenn nur nicht auch so viel Häßliches in der Welt wäre und Grausames und so viel" — sein gepreßtes Herz tat ihm weh — „und so viel Leiden."

„Jenun — nur nicht ertragen, sich nicht unterwerfen, nur kämpfen gegen sie! Im Kampfe stählt sich die Kraft . . . Nur kämpfen! kämpfen *wollen*." Er senkte die Stimme, ihr Ton wurde allmählich so leise, daß Harald das scheue Gefühl hatte, der unberufene Zeuge eines Selbstgesprächs zu sein. „*Wollen können*, immer felsenfest, unerschütterlich, ist alles . . . Nur wollen können! nur den Glauben an den Willen nicht verlieren, weil er uns schon so oft betrog."

Seine Rede wurde ganz unverständlich, er starrte vor sich nieder; seine kräftige Gestalt beugte sich wie unter dem Druck eines schweren Schicksals. Aufseufzend hob er nach einer Weile das Haupt mit jähem Entschluß. „Aber — ich muß ja fort. Adieu. Ihrer Mutter meine Verehrung, meine tiefste Verehrung."

Rüstig schritt er die Anhöhe empor, indes Harald unbeweglich stehen blieb und ihm nachblickte.

Dem Jüngling war zumute wie einem, der tausend angesponnene und plötzlich abgerissene Fäden eines seltsam dunkelhellen Gewebes in seinen Händen hält.

Ein paar Wochen vergingen, in denen Harald die Gräfin täglich sah; aber freilich immer nur in Gesellschaft andrer. Das war für ihn mehr Qual als Freude. Es kam nicht mehr zu einem längeren Gespräche, und er hätte ihr so viel zu sagen gehabt. Er dachte ja nichts, was er nicht mit ihr in Verbindung brachte, worüber er nicht ihre Meinung hören, womit er nicht

ihr Interesse erwecken wollte. Aber sie war unzertrennlich von den zwei Komtessen, die für einige Zeit in ihrer Obhut standen, und gar oft schloß sich ihnen der junge Herr mit dem schiefen Lächeln an. Den haßte er, und einmal, als die Gräfin über einen seiner Scherze herzlich lachte, da haßte Harald einen Augenblick auch die Heißverehrte. Und als sie, seine Verstimmung sogleich bemerkend, fragte:

„Was gibt's, Harald? Wer hat Ihnen etwas getan?" — da hätte er sein Leben darum gegeben, ihr antworten zu dürfen: „Sie! Sie! Sie! — mit Ihrem Lachen über die blöden Scherze eines Laffen!"

Zu Hause nahm er oft Turgénjews Novelle zur Hand. Sie hatte etwas von ihrem ursprünglichen Reiz für ihn eingebüßt. Der „Knabe" Woldemar flößte ihm Geringschätzung ein; daß etwas Neid dabei war, ahnte er nicht. Was wußte er überhaupt von sich selbst? wußte er, ob er noch einen freien Willen habe? „Wollen können ist alles," hatte der Meister gesagt, und konnte Harald noch wollen? Da stand er am Morgen mit dem Vorsatz auf: Heute weiche ich ihr aus und befand sich trotzdem plötzlich in ihrer Nähe und dann — was kümmerte ihn das Geschwätz der andern? — sie sprach mit ihm, wenigstens eine kleine Weile, und immer von ernsten Dingen. Freilich in ihrer muntern Art.

„Was ist in Ihnen vorgegangen seit gestern?" fragte sie, „Sie sollen mir Ihre Gedanken sagen."

Ihr ahnte nicht, daß er da mehr zu verschweigen als zu sagen hatte.

Es kam auch vor, daß er mit fest auf den Boden gehefteten Augen an ihr vorbei rannte, weil er sich eben gefragt hatte, was er in ihrer Gesellschaft zu suchen habe? Er, der Beamtensohn, gehörte nicht zu ihr. Seine Mutter selbst, die so gern ausglich, alles so gern im mildesten Lichte sah, jeden Mißklang so gern in Harmonie auflöste, hatte ihn gewarnt: „Wir gehören nicht in diese Kreise; ihre Lebensanschauungen und besonders die Bemessung des Wertes oder Unwertes der Dinge sind zu verschieden."

„Du kannst das doch nicht empfunden haben," hatte er ihr einmal erwidert. „Du stehst ihnen der Geburt nach ganz gleich."

„Ja, aber ich bin eine Beamtenfrau."

„Sind denn nicht viele von ihnen und viele ihrer Söhne auch Beamte?"

„Ein großer Unterschied! In ihren Augen gibt der Mann dem Amte den Rang, bei uns das Amt dem Manne."

Eines trüben Nachmittags, an dem die meisten Kurgäste sich im Parke hielten, sah Harald die Gräfin mit dem eleganten jungen Herrn — ihrem Vetter, wie er jetzt wußte — und den zwei Komtessen vor der Kolonnade auf und ab gehen.

Längst schon drohte ein Regenguß, und mit sogar im Gebirge ungewöhnlicher Heftigkeit wurde die Drohung erfüllt. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und alles flüchtete in die Halle. Auch Harald war der Treppe, die zu ihr führt, schon nahe, als sich dicht vor ihm lautes Kindergeschrei erhob. Ein etwa zweijähriges, höchst elegant gekleidetes Mädchen, stand mitten in einer Wasserlache, streckte die Ärmchen aus und schrie: „Viens! Viens!" und

auf der obersten Treppenstufe, unter dem schützenden Dache, stand eine junge Dame, fabelhaft schön und kostbar angetan in Spitzen und Gaze, das kleine Haupt bekrönt von einem Bänder- und Federnbaldachin, streckte ebenfalls die Arme aus und rief ebenfalls: „Viens! Viens! Viens ma chérie!“

Aber „chérie“ wollte durchaus abgeholt werden. Sie heulte wie ein verlassenes Jagdhündlein; der große Hut war ihr in den Nacken gerutscht, der Regen, in den sich auch schon Hagelkörner mischten, prasselte nieder auf ihr blondes Haupt. Plötzlich, mit einem lauten Gekreische des Zornes, warf sie sich zu Boden, wälzte sich und strampelte in der Nässe herum. Nun raffte ihre Mutter die Schleppe zusammen und schickte sich an, auf die Kleine zuzueilen, zwei Herren in Regenmänteln wollten ihr zuvorkommen . . . Aber schon hatte Harald das Kind vom Boden aufgehoben, um es der Maman, nach der es zeterte, zu bringen. Es schrie und wehrte sich und schlug mit Händen und Füßen nach ihm; er hatte alle Mühe, es festzuhalten, verlor unterwegs seinen Regenschirm, wurde böse und brummte einmal ums andre zwischen den Zähnen: „Kröte, Kröte, boshafte Kröte!“ Nun sprang er die Stufen zur Kolonnade hinauf und wollte seine ungebärdige Last ihrer Eigentümerin übergeben. Aber die Französin streckte beim Anblick des beschmutzten, triefenden Kindes die Hände mit einem entsetzten: „Oh mon Dieu!“ abwehrend aus. Harald stand ratlos da und war in der größten Versuchung, seine zappelnde Bürde ihrer „Maman“ vor die Füße zu werfen.

Die laute Szene hatte viele Zuschauer, darunter die Gräfin, die Komtessen, den Vetter, und der grinste. Einige lachten; zartfühlende Damen meinten, es handle sich um Kindermißhandlung und begannen den armen Harald sehr unzart zu beschimpfen. Er, mit dem wütenden Kind in den Armen, spielte eine lächerliche Figur — Schicksalstücke — vor ihr! vor ihr! Aber die Qual hatte nur kurze Dauer. Einer der hilfreichen Herren im Regenmantel übernahm das Kind, der andre lief, einen Wagen herbeizuholen, die Dame nickte: „Merci Monsieur!“ und fort waren sie.

„Das war eine schwierige Lebensrettung!“ sprach die Gräfin zu Harald, der sein Taschentuch gezogen hatte und die Spuren der nassen Kinderfüßchen von seinem lichten Sommerrocke abzuwischen suchte.

Ihm war das Weinen nah: „Zu dumm,“ murmelte er, „so ein boshafter Fratz!“

„Aber temperamentvoll, die kleine Französin, und bildhübsch! Nehmen Sie sich in acht — was wir da sahen, war vielleicht ein Vorspiel . . . So fangen manchmal die interessantesten Romane an.“

„Wenigstens“, erwiderte Harald noch sehr mißmutig, „habe ich Zeit, mir die Sache zu überlegen.“

„Baron, Baron!“ sprach eine helle Stimme, und neben ihm stand die jüngere der Komtessen und reichte ihm, herzig salutierend, seinen Regenschirm. „Da ist er. Sie haben ihn verloren, und ich wollte auch etwas retten.“

Er war äußerst überrascht und geschmeichelt. „O! — O! nein — das ist wirklich, das ist zu gnädig, wirklich . . .“

„Bravo Kitty! ich sage es ja, an dir ist ein preux chevalier verdorben," sprach die Gräfin, „und nun kommt, meine vier Kinder, wir wollen Tee trinken beim Zuckerbäcker. Sie nehmen meine Einladung doch an, Harald?"

Wie gern! wie von ganzer Seele gern! rief es in ihm. Und — was geschah? Welch ein Wunder begab sich? Warum verneinte sein Mund, da sein Herz bejahte? Was für ein böser Dämon legte ihm ein ablehnendes: „Danke, danke vielmals," auf die Zunge?

„Danke — nein?" fragte die Gräfin.

„Dan — ke."

„Aber Harald." Es lag ein leiser, gütiger Vorwurf in den zwei Worten.

Wirklich, es ist unsinnig, davonzulaufen vor ihr, vor dem Komteßchen, das so nett für ihn gewesen ist. Schon zögerte er, war schon im Begriffe, sein „Danke" in ein: „Wenn Sie also erlauben" zu verwandeln, als die faden Augen des jungen Herrn ihn spöttisch anzwinkerten: Willst du gebeten werden? Ist es üblich bei euch? sollte das wohl heißen. Nun gab es kein Überlegen mehr: „Exzellenz, meine Mutter erwartet mich."

Er verbeugte sich tief und ging und fühlte, daß man ihm nachschaute und hatte davon ein höchst unangenehmes Prickeln im Rücken.

„Es ist schon der ganze Hofrat," sagte der junge Herr. „Steif und zimperlich und macht sich rar."

„Der?" rief die Gräfin, „die Unbefangenheit und Natürlichkeit selbst. Wie er daher kam im Kampf mit dem kleinen Rangen, das Herz voll Empörung und in den Augen eine so herzige Schüchternheit und Angst, ausgelacht zu werden, mußte ich an ein junges Reh denken, das plötzlich aus dem Wald in diese Kolonnade geraten wäre."

„Und du gerätst ins Poetische," erwiderte der Vetter, ärgerlich über den Widerspruch. „Das kommt davon, daß er dich anschwärmt."

„Er soll nur. Ganz gut, wenn ein junger Mensch schwärmen kann. Wer von euch trifft das heutzutage noch? Wer vermag sich auf eigene Kosten ein Idealbild, das dem Urbild sehr wenig ähnlich sieht, in die blaue Luft hinzumalen und es wunschlos anzubeten?"

„Wunschlos, Cousine? Du bist wirklich naiv." Er zog sein allerschiefstes Gesicht. „Wunschlose Schwärmer gibt's nicht, auch nicht unter den Miniatur-Hofräten."

Harald teilte seiner Mutter sein neuestes Erlebnis mit und fand so viel Trost, als er zu empfinden fähig war. Nach einer Weile kam dann die schon mehrmals wiederholte Frage:

„Sag Kind, solltest du nicht an deinen Vater schreiben?"

Freilich sollte er, es war seit vierzehn Tagen nicht geschehen, und Harald wußte, daß sein Vater in den Briefen an die Mutter kein Wort darüber verlieren würde. Bei der Rückkehr aber bekäme der säumige Briefschreiber eine Bemerkung zu hören, die nicht so leicht zu verschmerzen war. Er ging auf sein Zimmer, legte einen Bogen Briefpapier vor sich hin, und das Datum und die Ansprache flossen ihm leicht aus der Feder, auch die erste Seite be-

deckte bald ein umständlicher Wetterbericht, mit der zweiten ging's schon etwas langsamer; die Nachrichten über den Gebrauch der Kur mußten vorsichtig gebracht werden, die Gefahr, in früheren Briefen schon Gesagtes zu wiederholen, war groß. Nun schien aber diese Klippe umschifft, und die fast unüberwindliche Aufgabe stellte sich erst ein, als die dritte Seite an die Reihe kam: worüber schreiben? Worüber schreibt man an jemand, mit dem man noch nie ein vertrauliches Wort gewechselt hat? Harald mußte an den armen kleinen Woldemar denken, der, genau wie er selbst, von seinem Vater nie etwas andres erfahren hatte als freundliche Gleichgültigkeit.

„Bist du fertig, Harald, und kommst mit mir?" Seine Mutter stand auf der Schwelle zum Ausgehen angekleidet. „Es hat aufgehört zu regnen, ich will ein bißchen an die Luft."

„Ach Mama! Ach Mama!" Er stieß einen tiefen Seufzer aus, streckte die Arme empor und rang die Hände: „Es ist so schwer!"

„Schwer — was denn?"

„Den Brief zu schreiben, den Brief an den Vater."

„Das ist nicht dein Ernst."

„Ich kann mir nicht helfen — ja! Mein Gott, was mich interessiert, interessiert ihn nicht . . . Sag nicht nein! Sag nicht nein! Wenn du's noch so sehr leugnest, ich fühl es doch."

„Es wäre sehr traurig, Harald."

„Mich hat es nie traurig gemacht . . . Aber warte, setz dich — ich weiß jetzt einen Schluß. Und er schrieb sorgfältig mit schönen, großen Buchstaben:

„Eben kommt Mama, um mich zu einem Spaziergang abzuholen. Wir müssen uns beeilen, denn es hat kaum zu regnen aufgehört und dürfte bald wieder anfangen. Lebewohl, lieber Vater! Ich hoffe, daß diese Zeilen Dich in bestem Wohlsein finden, küsse Deine Hand und bin Dein dankbarer Sohn Harald."

Und nun ging's an das Hinmalen einer titelreichen Adresse. Seine Mutter trat zu ihm und beugte sich über seine Schulter.

„Ich besorge, daß die Adresse das Ausführlichste an deinem ganzen Briefe ist."

„Ach geh! . . . Übrigens — weißt du was, Mama? — der Vater . . . wenn ich ihm ausführlich schriebe, er würde es nicht lesen, er hat ja keine Zeit. Das denkt man und schreibt dann auch nicht gern." Er nahm ihre Hand in seine beiden Hände, wandte den Kopf und sah zu ihr empor. „Ganz anders wär's, wenn ich dir schreiben würde oder zum Beispiel einem . . . Errate, — wem? Ich habe ihn, weißt du, neulich getroffen im Nonner Wald."

„Und an den zu schreiben, wäre dir leicht?"

„Ja; ich weiß jetzt, daß er ganz anders ist, als ich ihn mir vorgestellt habe. So gar nicht hochmütig, so gar nicht stolz auf seine großartige Kunst. Stückwerk, sagt er. Was für Ziele müssen ihm vorschweben, wenn er die gering findet, die er erreicht hat."

Seine Mutter drückte ihre Wange an seinen Scheitel: „Nicht wahr? Und das ist alles ehrlich empfunden, und man hat nie auch nur den leisesten Zweifel

wie bei andern Künstlern: Du meinst es gar nicht so, erwartest nur einen Widerspruch."

„O nein, dazu ist er zu groß. Je mehr ich über ihn nachdenke, je besser begreife ich ihn. Er geht den Leuten aus dem Wege, weil er sich nicht verstellen kann . . ." Er brach plötzlich ab und fuhr dann mit einem raschen Blick auf seine Mutter fort: „Was mir einfällt, Mama! Er hat da eine kleine, kleine, ganz entfernte Ähnlichkeit mit dir . . . Auch du weichst gern den Leuten aus, und bei dem Ausweichen seid ihr einander begegnet, und jetzt schenkt er dir sein Vertrauen, und du weißt alles von ihm." Er sprang auf und stand nun vor ihr und rief: „und solltest mir auch alles sagen!"

„So?" sie lächelte ihn an. „Was er mir sagt, sind keine Geheimnisse; wenn es aber Geheimnisse wären, würde ich sie nicht verraten."

„Verraten ist ein garstiges Wort."

„Über anvertrautes Gut eigenmächtig verfügen, ist auch nicht schön."

„Ich würde doch keinen Mißbrauch treiben . . . Ich bin dein Sohn."

„Du darfst trotzdem nicht verlangen, daß ich dir anvertrautes Geld ausliefere, wenn auch, um damit Wohltaten zu erweisen. Steht es anders mit anvertrauten Geheimnissen?"

So ganz einleuchten wollte ihm dieses Argument nicht: „Es wäre aber doch besser, die Wahrheit zu wissen, als nur den Klatsch der Leute und der Zeitungen. Was die zusammenschreiben! Gestern erst habe ich gelesen, die Frau Kolbergs hätte einem Interviewer erzählt, daß sie und ihr Mann sich gegenseitig unglücklich machen, aber nicht ohne einander leben können. Das ist doch lächerlich."

„Es wäre lächerlich, wenn es Hänsel und Gretel beträfe; da es einen großen Künstler und eine große Künstlerin betrifft, ist es tragisch."

„Ich begreif's nicht, begreif's nicht! Sie hat sich doch gegen ihn viel zuschulden kommen lassen —"

„Sagt man."

„Und er, der so gut versteht, sich die Menschen vom Halse zu schaffen, kann sie nicht los werden? Das ist doch merkwürdig, und du mußt zugeben . . ."

„Nichts gebe ich zu. Wer weiß; vielleicht verdankt er den Qualen, die er durch diese Frau leidet, seine erschütterndsten Inspirationen."

„Und wenn es so ist — trotzdem. Er sollte ein Ende machen. Daß er's nicht kann . . ."

„— Oder nicht will!"

„Oder nicht will — gefällt dir das?"

„Danach frage ich nicht, ich klügle nicht an ihm herum, denke nicht: Du solltest so tun, so oder anders sein. Ich denke: So tust du, so bist du und damit fertig."

„Das ist Respekt, Mama, das ist Bewunderung . . . Er ist dir sehr lieb."

„Ja," bestätigte sie einfach und freimütig. „Die Menschen, die wir zugleich bewundern und bedauern, werden uns sehr lieb."

Er blickte sie aufmerksam — er staunte sie an. Waren ihm denn erst jetzt die Augen aufgegangen über seine Mutter, oder hatte sie sich verändert? — Daß sie noch jung aussähe und schön sei mit ihrer feinen Gestalt, ihren goldblonden Haaren, ihrem durchsichtigen Teint, hatte er oft gehört und als ausgemachte Sache betrachtet. Gewiß, sie sah so jung und schön aus, wie die Mutter eines erwachsenen Sohnes nur irgend aussehen kann. Nun aber — was ihm da entgegenschimmerte aus ihren Augen, aus ihrem ganzen harmonischen Wesen, war ein rätselhafter Schein von etwas — nicht jung Erhaltenem, nein, jung Gebliebenem, jung Seiendem — etwas Mädchenhaftes.

Ein Sonnenstrahl hatte das Gewölk durchbrochen und drang durchs Fenster, gerade an die Stelle, an der sie stand.

„Mama!" rief Harald, „wie schön du bist! Schau nur, die Sonne findet's auch. Sie schickt dir einen Liebesboten, er küßt deine Haare, dein Gesicht, und — schau nur, schau Mama, er legt sich dir zu Füßen."

„Laß das gut sein. Die Sonne lacht uns aus. Tun wir, als ob wir ihr glaubten. Komm."

Die Komtessen und der Vetter waren abgereist, und die Welt war wieder schön. Ob sonnig, ob regnerisch, jeder Tag ein Festtag; denn jeder brachte eine Stunde, in der Harald die Gräfin auf einem Spaziergang begleiten oder mit ihr in der Kolonnade umherwandeln durfte. War diese Stunde vorbei, dann war es auch der Tag, den er durchlebt hatte, und der Tag, den er durchträumte, begann. Da stiegen die großen Taten, die er einst vollbringen wollte, vor ihm auf. In kühnen, kräftigen Zügen, ohne auf Einzelheiten einzugehen, entwarf er das Bild einer erfolg- und ruhmreichen Zukunft — der seinen. Er sah die Zeit kommen, in der sein Name von Tausenden mit Ehrfurcht genannt und er der Stolz seines Vaterlandes sein würde, und auch ihr Stolz. Das erleben und dann eines Heldentodes sterben, womöglich für sie oder wenigstens unter ihren Augen, wäre die schönste Erfüllung des allerschönsten Traumes.

Eines warmen Sommermorgens waren sie auf dem Wege nach St. Zeno; die Gräfin wollte die Kirche besuchen und den Friedhof, der neben ihr liegt und eine der lieblichsten Ruhestätten ist, die Lebende ihren Toten bereitet haben. Freundlich der Blick ins offene Land gegen die Salzburger Berge hin, erquickend die schützende Nähe der dunkeln Anhöhe des Kirchholzes und der Luftwellen, die mit Harzdüften getränkt über die kleine Totenstadt gleiten.

Harald befand sich in einer seiner hellsten Stimmungen. Die Gegenwart so wonnig! Die Zukunft eine noch geschlossene Riesenblüte, die nur auf die rechte Stunde wartete, um sich prangend zu entfalten. Sein Herz floß über von unendlicher Dankbarkeit, und in dem Augenblick verstand er die Worte des Musikers: Das erste Gebet hat jubelvoller Dank gesprochen.

Sie wohnten dem Gottesdienste bei und gingen dann auf den Friedhof.

„Jetzt müssen Sie Geduld haben," sagte die Gräfin, „von einem Friedhof bringt man mich so bald nicht fort."

Das nahm ihn wunder. „Denken Sie denn gern an den Tod?"

„Nein, weil ich nicht gern an einen Schmerz der Meinen denke; ein Grauen vor dem Tode habe ich nie gekannt. Was mich auf einem Gottesacker — wie merkwürdig tief ist dieses Wort! — so sehr ergreift, ist der Gedanke an die Trauer der Zurückgebliebenen."

„Es werden aber nicht alle Verstorbenen betrauert."

„Und wenn es auch nur die wenigsten wären! Der da liegt, könnte es sein, sage ich mir, und bringe denen, die sich leidvoll nach ihm sehnen, mein Scherflein Mitgefühl, von dem sie freilich nichts wissen, dar."

Sie ging von einem Grabhügel zum andern, las die Inschriften auf den Kreuzen, war gerührt von der Sorgfalt, mit der die Wohnung der unter ihnen Ruhenden geschmückt und betreut wurde.

„Es ist doch Kultus des Staubes," sagte Harald.

„Nein, nein! An den Staub, in den allmählich, was da ruht, zerfällt, denkt man nicht, man denkt an ein geliebtes, körperlos gewordenes Wesen, das von uns weiß, dem unsre Sehnsucht einen Weg zu uns bahnt, und dessen Nähe wir dann fühlen. Das ist, scheint mir, bewußt oder unbewußt, der Anlaß zu unserm Gräberdienst."

„Frau Gräfin! Sie glauben, daß ein Verkehr besteht zwischen den Lebenden und den Verstorbenen?"

„Jawohl, das glaube ich."

„Da will ich morgen sterben, damit ich immer bei Ihnen sein kann!" rief er aus, und sein Erröten über die unbedachten Worte war unaussprechlich tief, und sein Ärger darüber trieb ihm neue Blutwellen ins Gesicht.

Die Gräfin legte sanft ihre Hand auf seinen Arm: „Sie sind ein Kind, ein sehr liebes, sehr junges Kind."

Sie kamen am großen Kruzifix bei der Kirchenmauer vorüber. Dort kniete ein greises Weiblein, dürr wie ein welker Zweig, und man hörte sie im inbrünstigen Gebet flüstern: „Erlös ihn! Erlös die arme Seele!"

Sie hatte die Fremden kommen gehört und sich umgesehen. Blitzschnell wich der fromme Ausdruck aus ihren Zügen, ein böses Wort trat auf ihre Lippen, und wenn sie es auch nicht aussprach, man verstand: „Was habt ihr hier zu suchen, Neugierige? Haltet euch fern von unsern heiligen Stätten."

Beim kleinen Friedhof der Klosterschwestern hinter der Kirche machte die Gräfin wieder Halt. Da lagen sie in Reihen gebettet unter schmalen, schmucklosen Hügeln. Alle gleich. Die Namen bildeten die einzige Verschiedenheit in der Gemeinschaft dieser stillen Schar. Im Leben vom selben Schicksal getroffen, wie ungleichmäßig mochten sie es empfunden haben!

„Afra," las die Gräfin, „die Schwester Ökonomin, ich habe sie gekannt." Es gab Leute, die wissen wollten, daß sie aus sehr vornehmem Hause stamme. Zu gebieten verstand sie, das ist wahr. Klein und verwachsen, flog sie durch die Gärten, die Wirtschaftsräume und Ställe, wie eine aufgeregte Biene; ihr langer Schleier fegte hinter ihr her. Sie ordnete an, tadelte, lobte, energisch, klug und weise. Die Knechte und Mägde lachten und gehorchten . . . Da neben ihr: „Therese," ihr Widerspiel; groß und breit, ein Bild der Kraft,

sehr laut in den Äußerungen ihres Mißfallens und so gar nicht gefürchtet! — Abgott und Marterholz der kleinen Klosterzöglinge. Brave Therese!"

Der Nachruf weckte einen Widerhall. „War mei Tant. Gott hab's selig." Die Gräfin wurde freundlich gegrüßt; freundlich von einer Trauernden. Eine Bäuerin in schwarzem Gewande war auf dem Wege von der Totenkapelle herübergekommen. Ungefähr so mochte die brave Therese in ihrer Jugend ausgesehen haben, nur weniger fein als diese Frau mit ihrer blühenden Gestalt, ihrem zarten Gesicht und ihren zutraulichen, blauen Augen. Die waren aber ganz verweint, und die weißen Zähne blinkten zwischen schmerzverzogenen Lippen hervor. Neben dem schönen Weibe ging ein etwa fünfjähriges Büblein in Bauerntracht ernst, fast würdevoll einher und hielt den grünen Jägerhut mit beiden Händen an die Brust gedrückt.

Die Gräfin betrachtete das Paar teilnahmsvoll, deutete auf den Traueranzug der Frau und fragte: — „Ein Witwenkleid?" — „Jo — jo" — war die Antwort. „Arme Frau — armer, kleiner Bub. Ihr Einziger?" — „Jo," erwiderte sie mit einer Mischung von Stolz, Schmerz und Liebe. „Dos is jetzt der Bauer."

Die Gräfin streichelte seine steifen, strohgelben Haare und wiederholte: „Armer Bub, armer kleiner Bub!" und ihr traten Tränen in die Augen.

Sie denkt, daß ihre Söhne das selbe Unglück erfahren können, das ergreift sie, sagte sich Harald, und eine unerklärliche Bitterkeit stieg in ihm auf.

Sie verließen den Friedhof und waren bald auf dem Heimwege. Die Gräfin schlug ein rascheres Tempo an. Sie hatte noch viel zu tun — Briefe zu schreiben, Abschiedsbesuche zu machen; denn: „Meine Kur ist beendet und morgen, lieber Harald, morgen reise ich ab."

Das traf ihn wie ein Schuß in die Brust. Er hatte kühne Unternehmungen geplant, sich als großen Mann gesehen, allerlei Möglichkeiten erwogen, nur die eine nicht — daß ihre Badekur ein Ende nehmen und daß sie abreisen konnte.

Er blieb stumm, und sie ahnte nicht, was sie ihm getan hatte. Sie sprach von ihrer Abreise, wie wenn das etwas ganz Einfaches und Natürliches wäre, sprach auch von ihren Kindern, ihrer Lebensweise auf dem Lande. O Gott, ja! Sie hatte ein reich ausgefülltes Dasein, Bekannte, Freunde, ein großer Kreis bewegte sich um sie . . . Das Interesse, das sie ihm geschenkt hatte, verdankte er der Ähnlichkeit mit ihrem Sohne . . . Was war er ihr? — — —

Vor dem Deutschen Hause verabschiedete sie ihn und betraute ihn mit einer Botschaft. „Es ist längst meine Absicht gewesen, Ihre Mutter zu besuchen. Ich bin nur leider bis jetzt nicht dazu gekommen. Heute nachmittag finde ich mich aber ein. Bitte, fragen Sie, ob die Baronin mich empfangen will. Keine Antwort heißt: Ja."

Er traf seine Mutter in der Villa nicht mehr an. Sie hatte lange auf ihn gewartet und war dann ausgegangen. Der Diener brachte ihm das Frühstück auf sein Zimmer; er setzte sich davor hin, vergaß aber zu essen,

legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme und preßte seinen Mund auf die Stelle, wo die Hand der teuren Frau geruht hatte.

So fand ihn seine Mutter bei ihrer Rückkehr. Er war aufgefahren, als sie eintrat und hatte sie fremd und bestürzt angesehen, wie mit einer stummen Bitte: „Frag nicht, frag nicht, was mir ist!“ Stumm wie seine Bitte war ihre Antwort: „Sei ohne Sorge! Ich verstehe und schweige, ich weiß alles von dir, du hast nichts erlebt, was ich nicht mit dir erlebt hätte.“

Er kündigte ihr den Besuch der Gräfin für den Nachmittag an. Ob am frühen oder am späten, hatte sie nicht gesagt. So streifte er denn schon bald nach dem Mittagessen in der Umgebung der Villa herum, und sein Herz begrüßte jeden Wagen, der sich näherte, mit freudigem Klopfen. Eine Stunde war schon vergangen, die zweite neigte sich dem Ende zu, er hatte die Hoffnung auf ihr Kommen fast verloren, als die sehnlichst Erwartete endlich herangefahren kam. Leicht und rasch stieg sie aus dem Wagen und ließ sich von Harald durch die hübschen Gartenanlagen zur Terrasse geleiten, von der aus man in den Salon trat.

Ein entscheidender Augenblick war nah. Sie würden einander kennen lernen, seine Mutter und sie, und mußten, mußten ja einander gefallen . . . und lag dann nicht der Gedanke an ein Wiedersehen nah — und war doch nicht alles aus — wie er geglaubt hatte, und gab es doch noch etwas wie Glück im Leben.

Er öffnete die Tür vor der Gräfin und unterdrückte kaum einen Ausruf der Überraschung. Ein Besuch, zu jeder andern Zeit hochwillkommen, in diesem Augenblick störend, hatte sich eingefunden — Hans Kolberg.

Beim Eintreten des Gastes erhob sich die Hausfrau von ihrer Sofaecke und er sich von dem Fauteuil, auf dem er gesessen hatte. Die beiden Damen begrüßten einander, und Harald rang mit stiller Verzweiflung, während er sich tief vor dem Kapellmeister verneigte. Die Gräfin erinnerte Kolberg an ihre Begegnung mit ihm in Bayreuth, und es gelang ihr auch bald, ein allgemeines Gespräch in Gang zu bringen, das aber nur scheinbar mit Vergnügen geführt wurde. Harald litt Qualen. Die einzig schöne Stunde, in der zwei Wesen, die ihm die liebsten und teuersten waren, einander hätten nahe treten und kennen lernen sollen, da verfloß sie — unwiederbringlich und war nicht ausgenützt worden. Das Band, das sich nicht jetzt, nicht hier zwischen den zwei Frauen anknüpfte, würde nie angeknüpft werden — dafür kannte er seine Mutter und ihr Vorurteil gegen ein Eindringen in die Gesellschaft der „Dynasten“.

Die Gräfin hatte schon einige Male verstohlen nach der Pendeluhr an der Wand hingesehen. Nun sprach sie ihr Bedauern aus, daß ihr erster Besuch ihr letzter und auch so sehr kurz sein müsse, aber sie hatte ein Telegramm von ihrem Manne bekommen, das ihn ankündigte. Er kam, sie abzuholen, und sie fuhr nun direkt auf den Bahnhof, um ihn zu erwarten.

Sie erhob sich, alle standen auf. — Ihr Mann kam, um sie abzuholen, und jetzt fuhr sie ihm entgegen! Harald rang nach Atem, ihm war, als

bräche ringsum Finsternis ein und als schwanke der Boden. Er preßte die geballte Faust auf den Tisch und sprach sich zu: „Feigling! Feigling! Was soll's? Was soll das heißen? Nimm dich zusammen, Feigling!"

Die Willenskraft siegte; er behielt die Herrschaft über sich. Abermals öffnete er die Tür vor der Gräfin, abermals begleitete er sie. Auf die guten Worte, die sie zum Abschied an ihn richtete, konnte er nichts erwidern . . . Nur verneigen konnte er sich und kerzengerade dastehen, nachdem sie in den Wagen gestiegen war. Er konnte auch mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft die Tränen zurückhalten, die ihm wie Funken in die Augen sprangen, als sie sich verbeugte, ihm still und lieb ins Gesicht sah und ihm mit der weich behandschuhten Rechten schmeichelnd über die Wange glitt . . . Er zuckte zusammen, und sie zog die Hand zurück, erschrocken über den schwermütigen und leidenschaftlichen Blick, der zu ihr emporflammte . . . Wär's möglich? . . . Hatte ihr Vetter mit dem Gerede, das ihr so lächerlich vorgekommen war, nicht ganz unrecht gehabt? Sein: „Du bist wirklich naiv, Cousine!" fuhr ihr durch den Sinn, ein peinigender Zweifel ergriff sie und ein Selbstvorwurf, in den sich aber auch ein Gefühl des Ärgers mischte.

Sie gab das Zeichen zur Abfahrt und statt, wie sie gewollt hatte, zu sagen: „Auf Wiedersehen!" sagte sie: „Adieu, Harald!" und setzte in Gedanken hinzu: „Dummer Bub! verdirbt sich und mir und meinem Willy eine rechte Freude. Dummer Bub! — Lieber, armer Bub!" —

Die Mutter Haralds war ans Fenster getreten und hatte die Gräfin in den Wagen steigen und wegfahren gesehen.

„Sie ist fort. Mein armer Junge erfährt jetzt den ersten großen Schmerz seines Lebens," sagte sie.

„Mög er ihn tief und nachhaltig empfinden!" rief Kolberg aus. „Es ist ein schöner, beneidenswert schöner Schmerz und voll Heilkraft für die Zukunft."

„In dem Augenblick fühlt er aber nur das Leiden, und es ist vielleicht zu mächtig für seine junge Kraft. Ich kann mir nicht helfen — auch wenn Sie's töricht finden — ich klage Turgénjews schwüle Novelle an. Sie hat in dem Kinde, das Harald bis jetzt gewesen, eine Welt von Empfindungen geweckt, die besser noch eine Weile unentdeckt geblieben wäre."

Sie hatten ihre früheren Plätze wieder eingenommen; der Musiker schien ungeduldig und wenig geneigt, auf ein Gespräch über den Liebesgram eines Knaben einzugehen.

„Nein, nein," sprach er abschließend, „danken Sie Gott und dem großen Dichter, dessen Schöpfung etwas beitrug zum Erwachen dieser Jünglingsliebe in dieser Zeit und für diese Frau. Es ist etwas Schönes um eine erste heiße Sehnsucht, die als Opferflamme vor einem Unerreichbaren brennt. Wohl jedem, der sich in der Blüte seines Daseins nicht ans Erreichbare, viel zu leicht Erreichbare, weggeworfen hat. Das Versinken im Sumpfe ist so nah. Und wenn der Ekel kommt, und wenn der tolle Jubel der Lust in einen

Verzweiflungsschrei nach den höchsten Lebensgütern ausklingt, dann gibt es einen furchtbaren Kampf . . . Der Mensch, den Sie kennen gelernt haben, liebe Freundin, hat ihn gekämpft und sähe ihn gern Ihrem Sohn erspart."

Er griff nach ihrer Hand, und sie blieb in der seinen ruhen.

„Ich meine," fuhr er fort, „etwas von dem Waten im Sumpf bleibt haften, zieht immer wieder zurück. Davor rettet nur eins, und das hat es gegeben: ein Auffliegen zur Heiligkeit . . . Aber dazu langt der Stoff, aus dem ich gemacht bin, nicht. Ich bin kein Sieger im Streite. Jedesmal noch hat das Weib, das mein Schicksal geworden ist, mich zu sich zurückgeführt, über kurz, über lang, für kurze, für lange Zeit. Und — da liegt der Zwiespalt — nicht bloß durch ihre Reue, ihre wilde Liebe — auch durch die dämonische Gewalt ihrer Kunst . . . Nun bin ich wieder auf dem Wege zu ihr, will mein kleines Mädchen vor ihr retten . . . Die Pflicht soll mir die Kraft geben, nach der ich lechze und ringe. Diese Pflicht und die Erinnerung an Sie, an jede Stunde, die ich mit Ihnen verlebte, an die guten, weisen Worte, die Sie zu mir sprachen, an den Frieden, der sich in Ihrer Nähe über meine sturmgepeitschte Seele senkte . . . Ich habe Ihnen für so viel zu danken . . . Sie ahnen nicht, für wie viel . . ."

Er blickte sie an mit Bewunderung und Ehrfurcht. Sie erhob die Augen nicht; eine feine Röte bedeckte ihre Wangen: „Das gilt von mir," sprach sie. „Ich hatte Ihnen ja schon viel zu danken, bevor wir einander kennen lernten, persönlich, meine ich; denn gekannt habe ich Sie und, wie ich glaube und hoffe, auch verstanden — längst vorher aus Ihren Werken."

Er senkte den Kopf und heftete seine Lippen auf ihre Hand und fühlte, daß die Pulse dieser zarten, schlanken Hand, die regungslos in der seinen ruhte, fieberhaft pochten. Sein Herz wogte vor innigster Rührung, vor unaussprechlichem, über jede Erwartung befriedigtem Stolz.

„Ja!" sagte er mit tiefer Durchdrungenheit — „wenn das Schicksal es gut mit mir gemeint hätte, Sie wären mir früher begegnet."

Er hatte sich erhoben, und auch sie war aufgestanden, und von neuem ergriff er ihre Hand, die den Druck der seinen erwiderte und auch nicht zurückgezogen wurde, als die Tür sich öffnete und Harald eintrat.

Der Jüngling stutzte beim Anblick Kolbergs, und seine Miene verriet deutlich die Frage: „Noch da?"

Nun ein paar Abschiedsworte:

„Leben Sie wohl, gnädige Frau."

„Gott behüte Sie, Kolberg."

Er ging, und Harald beantwortete die Aufforderung seiner Mutter, den Direktor zu begleiten, verneinend:

„Ich bleibe bei dir . . . Tut's dir weh, daß er abreist?"

„Es tut mir leid. Ich sehe ihn wohl nie wieder, und er ist mir doch sehr lieb geworden."

Diese ruhigen Worte und der bewegte Ton, in dem sie gesprochen wurden, paßten nicht zusammen.

Sie hatte sich in einem Fauteuil am Fenster niedergelassen. Harald stand neben ihr an die Wand gelehnt, die Arme gekreuzt, gequält und grollend.

Ihm war, als sei ein Reichtum angetastet worden, der sein ausschließendes Eigentum gewesen, seit er atmete. Für unberührbar hatte er ihn gehalten; für unerschöpflich und unberührbar. Das war so natürlich und so selbstverständlich, daß man nicht einmal dafür dankte. Es war eben, weil es sein mußte.

Und jetzt, in dem Augenblick, bekam er zu fühlen: Ein Einbruch kann stattfinden in das Heiligtum meines angeborenen Rechtes.

Beide schwiegen lange; die Mutter nach Fassung ringend, der Sohn aus Trotz. Endlich sprach sie:

„Harald, du mißgönnst einem Menschen, den du bewunderst und von dem du weißt, daß er unglücklich ist, meine Teilnahme. Sehr ungroßmütig, Harald."

„Ach Mama, ich bitte dich! ich bitte dich!" Er streckte die Hände abwehrend aus - „unglücklich, dieser Beneidenswerte! So berühmt, so gefeiert, so verwöhnt — und hat seine große Kunst . . . Was braucht er noch? Was braucht er noch! . . . Mir soll er nichts nehmen, ich gebe nichts her von dem Lichte deiner Liebe, nicht einen Schein!"

Mit großen Schritten begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Er hätte gern sein übervolles Herz vor ihr ausgeschüttet bis auf den letzten Tropfen, aber in ihm kämpfte und stürmte es, und dem allzu heftigen Empfinden versagte sich das Wort.

„Komm," sprach seine Mutter, „setze dich zu mir, wir wollen vernünftig miteinander reden."

„Das kann ich nicht — vernünftig!" Er schüttelte sich, trat auf sie zu, preßte mit beiden Händen ihren Kopf an seine Brust und küßte ihre Haare und streichelte sie und sagte: „Jedes einzelne ist mein. Du gehörst mir — weißt du?"

„Ich weiß."

„Gut also."

Er verließ das Zimmer und sie — atmete auf.

Voll Unwillen gegen sich selbst, voll Zweifel an sich selbst, fragte sie: Bin ich's denn noch? Sie hatte aufgeatmet, als die Tür hinter ihrem einziggeliebten Kinde ins Schloß fiel. Aber — es war ja Zeit gewesen. Sollte er Zeuge ihrer Schwäche sein? Ihre Selbstbeherrschung würde kaum länger vorgehalten haben, der Tränenstrom, in den sie nun ausbrach, hätte sich nicht länger zurückdämmen lassen.

Der Rest des Tages spann sich ab, langsam, einförmig, unter dem Druck einer schweren, heißen Luft. Sie blieb auch des Nachts schwül und unbewegt. Wie in einen Brennspiegel hatte die Sonne vom frühen Morgen an ins Tal hereingeglüht, nun atmete die Erde die Feuerströme, mit denen sie sich vollgesogen, aus. Harald glaubte in der Stube ersticken zu müssen und rettete sich ins Freie. Aber er fand keine Erquickung. Er wanderte

über die Straßen, durch die Gartenwege, er kam immer wieder am Deutschen Haus vorbei. Als er müde zur Villa zurückkehrte, schlug eine Kirchturmuhr die erste Stunde nach Mitternacht. Wachend erwartete er den Morgen, an dem das liebliche Reichenhall für ihn leer und verödet werden sollte, leer und verödet die schöne Welt.

Sein Diener war gewöhnt, von ihm geweckt zu werden und liebte nicht, daß es sehr früh geschah. Solange als möglich überwand Harald die Unruhe, die ihn quälte, warf sich sogar aufs Bett und blieb, damit es nicht unberührt aussähe, eine Weile liegen. Dann verlangte er sein Bad und kleidete sich sorgfältig an und wußte nicht, warum er das tat . . . Er wollte sie ja nicht mehr sehen, er fürchtete ihr zu begegnen, was leicht hätte geschehen können; ihr Zug ging erst in einigen Stunden ab. Um keinen Preis würde er sich eingestanden haben, daß tief, tief in dem dunkelsten Grund der Seele, wo unsre unausgesprochenen Wünsche lauern, sich etwas verbarg, das mehr einem leisen Hoffen als der Furcht glich.

Er hatte seine Mutter bitten lassen, ihn nicht zum Frühstück zu erwarten, und war durch die noch ziemlich menschenleeren Straßen ins Freie geeilt. Den waldigen Auen ging's entgegen; er befand sich bald auf dem Wege, auf dem er Kolberg getroffen hatte. Alles still um ihn her; nun aber glaubte er das Geräusch nahender Schritte zu hören, sprang ins Dickicht und verbarg sich dort. Nur jetzt niemand sehen müssen, niemand sprechen, niemanden grüßen! — Unter einem Baume streckte er sich aus. Der weiche Boden, von Moosen und würzigen Kräutern überwuchert, hauchte kräftig belebenden Duft aus. Als hießen sie den Tag willkommen, neigten und wiegten sich die schlanken Wipfel der Baumkronen, und durchsichtige Schatten glitten spielend über den Grund. Unzählige kleine Flieger summten, Vogelstimmen erhoben sich, zwitscherten schüchtern oder keck, fragten, antworteten, führten Gespräche in melodischer Sprache. Die gefiederten Waldbewohner fühlten sich recht als Herren in ihrem grünen Reich.

Harald schloß die Augen und lag eine Weile in leisem Schlafe, aus dem er nur erwachte, um sich dem Zustand halber Bewußtlosigkeit zu überlassen, den ein Weiser den seligsten nennt, den es gibt. Dem Traumbefangenen war, als ob er eine schwere Verwundung erlitten hätte, den Schmerz aber sehr gedämpft und mit Wollust fühle. Eine unsichtbare, wohltätige Hand breitete feine, weiche Schleier über ihn, ihn zu schützen vor dem Eindringen des grellen Lichtes der Wirklichkeit.

Nicht Heilung, aber Erquickung bot die kurze Rast nach schwerer Seelenpein; mit frischeren, teilnehmenderen Augen sah Harald sich um in dem kleinen Waldwinkel, der ihm eine sanfte Lagerstätte geboten hatte. In seiner nächsten Nähe regte sich's, piepste, wippte mit kleinen, ungeschickten Flügeln.

Drei Rotkehlchen, offenbar Geschwister, hüpften im Gras herum, waren kugelrund, dick gefüttert von einer sorgsamen Mutter. Arglos umhüpften sie

das große Ding, das da vor ihnen lag wie ein Berg, und Harald hielt den Atem an, wagte nicht mit einer Wimper zu zucken, um sie nicht zu erschrecken und zu verjagen. Aber die Mutter wachte. Unruhig bewegte sie sich auf einem langen Zweige, drehte den Kopf, spähte nach allen Seiten aus und ließ plötzlich einen Warnungsruf ertönen. Die Kleinen horchten auf — der Warnungsruf wiederholte sich laut und gebieterisch und an Gehorsam mahnend. Nun schwangen die Kleinen sich empor, mehr oder weniger ungeschickt, kamen aber glücklich ans Ziel. Harald hatte kein Glied gerührt, die Besorgnis der treuen Hüterin wurde durch andre erregt. Auf dem Wege nebenan kamen zwei Menschen einher. Welcher Vogel kann wissen, ob es nicht Feinde sind?

Aber die zwei, die sich da näherten, waren keinem Lebendigen feind; es waren ein Mann und eine Frau, Kurgäste, die vielleicht zu dem Aussichtspunkt gingen, auf dem Hans Kolberg neulich stehen blieb und den Untersberg bewunderte. Die zwei plauderten miteinander, und Harald hätte die Stimme der Frau erkannt, wenn sie von noch so weit her zu ihm gedrungen wäre. Er richtete sich auf, bog vorsichtig einige Zweige zur Seite und gewann einen Ausblick auf den Weg.

Sie war's, in ihrer Lieblichkeit, mit dem Kinderblick in ihren dunkeln Augen, der so zutraulich war und plötzlich so hell aufblitzen konnte, als flöge ein heiterer Einfall ihr durch den Kopf. Ihr Begleiter war ein ungewöhnlich großer Mann von vornehmem und sympathischem Äußern. Eine angenehm auffallende Erscheinung, an der man nicht vorbei ging, ohne zu fragen: Wer magst du sein? Die Gesichtszüge waren kräftig ausgeprägt, und aus ihnen sprach die sichere Ruhe einer starken, zur vollkommenen Einigkeit mit sich selbst gelangten Seele. Es bedurfte nicht eines durch leidenschaftlich gespannte Aufmerksamkeit geschärften Blickes, um zu erkennen, daß Offenheit, Wahrheitsliebe, Wohlwollen das Wesen dieses Mannes bildeten.

Ja — ja! so mußte der sein, zu dem diese Frau emporsah, wie sie es tat, jetzt — und gewiß immer! — mit einem Blick, der ihn umhüllte mit dem Purpurmantel der Liebe. Stolz und dankbar empfand er das! Ja, ja, ja! die zwei, die da langsam des Weges kamen, paßten zueinander. Sie sprachen, und sogar ihre Stimmen bildeten einen harmonischen Zusammenklang.

Harald verstand nun völlig die Wehmut, die sie ergriffen hatte beim Anblick des verwaisten Knäbleins auf dem Friedhofe. Er verstand noch mehr — der unerklärliche Schmerz, den ihre wehmütige Teilnahme ihm bereitet hatte, war Eifersucht gewesen; ein Vorbote der Eifersucht, die ihm jetzt ihre Krallen ins Herz drückte. Er liebte und hatte sich über seine Empfindung nur getäuscht, weil sie keine Ähnlichkeit besaß mit dem von einem großen Dichter entworfenen Bilde einer Jugendliebe. In Flammenzügen blieb es ihm eingeprägt, und so, glaubte er, im Sturme, berückend, berauschend, müsse die Liebe kommen. Ihm aber war sie in reinem Glanz, in milder Erhabenheit erschienen, er hatte sie für Verehrung, für Anbetung gehalten, sie mit den schönsten Namen genannt, nur mit dem, der ihr gebührte — nicht.

Und nun war es ihm klar geworden, er liebte grenzenlos und unaussprechlich, liebte wie je — mehr als je ein Menschenkind geliebt.

Mit wonniger Scheu überlief es ihn. Andacht, Ehrfurcht vor dem Wunder erfüllten ihn. In ihm war ein Quell himmlischen Reichtums entsprungen, er fühlte sich gereift, geweiht — wenn auch zum Martyrium.

Vom Waldesschatten geborgen, blickte er mit brennenden, weit geöffneten Augen auf den sonnigen Weg, auf dem die zwei langsam einherschritten. Sie kamen näher, — ganz nahe schon, sie gingen vorbei.

Er hatte den Anblick der geliebten Frau in sich aufgenommen wie eine Vision, die sich nie wiederholen, ihm nie entschwinden, die ihm voranleuchten sollte durchs ganze Leben in ewiger Schönheit, ewiger Qual.

Sechs Wochen nach ihrer Ankunft in Reichenhall traten die Baronin und Harald die Rückreise an.

Sie fanden in Salzburg wieder ein reserviertes Coupé, in dem sie wieder einander gegenüber Platz nahmen. Sie obenan in der linken Ecke, er untenan in der Ecke rechts. Er war blaß und abgemagert und blickte unverweilt aus dem Fenster nach den Bergen, die sich immer dichter in Dunst hüllten, die ihm entschwanden . . .

Seine Mutter sah von Zeit zu Zeit zu ihm hinüber. Sie hatte den Rat ihres alten Arztes befolgt; sie war nicht tyrannisch und nicht anspruchsvoll gewesen, sie hatte dem Kinde, das sich in einen Sohn verwandelt, nicht gezeigt, wie ihr dabei zumute gewesen. Wozu auch? Was kommen mußte, war früher gekommen, als sie erwartet hatte; das ist kein Grund zur Klage. Nein, nein, keine Klage, nicht über ihn, nicht um ihn.

Er hat die Zukunft, dachte sie, er wird geliebt werden und glücklich lieben, aber auch im höchsten Glück sich seiner jungen Leiden mit dem Gefühl entsinnen: Ich möchte nicht leben, ohne sie gekannt zu haben. Darin hat er recht, der große russische Erzähler. Sie blätterte in dem Buche, das auf ihrem Schoße lag, und in dem sie Turgénjews Novelle: „Die erste Liebe" aufgeschlagen hatte.

Das Werk des Kaisers.

Zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum Franz Josefs I.

Von

August Fournier.

Nicht viele von denen, die, auf die Aufforderung des Kaisers Ferdinand hin, sich am 2. Dezember 1848 um 8 Uhr früh in den Empfangssälen des erzbischöflichen Palastes zu Olmütz einfanden, wußten um den Zweck ihres Kommens. Auch Mitglieder des Hofes, Erzherzoge und Erzherzoginnen, waren im unklaren darüber, warum man sie so bald am Tage bemüht hatte. Erst als der Kaiser mit der Kaiserin, sein Bruder Franz Karl mit seiner Gattin und dem ältesten seiner Söhne eintraten, begleitet von dem Ministerpräsidenten, Fürsten Felix Schwarzenberg und den andern Mitgliedern der Regierung, und Ferdinand seinem Premier ein Schriftstück überreichte, dessen Verlesung er befahl, da dämmerte es manchem auf, daß nun längst Geahntes zur Tat werden sollte. Wichtige Gründe, hieß es in der Urkunde, hätten den Monarchen zu dem unwiderruflichen Entschluß gebracht, die Krone zugunsten seines geliebten Neffen, des Erzherzogs Franz Josef, niederzulegen, den er für großjährig erklärt und dessen Vater auf sein Thronfolgerecht verzichtet habe. Das unterschrieb dann der Kaiser und wandte sich zu seinem jungen Nachfolger, indem er ihm in einer Umarmung auf gut österreichisch sagte: „Gott segne dich; sei nur brav, Gott wird dich schützen; es ist gern geschehen.“ Das war der Augenblick, wo Franz Josef I. in die Werkstatt eintrat, in der er seither, sechzig Jahre hindurch, Tag für Tag, ohne zu ermüden, rechtschaffene Arbeit leisten sollte.

Denn der Herrscher Österreich-Ungarns muß ein Werkmeister sein, und ein fleißiger dazu. Er darf es sich nicht gönnen, dem Staate lediglich mit der Sanktion der Arbeit andrer zu dienen. Er selbst muß schaffen, und es ist ihm ein volles Maß vielseitiger, unausgesetzter und oft sehr schwieriger Tätigkeit zugemessen. Kein Amtsträger, auch der genialste nicht, vermag ihn zu ersetzen oder sein persönliches Wirken entbehrlich zu machen. Denn so eigentümlich geartet ist dieses komplizierte Staatswesen, daß es unbedingt

des Eingreifens der Krone in fast jedes wichtigere öffentliche Geschäft bedarf. Bei der Vielheit der Völkerschaften, die seinen Boden bewohnen, und namentlich seitdem einige davon, zu erhöhter Kultur fortgeschritten, in einen politischen Wettbewerb mit dem deutschen Volksstamm, dem jahrhundertelangen Verweser des Donaureiches, eingetreten sind, ist es bei den schier unausgleichbaren Gegensätzen, die da zutage treten, der Herrscher allein, der mit seiner von allen anerkannten Autorität zu vermitteln imstande und dabei sich selbst zu exponieren berufen ist. Unter dem Gesichtspunkt dieser Aufgabe muß jede Gesetzesvorlage, ja jeder wichtigere Verwaltungsakt ihm vorher bekannt geworden sein und seine Zustimmung gefunden haben, und schon diese unaufhörliche Berührung mit dem gesamten Regierungsapparat zweier verschiedener Staaten mit verschiedener Amtssprache sorgt für ausgiebige Tätigkeit des Herrschers. Da ist es nun ein Segen für Reich und Volk, wenn dieser Herrscher ein Mann von tiefem Pflichtgefühl und erfüllt ist von der hohen Bedeutung seiner Aufgabe, wenn er, durch reiche Erfahrung unterwiesen und in sich fest geworden, inneren Schwierigkeiten ein abgeklärtes Urteil, einen sicheren Willen und jenen Takt entgegenbringt, der eine Bürgschaft des Erfolges bildet. Ein solcher Herrscher ist heute Franz Josef von Österreich. Aller Welt sympathisch durch vielfaches Unglück, das er erleiden mußte, durch die Art, wie er es überwand, und nicht zuletzt durch den vornehmen, achtunggebietenden Zug, der sein persönliches Auftreten und zugleich seine politische Haltung markiert, ist er für sich allein schon ein Faktor im internationalen Verkehr geworden, an dem man nicht vorübergeht, ohne ehrerbietig zu grüßen. Seinen Völkern aber ist er weit mehr. Für sie ist er seit Jahrzehnten der beherzte und ausdauernde Vorarbeiter in dem großen Kulturwerk der Verjüngung und Kräftigung seines Reiches nach Zeiten schmerzlicher Einbußen an Gewalt, Kredit und Geltung, damit es wieder die Großmacht von Gewicht und Ansehen wurde, mit der Europa rechnet und ohne die es keine gültige Rechnung gibt. Sie wissen alle recht gut, daß der Kaiser und König sehr früh am Morgen sein Tagewerk beginnt, um sicher die Masse der „Einläufe", die aus den beiden großen Staatsgebieten an ihn herankommen, pünktlich zu erledigen und den Geschäftsgang in promptem Tempo zu erhalten. Sie wissen, daß des Reiches Wert und Würde in den Händen dieses Fürsten wohlgeborgen sind, dessen „Korrektheit" einen der wesentlichsten Züge seines Charakters ausmacht, und daß er sicher nichts tun oder zulassen würde, was nicht die subtilste Probe auf politische Wohlanständigkeit vertrüge. Sie wissen, daß, nachdem er einmal definitiv das System seiner uneingeschränkten Regierungsgewalt verabschiedet hat, die Konstitutionen der beiden großen Staatskörper des Reiches keinen wärmeren Anwalt besitzen als ihn, der vor etwa zehn Jahren, als die Versuchung, die Verfassung in Österreich außer Kraft zu setzen, lockend an ihn herantrat, diese Versuchung nicht nur weit von sich wegwies, sondern bald darauf selbst mit Eifer für die Erweiterung des Wahlrechts zugunsten der breitesten Schichten der Bevölkerung eintrat. Sie wissen endlich auch, daß eine gerechte Klage bei ihm ein offenes Ohr und unverschuldete Not stets — obgleich so gut wie nie etwas davon in die Öffentlichkeit dringt —

einen werktätigen Helfer findet. Um dieser und noch mancher andern Regententugenden willen ist der Kaiser heute, und seit geraumer Zeit, bei allen, über denen sein Zepter waltet, eine aufrichtig verehrte Persönlichkeit.

Seine Anfänge freilich waren anders gewesen[1]). Den achtzehnjährigen Jüngling erfüllten noch die verbitternden Eindrücke, die er von den Ausschreitungen der Revolution empfangen hatte, und in seiner nächsten Nähe gab es bloß antiliberale Gesinnung. Da war seine reichbegabte und temperamentvolle Mutter, die er hoch verehrte und bei der er seit der Flucht des Hofes im Sommer 1848 nach Innsbruck nur noch die größte Abneigung gegen alle freiheitlichen Zugeständnisse wahrnahm; da war Fürst Windischgrätz, der Besieger des Aufruhrs in Prag und Wien, „der Retter der Monarchie und seines Hauses", wie ihn der junge Kaiser einmal nannte, der Wortführer der reaktionären Aristokratie, die, den französischen Ultraroyalisten vergleichbar, die Rückkehr in die alten Zustände begehrte; da waren die selbstbewußten Generale der sieghaften Armee, die sich als die festesten Stützen der absoluten Herrschergewalt dünkten und deren gesetzliche Einschränkung auf das dringendste widerrieten; da war jener Kübeck, der es vom Znaimer Schneidersohn zum Hofkammerpräsidenten gebracht hatte, ehemals liberal gewesen, dann aber durch Erfahrung und Urteil zum System der „starken Hand" bekehrt worden war, ein ernster, pflichtvoller Mann, aus dem nur seine Überzeugung sprach, und der dadurch den ebenso pflichttreuen jungen Monarchen ganz besonders für sich einnahm; da war endlich allen zuvor der leitende Chef der Regierung, Fürst Felix Schwarzenberg, der innerlich allen Konzessionen abgeneigt und für sie nur dort zu haben war, wo die von ihm gelenkte auswärtige Politik ihrer bedurfte. Der diesen vielfältigen Einflüssen einigermaßen den Widerpart gehalten hätte, der geniale Graf Stadion, der Minister des Innern, war schon nach wenigen Monaten in geistige Umnachtung verfallen; sein reichbegabter Nachfolger, der Freiheitsheld vom Vorjahre, Dr. Bach, und Graf Leo Thun, der Unterrichtsminister, waren nicht abgeneigt, ins andre Lager zu schwenken; der Justizminister Schmerling, der Handelsminister Bruck, der Finanzminister Philipp Krauß, die an ihren freisinnigen Grundsätzen festhielten, standen dem Kaiser persönlich zu fern, um sich unmittelbar Geltung zu verschaffen. Und dazu rechne man noch die reaktionären Bewegungen, die sich allerwärts im Auslande, ja sogar in dem kürzlich erst noch so demokratischen Frankreich, zeigten, rechne die unausgesetzten väterlichen Ermahnungen des großen Autokraten im Osten, des Zaren Nikolaus I., der sich damit für seine Kriegshilfe gegen die aufständischen Magyaren bezahlt machte: wer möchte unter solchen Umständen den noch völlig unerfahrenen, urteilslosen, an den Rat andrer gebundenen Herrscher, und nicht diese, dafür verantwortlich machen, daß hier harte Repression statt kluger Nachsicht vortreffliche Möglichkeiten vorübergehen ließ, den Staat und seine Nationen in gemäßigt konstitutionellen Verhältnissen miteinander zu versöhnen und doch ein einheitliches

[1]) Vgl. über das Biographische und den historischen Hergang den Aufsatz „Franz Josef I." in der „Deutschen Rundschau" vom Dezember 1898.

Regiment aufrechtzuerhalten? Nein, es war ein durchaus abhängiger Entschluß des jungen Monarchen, der ein schroffes zentralistisches System des absoluten Willens begründete, das keinerlei Autonomie zuließ und schon dadurch, daß es durchwegs deutsch amtierte, die Nationalitäten wider sich aufbrachte. Kein Zweifel, daß damals bereits der Keim gelegt wurde zu schweren Zwisten, die teilweise noch bis in unsre Tage herein den inneren Frieden stören. Wobei es sich überdies ergab, daß man nicht gut widersprechen konnte, wenn der Kaiser, der mit Verheißungen von „Gleichberechtigung aller Völker des Reiches" und von „Teilnahme der Vertreter an der Gesetzgebung" auf den Thron gestiegen war, der Untreue am eigenen Wort geziehen wurde. Trotzdem aber wird es die Geschichte ihm als Verdienst anrechnen müssen, daß er zu einem völligen Rückschritt die Hand nicht bot und denjenigen, die ihm dazu rieten, den Windischgrätz und ihrem Anhang, seine Gunst entzog. So hatte er immerhin sein eigen Teil daran, wenn das Ausklingen der großen Freiheitsbewegung von 1848 doch auch in Österreich höchst wirksame Reformen mit sich brachte, die für den modernen Neubau des Staates sichere Fundamente schufen.

Darauf hatte allerdings die auswärtige Politik Österreichs nicht unwesentlich eingewirkt. Denn darüber konnte sich der Wiener Hof nicht mehr täuschen, daß der jahrzehntelange Stillstand Österreichs auf allen Kulturgebieten, während das rivalisierende Preußen rüstig vorwärts schritt, diesem viel Anhang in Deutschland verschafft und als sichtbares Zeichen dann in Frankfurt das Angebot der Kaiserkrone eingetragen hatte. Wollte man nicht noch weiterhin zurückbleiben und schließlich allen Einfluß einbüßen, dann mußte man jetzt mit fortschrittlichen Institutionen und politischen Werken im Sinne der Zeit in den Wettbewerb eintreten. Darum hatte der junge Kaiser so verheißende Worte gesprochen, darum hatte man, mitten in der Aktion strafender Gerechtigkeit, eine, zwar nicht überaus freisinnige, aber doch gemäßigten Wünschen genügende Verfassung gegeben, darum trat man mit einer Reihe von Reformen hervor, die Österreich rasch auf das Niveau des modernen Kulturstaates emporzuheben und sein Prestige zu steigern geeignet waren. In den Fachministerien, die teils von der Revolution übernommen, teils neu errichtet worden waren, entstanden organisatorische Gesetze in Justiz und Administration, die beide fortan in allen Instanzen getrennt bleiben und der Mitarbeit aus Laienkreisen, hier in der Form von Selbstverwaltung in Land und Gemeinde, dort von Geschworenengerichten, teilhaftig werden sollten. Unabsetzbare Richter sollten ihre Sprüche fällen. Ein wesentlicher handelspolitischer Fortschritt äußerte sich in der Beseitigung der Zwischenzollinie gegen Ungarn, in der Ermäßigung der Prohibitivzölle nach außen, in der Gründung von Handels- und Börsenkammern, in der Aufrichtung des österreichisch-deutschen Postvereins. Bald nachher ist es zu einem einheitlichen Maß- und Münzsystem, das bisher gefehlt hatte, zu einer neuen (vortrefflichen) Wechselordnung, zur Vorbereitung eines neuen Handelsgesetzbuchs, zur Errichtung einer Seebehörde in Triest gekommen, das die neue Bahn über den Semmering mit dem Zentrum der Monarchie verband. Österreichische

Ingenieure haben mit diesem Schienenweg über bisher unbewältigte Höhen ein schwieriges Problem genial gelöst und die österreichische Eisenbahntechnik für lange Zeit vorbildlich gemacht[1]). Neue Unterrichtsgesetze verliehen den Universitäten Lehr- und Lernfreiheit, reformierten die Gymnasien in mustergültiger Weise und regelten das Realschulwesen. Nicht weniger als drei neue technische Schulen entstanden, die, um die Bedeutung auszudrücken, die man der Industrie und dem Verkehr beilegte, zu Hochschulen erhoben wurden. Was aber das Wichtigste von allem war, den entschiedensten Fortschritt gegen frühere Zustände bezeichnete und nebenbei Preußen weit zu überbieten vermochte, das war die Agrarreform, mit der man die von der Revolution erkämpfte soziale und rechtliche Freiheit des Bauern von Fronden und Patrimonialgerichten nicht nur fortbestehen ließ, sondern damit auch eine den Landleuten sehr günstige Bodenentlastung und zwar mittels Staatshilfe verband, zu der man in Preußen sich aus Rücksicht für die Grundaristokratie nicht hatte entschließen können. Das waren große und wichtige Errungenschaften. Freilich hat dann Schwarzenberg, als er zu Ende 1850 in Olmütz über die preußische Politik gesiegt hatte, so weitgehende Zugeständnisse an die neue Zeit nicht mehr für nötig erachtet, die liberalen Minister zum Rücktritt bewogen und manches von bereits Gewährtem zurückgenommen: da hat man die Verfassung, die übrigens nie in Kraft getreten war, widerrufen, hat Administration und Justiz in der untersten Instanz doch wieder vereinigt, die Richter wieder für absetzbar und damit für abhängig erklärt, die Geschwornengerichte außer Funktion gesetzt, das freiheitliche Gemeindegesetz Stadions mit autonomer Verwaltung beiseite gelegt, den Juden ihr Staatsbürgerrecht wieder eingeschränkt. Aber so empfindlich diese Reaktion im einzelnen auch war, namentlich, da sie durch harte Strafurteile und später durch das Konkordat mit dem römischen Stuhl verschärft wurde, das der Kirche die Ehegerichtsbarkeit und die Schulaufsicht auslieferte: im ganzen blieb es doch bei sehr wesentlichen Fortschritten, und auch Ungarn verdankte dem absolutistischen Zentralismus und den verhaßten deutschen Beamten eine gründliche Besserung seiner Rechts- und Sicherheitsverhältnisse, eine Hebung seiner Bildungszustände und eine Modernisierung und Versittlichung seiner Verwaltung.

Da kamen aber die Jahre der Prüfung. Der Krimkrieg, wo Österreichs Minister Buol zu früh sich gegen Rußland und zu spät für dessen Gegner erklärte, während der Kaiser sich zum offenen Kampf mit dem Zaren nicht entschließen konnte, führte Österreichs völlige Vereinzelung herbei und untergrub seinen Kredit, der nur durch schwere finanzielle Opfer (Verkauf von Eisenbahnen) notdürftig aufrechterhalten wurde. Drei Jahre später kam es zum Krieg in Italien, wo die Armee, die angeblich festeste Stütze der Monarchie, versagte, so daß der Staat um eine wertvolle Provinz geschwächt aus dem Kampf hervorging. Das waren bittere Enttäuschungen und harte Lehren.

[1]) Man vergleiche hierüber und über vieles Andre die aus Anlaß der Pariser Weltausstellung von 1900 veröffentlichten und sehr lehrreichen „Beiträge Österreichs zu den Fortschritten des 19. Jahrhunderts". Vier Bände. Wien 1902.

Die eine zog Franz Josef sofort aus dem erfahrenen Unglück: daß das absolutistische System den völlig verfallenen Finanzen nicht mehr aufzuhelfen vermochte und der Staatskredit notwendig der Unterstützung einer Volksvertretung bedurfte, um nicht völlig zusammenzubrechen. Und so beschritt im Jahre 1860 der Herrscher von neuem, und jetzt aus eigenster Überzeugung, die konstitutionelle Bahn, die er vor neun Jahren auf schlechten Rat hin verlassen hatte. Schlecht schon deshalb, weil Preußens König die von ihm seinem Lande gegebene Verfassung nicht zurückgenommen hatte und damit Österreich in der öffentlichen Meinung Deutschlands aufs neue den Rang abgewinnen mußte, was denn auch wirklich geschah, so daß der Versuch, den Franz Josef im Jahre 1863 machte, die deutschen Fürsten an Österreichs Hegemonie zu binden, mißlang. Preußens Geltung war erstarkt, und seine Politik, von Bismarck selbstbewußt geleitet, siegte, wie seine Armee, im Entscheidungskampf über den Rivalen.

Jetzt, nach Königgrätz und nach dem Verlust allen Machteinflusses in Deutschland und Italien, als das vereinsamte Österreich ohne Kraft und Ansehen völlig darniederlag, gab es für den politischen Charakter des österreichischen Herrschers eine harte Probe zu bestehen. Kein Unbefangener wird bestreiten, daß er sie mit Ehren bestand. Es war etwas von der zähen Unverzagtheit der alten Habsburger in ihm, als er noch in dem Unglücksjahr 1866 in seiner Thronrede die vielzitierten Worte sprach: „Nicht der geheime Gedanke der Wiedervergeltung sei es, der unsre Schritte lenkt; eine edlere Gesinnung sei uns beschieden, wenn es uns gelingt, durch das, was wir leisten, Ungunst und Feindschaft in Achtung und Zuneigung zu verwandeln.“ Und das sprach jetzt ein bereits erfahrener, durch die eigenen Fehler belehrter, durch viel Mißgeschick geläuterter, längst selbständig gewordener Monarch, und es klang fast wie ein Gelöbnis, daß er sein redlich Teil an dem Werke der Wiederbelebung und Kräftigung Österreichs haben wollte.

Der neue Kurs legte auch sofort der Krone nicht geringe Opfer auf. Die Ungarn, die in den ersten fünfziger Jahren höchstwahrscheinlich mit dem Zugeständnis einiger Autonomie in Verwaltung und Recht für die einheitliche Staatsverfassung zu haben gewesen wären, bestanden jetzt, nach den Unglücksfällen der letzten Zeit und angesichts der Verlegenheit des Wiener Hofes, auf ihrer eigenen Verfassung von 1848 und auf völlig selbständiger Administration des Landes, und nur Deaks Mäßigung brachte sie dahin, den Dualismus der Monarchie, den sie anstrebten, einem gemeinsamen Rahmen einzufügen, den die Angelegenheiten des Auswärtigen und des Krieges samt den Auslagen für beide zu bilden hatten. Schon aber die Zoll- und Handelssachen sollten nur periodisch und vertragsweise zwischen den beiden Reichshälften geordnet werden. Alles übrige blieb getrennt. So wurde aus dem alten „Österreich“ die „österreichisch-ungarische Monarchie“, was für den Kaiser hier, den König dort, eine außerordentlich vermehrte Regierungslast bedeutete, die seine Tätigkeit nun nach zwei Seiten hin und in zwei verschiedenen Idiomen in Anspruch nahm. Es gab eben nunmehr zwei Staaten zu regenerieren, in beiden neue Kräfte zu entbinden, in beiden die Monarchie

wieder stark und angesehen zu machen. Daß dies nur möglich war, wenn die Völkerschaften, da und dort, durch weitgehende politische Freiheiten willig gemacht, dem Unternehmen ihre moralische und materielle Unterstützung liehen, lag am Tage, und Franz Josef säumte nicht, sie durch die Ausgestaltung der beiderseitigen Verfassungen und durch neue Gesetze im liberalen Sinne dafür zu gewinnen. Jetzt wurden politische Grundrechte der Staatsbürgerschaft auf der Basis voller Gleichwertigkeit verbrieft, die Administration ward von der Justiz, auch in der untersten Instanz, wieder getrennt, Geschworenengerichte traten in Kraft, die Richter wurden endgültig für unabsetzbar und unabhängig erklärt, ein Verwaltungsgerichtshof erstand als Appellationsstelle gegen die Verfügungen der Regierung, ein Reichsgericht wachte über den politischen Rechten der einzelnen. So begann der Aufbau Österreich-Ungarns auf den schon vor zwanzig Jahren gelegten Grundlagen. Er wurde in Österreich in freiheitlichem Sinne, eine kurze Unterbrechung im Jahre 1871 abgerechnet, bis 1880 fortgesetzt, wo die deutschliberale Majorität des Wiener Reichsrats durch eigene Schuld — weil sie der Okkupation Bosniens ihre Zustimmung versagte — ihre dominierende Stellung verlor. Diese zwölf oder dreizehn Jahre waren eine Epoche emsigster Arbeit in den beiden Parlamenten und seitens des Kaisers, der sich in dieser Zeit den Lobspruch erwarb, „der fleißigste Mann seines Reichs" zu sein, wie ihn Minister Hasner nannte. Nun entstand in Österreich das liberale Volksschulgesetz vom Jahre 1869, mit dem die deutschen Volksvertreter im Verein mit dem Monarchen so recht zu Erziehern der übrigen Nationen wurden, die ihnen freilich später die Wegweisung auf der Straße nach Bildung und Wohlfahrt schlecht gedankt haben. Es entstanden Gesetze zur Regelung der interkonfessionellen Verhältnisse unter den Staatsbürgern und über die Verfassungen der verschiedenen Konfessionen und Kulte. Nun wurde auch das Konkordat mit Rom gekündigt, dem Staat die Ehrgerichtsbarkeit und die Oberaufsicht über das Schulwesen wiedergegeben, die Wissenschaft und ihre Lehre für frei erklärt. Den einzelnen Kronländern und den Gemeinden ward Autonomie gewährt und jenen insbesondere die Pflege ihrer Landeskultur und die Sorge für ihre Schulbedürfnisse im Wege eigener Gesetzgebung überantwortet. Die Armee wurde durch allgemeine Wehrpflicht in ein Volksheer umgewandelt und intellektuell gehoben; die Marine, die nach 1848 ganz neu hatte geschaffen werden müssen, hatte sich im Seekrieg von 1866 bereits Ruhm in aller Welt erworben, der gehegt und bewahrt werden mußte. Die österreichische Volksvertretung ging seit 1873 aus direkten Wahlen, anstatt, wie bisher, aus den Landtagen der Länder hervor, was ihr neue und vielfach jüngere Kräfte zuführte. Der gewerblichen Tätigkeit kam man mit Fach- und Staatsgewerbeschulen, den ländlichen Berufen mit der Gründung einer Hochschule für Bodenkultur entgegen. Im fernen Osten, in der Bukowina, erstand eine deutsche Universität. Dem Verkehr dienten neue Eisenbahnlinien, deren Bau der Staat entweder selbst besorgte oder doch begünstigte. In das reformierte Postwesen führte man die bald in aller Welt nachgeahmte „Korrespondenzkarte" (Postkarte) ein; die Postsparkasse wurde gegründet und — ebenfalls ein österreichischer Gedanke — in den Dienst des Clearing- und

Scheckverkehrs gezogen. Alle diese und andre Fortschritte hatten in erster Linie — die Politik ist nun einmal eine höchst reale Kunst — eine größere Entwicklung materieller Kräfte zum Zweck. Er wurde erreicht. Und der Erfolg wäre ein noch weit größerer gewesen, hätte nicht vorerst noch die finanzielle Not den Staat zu kostspieligen Anleihen gezwungen, die von England nur gegen leoninische Handelsverträge (1865 und 1869) zu haben waren, und hätte nicht die verderbliche Spekulationskrisis des Jahres 1873 auch viele gesunde Werte vernichtet. Diese Hindernisse ließen in Österreich freilich nicht das gleiche rasche Zeitmaß wirtschaftlicher Entwicklung zu, das man damals in dem benachbarten Deutschen Reich staunend wahrnahm; aber es waren immerhin höchst anerkennenswerte Fortschritte, die sich leicht an ein paar statistischen Stichproben nachweisen lassen. Im Jahre 1865 hatte z. B. die Gesamtlänge der Eisenbahnen nur 5800 Kilometer betragen, zehn Jahre später betrug sie 16700, um dann regelmäßig steigend die Ziffer 30000 im Jahre 1895 zu erreichen — keine kleine Leistung, wenn man bedenkt, daß in dem gebirgigen Lande der Kilometer Eisenbahn einen weit größeren Aufwand an Zeit, Geld und Kunstfertigkeit erheischt als in den flachen Territorien der Nachbarreiche. An Bessemer- und Martinsstahl waren 1870 noch kaum 290000 Meterzentner produziert worden; im Jahre 1880 waren es 1350000, und 1890 fünf Millionen Meterzentner. Die Briefpostsendungen hatten 1865 96 Millionen ausgemacht, im Jahre 1890 werden es 710 Millionen sein. Das gleichzeitige Steigen des Volkswohlstandes läßt sich an der Zunahme der Sparkasseneinlagen (1870: 286 Millionen Gulden, 1880: 750 Millionen in der österreichischen Reichshälfte) und daran ermessen, daß in den achtziger Jahren die Beseitigung des Defizits zumeist durch die Erhöhung indirekter Abgaben gelang.

So war die Monarchie, kaum ein Dutzend Jahre nach Sechsundsechzig, wieder gekräftigt und damit politisch vollwertig geworden. Im Jahre 1878 übertrug ihr denn auch Europa die Okkupation und Verwaltung der bosnischen Länder, und ein Jahr darauf bot Bismarck in Wien ein Bündnis an, das nach kurzen Verhandlungen abgeschlossen wurde und seitdem die sicherste Grundlage des europäischen Friedens gebildet hat. Es hat dem weiteren Aufschwung Österreichs wesentlich Vorschub geleistet, insbesondere nachdem aus der Allianz mit Deutschland im Jahre 1883 durch Italiens Anschluß der Dreibund geworden war. Denn durch die Ruhe von außen, die dieser verbürgte, machte er manchen Schaden wett, der dem österreichischen Staat aus innerem Zwist erwuchs, seitdem durch das Regime Taaffe die politischen Aspirationen der slawischen Völkerschaften mächtig geweckt und durch sprachliche Begünstigungen in Verwaltungs- und Gerichtssachen unterstützt worden waren.

Den chronischen Streit, der daraus zwischen den in ihrem nationalen Besitz bedrängten Deutschen und ihren Gegnern, insbesondere den böhmischen Tschechen, erwuchs, durch einen gesetzlichen Vergleich beider zu schlichten, war Franz Josefs unausgesetztes Bemühen, das allerdings bisher noch keinen dauernden Erfolg aufzuweisen vermochte. Da sich dieser Streit namentlich in

den österreichischen Vertretungskörpern, dem Reichsrat und den Landtagen, abspielte, wurde durch ihn deren legislative Tätigkeit behindert, wenn nicht gar zeitweilig völlig unterbunden, so daß manches wichtige Gesetz später, als es sonst möglich gewesen wäre, zustande kam. Den materiellen und intellektuellen Fortschritt vermochte er übrigens nicht aufzuhalten. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß die stetige Ausdehnung des Verkehrs (1890: 27500 Kilometer, 1906: 45000 Kilometer Eisenbahnlinien) ein eigenes Eisenbahnministerium nötig machte, und daß die Entwicklung des Gewerbes kürzlich die Errichtung eines Ministeriums für öffentliche Arbeiten ermöglichte. Der Beseitigung des Defizits in den achtziger Jahren folgte ein Dezennium später die des Staatspapiergeldes mit der Herstellung der Valuta. Die Einführung einer progressiven Einkommen- und einer Rentensteuer, die eine gerechtere Verteilung der Lasten und eine stärkere Heranziehung vermögender Kreise bezweckten, hatte guten Erfolg, der die Absicht rechtfertigte: die Finanzlage besserte sich zusehends, und Jahre mit günstiger industrieller Konjunktur lieferten überraschende Überschüsse in den Staatseinnahmen (das Jahr 1906 in Österreich allein ein Plus von 146 Millionen Kronen über das Präliminare). Es war übrigens auch mancherlei von Staats wegen geschehen, um die produzierenden Kreise steuerkräftiger zu machen. Das Gewerbe wurde durch Gesetze über Marken und Muster, der Erfindergeist durch Patentgesetze und deren Handhabung in einem Patentamt geschützt. Gewerbemuseen, Handwerkerschulen, Meisterkurse entstanden, und ein ganzes System von Förderungsbehelfen für das Kleingewerbe ward als eigener Gewerbeförderungsdienst dem Handelsministerium eingegliedert. Der Prosperität des Handels dienten mustergültige Handelsmittelschulen, ein Handelsmuseum, eine Exportakademie, während das Konsulatswesen in der neuen Konsularakademie insbesondere nach der wirtschaftlichen Seite hin seine Ausbildung erhielt. Der Handelsverkehr der Monarchie hat sich denn auch von 2145 Millionen Mark im Jahre 1888 auf 4900 Millionen im Jahre 1906 gehoben. Der Landwirtschaft leistete man mit Meliorationen und vielfacher Unterweisung, namentlich aber mit günstigen Handelsverträgen, wesentliche Dienste. Eine Erleichterung, die allen erwerbenden Klassen zugute kam, lag in einer neuen, vor etwa zehn Jahren zum Gesetz gewordenen Zivilprozeßordnung mit verwohlfeiltem mündlichen Verfahren. Für den Aufschwung des Volkswohlstandes sprechen auch hier wieder, neben den stetig erhöhten Staatseinkünften aus den indirekten Abgaben, die Ziffern der Sparkassenausweise. Die Postsparkasse in Österreich, die im Jahre 1887 nur 600000 Einleger mit 24 Millionen Kronen zählte, zählte zwanzig Jahre später zwei Millionen Einleger mit rund 220 Millionen, und diese zwei Millionen waren weit stärker mit Steuern bedacht als die Einleger vor zwei Jahrzehnten. Die Einlagen in den übrigen Sparkassen stiegen allein in den zwölf Jahren (1890—1902) von 2600 auf 4400 Millionen Kronen. Und ähnlich entfaltete sich das Versicherungswesen in steigender Progression. Ebenso, wenn auch nicht in den gleichen Maßen, hob sich der Volkswohlstand in Ungarn, wo die Regierung namentlich bemüht war, industrielles Kapital ins Land zu ziehen, ihm durch alle mögliche Erleichterung die Wege zu ebnen und

so durch neue gewerbliche Unternehmungen sowohl die Steuerkräfte zu mehren als der heimischen Landwirtschaft den Konsum zu stärken.

Diese günstige Wirtschaftslage der Monarchie machte es möglich, auch den sozialpolitischen Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Noch in den achtziger Jahren waren Versicherungsgesetze gegen Unfall und Krankheit der arbeitenden Klasse entstanden, und heute, eben jetzt, schließt sich Österreich den Staaten an, die auch der Not des Alters und der Arbeitsunfähigkeit zu steuern unternommen haben. Das neue Gesetz, wie es die österreichische Regierung dem Reichsrate vorlegt, soll aber nicht nur der Arbeiterschaft zugute kommen, sondern auch allen den kleinen selbständigen Leuten, Kleinbauern, Kleinhändlern, Handwerkern, Dienstboten usw., deren Einkommen unter einen Minimalsatz fällt. Und sie alle sollen die versicherte Rente nicht erst mit 70, wie anderwärts, sondern schon mit 65 Jahren genießen. Damit ergänzt sich das zufriedenstellende Bild, das uns die Lebensführung der besitzlosen Klassen in Wohnung, Nahrung und Bildung auf einer weit höheren Plattform zeigt als vor noch wenig Dezennien. Zu Wohlfahrtseinrichtungen, die von Gewerbeinspektoren überwacht werden, hat der Staat die industriellen Unternehmungen, sofern sie nicht selbst darin vorangingen, längst bereits verpflichtet. Dieser Fürsorge für die unteren sozialen Schichten entspricht auch das große politische Werk der Wahlreform von 1903, die in Österreich allgemeines, gleiches und direktes Wahlrecht zur Reichsvertretung einführte und damit Kreisen den Zugang zur Tribüne und zur Gesetzgebung erschloß, die bisher nicht so leicht Gelegenheit fanden, ihre Bedürfnisse und Wünsche wirksam zur Geltung zu bringen.

Diese Skizze ist natürlich sehr weit davon entfernt, auch nur annähernd vollständig zu sein. Sie dürfte aber doch vielleicht hinreichen, wenigstens in den gröbsten Linien die Aufwärtsbewegung der Donaumonarchie unter der pflichttreuen und rastlosen Mitarbeit ihres Herrschers anzudeuten. Nur noch eins sei hinzugefügt. Österreich-Ungarn hat in den letzten vier Jahrzehnten nicht nur in zwei Staaten neue Kräfte entfaltet und neue Werte entwickelt. In dieser Zeit, seit 1878, hat sie auch die ihr von ganz Europa übertragene Aufgabe der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina aufs glänzendste gelöst. Niemand kann es bestreiten, daß in den beiden Ländern, nachdem sie mit nicht allzu leichten Opfern an Blut und Kraft erobert worden waren, ein Meisterstück moderner Kulturarbeit vollbracht wurde. Eifrigste und umsichtigste Tätigkeit österreichischer Beamten hat die Bevölkerung aus den verrotteten Zuständen eines banditenhaften Barbarentums zu europäischer Gesittung und Zivilisation emporgehoben und die Länder in ihren natürlichen Gaben nach jeder Richtung hin zur Geltung gebracht. So hat die Monarchie mit den Waffen des Krieges und mit friedsamer Fürsorge, zwiefach also, das bosnische Terrain für sich gewonnen, lange bevor sie es ihrem Reichsgebiet völlig einverleibte. Denn wahrlich, diese Einverleibung ist keine Tat von heute, und kein ernster Politiker kann gerade heute daran Anstoß nehmen. Sie ging

bereits vor sich, als Österreich-Ungarn — unter der Zustimmung von ganz Europa — die beiden Länder mit seinen Zollgrenzen umfing, die Vertretung der Interessen ihrer Bewohner nach außen, auch nach der Türkei hin, übernahm, und deren wehrhafte Mannschaft seinem Heere eingliederte. Damals bereits war die Annexion tatsächlich vollzogen, die jetzt nur ein formeller Akt zum äußerlichen Abschluß brachte. Beifall diesseits und jenseits der Leitha, und der des bosnischen Volkes nicht zuletzt, das weit davon entfernt ist, Ordnung und Wohlfahrt einem abenteuerlichen Chauvinistentum aufzuopfern, hat diesen Schlußakt begleitet. Und das ist doch wohl das Wesentlichste. Für andre Möglichkeiten haben Herrscher und Volk von Österreich in jahrzehntelanger emsiger Arbeit vorgesorgt. Die Monarchie ist, wie es der junge Franz Josef vor sechzig Jahren bei seinem Regierungsantritt vorhersagte, „auf den Grundlagen der wahren Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz sowie der Teilnahme ihrer Vertreter an der Gesetzgebung“ aus schweren Krisen neu emporgediehen zu Macht und Ansehen. Und das war zum guten Teil das Werk des Kaisers.

Aus dem politischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben
vom
Kaiserl. Gesandten z. D. Raschdau.

An die neue und die neueste Geschichte der Türkei hat sich kaum ein Historiker von Beruf gewagt. Das mag in erster Linie mit den großen Schwierigkeiten, zuverlässiges Material zu erhalten, zusammenhängen, dann aber auch mit der uns fremden Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Man kann in Berlin und Paris lediglich vom Studierzimmer aus die Geschichte der westeuropäischen Völker schreiben, für die sachgemäße Behandlung der türkischen Verhältnisse wäre dies unmöglich. Die Bedingungen, über die der Historiker zu verfügen hätte, hat wohl selten jemand in ähnlicher Weise vereinigt wie der frühere Unterstaatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes Dr. Busch. Er war zu solcher Aufgabe durch das Studium der Staatswissenschaften und der Geschichte vorbereitet; er ist dann in früher Jugend in den Dragomanatsdienst bei der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel eingetreten und hat hier in mehr als zehnjährigem Aufenthalt nicht nur die Landessprache vollständig gemeistert, sondern auch als erster Berater des jeweiligen Gesandten eine leitende Rolle gespielt, die ihm den Einblick in alle den Orient betreffenden politischen Ereignisse gewährte. Er hat dann als Vortragender Rat im Berliner Auswärtigen Amte das orientalische Referat, für das Fürst Bismarck ursprünglich kein besonderes Interesse zeigte, fast selbständig geleitet, wiederholt als Geschäftsträger die deutsche Gesandtschaft am Goldenen Horn verwaltet und schließlich als Unterstaatssekretär von einem Zentralpunkt aus die Entwicklung der orientalischen Ereignisse verfolgen und mitbestimmen können. Am Berliner Kongreß hat er als einer der Sekretäre mitgewirkt. So ist er ein Vierteljahrhundert an allen Vorgängen der Türkei persönlich beteiligt gewesen. Er hat sich oft mit dem Gedanken getragen, seine reichen orientalischen Erfahrungen in einem größeren historischen Werke niederzulegen. Ein frühzeitiger Tod — er starb als deutscher Gesandter in Bern im Jahre 1895 —

hat ihn daran gehindert, und mit ihm sank, man darf es ohne Übertreibung sagen, der zu seiner Zeit hervorragendste deutsche Orientkenner ins Grab.

Von den kürzeren Aufzeichnungen, die Dr. Busch, zum größten Teil in Tagebuchform, hinterlassen hat, bringen wir zunächst die nachfolgende Darstellung der Vorgänge der Jahre 1875 und 1876, die zu dem letzten russisch-türkischen Kriege geführt haben. Es sind darin mancherlei Erscheinungen berührt, die auch jetzt noch wirksam und für die Beurteilung der heutigen Ereignisse im Orient maßgebend sind. Die glatte Durchführung des Militäraufstandes, durch den in diesem Sommer die Verfassung des osmanischen Reiches eine anscheinend so gründliche Veränderung erfahren, hat die öffentliche Meinung in Europa zu starkem Optimismus verleitet[1]). Und doch sind die großen Schwierigkeiten, welche die orientalische Frage bietet, nur verhüllt und gleichsam vertagt worden. Der Nationalitätenstreit wird aller Voraussicht nach in der alten Schärfe wieder aufleben. Und die ersehnte Reform nach europäischen Mustern muß nach dem Marasmus, der seit Menschenaltern in der türkischen Verwaltung geherrscht, den größten Hindernissen begegnen. Das türkische Volk wird den Beweis außerordentlicher Lebenskraft geben, wenn ihm deren Überwindung gelingt. Wie schlimm es bisher mit der so oft zugesagten Einführung von Reformen im türkischen Reiche bestellt gewesen, davon geben die nachfolgenden Schilderungen einen Begriff. Sie mögen für den europäischen Beobachter eine Mahnung sein, sich mit Geduld zu wappnen. So bietet das folgende Fragment ein zeitgemäßes Interesse. Das Wertvollste aber daran ist, neben Eigenschaften, die ohne weiteres in die Augen fallen, die historische Treue und unbedingte Zuverlässigkeit, die der Darstellung des Verfassers in allen Teilen innewohnt.

Zur Geschichte der orientalischen Begebenheiten in den Jahren 1875 und 1876.

Während meines langjährigen Aufenthaltes in Konstantinopel hörte ich in den Gesprächen von Kennern und Beobachtern der türkischen Verhältnisse keine Frage so häufig erörtern wie die: Was wird aus dem Lande in der nächsten Zukunft werden? oder, wie derselbe Gedanke in andrer Form lautet: Wann wird der Zusammenbruch des jetzigen Zustandes eintreten? Man lief in den Konstantinopler Kreisen nicht Gefahr, als Pessimist angesehen zu werden, wenn man der Frage die letztere Fassung gab. Sie wurde in dieser Form von Freunden und Feinden der Türken, ja von letzteren selbst aufgeworfen. In der Literatur über das türkische Reich bildeten ja seit Jahrhunderten Prophezeiungen über dessen mehr oder minder nahen Untergang eine stehende Rubrik, und selbst im Volke machte man sich mit der Vorstellung vertraut, daß der Sturm der türkischen Herrschaft am Bosporus eine vom Schicksal beschlossene Sache sei. Wohlhabende Rechtgläubige ließen

[1]) Im August 1908 geschrieben.

sich in dieser Voraussicht nach einer alten Sitte gern auf dem asiatischen Ufer beerdigen, um dermaleinst in Sicherheit zu ruhen. Auch die Regierung verleugnete einen gewissen Pessimismus nicht. Seit dem Beginn der Reformperiode hoben fast alle jene Fermane, mit denen dem Volke die Neuerungen verkündigt zu werden pflegten, mit dem Selbstbekenntnis an, daß das Reich in Verfall geraten sei und daß es sich darum handeln müsse, durch Erweckung neuer Kräfte dem Niedergange Einhalt zu tun. Was wunder also, wenn die Frage nach dem Gelingen jener Wiedergeburt uns immer wieder beschäftigte. Die Beantwortung fiel, wie dies bei derartigen Problemen zu sein pflegt, verschieden aus. Die Nationalität des Betreffenden, die persönlichen Erfahrungen, die er im Lande gemacht, die Interessen, die er dort haben mochte, die Eindrücke des Augenblicks, ja das Temperament eines jeden übte seinen Einfluß auf das Urteil aus. Im allgemeinen aber waren die jüngeren Leute damals alle geneigt, eine Katastrophe näher bevorstehend zu denken, als sie es in Wirklichkeit war. Wir unterschätzten die Macht der Resignation, mit der die Bevölkerung des Orients seit Jahrhunderten das Joch schlechter Regierungen ertragen; wir schlugen die Widerstandskraft zu gering an, die ein einmal organisiertes Staats- und Heerwesen, es sei so verkommen wie es wolle, immer noch besitzt, wenn es mit zusammenhangslosen Aufständen und schlecht bewaffneten und schlecht geführten Volkshaufen zu tun hat. Wir setzten endlich bei den Rajahs mit den Vasallenstaaten eine größere politische Reife und eine stärkere Aktionsfähigkeit voraus, als ihnen in der Tat eigen war. Den Verlauf der Krisis dachten wir uns ungefähr so, daß ein allgemeiner Aufstand der slawischen Untertanen des Sultans sich an die geordnete serbische Heeresmacht als Kern und Stütze anlehnen würde, daß Griechenland, Montenegro und Rumänien in die Bewegung eingreifen und daß zuletzt die schwachen regulären Streitkräfte der Pforte nicht imstande sein würden, dem vereinigten Anfall zu widerstehen; oder daß wenigstens, wie bei dem griechischen Unabhängigkeitskampfe, schließlich die europäische Dazwischenkunft dem Kampfe zu ungunsten der Türken ein Ende setzen müßte. Ich erinnere mich, daß wir im Anfang der sechziger Jahre jedem Frühling als dem Zeitpunkte des allgemeinen Losbruches mit Spannung entgegensahen und daß es an den Winterabenden häufig hieß: „In diesem Jahre werden wir unsre Pferde satteln.“ Freilich fehlte es auch nicht an besonneneren und kühleren Beurteilern der Lage, und zwar gerade in denjenigen Kreisen, die bei dem Losbruche unmittelbar beteiligt gewesen wären. Zu diesen gehörte unter andern der damalige serbische Agent bei der Pforte, Ristitsch, derselbe, der vor und während der letzten Entscheidungskämpfe die Geschichte seines Landes geleitet hat. Ich war mit dem in Deutschland gebildeten Manne persönlich befreundet; wir besprachen häufig in akademischer Weise die Zukunft der slawischen Provinzen und das große Ereignis, das wir erwarteten. So offen und warm nun auch Herr Ristitsch die Ansicht vertrat, daß die Emanzipation seiner Stammesgenossen nur eine Frage der Zeit sein könnte, und so lebhaft er diesen Zeitpunkt herbeisehnte, so skeptisch fand ich ihn bezüglich der praktischen Verwirklichung des Zieles. Er hatte von der militärischen und der politischen

Kraft der Pforte immer noch eine hohe Meinung und zeigte sich in der Schätzung der eigenen Hilfsmittel eher kleinmütig. Insbesondere hielt er eine Verbindung und ein planmäßiges Zusammenwirken der einzelnen Nationalitäten, wie der Griechen, der Slawen und der Rumänen, ja selbst der Serben und der Bulgaren für schwierig; er wies auf die geringe politische Bildung der Beteiligten, auf die nationalen Gegensätze und die Selbstsucht der Führer als auf gefährliche Hindernisse hin. Ähnlich lauteten im Vertrauen die Äußerungen besonnener Mitglieder der russischen Botschaft. Als ich im Jahre 1872 von Konstantinopel nach Petersburg übersiedelte, hatte ich mit einem langjährigen Bekannten in jener Mission ein Gespräch über die slawischen Dinge und gab dabei meinen etwas optimistischen Ansichten über die Wehrkraft Serbiens und ihre Bedeutung für den Fall eines slawischen Aufstandes Ausdruck. Mein Freund, der mit den einschlägigen Verhältnissen und mit der Orientpolitik seiner Regierung durch langjährige praktische Tätigkeit vertraut war, warnte mich vor Überschätzung. „Sprechen Sie," sagte er, „wenn Sie nach Petersburg kommen, nicht in diesem Sinne; man ist dort ohnehin nur zu geneigt, sich über die Schlagfertigkeit der türkischen Slawen zu täuschen, weder die Serben noch die andern sind so weit als Sie glauben." Im späteren Verlauf der Dinge hat sich diese Auffassung bestätigt.

Als im Jahre 1875 der Aufstand in der Herzegowina ausbrach, befand ich mich nicht mehr in Konstantinopel; aber wie ich überhaupt am Orient als meiner zweiten Heimat hing, so folgte ich, eingedenk der längst vergangenen Konstantinopler Wintergespräche, dem Gang der Ereignisse mit besonderer Aufmerksamkeit. Viele der Männer, die in die Dinge eingegriffen, kannte ich persönlich; mit den allgemeinen Verhältnissen war ich aus früherer Zeit noch vertraut, und ich empfing im Laufe der Zeit sowohl brieflich als mündlich von Augenzeugen mancherlei zuverlässige und schätzbare Mitteilungen über die Vorgänge. Während der Konferenz, die dem russisch-türkischen Kriege voranging, befand ich mich in Konstantinopel und fungierte dort bis kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten als Geschäftsträger. Am Berliner Kongreß endlich nahm ich als Sekretär teil. Während dieser Zeit habe ich meine Gedanken über die orientalischen Vorgänge sowie einzelne merkwürdige Fakta aufgezeichnet. Ich will in folgendem verschiedene dieser Aufnotierungen zusammenstellen. Geheimes enthalten sie nicht. Die Diplomatie hat überhaupt bei der Geschichte des russisch-türkischen Krieges weniger zu verheimlichen als man glaubt. Die Akten liegen schon jetzt für jedermann offen da. Aber es wird vielleicht später nicht ohne Interesse sein, zu sehen, wie die Ereignisse einem aufmerksamen Zuschauer sich darstellten, der durch seine langjährigen Beziehungen zu dem Orient günstiger für die Beobachtung gestellt war als manche seiner Zeitgenossen. Ohne Überhebung glaube ich sagen zu dürfen, daß meine Notizen gerade für die Kenntnis des Zusammenhanges der Dinge nicht ohne Wert sein werden. Eine fortlaufende Geschichte der letzten orientalischen Krisis können diese Blätter nicht bezwecken; doch folgen sie im ganzen dem zeitlichen Verlauf der Dinge und knüpfen daran Allgemeines und Besonderes, wie es sich in meinen Erinnerungen und Notizen gefunden hat.

Die unmittelbare äußere Veranlassung des Herzegowina-Aufstandes war lokaler Natur; nichts rechtfertigt die Annahme, daß damals mit absichtlicher Hand von außen her der Funke gelegt worden sei, der später den mächtigen Brand entzündet hat. Die europäische Presse gefällt sich darin, in den Auflehnungen der türkischen Slawen stets das Werk Rußlands zu sehen, und hat auch den Herzegowina-Aufstand auf direktes russisches Anstiften zurückgeführt. Dieser Verdacht ist, soweit es sich um die nächste Ursache des Aufstandes handelt, grundlos. Der Anstoß zu dem Kampfe entsprang vielmehr im Lande selbst aus Vorkommnissen, die sozusagen zum alltäglichen Leben einer türkischen Provinz gehören. Es handelte sich zunächst um eine jener Widersetzlichkeiten gegen fiskalische Maßregeln der Pfortenbeamten, wie sie periodisch in allen Teilen des türkischen Reiches wiederkehren; sie sind durch die Natur der türkischen Verwaltung gegeben und pflegen in der Mehrzahl durch Anwendung von Gewaltmaßregeln mit mehr oder weniger Blutvergießen unterdrückt zu werden. Daß aber eine solche Auflehnung in der Herzegowina schwerere Folgen gehabt hat als ein Aufstand einzelner Stämme in Kleinasien oder Syrien, das ist allerdings nicht der türkischen Mißregierung allein, sondern dem Zusammenhang zuzuschreiben, der sich zwischen den slawischen Bevölkerungen der Türkei und ihren Stammesgenossen in Europa herausgebildet hat, und dieser Zusammenhang ist von russischer Seite wachgehalten, genährt, vielleicht auch durch geheime Agenten und durch die amtlichen Vertreter des Petersburger Kabinetts während langer Jahre gestärkt und organisiert worden. Dieses Verhältnis war es auch, das gleich nach Beginn des Aufstandes die Dazwischenkunft Europas hervorrief und der Widersetzlichkeit der Herzegowina eine andre Bedeutung gab als einer kleinen Revolte im Hauran oder in Kurdistan. Kurz, die Wechselwirkung dreier Faktoren, der türkischen Mißregierung und Ohnmacht, der slawischen Agitation, der diplomatischen Intervention, hat der Bewegung jene wachsende Gewalt verliehen, die immer weitere Kreise zog und zuletzt den Bestand des türkischen Reiches in Europa in seinen Grundfesten erschütterte.

Alle Kenner türkischer Verhältnisse stimmen darin überein, daß, etwa Albanien ausgenommen, in keiner Provinz des Reiches die Verarmung und Verwilderung der Bevölkerung einen so hohen Grad erreicht habe als in der Herzegowina und in den angrenzenden Bezirken. Zu der natürlichen Armut des Landes, das zur Hälfte aus weißem Karstgebirge besteht, gesellte sich in der Herzegowina eine seit Jahrhunderten durch Gesetz und Willkür durchgeführte Verteilung des Grundeigentums, die den überwiegenden Teil des Bodens in den Händen weniger mohammedanischer Notabeln ließ, während die Masse des Volkes in Frondienst und Armseligkeit versank. Kein Wunder, wenn auf solchem Boden das türkische Regierungssystem härter wirkte als in andern Teilen des Reiches. In Bulgarien oder in den christlichen Distrikten Kleinasiens half die reiche Natur und eine gewisse Milde der Sitten manche Wunden wieder heilen; in den abgeschlossenen und schwer zugänglichen Gebirgsgegenden der Herzegowina aber schaltete die natürliche Wildheit der Bewohner zügellos. Im ganzen war die Praxis der Pfortenverwaltung in der Herzegowina dieselbe wie im übrigen Reiche.

Um von oben anzufangen, so kann ich nach langjähriger persönlicher Beobachtung behaupten, daß die Zentralregierung für keinen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt in irgendeiner Provinz Sinn, Verständnis oder Sorgfalt zeigte. Das Band zwischen ihr und den Provinzen war vorwiegend fiskalischer Natur; ihre Tätigkeit beschränkte sich auf Steuererhebung, auf Rekrutierung und auf Unterdrückung von Unbotmäßigkeiten. Die Staatskasse in Konstantinopel verschlang alles, was die Provinzen aufbrachten; Aufwendungen zum Nutzen dieser letzteren kannte die Pforte nicht. Dies System einer sozusagen negativen Verwaltung hat sich seit der Reformperiode immer schroffer entwickelt. Die Schaffung einer besoldeten Bureaukratie, die Ausrüstung des Heeres mit europäischem Kriegsmaterial, die Bildung einer Dampfer- und Panzerflotte, die Gewöhnung des großherrlichen Hofstaates und der Würdenträger an europäische Luxusartikel steigerten das Bedürfnis an barem Gelde und führten zu immer schonungsloserer Ausbeutung der Provinzen. Eine straffe Zentralisation, die den Schwerpunkt der Verwaltung immer mehr nach Konstantinopel verlegte und die einzelnen Statthalter nur auf sehr kurze Zeit, oft nur wenige Monate, im Besitz ihrer Funktionen ließ, war die Dienerin dieses Systems. Es ist unleugbar, daß in der älteren türkischen Zeit, wo schon die Abwesenheit des Telegraphen und der schwierigere Verkehr die Einmischung der Zentralregierung fernhielten, wo die Statthalter selten gewechselt und häufig aus einheimischen Familien genommen wurden, der allgemeine Wohlstand beträchtlicher war, ja einzelne Provinzen sich einer materiellen Blüte erfreuten, die in Erstaunen setzt. Man findet heute noch im Innern des Reiches die Spuren von Schulgebäuden, Krankenhäusern, Moscheen, Bibliotheken, die jener besseren Zeit angehören. Ich erinnere mich, daß mir in Jerusalem die Mohammedaner klagend erzählten, der Verfall der dortigen Prachtbauten, der Omar-Moschee und andrer Stiftungen, sei die Schuld der Konstantinopler Behörden, welche die reichen Einkünfte in eigene Verwaltung genommen und später gänzlich an sich gerissen hätten. Viel schärfer und ausführlicher hörte ich diese Klagen bei Eröffnung des türkischen Parlaments gleichfalls von mohammedanischen Patrioten, nicht von Christen, aussprechen. Als wir, sagten sie, noch freier von Konstantinopel waren, da hatten unsre Provinzen noch gut unterhaltene Straßen, Karawanserais, Moscheen und Schulen, aber die Stambuler Zentralisation hat alles verschlungen und uns in Armut und Verwahrlosung zurückgelassen. Den gleichen Gedanken habe ich von türkischen Bauern aussprechen hören; als Ursache des allgemeinen Elends bezeichneten sie die „Gehaltsempfänger", die in ihren prachtvollen Landsitzen am Bosporus Hab und Gut der Provinzen verpraßten. Der Sultan, hieß es bei diesen Leuten damals noch, sei unschuldig an diesem Treiben und wolle das Beste seiner Untertanen, aber er werde von den Paschas betrogen, die jetzt, wo die seidene Schnur nicht mehr herrsche, mächtiger, gewalttätiger und raubsüchtiger seien als früher. Endlich kann ich noch hinzufügen, daß mich bei einem langjährigen Verkehre mit den beiden bedeutendsten Staatsmännern der Türkei, Fuad und Aali Pascha, nichts so sehr betroffen hat als der Mangel jeden Verständnisses für wirtschaftliche Fragen und ihre Apathie

für alles, was das materielle Wohl der Provinzen anging. Ich habe ab und zu im vertraulichen Gespräch, dem jeder amtliche und politische Charakter abging, aus bloßen Menschlichkeitsrücksichten und in einer Form, die keinerlei Empfindlichkeit aufkommen lassen konnte, bei Aali Pascha solche Fragen berührt, ohne den mindesten Erfolg zu erreichen. Die türkischen Staatsmänner jener Zeit lebten eben von der Hand in den Mund, ausschließlich damit beschäftigt, von Fall zu Fall durch geschickte Benutzung der Konjunkturen der europäischen Politik sich aus den Verwicklungen herauszuziehen, die der Tag ihnen brachte. Die Provinzialverwaltung war nur dazu da, ihren Anhang unterzubringen und zu bereichern. Da der Beamten stets mehr waren als der Posten, so war ein rascher Wechsel geboten, und man kann annehmen, daß namentlich in den reichen Provinzen die Dauer einer Statthalterschaft kaum zwei Jahre im Durchschnitt überstieg. Welche Verwirrung aus einem so häufigen Wechsel entsprang, läßt sich denken. Nun entspricht es schon einem türkischen Aberglauben, daß kein Nachfolger im Amte gern die äußeren Einrichtungen desselben in der Gestalt bestehen läßt, die sein Vorgänger ihnen gegeben hatte. Wenn auf der Pforte ein Ministerwechsel eintrat, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Neuernannte sein Arbeitszimmer in einen andern Raum verlegte als sein Amtsvorgänger; Würdenträger von geringerem Range stellten wenigstens die Möbel in ihren Stuben um, und der geringste Schreiber, der nur über einen Lehnstuhl verfügte, ruhte nicht, bis er ihn in einer andern Ecke untergebracht hatte als der, in der sein Vorgänger saß. Abgesehen von diesem Aberglauben, dessen Wirkungen, so scherzhaft es klingen mag, in der Tat nicht zu unterschätzen sind, haben türkische Beamte ihrer ganzen Erziehung nach selten einen hinlänglich freien und unbefangenen Blick, um das Gute, das ihr Vorgänger hätte schaffen können, anzuerkennen oder zu benutzen. Das Losungswort bei einem Wechsel in der Statthalterschaft war daher: Alles anders als mein Vorgänger. Mit dem einzigen Elemente, das diesem beständigen Wechsel gegenüber ein Gegengewicht hätte bilden können, mit den im Lande ansässigen Notabeln, war es womöglich noch schlimmer bestellt. Die türkischen Verwaltungsgesetze, wie sie die Reformperiode ausgebildet hat, räumen den Notabeln, den angesehenen einheimischen Familien, einen bedeutenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte ein, der in den Provinzialräten, den sogenannten Medschlis, seine Wirkungsstätte findet. Den Notabeln gehört der überwiegende Teil des Grundbesitzes; sie haben die Mehrzahl der lokalen Ämter inne, sie sind häufig die Pächter der Steuern und Gehälter. Kurz, sie bilden eine durch Interessengemeinschaft und Verwandtschaft verbundene Oligarchie, die sich die Ausbeutung des Landes zum Zweck gesetzt hat. Dies Verhältnis ist in mohammedanischen Bezirken nicht anders als in rein christlichen; auf den Synoden, die bei einer ausschließlich griechischen Bevölkerung sich der vollständigsten Autonomie erfreuen, ist die Klage über die Tyrannei der Oligarchen dieselbe wie in stocktürkischen Gebieten Kleinasiens. In gemischten Distrikten machen christliche und mohammedanische Notabeln gemeinsame Sache. Auf die Mitwirkung solcher Faktoren ist also der neue Statthalter angewiesen; es pflegt infolge davon bald nach seiner Ankunft eins

von beiden einzutreten: entweder er geht mit den Notabeln eine stillschweigende Verschwörung ein und teilt sich mit ihnen in die Ausbeutung der Provinz, oder er sucht, sei es aus Selbständigkeitsgefühl, sei es in dem ehrlichsten Willen, das Wohl des Landes zu fördern, seine eigenen Wege zu gehen. In dem letzteren, übrigens selteneren Fall hat er auf Schritt und Tritt die Notabeln gegen sich. Gelingt es diesen nicht, ihn zu ihrem Werkzeug zu machen, so suchen sie sich seiner so bald wie möglich zu entledigen, und sie wissen leicht Mittel und Wege zu finden, um in Konstantinopel das Ohr der Mächtigen zu gewinnen. Die Pforte betrachtet es überdies als einen Kardinalsatz ihrer Verwaltungskunst, die Notabeln so viel wie möglich zu schonen und vor allem kein Aufsehen zu machen, keine Unzufriedenheit in diesen Klassen zu erzeugen; in ihren Händen liegt also das Schicksal des Landes.

Von allen den oben geschilderten Übeln der türkischen Verwaltung drückte in der Herzegowina und in den slawischen Provinzen die Herrschaft der Notabeln besonders schwer. Denn die türkische Eroberung hatte, wie oben bemerkt, den überwiegenden Teil des Grundbesitzes in ihre Hände gelegt. Die Versuche der Pforte, das Verhältnis zwischen Grundbesitzer und Fronarbeiter gesetzlich zu regeln oder zu mildern, waren stets auf dem Papier geblieben. Es genügt, in der türkischen Gesetzsammlung die betreffenden Reglements nachzulesen, um ein Bild von der Fruchtlosigkeit jener Bemühungen und der Verderbnis zu gewinnen, welche die Beziehungen zwischen Herren und Knechten beherrschte. Die Unerträglichkeit des Zustandes machte sich in periodischen Aufständen Luft. Im Jahre 1875 war das Maß wieder so voll, daß nach der allgemeinen Ansicht derer, die das Land kannten, auch ohne die Vorfälle zu Nevesinje ein Aufstand zu erwarten stand. Als die hauptsächlichsten Unruhstifter wurden auch damals von unterrichteter Seite die Notabeln von Mostar bezeichnet, und es galt als erwiesen, daß einer der Hauptführer jener slawischen Bewegung den von jeher als bestechlich bekannten türkischen Militärkommandanten Derwisch Pascha beherrschte. Die Reise des Kaisers Franz Joseph in Dalmatien, im Frühjahr 1875, hatte zudem eine gewisse Unruhe in den Gemütern hervorgerufen. Zur Charakteristik dieser Stimmung führe ich an, daß kurz vor Ausbruch des Aufstandes unter den Großgrundbesitzern der Herzegowina das Gerücht umlief, der Sultan habe sich mit dem Kaiser Franz Joseph verständigt, gegen Übernahme eines Teiles der türkischen Staatsschulden die Herzegowina an Österreich abzutreten. Überhaupt bildete die Nachbarschaft christlich-slawischer Stämme in Österreich, Serbien und Montenegro, sowie der Vergleich mit ihrer verhältnismäßigen Unabhängigkeit und ihrem Wohlstande einen beständigen Anreiz für die türkischen Slawen, sich der türkischen Herrschaft zu entziehen; namentlich, seitdem in den letzten Jahren das Nationalitätsgefühl, wie allerwärts so auch bei den Südslawen, an Stärke gewonnen hatte. Montenegro bildete stets den Zufluchtsort für alle unzufriedenen Elemente aus der Herzegowina; auch die Teilnehmer an dem Aufstande von 1875 waren, ehe sie zu den Waffen griffen, zeitweilig dorthin ausgewandert. Der Fürst von Montenegro übte seit jeher eine Art moralischen Prinzipats in der Herzegowina aus, und man nahm an, daß es in seiner Macht liege, in

jedem Augenblicke die Bevölkerung der Nachbargebiete zu einem Angriff gegen die Pforte zu vereinigen. Der kriegerische Hang seiner Untertanen, deren wachsende Nachkommenschaft nur mit Mühe in dem engen Berglande zurückgehalten wurde und denen der Türkenkampf im Blute lag, gaben jedem montenegrinischen Fürsten die Mittel in die Hand, in den Kampf einzugreifen; ja, es muß bezweifelt werden, ob der Fürst selbst bei dem aufrichtigsten Willen imstande gewesen wäre, auf die Dauer einem Kampfe seiner Stammesgenossen gegen die Türken ruhig zuzusehen. Der Zusammenhang des Herzegowina-Aufstandes mit Montenegro war also durch die Natur der Dinge gegeben. Ein ähnlicher Zusammenhang erwuchs der Bewegung im Norden aus gleichen Verhältnissen. Die bosnische Bevölkerung litt unter denselben Übeln wie die der Herzegowina; auch hier pflegte die agrarische Notlage zu periodischen Aufständen zu führen, während die Nähe des autonomen Serbiens dazu beitrug, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wachzuhalten und zu fördern. Wieviel dabei noch direkte serbische oder panslawistische Aufreizung mitgewirkt hat, läßt sich schwer ermitteln. Soviel steht jedoch fest, daß Bosnien von jeher von den serbischen Politikern als zur Aktionssphäre Serbiens gehörig angesehen wurde, daß dessen Erwerbung einer der erstrebenswertesten Punkte in ihrem Programm bildete und daß es an heimlichen Verbindungen zwischen serbischen und bosnischen Agitatoren in keiner Zeit gefehlt hat. Belgrad war überhaupt seit den fünfziger Jahren ein Zentrum für südslawische Agitation geworden. Die serbischen Elemente in Ungarn und an der Militärgrenze hielten ihre Blicke dorthin gerichtet, und den Plan, aus Serbien und Bosnien ein großserbisches Reich zu bilden, das die südslawischen Gebietsteile Österreich-Ungarns an sich ziehen werde, bewegte früh die unruhigen Geister. Schon Cavour[1]) soll, um Österreich zu schwächen, den Gedanken einer Revolutionierung Bosniens von der Militärgrenze aus verfolgt haben.

Die Ereignisse des Jahres 1866 trugen dazu bei, die Hoffnungen der Südslawen zu beleben; Vereine und Veranstaltungen zur Förderung des nationalen Gefühls, zur Hebung von Sprache, Schule und Literatur entstanden in großer Zahl; Hand in Hand ging die Ausbreitung der „Omladina", jenes Geheimbundes, der alle Anhänger der großserbischen Idee in sich vereinigte. Das Programm des Bundes sprach die Anlehnung an die serbische Regierung als an den Mittelpunkt der Bewegung aus. Der Fürst sowohl als die politischen Männer Serbiens standen in einem Verhältnis zur Omladina, das Ähnlichkeit mit der Stellung hatte, die die piemontesischen Herrscher und Staatsmänner den italienischen Geheimbünden gegenüber einnahmen. Weder mochte man sich mit den Omladinisten offen einlassen (der ermordete Fürst Michael war ihnen abgeneigt und sein Nachfolger Milan fürchtete sie), noch wagte man, ihre Unterstützung abzulehnen. Auch pekuniäre Rücksichten mögen die serbische Regierung an den Geheimbund gefesselt haben; es verlautete wenigstens von

[1]) Die Mazzinisten hatten frühzeitig ihr Auge auf Serbien geworfen und hofften durch eine Revolutionierung dort eine Diversion für eine venetianische Insurrektion zu schaffen. Verbindungen zwischen ihnen und serbischen Agenten haben gewiß bestanden. Vgl. Politica segreta Italiana. Torino 1880. S. 39, 49, 97.

einem Nationalfonds im Betrage von zwei Millionen Dukaten, der von den Agitatoren gesammelt und der Belgrader Regierung zur Verfügung gestellt worden sei, um als Grundkapital für militärische Rüstungen zu dienen. Schwerer aber fiel ins Gewicht das Verhältnis zu Montenegro. Unter der Oberfläche und trotz der scheinbaren Solidarität der Interessen bestand nämlich eine Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Regierungen. Man hegte in Belgrad den Verdacht, daß Montenegro damit umginge, die Führerschaft in der slawischen Bewegung an sich zu reißen. Man fürchtete dies um so mehr, je offener selbst für den oberflächlichen Beobachter zutage trat, wie die russische Politik Montenegro auf das entschiedenste begünstigte. Dies ist noch im Laufe der Dinge bis zum Berliner Vertrage hin stets dasselbe geblieben, während Serbien russischerseits zwar nicht gerade zurückgesetzt, aber doch nur stiefmütterlich behandelt wurde. Es mag sein, daß das einfache kriegerische Gebirgsvolk der schwarzen Berge der russischen Politik ein gefügigerer Hebel erschien als die seßhaften Serben, die, mannigfachen Einflüssen zugänglich, äußerlich zwar Deferenz bezeugten, aber demokratisch selbständigere Allüren zeigten. Auch die Omladina erfreute sich in Rußland keiner besonderen Gunst. In Serbien aber bildete sie eine treibende Kraft, mit der Regierung und Fürst rechnen mußten. Es war von vornherein vorauszusehen, daß, wenn der Herzegowina-Aufstand sich längere Zeit halten und an Ausdehnung gewinnen würde, Serbien durch die ihm in der südslawischen Welt zugedachte Rolle und die Nebenbuhlerschaft mit Montenegro in die Aktion getrieben werden müßte. Der Ausbruch des Herzegowina-Aufstandes knüpfte sich, wie bemerkt, an die Widersetzlichkeit einiger Einwohner von Nevesinje gegen die Maßnahmen türkischer Zehntenpächter. Die Leute waren vor den Bedrückern nach Montenegro geflohen. Fürst Nikolaus, dem ihr Unterhalt zuletzt zur Last fiel, hatte ihnen bei den türkischen Behörden die Erlaubnis zur Rückkehr vermittelt; als sie aber in Nevesinje eintrafen, wurden sie von ihren mohammedanischen Landsleuten mißhandelt und einige von ihnen erschlagen. Die Christen rächten sich durch Ermordung einzelner Mohammedaner, ein Totschlag folgte dem andern, die Aufregung nahm zu, eine allgemeine Niedermetzelung wurde von beiden Teilen gefürchtet; beide rüsteten und sammelten sich und standen Ende Juni, des Äußersten gewärtig, einander in Waffen gegenüber. Anfangs Juli schritten die Christen zu einem Angriff auf eine türkische Proviantkolonne; während die schwachen türkischen Streitkräfte nur kleine Scharmützel wagten, sammelten sich die Insurgenten, durch Zuzug aus Montenegro und Dalmatien verstärkt, immer mehr; ihre Zahl belief sich Ende Juli auf mehrere Tausend.

Zu diesem reißenden Wachstum der Bewegung und dem raschen Zusammenschluß der christlich-slawischen Elemente trug nicht wenig ein Umstand bei, der auch für die erste diplomatische Behandlung der Herzegowina-Frage von bestimmendem Einfluß geworden ist. Ich meine die Vorstellung, die sich der Bevölkerung infolge des Besuchs des Kaisers Franz Joseph in Dalmatien bemächtigt hatte, daß Österreich Absichten auf die Herzegowina und die slawischen Nachbarländer hege und daß die kaiserliche Reise ein Vorbote für die Verwirklichung dieser Pläne sei. Diese Sage bildete seit dem Frühjahr

das Gespräch auf den Basars, und sie wurde, wie man sagt, gerade von Mohammedanern herumgetragen und ausgemalt. Unter den Christen hieß es dunkel: Man werde, falls es zum Kampfe komme, nicht allein bleiben, ein Großer werde Beistand leisten, worunter Österreich verstanden wurde. Deputationen aus der Herzegowina machten zum Verdruß der türkischen Behörden den Versuch, dem Kaiser Franz Joseph ihre Beschwerden vorzutragen; die sonst zurückhaltenden katholischen Bewohner der Herzegowina, die unter dem Einfluß der Franziskanermönche stehen und auf Österreich hinzublicken pflegten, schlossen sich diesmal der Bewegung ihrer orthodoxen Landsleute an; ja, es wird erzählt, daß die Insurgenten in ihren ersten Scharmützeln österreichische Fahnen entfaltet hätten. In Dalmatien und Kroatien endlich herrschte lebhafte Teilnahme für die Herzegowina, Sammlungen wurden veranstaltet (der bekannte Bischof Stroßmayer soll diese Bewegung begünstigt und unterstützt haben), Gelder wurden den Aufständischen gesandt und auch an freiwilligen Zuzüglern und Waffenlieferungen wird es nicht gefehlt haben. Für jeden, der die allgemeine Haltung der österreichisch-ungarischen Politik den Bestrebungen der türkischen Slawen gegenüber verfolgte, war es klar, daß die österreichische Regierung an diesen Vorgängen keinen Anteil hatte und daß die Rolle, die ihr die Russen zuschrieben, eben nur in deren Einbildung bestand. Eher hätte man gegen das Wiener Kabinett den Vorwurf erheben können, daß es den unerträglichen Zuständen, die nebenbei zum großen Schaden seiner eigenen Untertanen an seinen türkischen Grenzen herrschten, seit Jahrzehnten mit Indolenz zugesehen und nie den ernstlichen Versuch gemacht habe, die Pforte zu einer Besserung der Verhältnisse anzuhalten. Seit dem Pariser Frieden wenigstens war es in Wien Grundsatz, bei allen Fragen, welche die Stellung der Christen in der Türkei berührten, ein taubes Ohr zu machen und die Pforte blindlings zu unterstützen, wo es galt, auch berechtigte Wünsche der Rajahs niederzuhalten. Der österreichische Internuntius in Konstantinopel, Baron Prokesch, ein Mann ohne jede politische Begabung, wachte eifersüchtiger über die Souveränitätsrechte des Sultans als dessen eigene Minister. Für die Südslawen, die doch schon mit Rücksicht auf den verwandtschaftlichen Zusammenhang mit einem erheblichen Teil der eigenen Bevölkerung Teilnahme verdient hätten, hatte die damalige österreichische Diplomatie nur Geringschätzung. Daß bei einer solchen Richtung Österreich von allen christlichen Elementen der Balkanhalbinsel gehaßt war, ist begreiflich; überraschen muß es aber, daß trotz der Liebesdienste, die es der Pforte beständig erwies, diese ihm weder Vertrauen entgegenbrachte noch in denjenigen Fragen, die spezifisch österreichisches Interesse berührten, ein besonderes Entgegenkommen zeigte. Die Niederlagen Österreichs in Italien und Deutschland, das Wirrsal und die Unbeständigkeit seiner inneren Verhältnisse hatten bei den Türken, die ihrer ganzen Anlage nach Verehrer des Erfolges sind, die Vorstellung hervorgerufen, daß sie es mit einer im Verfall begriffenen Macht zu tun hätten, die zu respektieren sich nicht lohne. Ich erinnere mich des Tons bitterer Verachtung, in dem Aali Pascha im Jahre 1869 von der Art und Weise sprach, wie die österreichische Regierung den Aufstand der Bocchesen bei-

gelegt hatte. Sie waren bekanntlich nach vergeblichen Kämpfen mit Geldgeschenken zur Ruhe gebracht worden, während, wie Aali Pascha selbstgefällig bemerkte, die Pforte wenige Jahre vorher maßlose Opfer an Menschen gebracht, um den Feldzug gegen Montenegro durchzuführen, und nicht eher geruht hatte, bis Cettinje in ihren Händen war. An einem Staatswesen, das sich so schwach nach außen und innen zeige, das auch im Krimkriege eine zweifelhafte Haltung beobachtet habe, sei, so argumentierten die Türken, kein fester Halt zu finden, und sie betrachteten die Unterstützung Österreichs in den laufenden Fragen ungefähr so, wie die Hilfe, die ein im übrigen schwacher Komplice, durch die eigene Not gezwungen, leistet.

Es ist das Verdienst des Grafen Andrassy, diesem wenig ehrenvollen Verhältnis ein Ende gemacht zu haben. Schon im Jahre 1869, als er in der Begleitung des Kaisers Franz Joseph Konstantinopel besuchte, sprach er sich den fremden Diplomaten gegenüber unumwunden dahin aus, daß nach seiner Ansicht (er war damals österreichisch-ungarischer Ministerpräsident) Österreich-Ungarn es aufgeben müsse, auf der Balkanhalbinsel den Büttel der Pforte zu spielen. Er werde, soviel an ihm liege, die Regierung des Sultans stützen, aber zugleich berechtigte Forderungen und Wünsche der christlichen Rajahs fördern. Es sei gegen Österreich-Ungarns materielle und politische Interessen, sich, wie es bisher getan, bei allen diesen Stämmen in Serbien und Rumänien und auf dem Balkan verhaßt zu machen und sie in die Arme Rußlands zu treiben. Diese Richtung wurde auch, sobald Graf Andrassy die Nachfolgerschaft des Grafen Beust übernommen hatte, betätigt. Sie flößte natürlich den türkischen Ministern Vertrauen ein, zumal Graf Andrassy auch bald fühlbar machte, daß er nicht gewillt war, sich die Mißachtung gefallen zu lassen, die das türkische Beamtentum bei der Behandlung österreichischer Anträge sich angewöhnt hatte. Kurz vor Ausbruch des Herzegowina-Aufstandes hatte er der Pforte zweimal eine energische Zurückweisung zuteil werden lassen, das eine Mal, als sie unter allerlei Vorwänden der katholischen Gemeinde zu Durazzo den Gebrauch der Kirchenglocken nicht gewähren wollte, das andre Mal, als sie, ohne vorher mit dem Wiener Kabinett ins Benehmen zu treten, den fremden Vertretern in Konstantinopel eine Anklageschrift gegen das Verhalten der österreichischen Konsularorgane in Bosnien zugestellt hatte. In dem ersten Falle drohte Graf Andrassy mit Entsendung eines Kriegsschiffes und mit Selbsthilfe, im zweiten mit Abberufung des Gesandten. Dies ganz ungewohnte Auftreten, die Rücksicht, die Graf Andrassys Politik, im Gegensatz zu den alten Traditionen für Serben und Rumänen, in der Handelsvertragsfrage unter anderm zeigte, und die Reise des Kaisers hatten die Pforte mit Mißtrauen erfüllt; letzteres steigerte sich, als der Herzegowina-Aufstand unter sympathischer Teilnahme der österreichischen Südslawen entbrannte. Die türkische Regierung gab auch gleich in ihrer ersten diplomatischen Kundgebung dem Verdachte Ausdruck, daß Österreich die Bewegung nicht hinlänglich eindämme, und wandte sich nach London, um über die Haltung des Wiener Kabinetts, „l'insuffisance ou plutôt l'inefficacité des moyens de répression adoptés par le gouvernement autrichien“,

Beschwerde zu führen. Nicht minder argwöhnisch wurde die Haltung des Wiener Kabinetts in St. Petersburg beobachtet. Die Beteiligung der als Schützlinge und Anhänger Österreichs bekannten Katholiken an dem Aufstande, das Gerücht von der Entfaltung österreichischer Fahnen durch die Insurgenten, die Unterstützung, die die Bewegung in Dalmatien fand, alles das mißfiel in Rußland und stimmte unruhig. Es mag dahingestellt bleiben, ob man in St. Petersburg in Wirklichkeit die ernstliche Besorgnis gehegt hat, Österreich-Ungarn könne darauf ausgehen, in den südslawischen Gegenden eine Art Prinzipat zu erwerben und dem russischen Einflusse, namentlich in Montenegro, den Rang abzulaufen. Jedenfalls aber empfand das russische Kabinett, sei es aus Eifersucht gegen Österreich, sei es aus Rücksicht auf seinen traditionellen Ruf als Beschützer der slawischen Interessen, sei es, um die Pforte im Zaume zu halten, sei es endlich, was das Wahrscheinlichste ist, aus allen diesen Motiven zusammengenommen, das Bedürfnis, den Aufstand nicht sich selbst zu überlassen, nachdem er gegen Ende Juli größere Verhältnisse angenommen hatte. Es machte daher um jene Zeit in Wien und Berlin den Vorschlag, Konsuln der drei Kaiserhöfe nach dem Schauplatze des Aufstandes zu senden. Diese sollten die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen bewegen, ihnen jede Aussicht auf auswärtige Unterstützung benehmen und zugleich ihre begründeten Beschwerden den türkischen Behörden zur Abhilfe zu übermitteln.

Das russischerseits vorgeschlagene Mittel war in der Praxis der orientalischen Politik nicht ungewöhnlich und in ähnlichen Fällen häufig als erstes Palliativ angewandt worden; es paßte auch vollkommen in die Haltung, die man in Petersburg den Ereignissen gegenüber zuerst einnehmen mochte. Denn ohne späteren Entschlüssen oder Wendungen zu präjudizieren, gab der Vorschlag die Möglichkeit, die geargwöhnte einseitige Aktion Österreich-Ungarns zu kontrollieren und zu balancieren und die Pforte gleichzeitig am Bande zu halten. Die russische Politik hat stets selbständige, energische Repressionsmittel der türkischen Regierungsorgane zu hindern gesucht, teils wirklich aus menschlicher Rücksicht für die Rajah, teils weil sie eine Stärkung des türkischen Selbstgefühls und dessen politische Rückwirkung fürchtete. Man mag dem einen oder dem andern Motiv den größeren Anteil an der Haltung Rußlands zuschreiben, vom Standpunkt des praktischen Politikers lag es auf der Hand, daß eine Macht, die den Schutz der slawischen Bevölkerung zu ihren Traditionen zählte und durch allerlei Antezedentien gebunden war, nicht gleichgültig hätte zusehen können, wenn es der Türkei gelungen wäre, mit Energie und großem Blutvergießen den Aufstand zu ersticken und einen moralischen Erfolg zu ernten. Nichts weist darauf hin, daß Rußland damals zu großen Unternehmungen gerüstet gewesen wäre und die Absicht gehabt hätte, das Feuer anzublasen; aber wenn es erstickt werden sollte, so mußte man in Petersburg wünschen, daß dies gemächlich geschah. Dazu bot, wie gesagt, das Palliativ der Konsulardelegierten, das zugleich für alle Eventualitäten freie Hand ließ, den ebensten Weg. Der russische Vorschlag war zunächst den Kabinetten von Wien und Berlin gemacht worden. Dies entsprach dem Ver-

hältnis, das sich nach den Ereignissen von 1870 zwischen den drei Nordmächten herausgebildet und dem man die Bezeichnung des Dreikaiserbündnisses beigelegt hatte. Das Bündnis hatte seine äußerliche Weihe durch die im Jahre 1872 stattgehabte Zusammenkunft der drei Monarchen in Berlin erhalten. Ein Austausch von kaiserlichen Besuchen zwischen Wien und St. Petersburg hatte die freundschaftlichen Beziehungen weiter bestätigt und unterhalten. Mit den Begrüßungen der Monarchen waren Besprechungen der leitenden Minister Hand in Hand gegangen, die allerdings keine konkreten Abmachungen, sondern mehr die Feststellungen gemeinsamer Gesichtspunkte zum Zweck hatten. Als positives Ergebnis hatte sich aus diesem Gedankenaustausch die Zusage entwickelt, die sich Österreich und Rußland gegenseitig gaben: im Orient nicht isoliert, sondern nur noch im gemeinsamen Einverständnis vorzugehen. An diese Übereinkunft konnte daher der russische Vorschlag anknüpfen. Er fand in Wien, wenn auch keine freudige, so doch eine im allgemeinen zustimmende Aufnahme. Was hätte man auch dagegen einwenden können? Es blieb doch nur die Wahl, entweder die Pforte mit dem Aufstand allein zu lassen oder irgendeine Vermittlung zu versuchen. Im ersteren Falle war bei der Langsamkeit der türkischen Entschlüsse und Vorkehrungen zunächst eine Verschleppung des Aufstandes wenigstens bis in den Winter hinein vorauszusehen, und wenn endlich die Pforte, wie sie dies oft nach vielem Zaudern, nach halben Maßregeln und anfänglichen Mißerfolgen getan hatte, sich zu einer Kraftentwicklung aufraffte, so stand zu fürchten, daß sie in ihrer Repression das Maß überschreiten würde. Einem Blutbade unter der slawischen Nachbarbevölkerung, deren Emigration auf österreichischem Boden schon jetzt Geldopfer und Beunruhigung auferlegte, hätte aber auch ein österreichischer Minister nicht gleichgültig zusehen können.

Aus allen diesen Rücksichten mochte es ratsam erscheinen, das russischerseits vorgeschlagene Mittel einer Konsulardelegation, das sich in ähnlichen Lagen zuweilen hilfreich erwiesen hatte, zu versuchen, zumal es dem Wiener Kabinett zugleich eine gewisse Bürgschaft dafür bot, daß Rußland nicht einseitig in der Frage vorging. Nachdem Graf Andrassy unter Zustimmung Rußlands und Deutschlands den russischen Vorschlag dahin abgeändert hatte, daß nicht ein kollektives, sondern ein identisches Vorgehen der konsularischen Delegierten stattfinden sollte, wurden im August durch Besprechungen zwischen ihm und den Botschaftern der beiden Kaiserhöfe die Instruktionen für diese letzteren festgestellt. Es handelte sich nunmehr zunächst darum, die Zustimmung der Pforte als Territorialmacht zur Entsendung der Konsularkommission zu erlangen. Wenn in den veröffentlichten Blaubüchern von einem anfänglichen Widerstreben der türkischen Minister die Rede ist, so ergibt sich doch aus dem Zusammenhang jener Darstellung für den, der mit dem türkischen Geschäftsverkehr vertraut ist, daß jenes Sträuben nicht sehr lebhaft gewesen sein kann. Die Pforte versteht die Kunst des passiven Widerstandes ganz anders zu handhaben, wenn es ihr ernstlich darum zu tun ist. Das vorgeschlagene Mittel war, wie bemerkt, in der türkischen Staatspraxis kein ungewohntes, und es mag der Pforte nicht unwillkommen gewesen sein, zu versuchen, ob sie ohne

große Opfer an Geld und Menschen durch die Entsendung eines von den fremden Konsuln unterstützten Kommissars der Bewegung Herr werden könne. Ihr einziges Bemühen war darauf gerichtet, auch die andern Großmächte, insbesondere England, zur Teilnahme an der Konsularentsendung zu bewegen; sie entging dadurch dem unbehaglichen Gefühl, sich den drei Kaiserhöfen gegenüber allein zu befinden, und durfte hoffen, gerade an England einen Rückhalt bei etwaigen zu weit gehenden Ansprüchen der drei andern Mächte zu finden. Die Beteiligung Englands wurde, wenn auch widerstrebend, zugesagt; Lord Derby hob dabei ausdrücklich hervor, daß er nur auf einen türkischen Wunsch nachgebe und daß das Londoner Kabinett es vorgezogen hätte, wenn die Regierung des Sultans allein, ohne fremde Einmischung des Aufstandes Herr geworden wäre. Was die beiden andern Großmächte, Frankreich und Italien, anbelangte, so hatten sie von Anfang an eine gewisse Beunruhigung wegen der Sonderbesprechung der drei Kaiserhöfe an den Tag gelegt und den deutlichen Wunsch kundgegeben, von einer etwaigen Aktion nicht ausgeschlossen zu werden. Daß in Paris ein engeres Zusammengehen der drei Alliierten nicht gern gesehen werden konnte, und daß man dort schon aus Rücksicht auf die empfindliche öffentliche Meinung und die Anfeindungen der Parteien wünschen mußte, nicht beiseite gelassen zu werden, lag auf der Hand. Die stets franzosenfreundliche Haltung der Petersburger Kabinette kam denn auch der französischen Empfindlichkeit entgegen; bevor der erste Schritt durch die drei Botschafter in Konstantinopel getan wurde, beeilte man sich russischerseits, die französische Mitwirkung dabei anzunehmen. Auch in Italien war man empfindlich gewesen. Die italienischen Politiker haben von jeher als eine Art von Maxime aufgestellt, daß die Gestaltung der Dinge in Bosnien und in dem dalmatinischen Hinterlande den Interessenkreis Italiens, oder was sie „das Gleichgewicht im Adriatischen Meere" nennen, berühre. Welche positiven Bestrebungen sich mit dieser Vorstellung verbinden, ist niemals klar hervorgetreten; allein ich erinnere mich aus meinem Konstantinopler Aufenthalt, daß alles, was sich auf eine Betätigung oder Ausdehnung des österreichischen Einflusses in Bosnien bezog, den Italienern von jeher zuwider war und daß sie z. B. das Recht, das Österreich-Ungarn hinsichtlich der Benutzung des Hafens von Klek geltend machte, anzufechten versuchten. Möglich, daß der alte Gedanke an eine dereinstige Erwerbung Dalmatiens, an die Hoffnung, durch die Abtretung des Trentino eine Kompensation für die Machterweiterung Österreichs zu erhalten, sich hinter der Unruhe und Geschäftigkeit verbarg, welche die italienische Politik während des ganzen Verlaufes der orientalischen Krisis gekennzeichnet hat. Daß die Italianisierung Dalmatiens, wenn man sie überhaupt noch für möglich hielt, durch die Verbindung jenes Küstenstreifens mit dem slawischen Hinterlande sehr erschwert wurde, lag auf der Hand. Für den Augenblick wurde übrigens die Empfindlichkeit des römischen Kabinetts befriedigt, da die drei Nordmächte, nachdem sie die erste Eröffnung der Pforte gemacht und sich ihrer Zustimmung vergewissert hatten, beschlossen, von dem Schritte auch den übrigen Großmächten Kenntnis zu geben und sich deren Beteiligung an der Konsularkommission gefallen

zu lassen. An die Stelle einer Kommission der Konsuln der drei Kaiserhöfe war also eine erweiterte Mission getreten, in der die Konsuln sämtlicher Pariser Vertragsmächte ihren Platz fanden. Die Instruktionen, die die nachträglich zugetretenen Mächte ihren Delegierten mitgaben, schlossen sich den in Wien zwischen Österreich, Rußland und Deutschland vereinbarten Weisungen an, d. h., sie machten es den Konsuln zur Aufgabe, eine moralische Einwirkung auf die Insurgenten zu versuchen, ihnen die Hoffnung auf auswärtige Hilfe zu benehmen und sie auf direkte Verständigung mit den türkischen Regierungsorganen hinzuweisen.

Sobald die Pforte durch den Schritt der drei Mächte gezwungen worden war, sich ernstlicher als bisher mit den Dingen in der Herzegowina zu beschäftigen, griff sie zu dem Mittel, das sie bei gefährlichen Verwicklungen in den Provinzen immer zuerst anzuwenden pflegt. Sie ernannte einen großherrlichen Kommissar mit außerordentlichen Vollmachten, der an Ort und Stelle die Beilegung der Unruhen versuchen sollte. Server Pascha wurde mit dieser Aufgabe betraut; er reiste Ende August zur selben Zeit ab, als die Weisungen an die europäischen Konsuln ergingen. Ehe er aber am Orte seiner Bestimmung eintrat, hatte die Demarche der drei Mächte indirekterweise in Konstantinopel eine Ministerveränderung herbeigeführt oder beschleunigt, die für die ganze weitere Entwicklung der Ereignisse von der allerentscheidendsten Bedeutung geworden ist. Der Sultan hatte nämlich am 26. August den bisherigen Großwesir Essat Pascha entlassen und ihn durch Mahmud Pascha ersetzt. Nach den in Konstantinopel umlaufenden, durchaus glaubwürdigen Gerüchten war Essats Sturz dadurch veranlaßt worden, daß er dem Sultan, um dessen Zustimmung zu dem Verlangen der drei Kaiserhöfe leichter zu erlangen, vorgestellt hatte, nicht Rußland, Österreich und Deutschland allein, sondern alle Vertragsmächte hätten die Entsendung von konsularischen Delegierten vorgeschlagen. Wie aus dem englischen Blaubuch ersichtlich ist, hat allerdings Essat Pascha sich bemüht, die englische Regierung zur Beteiligung an der Demarche der drei Kaiserhöfe zu bewegen, vielleicht, um sich nachträglich seinem Gebieter gegenüber zu rechtfertigen. Die Wahrheit kam indes an den Tag, und der Sultan entließ im Zorn den Großwesir, der ihn hintergangen. Um die Tragweite der Ernennung Mahmud Paschas, die, wie gesagt, auf den weiteren Verlauf der Dinge einen so entscheidenden Einfluß gehabt hat, daß man ihm ohne Übertreibung den Sturz und den Tod des Sultans Abdul Asis zuschreiben kann, dem europäischen Verständnis deutlich zu machen, muß man weit zurückgreifen und die ganze Regierungszeit des Sultans ins Auge fassen. Auch die Haltung Rußlands wird erst klar, wenn man den Zusammenhang der inneren Vorgänge in Konstantinopel überblickt.

An die Thronbesteigung des Sultans Abdul Asis hatten sich manche überschwengliche Hoffnungen geknüpft, wie sie häufig junge Herrscher zu erregen pflegen, die aus kraftlosen Händen ein verwahrlostes Reich übernehmen. Diese Hoffnung enttäuschte Abdul Asis bald. Von Natur unbegabter und schwerfälliger als sein Bruder, galt er zwar zum Unterschied von diesem als

mäßig und sparsam, Eigenschaften, die bei der ungeheuren Verschwendung des Hofstaates schätzbar erschienen. Allein er hatte, dem Herkommen gemäß, Kindheit und Jugend bis zum 31. Jahr in halber Gefangenschaft, fern von ernstlicher Beschäftigung verlebt, beschränkt auf den Umgang mit dem Troß eines rohen und schmeichlerischen Hausgesindes, wie es türkische Größen zu umgeben pflegt. So ging er aus seiner Einsamkeit, die nur durch landwirtschaftliche und seemännische Spielereien ausgefüllt gewesen war, ungebildet und mit einem fanatischen Rassendünkel hervor, wie ihn gerade unbegabte Orientalen aus ihrer ersten Erziehung häufig mitbringen. Der Besitz der unumschränkten Macht entwickelte diese Keime bald zum Schlimmen. Die gerühmte Sparsamkeit verwandelte sich in Habsucht und Geldgier, die landwirtschaftlichen und Schiffsliebhabereien führten zu maßlosen Prachtbauten und zu immer neuen Bestellungen von Panzerschiffskolossen. Mit der Zeit zeigten sich bei Abdul Asis immer deutlicher die Symptome einer Größen- und Verschwendungssucht, die man nach dem Beispiele der römischen Kaisergeschichte wohl als die spezifische Form einer Geisteskrankheit, wie sie namentlich isoliert lebende Despoten befällt, halten muß. In der Tat versank der Sultan von Jahr zu Jahr mehr in Spielereien und den Umgang mit Possenreißern; es drang in die Öffentlichkeit, wie er einem seiner Lieblingskampfhähne einen Orden verliehen hatte und wie er namentlich in roher Eßlust sich immer mehr übernahm. Auch physische Anlage mag dabei im Spiel gewesen sein. Mir ist schon sehr früh ein gewisses unstetes, scheues Wesen bei ihm aufgefallen, das sich mit der Zeit steigerte. Aus dem Anfange der sechziger Jahre ist mir erinnerlich, daß mir ein befreundeter Arzt, der zu einer Konsultation bei ihm zugezogen war, mitteilte, wie er den Sultan bedenklich aufgeregt finde und fürchte, daß er nicht immer im Besitze seines geistigen Gleichgewichtes bleibe. Dieser Zustand ihres Herrn war den leitenden Ministern zeitig klar geworden und hatte ihr Bestreben darauf gerichtet, die Regierungsgewalt so vollständig wie möglich in ihren Händen zu behalten und den Einfluß des Sultans auf dieselbe zu vermindern. Bis zu einem gewissen Grade kam die geistige Bedeutungslosigkeit und Stumpfheit des Sultans diesem Wunsche entgegen; er zeigte wenig Interesse für die eigentlichen Regierungsgeschäfte und war zufrieden, wenn ihm das Geld für seine Liebhabereien reichlich zufloß, wenn jede seiner Launen anstandslos befriedigt und der dünkelhaften Vorstellung, die er von seiner eigenen und des Reiches Macht hegte, geschmeichelt wurde. Allein eine große Schwierigkeit für die Behandlung des Souveräns und den Verkehr mit ihm bildete stets das Serail, jener Komplex von Tausenden von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die den Hofstaat des Sultans auszumachen pflegen und die alle die Gunst des Herrn auszubeuten bestrebt waren. Mit diesem vielköpfigen Ungeheuer hat ein türkischer Minister auf Schritt und Tritt zu rechnen. Ein schwarzer Eunuch, wenn er zufällig bei der Sultanin-Mutter in Ansehen stand, konnte die Entsendung eines Botschafters hintertreiben (ein solcher Fall ist mir aus den siebziger Jahren erinnerlich), ein Possenreißer, ein Quacksalber, wenn er eine günstige Stunde bei dem Großherrn fand, die Ernennung einer Person, der wichtige Aufgaben

anvertraut wurden, durchsetzen. Dazu noch ein andrer Umstand. Unter den schwachen Sultanen Abdul Medschid und Abdul Asis, die selbst keinen Anteil an den Staatsangelegenheiten nahmen, war die Regierungsgewalt tatsächlich das Monopol einer der Zahl nach sehr beschränkten Klasse von Paschas geworden. Man kann sagen, daß alle Umwandlungen, die in den letzten vierzig Jahren am Goldenen Horn stattfanden, sich nur darum gedreht haben, ob aus einem Kreise von etwa einem Dutzend Bewerbern dieser oder jener ans Ruder kommen sollte. Eine eigentliche Partei oder eine zahlreiche und einflußreiche Klasse der Bevölkerung hatte (den einzigen Midhat Pascha ausgenommen) keiner dieser Männer hinter sich. Alle strebten nach dem Besitz der Macht als solcher, und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit und Willkür in den Mitteln, die in modernen europäischen Verhältnissen schwerlich ein Beispiel findet. Denn der Orient kennt keine Fessel für die persönliche Ambition. Er hat weder eine öffentliche Meinung noch politische Parteien, noch Vereinigungen einzelner Männer zu gemeinsamer Arbeit im Staate aufzuweisen. Ja, selbst private Freundschaften gehören, was mir immer aufgefallen ist, in den höheren Klassen, die ausnahmslos vom Staatsdienst leben, zu den allergrößten Seltenheiten. Der Große hat nur Klienten im Sinne der römischen Kaiserzeit, keine Freunde. Schon die Jugend wächst auf in Mißtrauen, in den Künsten der Verstellung und der Intrige, und zeigt eine natürliche Begabung dafür, die man nach Darwinscher Weise dem seit Jahrhunderten geübten Kampfe aller gegen alle zuschreiben mag. Gewiß gibt es auch unter den Türken Männer, die ihr Vaterland aufrichtig und warm lieben und patriotischer Handlungen fähig sind. Man darf nur an Osman Pascha, den heldenmütigen Verteidiger von Plewna, denken. Allein wie dieser gefeierte Kriegsheld sich kein Gewissen daraus machte, dem Lande kolossale Summen zu unterschlagen, zur selben Zeit, wo er Blut und Leben für dasselbe einsetzte, so überwuchert bei allen der persönliche Egoismus auch die besten Regungen. In der traditionellen Korruption der höheren Klassen gehen auch alle die guten Anlagen unter, die das niedere Volk unleugbar in reichem Maße besitzt und die man an dem einfachen Landmann und Soldaten bewundert; wer aus unterem Stande sich zu den höheren Kasten emporschwang, folgte ihrer Moral, so daß die Nation einem Pflanzenwuchs gleicht, der unten üppig grünt und oben verdorrt.

Wie verderblich eine so geartete Gesellschaft bei einem halbverrückten Herrscher auf den Gang der Staatsgeschäfte wirken mußte, liegt auf der Hand. Das Bemühen der leitenden Minister Fuad und Aali Pascha war daher, wie bereits bemerkt, darauf gerichtet, den Sultan in seinen privaten Launen so gut wie möglich zu befriedigen, ihn aber zugleich fest an ihre Vormundschaft zu binden und ihn von ihrer Unersetzlichkeit zu überzeugen. Das Mittel, dessen sie sich zu diesem Zwecke bedienten, war die ausländische Intervention. Es ist bekannt, wie nach dem Pariser Frieden der englisch-französische Einfluß und seit den sechziger Jahren in immer steigendem Maße der französische die politischen Fragen am Bosporus beherrschte. Die Pforte war schon seit Dezennien an irgendeine ausländische Hegemonie gewöhnt; den russischen Einfluß aus den dreißiger Jahren hatte die Alleinherrschaft Sir Stratford

Cannings abgelöst; diesem folgte als eine Frucht des Krimkrieges die französische Präponderanz. Frankreich stand in den Augen der Orientalen als der Beherrscher und Gebieter der Welt da. Die erstaunlichen Erfolge des italienischen Feldzugs und die immer mehr augenfällige Zurückhaltung Englands hatten diesen Eindruck vollendet, der nicht auf die regierende Klasse beschränkt blieb, sondern bis in die untersten Volksschichten drang. Eine dumpfe Furcht vor der weiteren Ausdehnung der napoleonischen Macht, die in der Vorstellung des Volkes mit der Erinnerung an den ersten Napoleon sich verflocht, hatte sich der türkischen Machthaber bemächtigt; sie blieb selbst dem geringen Verständnis des Sultans Abdul Asis nicht fern, als er im Jahre 1866, in der Glanzzeit der napoleonischen Herrschaft, den Thron bestieg. Trotz der hohen Meinung, die er von sich und von der türkischen Macht hegte, war es ihm klar, daß er in dem französischen Einfluß eine Schranke habe und daß er sowohl Frankreich als England, von dem ungeachtet seiner beginnenden Zurückhaltung eine Stütze gegen zu weit gehende französische Ansprüche gehofft wurde, respektieren und sich geneigt halten müsse. Diese Stimmung des Sultans kam dem System, das seine leitenden Minister Fuad und Aali Pascha aus politischen Gründen befolgten, entgegen. Rußland galt als grundsätzlich feindlich, Österreich als schwach, Preußen als unbedeutend und unzuverlässig; bei den Weltmächten allein war also nach ihrer Ansicht der Halt zu finden, dessen das Reich in seinen inneren und äußeren Schwierigkeiten bedurfte. Sie vor allem zufrieden zu stellen, ihren Ratschlägen zu folgen, ihre Rivalität auszubeuten, darin bestand die Staatskunst Aalis und Fuads. Dem französischen und dem englischen Botschafter wurde sozusagen ein ständiger Sitz im Rate der Pforte eingeräumt; sie arbeiteten die Reformvorschläge mit aus, sie waren die Vertrauten, wenn es sich um politische Verhandlungen mit andern Mächten handelte, sie wurden selbst bei der Entscheidung über türkische Personalien vorher gehört; sie schafften dafür die europäischen Kapitalien ins Land, durch die das jährlich wachsende Defizit gedeckt und dem Sultan die Mittel zum glänzenden Hofhalt geliefert wurden. Ihre Persönlichkeit wurde endlich vorgeschoben (und dies ist der wichtigste Punkt für das Verständnis der Vorgänge am türkischen Hofe), wenn es galt, den Ausschweifungen des Sultans Zaum und Zügel anzulegen und die Minister gegen seine Launen zu schützen. Es war bei Abdul Asis die Vorstellung hervorgerufen und sorgfältig gepflegt worden, daß nur Fuad und Aali das Geheimnis verstünden, mit den Westeuropäern umzugehen, und daß er ohne ihre geschickte Hilfe unabsehbaren Verwicklungen ausgesetzt sein würde. Diese Meinung, die von der türkischen Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade geteilt wurde, war in der Tat nicht unbegründet. Fuad und Aali waren, abgesehen von ihrer unzweifelhaften geistigen Begabung, die einzigen türkischen Staatsmänner, die in großen politischen Geschäften aufgewachsen waren. In ihnen setzte sich das System Reschid Paschas[1]), des Begründers der türkischen Reform, durch direkte Überlieferung

[1]) Mit dem Namen Reschid ist der weiter unten erwähnte Hatt-i-Scherif von Gülhane verbunden. Anm. des Herausg.

fort; sie hatten als dessen Schüler an allen wichtigen Staatsaktionen der letzten Jahrzehnte sowie an allen Verhandlungen, die zum Pariser Vertrage führten, teilgenommen, hatten durch diplomatische Dienste im Auslande und ihre Tätigkeit bei Konferenzen und Kongressen eine unmittelbare und praktische Anschauung der europäischen Verhältnisse gewonnen, waren mit den maßgebenden Politikern und mit den Souveränen des Kontinents persönlich bekannt, kurz, sie repräsentierten die lebendige Tradition in den Staatsgeschäften, die allerwärts ein Übergewicht verleiht. Wenn in Europa von türkischer Politik geredet wurde, so dachte man zuerst an diese beiden Namen; den Westmächten galten sie gewissermaßen als persönliche Bürgen für die Aufrechthaltung geordneter Zustände und die Durchführung des Reformwerkes, das nun einmal das Ideal war, dem die europäische Politik nachstrebte, oder dem sie nachzustreben sich den Anschein gab.

Den Botschaftern Englands und Frankreichs war der Zustand des Sultans nicht fremd; wenn seinen Launen das Gegengewicht fehlte und das vielköpfige Ungeheuer, das den Namen Serail führt, über Fuad und Aali den Sieg davontrug, so befanden sie sich dem Unbekannten, dem Chaos gegenüber. Ihre Bemühungen waren daher darauf gerichtet, die Stellung der beiden Minister so viel wie nur möglich zu stützen, und es bildete sich auf diese Weise zwischen beiden Teilen ein Gefühl der Solidarität, ein Verhältnis, das etwa mit einer Versicherung auf Gegenseitigkeit Ähnlichkeit hatte. Es kam dazu, daß dem Sultan bei seinem großherrlichen Hochmut schon das bloße Zusammentreffen mit den mächtigen Botschaftern unangenehm war. Nichts fürchtete und haßte er mehr, als von einem derselben eine mahnende Vorstellung über seine Regierungsakte zu erfahren, und es genügte oft die Andeutung, daß dies oder jenes in Frankreich oder England mißfallen hätte oder mißfallen würde, daß er einen Einspruch der Franzosen oder Engländer zu gewärtigen haben könnte, daß der betreffende Botschafter eine Audienz zu diesem Behufe nachsuchen dürfte, um ihn, wenn auch widerwillig, zur Aufgabe des Planes zu bewegen. Auch die Minister ertrug er, wie bemerkt, weil er Widerwärtigkeiten mit Europa befürchtete, und wenn er sich auch des ihm besonders verhaßten Fuad Pascha ab und zu entledigte, um ihn bei besonders schwierigen Lagen sich wieder aufnötigen zu lassen, so bewahrte doch Aali Pascha bis an sein Lebensende die unumschränkte Gewalt. Die innere Regierung der Türkei während des größten Teils der Herrschaft Abdul Asis kann man sich danach als eine Art von Duumvirat vorstellen, das von Aali und Fuad Pascha unter der Mitwirkung der westmächtlichen Botschafter, insbesondere des französischen, ausgeübt wurde und den Unzurechnungsfähigen in Banden hielt. Einen ersten Stoß erlitt dies System durch die Ereignisse von 1870, welche die dominierende Stellung Frankreichs mit einem Schlage vernichteten. Wenn auch Aali Pascha während des Verlaufs des deutsch-französischen Krieges vorsichtige Zurückhaltung bewahrte, ja im Beginn sogar, sei es aus Berechnung, sei es aus persönlicher Neigung, Sympathien für die französische Sache an den Tag gelegt hatte, so verhehlte die Masse des türkischen Volkes, des Beamtentums und insbesondere das Serail seine Schadenfreude über den Unter-

gang des mächtigen und unbequemen französischen Vormundes nicht. Als ich am Tage nach der Schlacht bei Sedan den Großwesir aufsuchte, sagte er mir, daß der Sultan stets eine persönliche Abneigung gegen Napoleon III. empfunden und die Kunde von dessen Gefangennahme mit unverhohlener Genugtuung aufgenommen habe; die Sultanin-Mutter hatte sogar den Boten, der ihr die Nachricht von Sedan zuerst brachte, mit einem Ehrengeschenk, wie es nach orientalischer Sitte den Überbringern einer frohen Botschaft gespendet zu werden pflegt, ausgezeichnet. Alle Welt hatte eine dunkle Vorstellung, daß es jetzt zu einer andern Verteilung der Macht und des Einflusses kommen werde, und die verschiedensten Hoffnungen und Ambitionen fingen an, sich zu regen. Noch hielt aber Aali Pascha die Zügel in den Händen, und die Staatsmaschine bewegte sich eine Zeitlang nach dem Gesetze der Trägheit in dem alten Gleise fort. Als aber wenige Monate nach der Beendigung des deutsch-französischen Krieges der allmächtige Großwesir starb, da brach das während vier Dezennien kunstvoll zusammengehaltene Gebäude der Ministervormundschaft zusammen, und es trat an seine Stelle die fesselose Herrschaft des Serails und das persönliche Regiment des Sultans. Der schwerste und häufigste Vorwurf, der in Konstantinopel dem Duumvirat Aalis und Fuad Paschas von patriotischen Einheimischen sowohl als von Fremden noch zu Lebzeiten seiner Träger gemacht wurde, ist der, daß es niemals bemüht gewesen sei, sich Schüler oder Nachfolger zu erziehen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob das unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt möglich gewesen wäre. So viel steht indes fest, daß beide mit wachsamer Eifersucht diejenigen niederhielten, bei denen sie eine Nebenbuhlerschaft argwöhnten. Alle die Männer, die heute und während des türkisch-russischen Krieges eine Rolle spielten, befanden sich entweder in untergeordneten Stellen, an der Spitze von Fachministerien, denen keine Teilnahme an der politischen Leitung und kein Einfluß zukam, oder sie wurden immer wieder verdrängt und von der Hauptstadt ferngehalten. Zu ersteren gehörten Safvet Pascha, Edhem Pascha, Aarifi Pascha; zu letzteren unter andern Midhat Pascha und der beim Volke sehr angesehene Mehemed Ruschdi Pascha. Ich erinnere mich, daß Aali Pascha immer nur mit Geringschätzung von seinen Ministerkollegen und Nebenbuhlern, namentlich von letzteren redete. Aus seinen Äußerungen ging hervor, daß er ihnen kein Verständnis für die schwierige Lage der Regierung, namentlich für das delikate Verhältnis zu den europäischen Mächten, zutraute und befürchtete, sie würden durch irgendeinen Gewaltstreich die Errungenschaften seines Systems aufs Spiel setzen. Insbesondere Midhat Pascha und die gegen Ende seines Wesirats auftauchenden konstitutionellen Bestrebungen der jungen Türken erachtete Aali Pascha als ungeschickte und gefährliche Träumereien. Sei es nun die Eifersucht gegen seine Kollegen oder wirkliche, auf Überzeugung beruhende Sorge für das Staatswohl: auf seinem Krankenbette soll der Großwesir einen homo novus, den bisherigen Marineminister Mahmud Pascha, zu seinem Nachfolger empfohlen haben. Ob dies Gerücht begründet ist, läßt sich nicht feststellen; vielleicht mag auch die Wahl von dem Sultan selbst ausgegangen sein, der stets eine Vorliebe für die Marine gezeigt und dessen

Spielereien Mahmud während seiner Verwaltung des Marinedepartements begünstigt hatte. Welchen Umständen aber auch der neue Großwesir sein Emporkommen verdankt haben mag, ein größerer Gegensatz, als der zwischen ihm und seinem Vorgänger, ließ sich kaum vorstellen. Ohne eigene Kenntnis der europäischen Dinge, ohne Verbindung mit europäischen Politikern, außer Zusammenhang mit den geschichtlichen Traditionen der Pforte, den Konstantinopler Diplomaten fremd und schwer zugänglich, da er des Französischen nicht mächtig war, eckig und rauh in seinen Umgangsformen, erinnerte Mahmud an die alttürkischen Minister vor der Reformzeit, ein Typus, den die elegante Geschäftsführung Reschids, Fuads und Aali Paschas ganz in Vergessenheit hatte geraten lassen. Auch in seinen Handlungen lag eine Energie und Rücksichtslosigkeit, in seinen Mitteln eine Kühnheit, wie sie dem türkischen Charakter in alten Zeiten wohl häufiger eigen waren. Gleich seine ersten Maßnahmen zeigten dies. Wie jeder Wesir mußte er zunächst auf die Sicherung seiner Stellung im Serail und auf die Niederhaltung seiner Nebenbuhler bedacht sein. Während aber seine Vorgänger an diese Aufgabe mit vorsichtiger Geschicklichkeit herantraten und, um nach innen und außen Aufsehen zu vermeiden, beflissen waren, ihre Gegner allmählich unter schonenden Formen zu entfernen, zu beschäftigen oder zu gewinnen, beschloß Mahmud, sie mit einem Schlage zu vernichten. Die Anhänger des Aalischen Systems und alle Persönlichkeiten, die ihm gefährlich werden konnten, wurden ohne weiteres verhaftet, verbannt oder abgesetzt, und diesen Maßregeln folgte bald darauf in allen höheren und niederen Verwaltungsstellen ein immer wieder sich erneuernder Wechsel, der selbst in der Türkei unerhört war und die ohnehin schwachen Bande der öffentlichen Ordnung zu lösen drohte. Es verlautete anfangs, und der Großwesir unterstützte die Annahme, daß diese wahnsinnigen Ab- und Einsetzungen, für die sich in vielen Fällen gar kein Motiv, nicht einmal das der Gegnerschaft des Großwesirs, auffinden ließ, vom Serail ausgingen; bald aber stellte sich eine Tatsache heraus, die für das Schicksal des Sultans Abdul Asis entscheidend geworden ist, den Verlauf der türkischen Vorgänge nachhaltig beeinflußt hat, endlich den Schlüssel zum Verständnis derselben liefert. Mahmud Pascha hatte, um sich in der Gunst des Sultans ein für allemal festzusetzen, ihm das Geheimnis der Regierungskünste seiner früheren Berater enthüllt und ihm vorgestellt, daß er durch Aali und Fuad Pascha stets in Dunkelheit und unter Vormundschaft gehalten worden sei, daß beide ihn mit einem fingierten europäischen Einfluß geschreckt und hintergangen hätten, um ihm die Regierungsgewalt aus den Händen zu winden, und daß jetzt endlich die Zeit gekommen sei, mit einem aufrichtigen Diener selbst und nach eigenem Willen zu herrschen. Die politischen Verhältnisse in Europa kamen dem Großwesir dabei zur Hilfe. Der Ausgang des deutsch-französischen Krieges hatte die französische Hegemonie am Bosporus vernichtet; zum ersten Male seit einer Reihe von Jahrzehnten, in der abwechselnd Rußland, England und Frankreich die leitende Rolle des Ratgebers und Vormundes geübt hatten, sah sich die Pforte frei von ausländischer Führung und Beeinflussung. Mahmud Pascha konnte deshalb mit Recht darauf hinweisen,

daß der Sultan erst jetzt begonnen habe, unabhängig zu sein und die volle Regierungsgewalt ohne Furcht vor europäischer Einmischung zu genießen. In der Tat verriet auch keine der Mächte die Neigung, den Platz, der durch Frankreichs Sturz leer geworden war, einzunehmen. Deutschland bewahrte den orientalischen Dingen gegenüber seine traditionelle Zurückhaltung, England hatte schon längst die Wege verlassen, denen dereinst Sir Stratford Canning gefolgt war. Sein Vertreter in Konstantinopel, Sir Henry Elliot, bekannte sich zu dem Grundsatz, daß man die türkische Staatsmaschine vor allem allein gehen lassen müsse, und war geneigt, alles Unheil der fremden Einmischung und Bevormundung zuzuschreiben. Rußlands Verhältnis aber zu der neuen Wendung der Dinge bedarf einer besonderen Auseinandersetzung.

Mahmud Pascha war noch nicht lange am Ruder, als sich in Konstantinopel die Auffassung verbreitete, daß er der entschiedene Günstling Rußlands sei und in allen seinen Handlungen den Eingebungen des Generals Ignatiew folge. Diese Meinung gewann mit der Zeit immer stärkeren Boden, und es ist Tatsache, daß der Großwesir zuletzt unter der Anklage stürzte, sich, seinen Herrn und das Land dem russischen Botschafter für bestimmte und im einzelnen genannte Summen verkauft zu haben. Inwiefern diese letzteren Beschuldigungen begründet seien, wird sich nie erweisen lassen; allein eine aufmerksame Prüfung der Vorgänge in Konstantinopel seit dem Tode Aali Paschas läßt allerdings einen eigentümlichen Zusammenhang zwischen der Haltung der russischen Politik und den persönlichen Geschicken Mahmud Paschas erkennen. Zunächst muß daran erinnert werden, daß das Aali-Fuadsche Duumvirat und sein System dem Petersburger Kabinett von jeher ein Dorn im Auge gewesen ist. Diese Abneigung kann nicht auffallen, wenn man erwägt, daß die beiden türkischen Minister ihre Stütze ausschließlich bei den Westmächten suchten, deren Ratschlägen folgten und sich russischen Ansprüchen und Wünschen gegenüber stets hinter die Westmächte zurückzogen. Nichts irritierte Rußland mehr, als auf Schritt und Tritt, namentlich seit 1866, der westmächtlichen Koalition zu begegnen. Dazu kam die unleugbare Geschicklichkeit, mit der Fuad und Aali Pascha die europäische öffentliche Meinung zu behandeln und auszunutzen verstanden. Niemals hatte die Pforte so angesehen dagestanden, wie in dem Dezennium von 1860—1870. Durch glänzend inszenierte Scheinreformen, durch Bauten, Anlagen und Unternehmungen wirtschaftlicher Art waren unter Begünstigung der Westmächte bedeutende europäische Kapitalien ins Land gezogen worden. Das Selbstbewußtsein der Pforte hatte sich erheblich gesteigert, sie führte eine Sprache, die man zu hören seit langem nicht mehr gewohnt war, slawische und griechische Bevölkerung wurde kräftig niedergehalten. Wenn man sich nun an das traditionelle und proklamierte Programm der russischen Orientpolitik hielt, so war es selbstverständlich, daß dieser Zustand in Rußland keine Sympathien finden konnte. Allein man kann noch weiter gehen und die Sache ohne Rücksicht auf die konventionelle Sprache der diplomatischen Aktenstücke mit realistischer Roheit ins Auge fassen. Nimmt man nämlich an, daß dem Petersburger Kabinett eine starke Türkei nicht am Herzen lag — und die Natur der mensch-

lichen Dinge wird diese Annahme weder unwahrscheinlich noch verletzend erscheinen lassen —, so gelangt man zu dem Schlusse, daß der russischen Politik die alte türkische Regierungsweise zusagender sein mußte als die, die Aali und Fuad Pascha vertraten. Dem General Ignatiew konnten die inneren Vorgänge im Serail am wenigsten ein Geheimnis sein. Er wußte genau, welche Folgen die Entfesselung des Souveräns und der dadurch hervortretende Kampf der Ambitionen der türkischen Würdenträger haben müsse. In der Tat stand denn auch der russische Botschafter, solange das Aali-Fuadsche Duumvirat währte, auf offenem Kriegsfuße mit diesem und legte unverhohlen seine Sympathien für die Männer des alten türkischen Schlages an den Tag. Ihm war stets ein türkischer Minister, der, des Französischen unkundig, ohne Verbindung mit europäischen Politikern dastand, zusagender, und er pflegte nach außen hin diese Neigung damit zu begründen, daß das Aali-Fuadsche Regiment ein trügerischer Schein sei und dessen Reform Spiegelfechtereien, die das Land dem finanziellen und politischen Ruin zuführten. Das lebensfähige Element bildeten nach seinen Äußerungen die jungen Männer, die anstatt der blinden und überstürzten Nachahmungen französischer und englischer Einrichtungen und des dadurch bedingten Anschlusses an europäische politische Vorbilder eine allmähliche Entwicklung auf national-türkischer Grundlage und unter Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten des Landes verfolgten. General Ignatiew pflegte anzudeuten, daß einem Ministerium aus solchen Kreisen die wohlwollende Unterstützung Rußlands nicht fehlen, und daß die gezwungene Feindschaft, die er Aali und Fuad gegenüber beobachtet, einem Vertrauensverhältnis zwischen beiden Nachbarstaaten Platz machen werde. Überhaupt war das Ideal des russischen Botschafters von jeher, einen Freundschaftsbund zwischen der Pforte und Rußland zustande zu bringen, wie er in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bestanden hat. Er soll in seiner Rührigkeit selbst den Versuch nicht gescheut haben, Aali und Fuad Pascha für diesen Gedanken zu gewinnen, und ihnen zur Zeit der Kretischen Unruhen eine veränderte und wohlwollende Haltung der russischen Politik in Aussicht gestellt haben, falls sie sich entschließen könnten, die westmächtliche Alliance preiszugeben. Dieser Versuch ist gescheitert, und der eben geschilderte Zusammenhang der Dinge erklärt es zur Genüge, aus welchen Gründen das Emporkommen Mahmud Paschas und der Umschwung der Dinge nach dem Tode Aali Paschas von der russischen Botschaft als willkommen begrüßt wurde. Es bedarf nicht einmal der Annahme, daß Mahmud Pascha durch russisches Geld gewonnen gewesen sei, um die Tatsache zu erklären, daß er russischen Ratschlägen zugänglich war. Beide Teile entsprachen einander und kamen sich in ihren Interessen entgegen. Denn welche treffendere Rechtfertigung konnte es für die russische Auffassung der orientalischen Dinge geben, als die Zersetzung, die aller Welt offenkundig wurde, sobald Mahmuds Großwesirat die glänzende Hülle des Aali-Fuadschen Duumvirats zerrissen hatte, und welche Stärkung gewann Mahmud nicht dadurch, daß der russische Erbfeind plötzlich mit seinen Angriffen nachließ und freundlichere Gesinnung zeigte als zu der Zeit, wo die lästige französische Vormundschaft Schutz gewährte?

Das erste Großwesirat Mahmud Paschas hatte ungefähr ein Jahr gedauert, als es seinen Gegnern gelang, ihn zum Sturze zu bringen, indem sie eine plötzliche Aufwallung des Sultans gegen ihn wegen angeblich nicht ausgeführter Befehle benutzten. Sie gaben ihn der öffentlichen Verachtung preis, indem sie ihm wegen Unterschlagungen von Staatsgeldern und Annahme von Bestechungen den Prozeß machten. Allein seine Komplizität mit dem Serail deckte ihn vor der Verfolgung. Er ging als Statthalter in die Provinz, und es galt allgemein als ausgemacht, daß er die Gunst seines Herrn nicht gänzlich verscherzt habe, noch nach wie vor Verbindungen mit dem Serail unterhalte und dort immer noch eine gern gesehene und beliebtere Person sei als seine Nachfolger. Zu dieser Gunst trug namentlich die Freigebigkeit bei, mit der er dem Serail Staatsgelder zugeführt hatte, und man darf es als durchaus glaublich ansehen, daß er Trinkgelder, die er für Begünstigungen von auswärtigen Unternehmungen erhielt, geradezu mit seinem Herrn geteilt habe. Die Habsucht des Sultans hatte sich seit seiner Emanzipation krankhaft gesteigert, so daß z. B. der Vizekönig von Ägypten, der sich bisher mit der Bestechung der höchsten Staatsbeamten begnügt und dadurch unter anderm die Änderung der Erbfolge in seinem Lande erlangt hatte, es in der letzten Zeit vorzog, seinen Lehnsherrn direkt zu bestechen. Nach alldem wurde in unterrichteten Konstantinopler Kreisen das Wiederemporkommen Mahmud Paschas als eine bloße Frage der Zeit angesehen, und die Überraschung war bei den Eingeweihten nicht groß, als ihm der Sultan am 25. August 1875 in der schwierigen Lage, die der Herzegowina-Aufstand und die steigende Finanznot schufen, das Großwesirat wieder übertrug. Mahmud Pascha fand, als er die leitende Würde übernahm, zwei Nebenbuhler und Widersacher auf Tod und Leben in dem Ministerium vor: Hussein Avni Pascha als Kriegsminister und Midhat Pascha als Minister des Innern, wenn ich nicht irre. Es war klar, daß er zuerst bemüht sein würde, sich ihrer zu entledigen; während einiger Wochen schwankte der Kampf, es schien zweifelhaft, ob Mahmud oder Hussein-Midhat das Übergewicht gewinnen würde, bis endlich (gegen Ende September) Mahmud siegte. Dieser Kampf nun spiegelte sich in der politischen Haltung des Petersburger Kabinetts in eigentümlicher Weise ab. Daß die Herrschaft Mahmuds und deren Befestigung der russischen Politik genehm war, bedarf nach dem, was über das Verhältnis gesagt wurde, kaum der Erwähnung. Midhat Pascha aber und Hussein Avni gehörten von jeher zu den erbittertsten Gegnern Rußlands. Ersterer war während seiner Laufbahn bereits wiederholt mit der russischen Vertretung in feindliche Berührung gekommen; insbesondere hatte seine Verwaltung in Bulgarien ihn den Russen verhaßt gemacht. Er rühmte sich laut, panslawistische Verschwörungen dort entdeckt und unterdrückt zu haben; russischerseits beschuldigte man ihn, die slawischen Bevölkerungen der europäischen Türkei vollends unter das mohammedanische Joch beugen und jede Lebensregung, auch die berechtigtste derselben, ersticken zu wollen. Seine beginnende Popularität in Europa, das in ihm den providentiellen Retter aus dem um sich greifenden Verfall erblickte, seine geschäftlichen Verbindungen mit europäischen Journalisten, mit polnischen und andern Agitatoren,

sein Anhang unter der türkischen Geistlichkeit, alles das machte ihn zu einem gefürchteten Gegner. Weniger hervortretend auf allgemein politischem Gebiete war die Persönlichkeit Hussein Avni Paschas. Allein er galt als überaus energisch und vertrat die Ansicht, daß der Herzegowina-Aufstand mit Waffengewalt zu unterdrücken und nötigenfalls auch Montenegro und Serbien als die Förderer der Bewegung zu züchtigen seien. Er ging daher an die Zusammenziehung eines türkischen Korps an der serbischen Grenze, und seine Rüstungen und Vorbereitungen bewiesen, daß er vor der Anwendung der äußersten Mittel nicht zurückschrecken werde.

Die russische Regierung zeigte sich, wie zu erwarten stand, durch diese Absichten beunruhigt und gab diesem Gefühl durch den Antrag Ausdruck, den sie wiederholt bei den Mächten stellte, die Pforte von einem aggressiven Vorgehen gegen Serbien und Montenegro abzumahnen. Am 6. September fand eine Demarche in diesem Sinne seitens der Botschafter der drei Kaiserhöfe statt. Türkischerseits wurde jede feindselige Absicht gegen die slawischen Fürstentümer in Abrede gestellt. Diese Erklärung befriedigte indes in Rußland nur teilweise; Organe der Regierung führten nach wie vor eine feindselige Sprache gegen die Pforte und erörterten die Notwendigkeit weiterer Pressionsmittel. Inzwischen setzte Ignatiew seinen ganzen Einfluß für Mahmud ein. Er suchte nicht nur durch persönliche Vorstellungen beim Sultan Mahmuds Stellung zu befestigen, sondern auch seine Kollegen zu gleichen Schritten zu gewinnen, und schlug unter anderm dem deutschen Gesandten v. Werther vor, Mahmud den Schwarzen Adlerorden zu verschaffen, um ihn dadurch in den Augen des Sultans zu heben. Mit dem gleichen Ziele handelte die russische Regierung. Noch gegen Ende September hatte sie in Wien und in Berlin auf einer drohenden Demarche der Pforte gegenüber bestanden. Da trat am Beginn des Oktobers die erwartete Wendung im türkischen Ministerium ein; der Kampf entschied sich, Mahmud siegte über seine Widersacher, Hussein Avni Pascha wurde am 2. Oktober entlassen, und die Richtung Mahmuds gewann die ausschließliche Überhand. Am 5. Oktober erfolgte dann die Proklamierung des türkischen Staatsbankrotts, zu dem Ignatiew seit Jahren geraten hatte. Letzterer hatte aus diesem Bestreben nie ein Hehl gemacht. Er erblickte darin das Ende der französisch-englischen Finanzherrschaft, deren Übergreifen auf politisches Gebiet er stets so sehr fürchtete. Nach diesen Erfolgen machte sich sofort ein jäher Umschwung in der russischen Haltung bemerklich. Die Anträge auf Ausübung neuer Pressionen verstummten, das Organ der russischen Regierung (das Journal de St. Petersbourg), das noch vor wenigen Wochen nur Ausdrücke der Geringschätzung und des Mißtrauens für die Reformversprechungen gehabt, fand jetzt nicht Worte genug, um die von Mahmud proklamierten Verbesserungsverheißungen zu preisen, obschon diese sich, was ihren inneren Gehalt betraf, in nichts von ähnlichen Kundgebungen unterschieden, wie sie die Pforte periodisch zu erlassen pflegt. Man könne, hieß es russischerseits, jetzt mit Ruhe der Entwicklung der Dinge entgegensehen, und es sei am besten, die Wirkung der Reformen abzuwarten, die die türkische Regierung eben eingeleitet habe und die Vertrauen

verdienten. Selbst die Insurgenten in der Herzegowina, die die Ratschläge der internationalen Konsularkommission zurückgewiesen hatten, wurden von dem Petersburger Kabinett unter dem Eindruck des Konstantinopler Ministerwechsels kälter behandelt; die russische Formel für die damalige Situation lautete dahin: die Mächte möchten von den Reformen Mahmuds feierlich Akt nehmen, die Weigerung der Insurgenten konstatieren und sich im übrigen Freiheit ihrer Handlungen vorbehalten. Es konnte nicht ausbleiben, daß die plötzliche Gunst und Milde, die der Pforte von einer Stelle zuteil wurde, die sie seit dem ersten Auftreten des Aufstandes stets nur gedrängt hatte, in Zusammenhang gebracht wurde mit der Persönlichkeit Mahmuds und namentlich mit der verhängnisvollen Maßregel, die den Sieg seines Einflusses bezeichnete.

Die günstige Beurteilung, die die türkische Reformtätigkeit mit Rücksicht auf die eben geschilderten Verhältnisse in Petersburg fand, wurde auf österreichischer Seite nicht geteilt. Graf Andrassy hatte zwar kein Bedenken, sich den vom General Ignatiew formulierten Vorschlägen anzuschließen, wonach von den türkischen Reformen und von der Weigerung der Insurgenten, sich den Ratschlägen der Konsularkommission zu fügen, Akt genommen werden sollte; allein er glaubte, daß es mit dem bloßen Abwarten nicht getan, daß jetzt vielmehr der Augenblick gekommen sei, praktische Vorschläge zur Reorganisation von Bosnien und der Herzegowina zu machen. Der leitende Gedanke für die Behandlung der Situation, der ihm damals vorschwebte, war der, die Reformen nicht der Initiative der Pforte allein zu überlassen, die schon an und für sich nicht geeignet sei, den Rajahs Vertrauen einzuflößen, sondern unter Mitwirkung der Mächte eine Verwaltungsreform für die beiden Provinzen zustande zu bringen. Werde diese dann unter Garantie der Mächte proklamiert, so sei zu erwarten, daß bis zum Frühjahr die Insurgenten sich beruhigen und die Waffen niederlegen würden. Es mag dahingestellt bleiben, ob Graf Andrassy wirklich von der Durchführung dieses Gedankens sich eine dauernde Besserung versprach, oder ob er ihm nicht im Grunde nur ein Notbehelf war, der für den Augenblick Frieden stiften und für einige Jahre Ruhe schaffen könnte. Ähnliche Palliative waren ja unter ähnlichen Verhältnissen von den europäischen Mächten mit einem scheinbaren zeitweiligen Erfolge angewandt worden, so der Hatt-i-Humajun vom Jahre 1856, der gleichfalls unter Mitwirkung der Mächte entstanden und durch den Pariser Vertrag sanktioniert worden war. Im Grunde war der Andrassysche Plan, als die Wiederholung jenes Experiments aus dem Jahre 1856, die erneute Anwendung der Prinzipien des Hatt-i-Humajun auf einem begrenzteren Territorium, wenn auch einzelne Vorschläge über die dem Hatt-i-Humajun oft zum Vorwurfe gemachte abstrakte Allgemeinheit hinausgingen und positive Verwaltungsmaßregeln umfaßten.

Bereits im Oktober wurden jene Vorschläge, zunächst noch in sehr allgemein gehaltenen Zügen (Religionsfreiheit, Abschaffung der Steuerverpachtung und des Lehnswesens waren die drei besonders hervorgehobenen Punkte), der russischen Regierung mitgeteilt (Note vom 16. Oktober 1875). Sie fanden in Petersburg keine besonders warme Aufnahme; man kam dort auf die oben

erwähnten drei Ignatiewschen Punkte zurück, riet zunächst, den Verlauf der von der Pforte proklamierten Reformen abzuwarten, berief sich auf das Vertrauen, das die Persönlichkeit Mahmud Paschas und seine Maßnahmen verdienten, kurz, man verleugnete nicht die Sympathien, die den Botschafter in Konstantinopel mit dem neuen Großwesir verbanden. Bezeichnend ist auch, daß der einzige unter den drei Punkten der Andrassyschen Note, der eine wirklich praktische Tragweite besaß und bei seiner Durchführung in der Tat eine gründliche Besserung der bosnischen Verhältnisse hätte zuwege bringen können, russischerseits von vornherein beanstandet wurde. Die türkischen Finanzen, hieß es, seien nicht derart, um eine solche Maßnahme zu gestatten.

Die Reformpläne des Grafen Andrassy und der Gedankenaustausch, der über sie zwischen Wien und St. Petersburg stattfand, konnten der Pforte nicht unbekannt bleiben. Sie war von vornherein entschlossen, eine Oktroyierung von Reformen seitens der Mächte zu vereiteln und sich wenigstens den Schein eigener Initiative zu wahren; sie griff deshalb zu dem von ihr in ähnlichen Lagen schon öfter gebrauchten Mittel, durch schnelle Verkündigung von allgemeinen Verbesserungen für die Gesamtverwaltung des Reiches die Fürsorge der Mächte für einzelne Provinzen oder Bevölkerungen als überflüssig darzustellen. Die Ausarbeitung eines in diesem Sinne lautenden Firmans wurde anfangs insgeheim und mit solcher Hast betrieben, daß, als Graf Andrassy zuerst von der Absicht erfuhr und nachdrücklich verlangte, daß die Pforte nicht einseitig in der Reformfrage vorgehe, sondern die österreichischen Vorschläge und die Vereinbarungen der Mächte darüber abwarte, dem österreichischen Botschafter ein Irade des Sultans entgegengehalten wurde, das die Grundzüge des Firmans bereits festgestellt und sanktioniert hatte. Trotz des österreichischen Einspruches erfolgte denn auch einige Tage darauf die Publikation und amtliche Mitteilung des Aktenstückes an die Vertreter der Mächte. Ob bei diesem für den Grafen Andrassy nicht sehr verbindlichen Vorgehen der Pforte Ignatiewsche Einflüsse im Spiele waren, wie in Konstantinopel erzählt wurde, läßt sich mit Grund vermuten, aber nicht beweisen. Tatsache ist, daß die Intimität des russischen Botschafters mit dem Großwesier andauerte, daß er die Stärkung der Stellung dieses letzteren als ein allgemeines Interesse der Minister darzustellen liebte und daß der neuernannte Minister des Äußeren, Reschid Pascha, von früher her als persona grata für Rußland galt und in seiner bisherigen Laufbahn wiederholt russische Anlehnung gesucht hatte.

Was den Inhalt des Reformfirmans anbelangt, so unterschied er sich nicht wesentlich von den Kundgebungen verwandter Art, welche die Pforte in ähnlichen Lagen erlassen hatte. Die Namen der Provinzen Herzegowina und Bosnien waren darin nicht einmal genannt; anstatt konkrete, verständliche Anordnungen von unmittelbarer Anwendbarkeit auf die gegebene Situation zu bringen, erging sich das Aktenstück in breiter Wiederholung der allgemeinen Betrachtungen über Staatswohl und Regierungskunst, die seit dem Hatt-i-Scherif von Gülhane[1]) das charakteristische Beiwerk derartiger Proklamationen

[1]) In dieser Staatsakte von 1839 war unter Aufwendung sehr freisinniger Bekenntnisse die Stellung der christlichen Untertanen der Pforte, der Rajah, geregelt worden. Die darin

der Pforte gebildet haben. Die Verkündigung des Firmans begegnete denn auch sowohl im Lande als bei den Kabinetten stummer Gleichgültigkeit; von einer Wirkung auf die insurgierten Gebiete konnte vollends keine Rede sein. Allein um jene Zeit machten sich zum erstenmal die Spuren einer Agitation bemerkbar, die gegen den Sultan persönlich gerichtet war und die, tagtäglich an Ausdehnung und Kraft zunehmend, ihn in wenigen Monaten Thron und Leben kosten sollte. Der Staatsbankerott und der dadurch hervorgerufene Notstand in Handel und Wandel, die Erschöpfung der Regierungskassen trafen das türkische Beamtentum empfindlicher als die übrige Bevölkerung. Die Unzufriedenheit der darbenden Bureaukratie, die das eigentlich herrschende Element in der türkischen Gesellschaft bildet, begegnete sich mit einer Bewegung, die seit Jahren insbesondere in dem einflußreichen Kreise der türkischen Geistlichkeit genährt wurde. Einige begabte Köpfe hatten sich der Ideen des modernen Konstitutionalismus bemächtigt und predigten die Umgestaltung des mohammedanischen Staates nach den Grundsätzen des liberalen Europas. Nach ihren Lehren war eine solche Umgestaltung nur eine Rückkehr zu den ursprünglichen Grundsätzen des Islam, der seinem Wesen nach demokratisch sei und den Kalifen sowie seine Wesire in den Staatsgeschäften an die Mitwirkung des Volkes binde. Es bedürfe also nicht, wie die amtliche Reformpolitik der Regierung, der oberflächlichen Nachahmung einzelner europäischer Einrichtungen, die zudem für die Eigenart des orientalischen Volkes nicht paßten, sondern einer Wiederbelebung der unverfälschten Lehren des Islam, um dem Reiche zur Wiedergeburt zu verhelfen; vor allem aber der Einschränkung der schrankenlosen Macht der Wesire durch Vertreter des Volkes. Diese Grundsätze wurden von ihren Anhängern, der sogenannten „jungen Türkei“ in Einzelschriften und Zeitungen mit Eifer verbreitet und von den Mollahs über Land getragen. Ihrer Verbreitung kam zu Hilfe, daß in den letzten Jahren unter dem Einfluß der politischen Ereignisse von 1866 und 1870 die Empfänglichkeit des orientalischen Publikums für Zeitungsliteratur sich gesteigert und die türkische Journalistik einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte. Dabei verfügte die junge Türkei über schriftstellerische Talente von großer Begabung; die Auseinandersetzungen der jungtürkischen Lehren, wie sie unter andern z. B. das in London erscheinende, in der Türkei insgeheim verbreitete Blatt „Muchbir“ brachte, können als Muster populärer politischer Darstellung gelten, und die Polemik dieser und andrer Blätter der Partei zeichnete sich durch eine Wärme, Gemeinverständlichkeit und Schlagfertigkeit aus, die man der heutigen steifen, im Kanzleistil verknöcherten Literatursprache der Türken nicht zugetraut hätte. Den Sultan selbst, dessen Person in der Vorstellung der Gläubigen mit einem Scheine religiöser Verehrung umgeben war und von dem die Masse annahm, daß seine besten Absichten durch die List und den Eigennutz seiner Räte ver-

niedergelegten Grundsätze sind dann im Hatt-i-Humajun von 1856 erweitert und die Gleichberechtigung der Religionen anerkannt worden. Beide Akte haben die europäische Diplomatie viel beschäftigt, ohne daß sie zu wirksamen Reformen im Lande geführt hätten. In der Verschiedenartigkeit der Bezeichnung liegt übrigens kein konstitutioneller Unterschied; beides sind Akte der unbeschränkten Machtvollkommenheit des Souveräns. Anm. des Herausg.

eitelt würden, ließ die Partei anfangs in kluger Rücksicht auf den Volksglauben bei ihren Angriffen auf die Regierung aus dem Spiele. Allein diese Scheidung zwischen der Schuld der Regierung und der des Herrschers hielt nicht mehr Stand, als trotz der steigenden Not und Verarmung und trotz der inneren und äußeren Bedrängnisse des Reiches die wahnsinnige Verschwendung und Habsucht des Sultans ungezügelt weiter schaltete[1]).

Welchen Eindruck mußte es bei einer solchen Stimmung der Massen machen, wenn der Sultan sich aus den erschöpften Kassen die Zinsen, die er für die übrige Welt auf die Hälfte herabgesetzt hatte, für die in seinem Privatbesitz befindlichen Papiere unverkürzt in ihrem vollen Betrage auszahlen ließ?

Das Widerstreben der Pforte gegen jede von außen ihr aufzuerlegende Reform und die wenig verbindliche Art, mit der sie versucht hatte, den österreichischen Vorschlägen den Boden zu entziehen, trieben den Grafen Andrassy, die Kundgebung seines Programms zu beschleunigen. Vierzehn Tage nach der Publikation des großherrlichen Reformfirmans trat denn auch, nach hergestelltem Einvernehmen mit dem Petersburger Kabinett, die vielbesprochene österreichische Note vom 30. Dezember 1875 hervor, die nach der Absicht ihres Urhebers den Schluß der diplomatischen Aktion und das Mittel zu einer friedlichen Beilegung des Aufstandes bilden sollte. Im Grunde wiederholte die Note nur den Gedankengang der oben besprochenen Depesche des

---

[1]) Im Dezember 1875 wurde mir von einem Manne, der mit allen Klassen der türkischen Bevölkerung in tagtägliche Berührung kam, geschrieben:

„Die Stimmung unter Christen sowohl als Türken ist Niedergeschlagenheit und Verzweiflung an der Zukunft, man glaubt allgemein, daß wir am Anfang des Endes angekommen seien. Was mir besonders auffällt, ist, daß jetzt die Mohammedaner mit einem bisher bei ihnen unerhörten Freimut den Padischah als den Urheber des Verfalls bezeichnen; wie könnte das aber auch anders sein, wenn der Sultan in diesem Augenblicke, wo durch die Einstellung der Zinszahlung alle Vermögen auf die Hälfte reduziert worden, und zwar in dem Festmonat des Ramazans, wo die Not besonders empfunden wird, von dem erschöpften Finanzminister 80 000 türkische Pfund fordert, um eine neue Moschee, die Asisié, zu bauen. Was ihr Diplomaten unter den Reformen, die verlangt werden, versteht, ist uns Bewohnern der Türkei unerfindlich."

Und einige Tage später:

„Die größte Gefahr droht von seiten der wirtschaftlichen Lage; man macht jetzt die stärksten Anstrengungen, um die Januarzinsen zusammenzubringen, und sucht dies dadurch zu erreichen, daß man sonst gar keine Gehälter mehr zahlt; daher allgemeines Elend und Murren, denn in Geldsachen hat selbst die Geduld der Orientalen ihre Grenze! — Die Truppen in den aufständischen Provinzen sind schlecht verpflegt und sterben in Massen. Zwei Generalstabsärzte, die neulich dahin beordert wurden, konnten während zwanzig Tagen die Reise nicht antreten, weil das Kriegsministerium einige 60 Pfund türkisch Reisegeld für sie nicht zur Verfügung hatte; denn alle Einnahmen fließen in die ottomanische Bank zur Zinszahlung. — General Ignatiew ist jetzt die wahre bête noire; die ganze Welt, hoch und niedrig, beschuldigt ihn, daß alle schlechten Ratschläge von ihm kommen. Ein türkischer Offizier äußerte neulich mir gegenüber, es sei schade, daß General Ignatiew Russe und nicht Türke sei, denn solch einen patriotischen Mann brauchten sie, der seinem Lande so wirksame Dienste leiste; man müsse ihn zum Großwesir machen. Der Imam der ... Moschee, mit dem ich heute in einem Bosporusboot zusammentraf, behauptete steif und fest, der Aufstand könne nicht bewältigt werden, weil es den Soldaten infolge des Drängens Ignatiews nicht erlaubt sei, auf die Aufständischen zu schießen."

Grafen Andrassy aus dem Oktober; sie fügte in ihrem positiven Teile den drei Postulaten derselben (Religionsfreiheit, Abschaffung der Steuerpacht, Agrarreform) zwei weitere Forderungen hinzu, die sich auf die Verwendung der direkten Steuern zum Vorteil der beiden Provinzen und auf die Schaffung einer Spezialkommission behufs Kontrolle der Reformen bezogen. Die Zustimmung der Mächte zu diesem Programm und deren Versprechen, es der Pforte zur Annahme zu empfehlen, wurde leicht gewonnen. Nur das Londoner Kabinett zeigte keine sonderliche Bereitwilligkeit; es suchte darzutun, daß die Pforte im Grunde alle jene Punkte teils in ihrer Gesetzgebung, teils in ihrem letzten Firman schon gewährt habe, ließ sich aber schließlich doch zu einer allgemein gehaltenen Unterstützung der österreichischen Forderungen herbei. Die nächste Sorge war jetzt, die türkische Regierung zu einer möglichst förmlichen und feierlichen Annahme des Programms zu bewegen; denn diese bildete ja den Angelpunkt der ganzen von dem Grafen Andrassy erdachten Kombination. Mit einem solchen Aktenstück in der Hand, das den Reformen den Charakter einer von der Pforte übernommenen internationalen Verpflichtung gab, glaubte der österreichische Minister die Insurgenten befriedigen und beruhigen zu können. In Konstantinopel zeigte man aber auch diesem Ansinnen gegenüber nur wenig Entgegenkommen. Der ganze Monat Januar wurde, bezeichnend genug, mit Verhandlungen darüber ausgefüllt, auf welche Weise die Andrassysche Note der türkischen Regierung zu insinuieren sei. Die Pforte protestierte gegen jede kollektive oder identische Demarche der Botschafter; der Großwesir drohte für einen solchen Fall mit seiner Entlassung. Nach längerem Hin- und Hermarkten ließ man sich türkischerseits herbei, die Mitteilung des Aktenstückes entgegennehmen zu wollen; doch durfte die Depesche nicht an den Minister des Auswärtigen direkt adressiert sein, sollte nur als aide-mémoire vorgelesen und Abschrift davon erst dann eingehändigt werden, wenn er selbst den Wunsch dazu ausgesprochen habe. Erst nachdem alle diese Punkte bewilligt waren, ließ die Pforte ihren Widerstand fallen, und die Mitteilung der Reformdepesche ging am 31. Januar 1876 ganz in den vereinbarten Formen wie ein mit ängstlicher Sorgfalt vorbereiteter zeremonieller Akt vor sich. Bald darauf, am 13. Februar, erfolgte dann die türkische Antwort, die mit einer unbedeutenden Modifikation die Annahme des Andrassyschen Programms aus Deferenz für die Mächte aussprach. Doch hielt die Pforte auch jetzt noch an ihrem traditionellen Standpunkt fest, keine Ausnahmebestimmungen für einzelne Provinzen zuzulassen, und erklärte demgemäß, die von ihr acceptierten Reformen auf das Reich ausdehnen zu wollen.

Die diplomatische Aktion, der theoretische Teil sozusagen des Pazifikationswerkes, konnte hiermit als abgeschlossen angesehen werden; es handelte sich nunmehr um die praktische Probe auf die Formel, um die Aufgabe, die Insurgenten durch jene Vereinbarungen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Zwar ließ man es nicht an den Mitteln fehlen, die in einer solchen Lage hergebracht sind. Die Pforte verkündete eine Amnestie; sie sandte zwei außerordentliche Kommissare, denen sich von österreichischer Seite der General Rodich beigesellte, ein Mann, der, selbst Südslawe, unter seinen Stammesgenossen

hohes Ansehen genoß und vor Jahren die Pazifikation der aufständigen Bocchesen, allerdings mit unerhörter Nachgiebigkeit, bewerkstelligt hatte. Der ganze Monat März wurde durch Verhandlungen zwischen Rodich, dem Fürsten von Montenegro, dem türkischen Kommandanten und den Insurgentenchefs ausgefüllt, wobei es sich zunächst nur darum handelte, einen Waffenstillstand herbeizuführen, während dessen die eigentlichen Friedensbesprechungen gepflogen werden könnten. Allein die Insurgenten zeigten nicht die mindeste Nachgiebigkeit; am 2. März fanden sogar, nach fast sechswöchiger faktischer Waffenruhe, in der Herzegowina wieder Feindseligkeiten statt; in Bosnien gewann der Aufstand sogar eine Ausdehnung, die er vorher nie gehabt; kurz, im April konnte man als feststehend annehmen, daß das Pazifikationswerk auf den in Aussicht genommenen Grundlagen unannehmbar bleiben werde.

Sucht man nach den Gründen, die den Mißerfolg der von dem Grafen Andrassy geleiteten Aktion verschuldet haben, so ist in erster Linie die innere Schwäche und Unzulänglichkeit des österreichischen Reformprogramms zu nennen. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß es sich lediglich auf dem Gebiete jener allgemeinen Verheißungen und Formeln bewegt, die von jeher den Inhalt der Pfortenreformen gebildet haben. Einer aufs äußerste erbitterten und verwilderten, von Haus und Hof vertriebenen Bevölkerung bot die Andrassysche Note drei abstrakte Prinzipien, keine einzige Maßregel von unmittelbarer Anwendung oder Wirkung. Man braucht der Note nur die Forderungen entgegenzuhalten, die die Insurgenten dem General Rodich darlegten, um zu erkennen, wie die österreichischen Vorschläge, an dem praktischen Bedürfnis des Augenblicks vorbei, in den leeren Raum der Zukunft hinausgingen. Die Aufständischen verlangten:

das Eigentum an dem dritten Teil des Grund und Bodens,
die Beschränkung der türkischen Truppen auf einzelne feste Plätze,
Aufbau der Häuser und Nahrungsmittel,
Beibehaltung ihrer Waffen,
Beratung der Reformen durch Delegierte der Bevölkerung,
Überwachung der angewendeten Maßnahmen durch eine europäische Kommission beziehungsweise österreichische und russische Agenten.

Man mochte diese Forderungen als übertrieben ansehen, aber, während die österreichischen Vorschläge in ihrer praktischen Allgemeinheit auf jeden Teil des türkischen Reichs zu jeder Zeit anwendbar sein konnten, trafen die von den Insurgenten aufgestellten Vorlagen gerade diejenigen Punkte, auf die es in der gegebenen Lage und in dem gegebenen Augenblick ankam, und zeigten den Weg, den eine wirksame Pazifikation hätte gehen können.

Wie hartnäckig auch Graf Andrassy damals nach außen hin auf der Ansicht bestand, daß seine Reformnote genüge, um die Aufständischen zur Ruhe zu bringen, so ist doch schwerlich anzunehmen, daß diese Überzeugung eine aufrichtige gewesen sei und daß der österreichische Minister lediglich von der inneren Vortrefflichkeit seiner Vorschläge eine solche Wirkung erwartet habe. Man wird kaum fehlgehen, wenn man vermutet, daß man in Wien, unbekümmert um den sachlichen Inhalt der Reformen, im Grunde nur darauf ausgegangen sei,

durch eine äußerliche und palliative Behandlung über die Verlegenheiten des Augenblicks hinwegzukommen. Den Apparat, den man zu diesem Behufe in Bewegung setzte: Verkündung allgemeiner Reformgrundsätze, außerordentliche Kommission, Amnestie, Beteiligung der europäischen Mächte an dem Reformwerke, war in ähnlichen Lagen ab und zu nicht ohne Erfolg benutzt worden, um eine in der Abnahme begriffene Bewegung für einige Zeit zum Stillstand zu bringen. Man mochte also annehmen, daß die Aufständischen ermüdet seien, daß die Beteiligung der europäischen Mächte an der Reformnote als eine Garantie des Gebotenen und zugleich als eine Entmutigung weiterer Ansprüche wirke, daß endlich ein letztes energisches Vorgehen der Pforte die Widerstrebenden zur Nachgiebigkeit bringen werde. Allein die Berechnung war falsch. Sie ignorierte vor allem den Zusammenhang, der zwischen dem Aufstand und der Haltung der beiden Fürstentümer bestand. Denn während der Pazifikationsapparat in Bewegung gesetzt wurde, rüstete Serbien unaufhaltsam, lieh Montenegro den Herzegowinen bewaffneten Beistand, verhandelten beide Fürstentümer offenkundig über eine gemeinschaftliche kriegerische Aktion. In Cettinje und in Belgrad hätte also jene Aktion, die den Frieden herbeizuführen energisch wünschte, beginnen müssen. Zwar wurden in Belgrad von österreichischer Seite wiederholt Vorstellungen gegen die Kriegsvorbereitungen erhoben, allein es blieb eben bei Worten. Montenegro vollends war ein Noli me tangere für Österreich; der Fürst Nikolaus wurde sogar als helfender Beistand und Vermittler zu dem Pazifikationswerk herbeigezogen und trat zu derselben Zeit, als seine Untertanen in den Reihen der Herzegowinen kämpften, mit dem von russischer Seite befürworteten Verlangen auf, für seine bisher beobachtete Neutralität mit einer Gebietsvergrößerung belohnt zu werden. Die Gründe, welche die österreichische Politik abhielten, ihre Aktion da einzusetzen, wo die Quellen des Übels flossen, liegen auf der Hand. Es war die Scheu vor einem Konflikt mit der russischen Interessensphäre, zu der die slawischen Fürstentümer gerechnet wurden.

Und doch war auch in bezug auf die nächste Frage: die Behandlung der Insurgenten in der Herzegowina, ein Gegensatz vorhanden, der offen zutage trat, als die Aufständischen ihre Forderungen kundgaben. In Petersburg hielt man diese für diskutabel, während man in Wien darauf bestand, daß sie durch das allgemeine Reformprogramm der Dezembernote gedeckt seien. Ob die russische Politik schon damals ein in seinen Einzelheiten bestimmtes Ziel hinsichtlich der aufständischen Provinzen verfolgte, ist zweifelhaft. So viel geht aber aus den russischen Kundgebungen jener Zeit hervor, daß man in Petersburg jedenfalls für Montenegro, eventuell auch für Serbien, Vorteile aus der Situation zu gewinnen suchte und so zugleich für die Insurgenten Konzessionen anstrebte, die über das Maß der österreichischen Wünsche hinaus liefen. Die Agitation der slawischen Komitees hatte im Frühjahr eine solche Stärke erreicht, daß die russische Vormacht sich genötigt sehen mochte, ihre Ziele weiter zu stecken. Die serbische Regierung wurde durch den Einfluß jener Komitees und durch die Furcht, in der Rolle eines Vorkämpfers für slawische Interessen durch das rivalisierende Montenegro überholt zu werden,

unaufhaltsam auf die Kriegsbahn getrieben, so friedliebend auch die Masse des Volkes sein mochte. Im April 1876 sprach denn auch Fürst Gortschakow schon offen seine Überzeugung aus, daß die Pazifikation auf dem von Österreich vorgeschlagenen Wege unerreichbar geworden sei und daß man versuchen müsse, für die Insurgenten Garantien von der Pforte zu erlangen. Die Zustände in Konstantinopel, die sich inzwischen derart entwickelt hatten, daß der Sturz des Sultans nur noch eine Frage der Zeit schien, mögen dazu beigetragen haben, die Erwartungen und Hoffnungen Rußlands und der slawischen Welt zu steigern; denn eine größere Umwälzung, ja ein Zusammenbruch der türkischen Herrschaft schien denen, die damals den Lauf der Dinge in Konstantinopel verfolgten, nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

Einen Anhaltspunkt für die Erkenntnis der Ziele der russischen Politik bietet ein Zwischenfall, der sich um jene Zeit abspielte und Montenegro betraf. Während das türkische Ministerium unter dem herrschenden Einfluß des Generals Ignatiew, ebenso wie Graf Andrassy die offenkundige Beteiligung Montenegros an dem Aufstande zu ignorieren beflissen war, um nicht zu einem Bruche mit Rußland getrieben zu werden, waren dem Sultan, den von andern Einflüssen und Informationen abzuschließen den Ministern trotz ihres Bemühens nicht immer gelang, über den wirklichen Sachverhalt die Augen geöffnet worden. Er hatte in der ersten Aufwallung bestimmt, in Skutari (Albanien) eine Truppenmacht zusammenzuziehen, und schien entschlossen, durch Einmarsch in Montenegro das Übel an der Wurzel anzugreifen. Die Nachricht von dieser Wendung rief in Petersburg große Bestürzung hervor, und Fürst Gortschakow griff zu einem im diplomatischen Verkehr ungewöhnlichen und Aufsehen erregenden Mittel, um die Pforte und die Mächte einzuschüchtern. Nachdem er den türkischen Botschafter mit Vorwürfen überhäuft und die Pforte als den eigentlichen Störenfried dargestellt hatte, versammelte er die Vertreter der Großmächte bei sich, um ihnen in eindringlichen Worten vorzuhalten, daß ein türkischer Angriff auf Montenegro notwendig zum Kriege führen müsse, daß Rußland nur mit Mühe Montenegro und Serbien bisher zurückgehalten habe und nunmehr seine heimliche Einwirkung auf diese Fürstentümer einstellen müsse. Die bloße Gegenwart eines türkischen Korps sei ein Funke in ein Pulverfaß. Die Wirkung dieser Einschüchterung entsprach der Absicht. Die Pforte gab den Gedanken an ein entschiedenes Vorgehen gegen Montenegro auf, um so williger, als die andern Mächte, Österreich an der Spitze, sich dem russischen Drucke anschlossen und selbst England zur Nachgiebigkeit riet. So hatte sich wieder einmal gezeigt, daß Montenegro die empfindlichste Stelle in der russischen Orientpolitik war. Gleich beim Beginn des Herzegowina-Aufstandes folgte die Stimmung Rußlands der Pforte gegenüber genau dem Wechsel der mehr oder minder feindlichen Entschließungen, die in dem türkischen Ministerium sich bezüglich Montenegros offenbarten, und bis zum Ende der Krisis ist dies Verhältnis dasselbe geblieben; denn den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch gab wieder eine montenegrinische Frage. Wenn in irgendeinem Punkte sich eine feste und unwandelbare Tradition der russischen Politik kundgibt, so ist dies bezüglich Montenegros der Fall. Wenn man

also wohl annehmen kann, daß das Petersburger Kabinett im Anfang des Aufstandes und namentlich im Frühjahr 1876, wo durch die allgemeine Situation des türkischen Reiches dem Unvorhergesehenen ein weites Feld geöffnet war, noch kein im einzelnen feststehendes Programm verfolgte, so drückt sich die Absicht, für Montenegro einen Vorteil aus der Verwicklung zu ziehen, klar genug aus. Die Vergrößerung und Stärkung des kleinen Bergstaates, der, unwirtlich und unnahbar, Österreich und die Türkei gleichmäßig bedrohte, für die Hegemonie der slawischen Bewegung berufener als das weichere Serbien und dem russischen Einfluß unbedingt ergeben war, erschien in Petersburg als ein hinlänglicher und unter den gegebenen Verhältnissen wohl zu verwirklichender Gewinn.

Im Laufe des Monats Mai fand in Berlin, auf Anregung des Fürsten Gortschakow, eine Zusammenkunft der leitenden Minister der drei Kaiserhöfe statt. Mitten in die Beratungen fielen die Nachrichten von dem Konsulmord in Saloniki, dem Aufstand in Bulgarien und der Softa-Bewegung in Konstantinopel und vermehrten den Eindruck von der Gefährlichkeit der allgemeinen Lage.

Das ostensible Resultat der Berliner Besprechungen bildet das sogenannte Memorandum vom 13. Mai; es werden darin zwei Arten von Maßnahmen in Anregung gebracht, von denen die einen sich auf die Pazifikation der Herzegowina beziehen und in ihren Einzelheiten entwickelt sind, die andern die Eventualität größerer Verwicklungen im Auge haben. Letztere sind nur andeutungsweise und mit einer gewissen Schüchternheit angebracht.

Was die Herzegowina anbelangt, so sind die in Berlin vereinbarten Punkte mit den früher perhorreszierten letzten Forderungen der Insurgenten fast identisch; es hat also die russische Auffassung, der österreichischen gegenüber, an Boden gewonnen. In erster Linie steht die Forderung eines zweimonatigen Waffenstillstandes. Bedeutsamer als die Vorschläge zur Pazifikation der Herzegowina erscheint die Art und Weise, wie das Memorandum die Möglichkeit eines Mißlingens dieses Versuchs, sowie eine Verschlimmerung der allgemeinen Situation ins Auge faßt. Es heißt mit Bezug hierauf wörtlich: „Si cependant l'armistice s'écoulait sans que les efforts des Puissances reussissent à atteindre le but qu'elles ont en vue, les trois cours impériales sont d'avis qu'il deviendrait nécessaire d'ajouter à leur action diplomatique la sanction d'une entente en vue des mesures efficaces, qui paraîtraient réclamées dans l'intérêt de la paix générale pour arrêter le mal et en empêcher le développement.“ Diese Formel, mit der das Berliner Memorandum schließt, gibt dem Grundgedanken Ausdruck, der die orientalische Politik des Fürsten Gortschakow seit dem Pariser Frieden geleitet hat: nämlich dem Gedanken, an die Stelle der einseitigen Aktion Rußlands gegen die Türkei eine kollektive der europäischen Mächte, eine europäische Oberaufsicht und Kontrolle zu setzen. In den verschiedenen Kundgebungen des russischen Kanzlers kehrt diese Idee immer wieder. Es werden darin mit großem Aufwand von humanitären und moralphilosophischen Argumenten immer wieder Wechsel auf Europa gezogen, das sich seiner Verpflichtung, als eine Art von

Areopag zu fungieren, nicht entziehen könne. Noch während des Berliner Kongresses ist Fürst Gortschakow auf diese seine Lieblingsidee zurückgekommen. Aus dem Munde russischer Diplomaten konnte man in der Zeit nach dem Krimkriege denselben Gedanken in weniger geschminkter Form vernehmen. Die Kriege, die Rußland bisher im Orient geführt, entspringen einer falschen, idealistischen, donquischotischen Politik. Es sei nicht die Aufgabe Rußlands allein, die Sache der Humanität den Türken gegenüber zu verfechten; es habe bisher nur Opfer davon gehabt und Koalitionen der europäischen Mächte gegen sich hervorgerufen. In der Behandlung der verschiedenen Fragen, die sich seit dem Pariser Vertrage in der Türkei abgespielt haben, tritt denn auch immer das Bestreben der russischen Diplomatie zutage, eine europäische Kontrole der türkischen Verhältnisse hervorzurufen. Auch wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in dem Stadium, in das die herzegowinische Frage jetzt eingetreten, Rußland den Gedanken verfolgte, eine Intervention andrer Mächte, wie z. B. Österreichs, herbeizuführen, um für sich anstatt einer einseitigen Intervention eine Kooperation zu schaffen. Die einige Monate später erfolgte Mission des Generals Samarokow bestätigte diese Auffassung.

Frankreich und Italien traten dem Berliner Memorandum ohne weiteres bei. England aber weigerte sich, namentlich den Waffenstillstand zu empfehlen, und bezeichnete auch die übrigen Vorschläge der Berliner Vereinbarung für unzweckmäßig. Die Pforte zeigte sich anfangs abgeneigt, auf den Waffenstillstand einzugehen; sie erblickte darin eine Begünstigung der Insurgenten, da gerade jetzt die Jahreszeit zu einer energischen Kriegführung am geeignetsten sei. Inzwischen trat in Konstantinopel die lang vorhergesehene Katastrophe ein, der Sultan wurde gestürzt und die Demarche der Vertreter der drei Kaiserhöfe, die den Auftrag hatten, auf die Gewährung des Waffenstillstandes zu drängen, mit Rücksicht auf den Regierungswechsel verschoben. Am 7. Juni proklamierte dann der neue Sultan eine Amnestie für die Insurgenten, zugleich mit einer sechswöchigen Waffenruhe. Auf den Antrag Rußlands beschlossen die Mächte, die Wirkung der von der Pforte aus eigener Initiative ergriffenen Maßnahmen abzuwarten. Rußland trat gleichzeitig mit Vorschlägen zur Schaffung einer Autonomie für Bosnien und die Herzegowina hervor, die in Wien auf lebhaften Widerstand stießen. Allein die Zeit zu solchen Erörterungen war überhaupt vorbei. Was seit Monaten vorauszusehen war, trat ein: die beiden rivalisierenden slawischen Fürstentümer Serbien und Montenegro griffen zu den Waffen, um die bosnisch-herzegowinische Frage mit Gewalt zu lösen, und diese trat damit in ein neues Stadium ein.

Hiermit schließt das historische Fragment. Wir fügen im Hinblick auf die Gegenwart einige Worte bei.

Das Schicksal, dessen Walten der Muslim so leicht willenlos gegenüber steht, nahm seinen verhängnisvollen Lauf. Alle Versuche der Mächte, in erster Linie Rußlands, die Pforte zu Reformen in den aufständischen Provinzen zu

veranlassen und auf diese Weise die Ruhe wiederherzustellen, mißlangen, das Memorandum Gortschakows ebenso wie vorher der Vermittlungsversuch Andrassys. Überall begegneten die Mächte dem offenen oder verborgenen Widerwillen der Pforte. Es war offensichtlich, daß der Grund dieses hartnäckigen Widerstrebens wesentlich in der Haltung Englands lag, das auch dort, wo es anscheinend mit den europäischen Mächten zusammenging, überall seine Vorbehalte machte, die die türkischen Machthaber als Ermutigung zum Widerstand auslegten. Die Türken sind trotz aller Warnungen, auch von englischer Seite, bis zum Kriege (und auch später noch) von der festen Überzeugung geleitet gewesen, daß, falls es zum Kampfe mit Rußland kommen sollte, sie im Augenblick der Not auf englische Hilfe zu rechnen haben würden. Und so war auch der Versuch, die Reformfrage auf einer Botschafterkonferenz in Konstantinopel zu lösen, ein hoffnungsloses Unternehmen. Trotz der Bedeutung, die einzelne Mächte dieser Beratung durch Entsendung besonderer Delegierter beilegten, haben damals sachverständige Beobachter das Scheitern der Konferenz mit Sicherheit vorausgesagt. Es war während dieser Episode (Dezember 1876), daß die Pforte, geleitet von Midhat Pascha, jene Verfassung einführte, die im letzten Sommer aus langer Vergessenheit wieder hervorgeholt worden ist. Mit ihr glaubte damals die Türkei einen großen Trumpf auszuspielen. Wir sind, das war in jenem Augenblick der Sinn der Maßregel, nicht mehr in der Lage, bestimmten Provinzen besondere Rechte oder eine autonome Verwaltung zu verleihen, das ganze Reich soll die gewünschte Reform erhalten. Diese Auslegung aber erzielte damals in Europa einen viel geringeren Eindruck als die heutige Verfassungserneuerung. Nicht einmal England, wenigstens nicht seine amtliche Vertretung, versprach sich damals eine Wirkung davon, und ein Mann wie Lord Salisbury verhehlte diese Überzeugung dem Sultan gegenüber in persönlicher Aussprache nicht. Aber auch dieser letzte Schritt blieb ohne Erfolg. Man ließ auf der Pforte die Ereignisse ihren Weg gehen; nirgends war eine leitende Hand zu entdecken. Auch Rußland wünschte im Grunde den Krieg nicht, jedenfalls nicht der Zar und sein leitender Minister. Sie hatten gehofft, durch starke Drohungen das Ziel zu erreichen. Nun waren sie zu weit gegangen, um ohne Schmälerung ihres Ansehens nach innen und außen von ihren Forderungen abstehen zu können. So brach im April 1877 der so lange erwartete und immer wieder hinausgeschobene Krieg aus.

Es ist bei den Schwierigkeiten, unter denen heute das osmanische Reich steht, von Interesse, sich kurz die verzweifelte Lage zu vergegenwärtigen, in der sich damals das Reich befand. Fast alle europäischen Provinzen waren im Abfall begriffen. Rumänien nahm ungefähr dieselbe Stellung ein wie heute Bulgarien; Serbien war zwar in kurzem Feldzug niedergeworfen, aber zu neuem Aufstand entschlossen, Montenegro auf dem Kriegspfad, Bulgarien, Mazedonien und Albanien im Aufruhr oder Abfall; mit einem Worte, fast das ganze europäische Gebiet stand in Flammen. Der Staatsschatz war leer, der Dienst der Staatsschuld seit Jahr und Tag eingestellt. Eine Anleihe im Ausland war unmöglich, und tatsächlich ist während des ganzen Krieges die

Pforte ohne finanzielle Hilfe von außen geblieben. Der Sultan lebte in Todesgefahr. Sein Onkel Abdul Asis und gleich darauf sein Bruder Murad waren eben gewaltsam beseitigt worden, und Abdul Hamid glaubte das gleiche Schicksal befürchten zu müssen. Nicht bloß in der Hauptstadt machte sich der Geist brutaler Gewalttätigkeit bemerkbar. In einem Pfortenrat waren drei Minister von Fanatikern niedergestoßen, in Saloniki der deutsche und der französische Konsul ermordet worden. Selbst die zahlreichen Schüler der theologischen Hochschule, die Softas, konspirierten gegen die Dynastie. Der einzige Mann, der Europa einige Garantie dafür zu bieten schien, daß die neue Verfassung nicht ein bloßes Stück Papier bleibe, Midhat, wurde wenige Wochen nach ihrer Einführung abgesetzt und verbannt. So schien das Reich in allen Fugen zu wanken und der Zusammenbruch unaufhaltsam, als Rußland Ernst mit seiner Kriegsdrohung machte und Europa als Zuschauer beiseite stand.

Und doch hat dieses gänzlich bankrotte und in seinem europäischen Teile nahezu aufgelöste Land den Krieg gegen eine militärische Großmacht wie Rußland monatelang mit Ehren geführt. Ja, hätte die Befähigung seiner militärischen Führer auf der Höhe der Leistungsfähigkeit der Truppen gestanden, wer weiß, welche Wendung der Feldzug genommen hätte. Heute sehen wir wieder die Türkei inmitten von allerlei Bedrängnissen, aber ihre Widerstandskraft ist unzweifelhaft größer, als sie damals nach der Absetzung des dem Cäsarenwahn verfallenen Sultans Abdul Asis gewesen ist. Man wird daher in der Beurteilung aller sich heute bietenden Möglichkeiten den türkischen Machtfaktor nicht unterschätzen dürfen. Dieses Reich, das in den letzten hundert Jahren nach dem Urteil der Zeitgenossen so häufig vor seiner Auflösung gestanden hat und von den Diplomaten als ein hoffnungslos kranker Körper behandelt worden ist, hat jedesmal in der Not über unerwartete Kräfte verfügt. Der Rückblick auf die Vergangenheit kann für den praktischen Politiker nur von Nutzen sein.

Die Geschichte der französischen Revolution.

A. Aulard, Histoire politique de la Révolution française. Origine et Développement de la Démocratie et de la République (1789—1804.) 3me édition. Paris, Librairie Armand Colin. 1905.

A. Aulard, Taine historien de la Révolution française. Paris, Armand Colin. 1907.

I.

Die französische Revolution bleibt ein unerschöpflicher Stoff. Die Jahrhundertfeier ist längst vorbei, und wenn sie wiederkehrt, dann wird immer noch der alte Reiz sich erneuern für den Geschichtsforscher und für den nachdenklichen Politiker. Sie hat Vorläufer und Vorbilder gehabt, so zumal die beiden Umwälzungen in England diesseits und jenseits des Weltmeeres. Aber so tief wie sie hat nichts derart eingeschnitten in die Weltgeschichte und nichts ein so lehrreiches Laboratorium dargeboten, darinnen gleichsam die Bestandteile des Staatswesens auseinandergenommen und wieder neu zusammengefügt sind zur Belehrung der Völker der Erde.

Die Lebhaftigkeit dieses Interesses ist freilich keine Bürgschaft gewesen für die Lebenstreue des Bildes, das man sich von ihr gemacht hat. Wenn irgendwo an einem Teile der Geschichte, so mußte an diesem der Parteien Haß und Gunst das Bild ins Schwanken bringen. Ist doch das Parteiwesen selber wie so vieles andre aus der Revolution entsprossen. Wer aber meinen sollte, daß die unmittelbare Frische des Erlebten für die Wahrheit der Geschichte hätte sorgen müssen, dem mag die Anekdote von Walter Raleigh erzählt werden. Dieser saß im Tower gefangen und arbeitete am zweiten Bande seiner Weltgeschichte. Unter seinem Fenster erhob sich ein Streit; er schaute hinaus und meinte den Streit genau verfolgt zu haben. Am folgenden Tage sprach er zu einem Freunde, der dabei gewesen, und dieser gab ihm eine ganz andre Vorstellung davon als die war, die er selber hatte. Da dachte er über die Schwierigkeit nach, die Wahrheit entfernter Ereignisse zu kennen, wenn er sich hatte irren können über das, was unter seinen Augen vorging, und er warf das Manuskript seiner Weltgeschichte ins Feuer.

Eine Menge von Geschichtschreibern der französischen Revolution haben ihr Manuskript nicht ins Feuer geworfen, obwohl ein volles Jahrhundert der

Geschichtsschreibung ihnen und uns gezeigt hat, wie schwer die Wahrheit über die Revolution zu erreichen ist.

Zunächst hatten freilich gar manche, gleich Raleigh, in Frankreich von ihrem Fenster aus zugesehen, wie der Streit ausgefochten wurde. Jedoch nicht nur, daß sie gleich ihm und seinem Freunde ein verschiedenes Bild davon erhalten hatten, gerade je näher den Ereignissen räumlich und zeitlich die Zuschauer oder selbst Mitwirkende standen, um so weniger waren sie geschützt gegen die Macht subjektiver Zutaten. Daher sind die Überlieferungen und die Darstellungen der Revolution in der ersten Epoche schlechthin parteimäßige. Begeisterung und Verdammung wechseln darin ab, je nach dem Lager, aus dem sie kommen.

Dazu nun der Einfluß der jeweiligen Zeitläufte, Machthaber, Staatsverfassungen, Regimes, die dasselbe Ding in buntem Wechsel zeigen wollen — gleich der Kirche der heiligen Genoveva, die zum Pantheon umgewandelt wird, und abermals zur Kirche und abermals zum Pantheon, oder gleich den Staatsemblemen, die nacheinander die drei Lilien der Bourbonen, die phrygische Mütze, den kaiserlichen Adler, abermals die drei Lilien und abermals die Embleme der Freiheit tragen.

Auch wollte ja das Parteiwesen, ob man nun in Frankreich sich auf die Revolution berief oder im Auslande, gar nicht die wissenschaftliche Arbeit haben, sondern das, was für die Partei brauchbar schien. Und die Geschichtsforscher standen dem Parteiwesen nicht fern genug, um von ähnlichen Tendenzen frei zu sein. Im Gegenteil, sie standen oft mitten darinnen. Sie waren Politiker und schrieben die Geschichte der Revolution, um ihrer Politik zu dienen.

Es scheint neuerdings, als ob mit der Entfernung der Zeit sich manches daran ändern will. Indessen eben das, was uns zu den gegenwärtigen Zeilen veranlaßt, warnt vor zu weitgehenden Hoffnungen. Es ist in der Methode der Forschung ein Fortschritt gemacht worden, aber dieses so sehr im Dienste von parteimäßigen Anschauungen, die wiederum in der heutigen französischen Republik vorzugsweise Gnade finden, daß für die Hauptsache immer nur von einer stückweisen, relativen Berichtigung des bisher Festgestellten geredet werden darf.

Auch hat das leider seinen tieferen Grund in Bedingungen der Forschung, die kaum jemals zu ändern sein werden. Die Forschung, auch die viel weiter geförderte als die heutige, wird niemals beweisen können oder jedenfalls in absehbarer Zeit nicht, daß die Ideale der Demokratie wahre oder falsche sind. Der Geschichtsforscher aber, der von ihnen erfüllt ist, wird mit oder ohne den wissenschaftlichen Apparat alle Zeit anders über die französische Revolution urteilen als derjenige, der jene Ideale für leere Träume hält. Der demokratische Idealist sieht in den Bewegungen der Jahre 1789—93 ein herrliches Erwachen des zur Freiheit berufenen Volkes. Der Realist sieht in eben den Bewegungen bestenfalls das Aufflackern einer strohfeuerartigen Begeisterung, die nichts für den Beruf des Volkes zur politischen Freiheit beweist und demgemäß alsbald ihre Kehrseite zeigt.

II.

Trotz solcher Einschränkungen wollen wir uns die Freude nicht verderben lassen an dem sichtbaren Fortschritte des methodischen Ernstes, der in dem letzten Menschenalter die französische Geschichtsforschung auf diesem Gebiete auszeichnet. Wir haben in der „Deutschen Rundschau" (Jahrgang 1898, Oktoberheft) die anziehende Schrift von Funck-Brentano über die „Bastille" besprochen — recht eigentlich ein Beispiel methodisch-archivalischer Forschung zur Berichtigung der Legende von der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 —, von der auch die neuesten demokratischen Forscher den glorreichen Anfang der Revolution, unbeirrt durch die Zerstörung der Legende durch Funck-Brentano, datieren. Wie nun dieser Zerstörer der revolutionären Legende doch wohl auf der Rechten des Parteiwesens steht, so die neuesten Forscher auf der Linken, indem sie die andre Legendenbildung, die der Revolution feindlich ist, ihrerseits mit streng wissenschaftlichen Mitteln vernichten wollen. Vor etwa zwanzig Jahren hat sich in Paris eine größere Gruppe von Historikern zusammengeschlossen, die vorzugsweise die Epoche der Revolution kritisch erforschen wollte, u. a. Chuquet, Flammermont, besonders aber Aulard, der Verfasser der beiden oben genannten Werke, Professor an der Pariser Universität. Sie geben eine Zeitschrift heraus, die allein diesem Zwecke gewidmet ist, „La Révolution française". Aulards Antrittsvorlesung an der Universität Paris (1886) richtete sich gegen Taine, der leidenschaftlicher und erfolgreicher in der Breite, aber auch weit oberflächlicher als seine namhaften Vorgänger oder Zeitgenossen (Alexis de Tocqueville, Albert Sorel) die Revolution bekämpft hatte. In den beiden Universitätsjahren 1905 bis 1906 und 1906 bis 1907 hat Aulard eingehendere Vorlesungen zur Kritik von Taines Geschichtschreibung gehalten. Und daraus ist der vorliegende Band entstanden.

Wie immer man über die demokratische Richtung Aulards denkt, gegen Taines „Origines de la France contemporaine" führt er die Klinge wissenschaftlicher Kritik mit siegreicher Kraft.

Taine ist im Jahre 1893 gestorben. Der Teil seines Werkes, der die Revolution behandelt, ist im Jahre 1884 vollendet. Aber Taine lebt in Frankreich noch fort durch die Autorität seines Namens und durch die Freundschaft seiner Anhänger. Wenn man sie allein hörte, würde man ihn bewundern, ohne ihn zu beurteilen. Aulard will solche Empfindungen nicht kränken und mit dem Respekte von ihm reden, den man einem mächtigen Verstande schuldet, einer wahrhaft schöpferischen Einbildungskraft, einem Schriftsteller, der ein Künstler war, mit einem Wort: einem der bewundertsten unter den Typen des französischen Geistes im neunzehnten Jahrhundert. Indessen will er doch in aller Freiheit reden, ohne akademische Umschweife, und er macht von dieser Freiheit einen gründlichen Gebrauch. Auch die Versicherung, daß die politischen Ansichten Taines für die Kritik nicht bestimmend seien, daß diese eben so scharf ausgefallen wäre, wenn Taine seine Methode der Geschichtschreibung in den Dienst der demokratischen Republik gestellt

hätte, wollen wir dahingestellt sein lassen, weil es ja nur darauf ankommt, daß die Kritik eine wohlbegründete sei.

Es ist der Gegensatz, den wir so oft in der Wissenschaft erleben, zwischen der Berühmtheit vor dem größeren Publikum der Gebildeten und der nähern Beurteilung im Kreise der Fachgenossen. Es ist der fernere Gegensatz, der vollends in Frankreich so vielen Anlaß findet, zwischen dem künstlerischen Schriftstellertum und der strengeren Arbeit des gelehrten Forschers, die nicht nach dem Wohlklange der Worte, sondern nach der Beweiskraft der Gründe fragt. Eigentümliche äußere Momente haben mitgewirkt, die Kritik auf den Kampfplatz zu führen. Im Jahre 1863 hat der damals viel genannte Bischof von Orleans, Dupanloup, mit Renan und Littré zusammen Taine dem gläubigen Volke als einen der schlimmsten Atheisten preisgegeben. Nach dem Erscheinen des Buches über die Revolution änderten sich plötzlich die Ansichten über Taine auf kirchlicher Seite. Von seinen unkirchlichen Überzeugungen war allerdings der Freidenker nicht bekehrt. Aber darauf kam es nicht an: er hatte die Prinzipien der Revolution preisgegeben, die von den Päpsten als satanisch verdammt waren; er hatte die Religion als eine große soziale Macht gepriesen; er hatte sich in aller Form zu einem Konservativen verwandelt. Er wurde von nun an das Idol der Konservativen und zumal der katholischen Konservativen. Er wurde für sie der wahre Historiker der Revolution. Die Nicht-Konservativen, die Männer der Linken, protestierten gegen seine Doktrinen, gegen seine Leidenschaftlichkeit; aber auch sie nahmen ihn ernst als Historiker. Ja, als ihm in seiner Vaterstadt (1905) ein Standbild errichtet wurde, nannte das sozialistische Blatt, die „Humanité“, ihn „den großen Historiker“.

III.

Gabriel Monod erzählt von Taine: „Als ich ihn zum ersten Male sah, im Jahre 1866, gerade in dem Augenblicke, da ich meine erste Reise nach Italien unternahm, sagte er zu mir: ‚Haben Sie eine Idee über die italienische Kultur und über Italien?‘ — ‚Nein,‘ antwortete ich, ‚denn ich bin noch niemals da gewesen.‘ — ‚Sie haben unrecht,‘ so belehrte mich Taine, ‚um keine Zeit zu verlieren, müssen Sie sich im voraus eine Idee von dem machen, was Sie dort studieren wollen, und nachher müssen Sie zusehen, ob Ihre Idee mit dem übereinstimmt, was Sie gefunden haben.‘“. Monod bemerkte, er würde fürchten müssen, die Dinge zu sehr im Lichte der vorgefaßten Idee zu sehen. Taine kannte diese Furcht nicht. Freilich hatte er einstmals von Royer-Collard gesagt: „Seine eingeborene Neigung gab ihm eine vorgefaßte Doktrin mit, und immer wird eine solche die Tatsachen fälschen, erfinden oder unterdrücken.“ Aber Taine selber tat das gleiche wie Royer-Collard. Er beobachtete sehr schnell, und in einigen Wochen, die er in den Pyrenäen, in Italien zugebracht, hatte er genug beobachtet, um ein Buch darüber zu improvisieren.

So hat er mit seinen politischen Ansichten nach flüchtigen Eindrücken gewechselt. Das Jahr 1870 hat ihn zu einem Konservativen gemacht. Die

Pariser Kommune flößt ihm Entsetzen ein, bringt ihn zur Verzweiflung. Im Jahre 1874 prophezeit er den Rückfall in das Empire. Aus den Stimmungen jener Jahre ist auch das Werk über die „Origines de la France contemporaine“ entsprossen. Er stürzt sich in archivalische Studien über die Revolution. Bereits nach einigen Monaten hat er seine Konklusionen gezogen: „in dem Streit zwischen der Nation und der Regierung ist es die Nation, die unrecht hatte . . ., die Urkunden aller Art, die ich gelesen habe, bestätigen mir die Wahrheit, daß die Franzosen seit 1789 gedacht und gehandelt haben teils wie Narren, teils wie Kinder.“ Die Revolution ist ihm die „Auflehnung der Esel und der Pferde gegen die Menschen unter der Führung von Affen“.

Der grotesken Heftigkeit dieser Folgerungen entspricht die Art seiner Vorstudien, durch die er dazu gelangt sein will. Bereits die schonendere Kritik von Albert Sorel hat darauf hingedeutet. Aulard tut es mit so viel größerer Unerbittlichkeit. „Er war unfähig,“ sagt er von Taine, „eine Arbeit methodisch, geduldig, vollständig zu machen; aus den Quellen, die sich ihm zufällig darbieten, schöpft er nach der Laune des Zufalls zwei oder drei kleine Fakta unter Tausenden, und er meint sie erschöpft zu haben, er meint das urkundliche Material beisammen zu haben, das für seine Schlüsse genügt.“

Da nun Aulard seine Lebensarbeit darein gesetzt hat, das archivalische Material der Revolution zur Veröffentlichung zu bringen und die Geschichtschreibung darauf zu bauen; da er in den Archiven kein vorübergehender Gast, sondern als ein gründlicher Kenner darin zu Hause ist, so zerpflückt er die blendenden Zitate Taines mit unbarmherziger Überlegenheit. Doch sogar die gedruckte Literatur aus der Revolutionszeit ist von Taine einseitig, unkritisch, flüchtig verwertet. Irgendein paar Zeilen schwellen zu hoher Bedeutung an, wenn sie für den Zweck sich gerade eignen.

Aulard gibt eine große Zahl von Beispielen, die ebensosehr den Beweis für die Sorgfalt und Geübtheit des Kritikers, wie für die Flüchtigkeit und den Dilettantismus Taines liefern. Man muß diese Dinge an Ort und Stelle nachlesen, und man wird erstaunt sein.

Aber auch die allgemeineren Anschauungen Taines über die Anlässe der Revolution, wie weiß hier Aulard dessen großen Worten zu entgegnen! Es sei der klassische, der abstrakte Geist der Philosophen gewesen, die Verfassungen für den abstrakten Menschen gefordert haben. An zwanzig Stellen wirft Taine das (oft von andern Gesagte wiederholend) den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts vor. Ihr Typus ist ihm wie den Vorgängern Jean Jaques Rousseau. Aber Aulard macht ihn darauf aufmerksam, daß der „Contrat social“ selber, den er für diese Behauptung in alter Weise anführt, nach der eignen Erklärung Rousseaus eine Abhandlung über die Institutionen von Genf ist. Vollends hat Rousseau zweimal Anlaß genommen, seine, der ihm vorgeworfenen abstrakten Ansicht entgegengesetzte Überzeugung auszusprechen. Im Jahre 1772 ersuchte ihn und Mably der polnische Graf Wielhorski um den Entwurf einer Verfassung für Polen. Rousseau ging nicht darauf ein, dagegen schrieb er noch im selben Jahre seine „Betrachtungen

über die Regierung von Polen". Diese leitete er mit den Worten ein: „Wenn man die Nation, für die man arbeitet, nicht gründlich kennt, wird das Werk, wie trefflich auch an sich es sein mag, immer an der Schwierigkeit der praktischen Anwendung leiden, und vollends wenn es sich um eine Nation handelt, die bereits längst ihre Institutionen besitzt . . . Eine gute Verfassung für Polen kann nur das Werk von polnischen Bürgern sein oder von einem Manne, der an Ort und Stelle die polnische Nation und ihre Nachbarn gründlich studiert hat." Zuvor bereits, im Jahre 1764, ließ Paoli Rousseau um einen Verfassungsentwurf für Korsika bitten. Dieser antwortete, daß er einen solchen Entwurf nicht machen könne, ohne in Korsika gelebt zu haben. Wirklich plante er eine Reise und längeren Aufenthalt dort und richtete zuvörderst an den Auftraggeber einen ernsthaften Fragebogen über Bevölkerung, Nahrungswesen, finanzielle, politische, militärische, historische Verhältnisse, um von diesem kleinen Gemeinwesen ein eingehendes Bild zu erhalten. Ein solches schien ihm die unentbehrliche Grundlage zu sein für die Studien an Ort und Stelle, aus denen eine Verfassung hervorgehen sollte, die den besonderen Umständen dieses Landes und Volkes angepaßt wäre.

Und wie treffend erklärt Aulard die relative Richtigkeit des Vorwurfs, daß die Leute des 18. Jahrhunderts eine Neigung zu abstrakten Räsonnements über politische Dinge hatten. Das kam nicht aus dem „klassischen Geiste", sondern aus der Tatsache, daß fast das ganze politische Leben seit langer Zeit in Frankreich unterdrückt war, daß es keine freie Presse, keine parlamentarische Tribune gab, daß man über Allgemeinheiten streiten mußte, weil man über die Fülle der Fragen des praktischen Lebens nicht streiten durfte.

Indessen Aulard hat nicht sowohl die philosophischen oder geschichtsphilosophischen Theorien von Taine beurteilen wollen, als die Art der historischen Gelehrsamkeit, deren blendende Gestalt seinen Theorien in Frankreich und im Auslande so viel Ansehen gewonnen hat, — den Ruf eines großen Historikers, der sich auf die scheinbar wissenschaftliche Methode gründet, mit der er prunkt, auf die emphatischen Zusicherungen seiner Unparteilichkeit, auf den stattlichen Apparat seiner beständigen Zitate, auf die vielfältige Heranziehung der archivalischen Quellen, auf die Miene peinlichster Genauigkeit bei deren Verwertung. Als ein Gelehrter, der vieles über die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, hat Aulard jene Gelehrsamkeit Taines geprüft, wohl wissend, daß Irrtümer und Flüchtigkeiten keinem Arbeiter in diesem weiten Felde erspart bleiben. Nicht die Versehen, die keinem Autor erspart bleiben, hat er tadeln wollen, dagegen die Irrtümer, die aus einer schlechten Methode entsprungen sind, aus einer vorgefaßten Meinung, aus politischen oder philosophischen Leidenschaften und Tendenzen, — die Irrtümer, die auf jeder Seite, fast in jeder Phrase, sich wiederholen. In dem Werke Taines ist eine genaue Belegstelle, eine korrekte Wiedergabe der Quellen, eine exakte Behauptung die Ausnahme. Ein großer kritischer Kommentar wäre nötig gewesen, um dieses Seite für Seite zu beweisen. Einen beträchtlichen Teil seiner kritischen Notizen hat Aulard für sich behalten und nur eine Auslese in dem Buche gegeben. Aber auch hierbei konnte er nicht umhin,

vielfach in die Einzelheiten einzugehen, weil Taines „Gelehrsamkeit" fast immer in kleinen Tatsachen besteht, die er als die „petits faits significatifs" bezeichnet.

Indessen die Lücken der Forschung sind noch weit größer als die Irrtümer. Fast alle authentischen und reichen Quellen für die Geschichte des öffentlichen Geistes, die doch Taines eigentliches Thema war, sind ihm entgangen. Er bildet sich ein und sagt es, daß er alles gesehen und gelesen habe, was zu sehen und zu lesen war. Jedoch in Wahrheit sind seine Unterlagen durchaus unvollständig — trotz des Luxus an Zitaten.

Und wenn das ganze Quellenmaterial vollständig ausgenutzt wäre, alle die Gelehrsamkeit würde nichts fruchten bei der Art, wie Taine seine historischen Folgerungen zieht, wie er Einzelheiten verallgemeinert, wie er sie dienstbar macht seinen Vorurteilen, — Vorurteilen eines ehrlichen Mannes, der in gutem Glauben und naiver Leichtgläubigkeit nur für seine Ideen lebt. Er hatte eine Art von Stolz der Intelligenz, die ihn hinderte, zu zweifeln, ihn hinderte, nicht zu wissen. Er liebte den literarischen Ruhm über alles. Sein Hauptzweck war, den Leser in Erstaunen, in Bewunderung zu setzen. Antithesen, Überraschungen, Farbenkontraste, ein literarisches Feuerwerk — wobei die historische Wahrheit beständig den Forderungen der Kunst geopfert wurde.

IV.

Sehr verschieden von Taine ist die Arbeitsweise und die Schriftstellerei Aulards. Er und seine Schule wollen das reiche Aktenmaterial der französischen Revolution mit demselben gelehrten Ernst und derselben Vollständigkeit ans Licht der Öffentlichkeit befördern, wie dieses in der neuesten Zeit für andre Zeitalter und für andre Staaten durch den Eifer der historischen Betriebsamkeit und durch die Förderung der Regierungen geschehen ist, oder wie es heute immer mehr geschieht, in Deutschland zumal. Es ist bezeichnend, daß bei Aulard die Spuren seiner Berührung mit der deutschen Gelehrsamkeit in der öfteren und sauberen Wiedergabe deutscher Zitate zu erkennen sind, Spuren, die desto mehr bedeuten, weil seine demokratische Ansicht der Revolution keineswegs durch die „reaktionäre" Ansicht der deutschen Geschichtschreiber des gleichen Gebietes angenehm berührt ist. Aber es sind die methodischen Traditionen der „École allemande", die seit einem halben Jahrhundert in Frankreich sich festgesetzt und um so mehr Einfluß gewonnen haben, als heute bereits eine zweite oder dritte Generation davon zehrt, die den Ursprung vergessen hat. Geblieben ist ihnen obenein, auch wenn die heutige Generation nicht mehr auf die deutschen Universitäten kommt, daß sie Deutsch lernen, schon in ihren Gymnasien lernen, zum Teil mehr und erfolgreicher, als in deutschen Schulen Französisch gelernt wird.

Aulard nennt sein Hauptwerk (im Umfange eines sehr starken Bandes von großem Lexikonformat) „Die politische Geschichte der französischen Revolution". Dieses will mit ganzem Nachdruck bedeuten, daß ausschließlich die Entwicklung des Staatsrechts der Revolution Gegenstand der Darstellung

ist, nicht all das andre, was sonst in einer Geschichte der Revolution behandelt wird, Kriegsgeschichte, Sittengeschichte, Kulturgeschichte, Wirtschaftsgeschichte. Nichts von jenen romanhaften Episoden, die den Leser mit Spannung, Bewunderung, mit Schauder oder Entzücken erfüllen, keine Erzählung von Schlachten, Eroberungen, Revolten, Blutvergießen, malerischen Aufzügen, Festen, Hinrichtungen und ähnlichem mehr. Obwohl nicht eigentlich auf einen engeren wissenschaftlichen Leserkreis zugeschnitten, wird doch in nüchterner Sachlichkeit und Arbeitsteilung der eine Hauptgegenstand dargelegt — die Entwicklung der Demokratie seit 1789. Keineswegs auf den Stil bedacht, nicht nach der Weise Taines und andrer Franzosen, nicht pikant und gar nicht rhetorisch, manchmal, ja oft etwas breit und erbarmungslos stofflich. Mit einer Ausführlichkeit wird unter anderm die Tagesliteratur der Pariser Revolutionszeit ausgebeutet und wiedergegeben, daß man zu der Frage genötigt ist: „Konnte das nicht kürzer gehalten werden?"

Dafür haben wir den ernsten Mann der wissenschaftlichen Arbeit vor uns, der auf die Sache geht, der die Generalisationen zerstört, die an sich ja das Wesen der Wissenschaft ausmachen, die aber wegen ihrer Schwierigkeiten häufig mit vorschneller Ungeduld erhascht werden, ehe sie fertig sind, die in unfertigem Zustande nutzbar gemacht und so namentlich mißbraucht worden sind für die Ansichten von der französischen Revolution. Vorhin erwähnten wir, wie Aulard die Lehre Rousseaus von dem Wesen der Staatsverfassungen gegen übliche Vorwürfe in Schutz nimmt. So zeigt er im Eingange seines größeren Werkes, wie die alte Lehre von der Volkssouveränität bei den bekannten Schriftstellern, die der Revolution voraufgehen — neben Rousseau vornehmlich Mably und Condorcet —, zunächst nicht im Sinne dessen gemeint ist, was man das allgemeine Wahlrecht (suffrage universel) nennt. Sie denken nur an diejenigen Schichten des Volkes, die Besitz, die Bildung haben — an die Bourgeoisie. Damit stimmt es überein, daß im Jahre 1789 die Theorie herrschte, die der Praxis der neuen Republik Amerikas entspricht, daß allein die wohlhabenden Bürger den Staat verwalten und politische Rechte genießen sollen. Aber freilich hätten dieselben Schriftsteller durch die Verkündigung des Grundsatzes der Rechtsgleichheit und der Volkssouveränität das Heraufsteigen der Demokratie vorbereitet, da diese Lehre bald den untersten Schichten und selbst der ländlichen Bevölkerung geläufig wurde.

Wenn der Gegensatz der Demokratie zur Bourgeoisie erst in der Republik von 1792 zur Geltung gelangt, so sind auch die Helden der französischen Revolution, Danton, Robespierre, Marat, im Jahre 1789 noch Royalisten, freilich im Sinne eines stark eingeschränkten, höchst modernen Königtums. Nur Camille Desmoulins erklärt schon im Juli 1789, er ziehe die Republik vor. Marat schreibt noch im Februar 1791 von Ludwig XVI. in seinem „Ami du peuple": „Er ist der König, den wir brauchen; wir müssen den Himmel segnen dafür, daß er ihn uns gegeben hat." Und die Leser Marats waren die Pariser Arbeiter, als deren Anwalt er freilich das allgemeine Wahlrecht forderte gegen den Census von 1789, der „die Aristokratie der Reichen" brachte. Erst der Sturz des Königtums am 10. August 1792 bringt

das allgemeine Wahlrecht für die einundzwanzigjährigen Männer. Jetzt erst dämmert die sozialistische Konsequenz desselben heran, und Robespierre, der noch 1791 die Ungleichheit der Güter als ein notwendiges und unheilbares Übel bezeichnet hatte, fordert 1793 das Recht auf Arbeit.

Der Kern von Aulards Auffassung der Revolution liegt wohl in seiner Ansicht der Schreckenszeit, wenn man nach demjenigen Teile seines Werkes fragt, der am meisten charakteristisch für dieses ist.

Die revolutionäre Regierung, die als ein Ganzes gemeinhin den Namen der „Terreur" führt, ist für ihn nichts weiter als eine Reihe von Maßregeln, die von Tag zu Tag, ohne irgendeine vorgefaßte Idee, entsprungen sind aus den Notwendigkeiten der nationalen Verteidigung für ein Volk, das im Kriege mit Europa sich befand, ganz und gar bewaffnet zur Erhaltung seiner Existenz, in einem Lande, das zu einem ungeheuren Feldlager geworden war. Die Revolution habe freilich gleich bei ihrem Beginn, seit der Einnahme der Bastille, ihren Feinden Schrecken eingeflößt, und schon damals veranlaßte sie eine Emigration. Jedoch sie versuchte nach dem Gesetze zu regieren und die Freiheit aufrecht zu erhalten, bis zum 10. August 1792. Als nun aber die Widerstandskräfte der Vergangenheit sich wider sie erhoben hatten, als diese einen Bürgerkrieg und einen auswärtigen Krieg herbeiführten, welche die Nation von vorn und im Rücken bedrängten, ja mit dem Untergang bedrohten, da suspendierte die Revolution die Prinzipien von 89 und wendete gegen ihre Feinde die gewalttätigen Mittel des „ancien régime", die diese gegen sie selber brauchten. Die Suspension der Prinzipien von 89, das ist die „Terreur". Und als die Gefahr am größten wurde — August und September 1793 —, zumal als Paris am meisten darunter litt, wurde jene Suspension die weitestgehende. Frankreich war von fremden Heeren überschwemmt, im Norden, im Elsaß und in den Pyrenäen. Die Stadt Dijon hatte sich empört, Toulon überlieferte sich den Engländern; der Aufstände in der Vendée begann man eben erst Herr zu werden. Eine Deputation aus der Stadt Paris kam am 5. September 1793 in den Nationalkonvent, um ihm zu sagen: „Gesetzgeber, setzet den Schrecken auf die Tagesordnung!" Und Barère, im Namen des Wohlfahrtsausschusses redend, nahm in derselben Sitzung dieses Wort auf. Im August und September 1793 hatten die Pariser Furcht vor Hungersnot; sie schrieben diese den inneren und äußeren Feinden zu. Als Mittel dagegen forderten sie die Terreur. Die Regierung nahm eine terroristische „Etikette" an, um die Pariser zu beruhigen, um sich in Paris zu behaupten, um einer Emeute vorzubeugen. Tatsächlich suchte sie eine humane und gemäßigte Politik vorwalten zu lassen, trotz mancher gewalttätigen Ausdrücke. Sie bewilligte der Kommune Paris die Schaffung einer revolutionären Armee, die durch Gewalt die Versorgung der Stadt mit Nahrungsmitteln sicherstellen sollte. In Wirklichkeit versorgte sie selber Paris durch friedliche Mittel, und als die Situation sich gebessert hatte, unterdrückte ein Dekret die revolutionäre Armee, die durch den unnützen Schrecken mehr geschadet als für ihren Zweck genutzt hatte. Schon fünf Tage früher hatte der Konvent beschlossen, statt des Schreckens die Gerechtigkeit und die Rechtschaffenheit auf die Tagesordnung

zu setzen, um Frankreich und Europa zu zeigen, daß er nur im Drange der Umstände Mittel angewendet hatte, die den Prinzipien der Revolution so zuwider waren.

Indessen waren seit dem 4. Dezember 1792 Gesetze erlassen, die im Sinne eines verschärften Belagerungszustandes die Todesstrafe auf den bloßen Vorschlag zur Wiederherstellung des Königtums, auf Anschläge wider die Integrität der französischen Republik, auf Projekte wider das Privateigentum setzten. Das letztere Gesetz (18. März 1793) leuchtet in das Labyrinth der damals aufgewühlten Gedankengänge, in die fehlerhaften Zirkel, in die sie sich verwirren, und in die Todesstrafen, in die der eine Schreckensmann den andern verwickelt. Hatte doch Robespierre in denselben Tagen das Recht auf Arbeit gefordert, hatte doch der Konvent die Progressivsteuer beschlossen, die man seitdem, und zumal in der Gestalt der Schreckenszeit, so oft als einen Angriff auf das Eigentum betrachtet hat. Man kannte das Wort „Sozialismus" damals noch nicht (es ist erst vierzig Jahre später entstanden), aber man leitete die Verfolgung sozialistischer Maßregeln durch das Gesetz vom 18. März 1793 ein, mit allen Unklarheiten, die seitdem ein ganzes Jahrhundert erlebt hat, und setzte die Todesstrafe auf bloße Vorschläge zu solchen Maßregeln.

Der Schreckenszeit vorauf geht die Entwicklung vom Königtum zur Republik. Das französische Volk und zumal das Pariser Volk sei royalistisch gewesen, und es habe nur von Ludwig XVI. abgehangen, ein König seines Volkes zu sein, freilich im Sinne der neuen Verhältnisse. Die konstitutionellen Schranken von 1789 seien für die königliche Gewalt nicht hemmender gewesen als die alten Hindernisse des „ancien régime" und die Privilegien der Noblesse. Erst die Flucht nach Varennes zerstörte das Vertrauensverhältnis zwischen Königtum und Volk. Erst jetzt wankte der Thron, und erst jetzt verbreitete sich die Überzeugung von der Notwendigkeit der Republik. Die Enthüllungen über die Verschwörung des Königs mit den ausländischen Mächten, die Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit den Emigrierten und den Höfen, der Hochverrat an der eigenen Nation, der die feindlichen Armeen nach Frankreich hineinführte — das gab dem Königtum den Rest.

Aulard erkennt bei dieser Darlegung an, daß der König beeinflußt worden sei durch seine Familie und zumal durch die Geistlichkeit, der ihn sein strenger Kirchenglaube gefügig machte. Selbst ohne diese Einflüsse wird es ein nicht leicht zu lösendes Problem bleiben, ob es möglich war, daß dieser König sich in einen konstitutionellen Monarchen nach den Forderungen der konstituierenden Versammlung von 1789 verwandelte, daß er vertrauensvoll sein Haupt in den Schoß des Pariser Volkes legte, daß er alle die Demütigungen seit dem Sommer 1789 geduldig und ohne bitteren Nachgeschmack hinnahm, statt — wie er und wie in ähnlichem Falle vor und nach ihm so manche andre taten — nach den Kränkungen des überkommenen Gottesgnadentums zornig emporzuschnellen und nach den Hilfsmitteln zu greifen, die ihn sicherstellen sollten gegen Wiederholung ähnlicher Unbill. Ob es nach den Erlebnissen seit 1789 dem Bewußtsein des Königs nicht allmählich nahetreten mußte, daß er mitsamt den Seinigen sich auf einer abschüssigen Ebene befände, und ob die

Flucht aus Frankreich nicht in erster Reihe dazu bestimmt war, das Leben in Sicherheit zu bringen, das später nicht mehr gerettet werden konnte.

Hier treffen wir auf einen jener Grenzpunkte, an denen die „Objektivität" des Geschichtschreibers aufhört, wo es nicht mehr genügt, „die Tatsachen reden zu lassen".

Die ärgsten Ausschreitungen der Schreckenszeit deckt übrigens Aulard nicht durch die Flagge der nationalen Verteidigung, deren er sich so oft bedient. Er erkennt an, daß Robespierre sie als Vorwand mißbrauchte, um seine persönlichen Gegner als Royalisten, als Hochverräter hinrichten zu lassen — zu einem Zeitpunkt, da die nationale Verteidigung bereits gesichert war. Durch Robespierres furchtbares Gesetz vom 22. Prairial, das dem Angeklagten jedes Rechtsmittel nahm, wurden in 49 Tagen 1376 Unglückliche hingeschlachtet, nachdem vorher in 13 Monaten 1220 gefallen waren. „Eine Metzelei von Schuldigen und Unschuldigen, würdig des ancien régime, würdig der Inquisition."

Zu einem, bei ihm seltenen Pathos erhebt Aulard sich da, wo er die Girondisten und deren Gemeinschaft in schönen Worten feiert, die vor allem ihrer Führerin, der Madame Roland, geweiht sind. „Am Ende ihrer Laufbahn, in den verzweifelten Augenblicken ihres Kampfes gegen die Bergpartei, als nichts mehr für sie übrig war, außer zu sterben, da schlossen sie sich desto fester um diejenige zusammen, die niemals zitterte, die das Haupt erfüllt von Plutarch und Rousseau sie lächeln machte im Angesicht des Todes, deren Andenken in den letzten Stunden eine Religion für sie wurde, die sie vereinte." Dieser Einfluß einer Frau sei es gewesen, der die Girondisten empfindlicher machte gegen die Berührung mit den Volksmassen, aristokratischer in ihren Manieren trotz der Demokratie ihrer Ideen, aristokratischer als die Montagnards, denen es dadurch leicht wurde, sie als Feinde des Volkes darzustellen. Jene Manieren haben die Girondisten allerdings nicht abgehalten, die Guillotine arbeiten zu lassen. Vielleicht waren sie die ersten, die die Todesstrafe für politische Vergehen forderten. Und in der Entschuldigung der Pariser September-Morde gab es zuerst Übereinstimmung mit der Bergpartei; erst später warfen sie diese den Gegnern vor.

V.

Die Demokratie entwickelt sich zu ihrer Spitze im Verlaufe von vier Jahren. Hier stehen die drei Häupter des Berges: Danton, Marat, Robespierre. Der letztere, angebetet von den kleinen Leuten, wenn sie ihn sagen hörten, der Reiche sei lasterhaft, das Volk allein sei tugendhaft, mit mehr als 3000 Franken Rente könne man nicht rechtschaffen sein. Condorcet meinte, das Volk sei gut, aber es müsse erst erzogen werden; Marat behandelte das Volk als ein Kind; Robespierre hielt das Volk für mündig, vernünftig, tugendhaft. Alle Vernunft, alle Tugend ruhe in dem Volke, sagte er. Er proklamierte den Grundsatz im Jakobinerklub wie im Nationalkonvent: das Volk hat niemals unrecht. Alle Politik geht darauf aus, die Herrschaft der Tugend herzustellen, das Laster zu vernichten. Es gibt nur zwei Parteien:

die guten und die schlechten Bürger. Wir sind die guten Bürger und müssen diejenigen vernichten, die nicht so denken wie wir. Wer ist das „Wir"? Es ist am Ende das „Ich" eines tollen Despoten. Und so vollendet sich in wenigen Jahren der Kreislauf vom Gottesgnadentum zu seinem Gegenstück. Die Demokratie erzeugt aus ihrem Schoße ihre eigene Selbstvernichtung. Das ist das ewig lehrreiche Experiment der Revolution.

Die Revolution, sagt Aulard, besteht in der Erklärung der Menschenrechte von 1789 und 1793. Sie ist ein politisches und soziales Ideal, das die Franzosen versucht haben, teilweise zu verwirklichen. Teilweise! Ein erster Teil fällt in jene vier Jahre, ein zweiter Teil, mit einiger Ernüchterung begonnen, verläuft langsamer und endet abermals mit einer Despotie; mit der Despotie eines überlegenen Geistes, die im Innern von Frankreich und weit darüber hinaus die Forderungen der Revolution durchsetzt, nur die Hauptforderung nicht — die Demokratie, die allgemeine Teilnahme des Volkes am Staate, die Volkssouveränität im wahren Sinne. So sei es gekommen, meint Aulard, weil das französische Volk nicht hinreichend unterrichtet war, seine Souveränität auszuüben. Das Volk zu unterrichten, das sei das wahre politische und soziale Programm der Republikaner gewesen. Bonaparte hatte das entgegengesetzte Programm: das Volk sollte sich nicht unterrichten, sollte nicht diskutieren. Die Frage ist die, wie lange der Unterricht des Volkes dauern muß. Im Grunde ist es die verschiedene Ansicht über diese Länge, die die Idealisten der Demokratie von denen scheidet, die anders denken.

Als die Mächte des Auslandes Napoleon überwältigt hatten, da war es zweifelhaft, was alles das Schicksal dieser Niederlage teilte. Die Revolution — Frankreich — die Weltherrschaft — die neue Gesellschaft? Aber wenn für Frankreich und die übrige Welt ein ansehnliches Stück der Ideen von 1789 aus der Niederlage gerettet wurde: der Unterricht des Volkes im Gebrauche der neuen Freiheit, in Frankreich wie in andern Ländern, sollte erst recht beginnen, und ist heute noch keineswegs beendigt.

Was bedeutet aber die neue Freiheit, die mit den Ideen von 1789 den Völkern gekommen ist? In der Unklarheit dieses vielerlei sagenden Wortes ist vieles enthalten von den Unsicherheiten und Schwierigkeiten der geschichtlichen Entwicklung. Freiheit der Person und des Eigentums auf der einen Seite — das was der Franzose die „liberté civile" nennt —; politische Freiheit, die Teilnahme an der staatlichen Herrschaft auf der andern Seite. Die beiden berühren sich, sie wachsen zum Teil aus derselben Wurzel, aber sie gehen leicht weit auseinander. Die Herrschaft Napoleons hat für die zivile Freiheit viel geleistet; sie hat die zweite erstickt. Und was helfen beide Arten von Freiheiten dem Mann, der den Hunger nicht stillen kann? Da sehen wir die Freiheit sich ihren Weg brechen in die wirtschaftlichen Lebensbedingungen hinein. Die „zivile Freiheit" ist zunächst eine bloß negative; durch den menschlichen Verkehr muß sie eine positive werden. Als positive Freiheit legt sie die Fragen vor nach den Grenzen für den Spielraum der Freiheit aller einzelnen miteinander, und die Antworten auf diese Fragen befinden sich alsbald auf dem Wege, an dem der Wegweiser aufgerichtet steht mit den Worten

„Zum Sozialismus". Wie aus innerster Notwendigkeit ist auf dem Höhepunkte der französischen Revolution das Experiment desselben auf eine Mannigfaltigkeit von sozialistischen Dekreten ausgedehnt worden — in der Gesetzgebung des Konvents wie in den Verfügungen der Stadt Paris und in den Kommunen der Provinzen. Daß es in naiver Unklarheit geschah, im Widerspruch zu eben erlassenen andern Gesetzen, ist desto lehrreicher. Man drehte sich im Zirkel und merkte es nicht. Die individuelle Freiheit schlägt in den Sozialismus um, wie die politische Freiheit in die Despotie.

Die Progressivsteuer des Jahres 1793 hat mit ihren extremen Forderungen an die Reichen für ein Jahrhundert das bloße Wort in Verruf gebracht. Es hat der ernsten Arbeit der deutschen Wissenschaft bedurft, es wieder zu Ehren zu bringen. Ein verhältnismäßig bescheidenes, aber bemerkenswertes Beispiel war die Vorschrift der Pariser Kommune an die Bäckermeister, fürderhin nicht mehr zweierlei Brot zu backen für die Armen und für die Reichen. Weit tiefer griff die Empfehlung des Wohlfahrtsausschusses an die lokalen Verwaltungen, das Gesetz vom 13. September 1793 so anzuwenden, „daß niemand ein Fremder sein dürfe im Lande seiner Geburt, daher ein Stück des Bodens sein eigen nennen müsse".

VI.

Der letzte Teil von Aulards Werke ist Bonaparte gewidmet. Der Staatsstreich des 18. Brumaire, durch den er die Republik konfiszierte, die Revolution zum Stillstand brachte, ist — nach Aulard — die mittelbare und entfernte, aber sichtbare Konsequenz des Beschlusses vom 20. April 1792, demzufolge die gesetzgebende Versammlung dem „Könige von Böhmen und Ungarn" den Krieg erklärt hat. Seitdem habe Frankreich niemals aufgehört, im Kriegszustande zu sein. Trotz so vieler glänzender, militärischer und diplomatischer Erfolge wurde es ihm nicht möglich, einen allgemeinen Frieden zu erreichen. Frankreich hörte nicht auf, ein mächtiges Kriegslager zu bilden, in dem ein Regime der militärischen Disziplin sich verband mit einer konstitutionellen Regierung, in Proportionen, die je nach den Schwankungen des Kriegsglückes wechselten. Um eine Herrschaft zu organisieren, die stark genug war, Europa und die Widerstände der Vergangenheit zu besiegen, mußte man an die nationale Souveränität appellieren, um deren Ausübung dann wieder aufzuheben. So bildeten sich politische Sitten unter dem Namen des Patriotismus, die einem ehrgeizigen General erlaubten, sich zum Diktator zu machen. Der Patriotismus war allmählich entartet. Man hatte sich geschlagen, um Frankreich unabhängig und frei zu machen, um mit den Völkern des Auslandes zu fraternisieren, sie aus der Knechtschaft zu erlösen. Die Siege brachten Frankreich die Unabhängigkeit, aber auch die Eroberungen. Die Nation vergaß die Versprechungen der Uneigennützigkeit, sie wollte das behalten, um sich zu vergrößern, was sie gewonnen hatte, um sich zu verteidigen. Zur Zeit der ersten Siege Bonapartes nennt sie sich bereits die „große Nation", und diese Größe besteht darin, daß sie, zu den Idealen des ancien régime zurückkehrend, die Politik des Interesses und der Gloire an die Stelle der Ideale von 1789 setzt. Der

Patriotismus, anfangs humanitär, ist selbstsüchtig geworden. Er ist zum Militarismus geworden. So war die „große Nation" vorbereitet, das Opfer der Freiheit zu bringen für einen Feldherrn, der sie zum Siege führte.

Seitdem man erobert statt sich zu verteidigen, liebt die Armee wie die Nation die Eroberung, zuerst um des Ruhmes, dann um der Beute willen. Die Generale Hoche, Kleber, Marceau hatten sich bemüht, hiergegen zu reagieren. Aber Bonaparte hat diese Instinkte angestachelt; er hat der Armee in Italien dieses zur eigentlichen Aufgabe gestellt. So geht das einstmalige Ideal des Soldaten der Republik verloren. Erobern, Gewinnen, Plündern tritt an dessen Stelle. Die Siege, zu denen sie das Genie ihrer Feldherren führt, wecken in der Armee Gefühle, die sie allmählich in Prätorianer verwandeln. Darin lag der feste Punkt für die Herrschaft Bonapartes. Sie dauerte so lange, als Eroberung, Ruhm und Beute dauerten. Als es damit zu Ende war, mußte er weichen, gleich jenen kleinen Despoten von 1793, die so viele Tage geherrscht hatten als er Jahre, die keine so handgreiflichen Gegengaben geleistet hatten für die flüchtige Volksgunst.

Der Rest der Demokratie ist unter Bonaparte zur Karikatur zusammengeschrumpft. Bei der Volksabstimmung von 1800 über die Lebenslänglichkeit des Konsulats redet ein General seine Soldaten mit den folgenden Worten an: „Kameraden, es handelt sich darum, den General Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit zu machen. Die Meinungen sind frei; indessen muß ich euch eröffnen, daß ich den ersten unter euch, der dagegen stimmt, im Angesichte des Regiments erschießen lasse."

Auf mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Ja gab es etliche tausend Nein (1800 : 8374; 1804 : 2569); denn die Stimmenabgabe war öffentlich.

M.

Scheffel und Eggers; eine Dichterfreundschaft.

Mit bisher ungedruckten Briefen Scheffels und seiner Mutter an Eggers.

Von

Johannes Proelß.

Nicht sogleich nach dem Erscheinen von Scheffels Säkkinger Trompeterlang und des die Landschaft am Bodensee in ewig frischer Pracht spiegelnden „Ekkehard“ hat der Dichter daheim in Baden die außerordentliche Beliebtheit gewonnen, für die zu seinem fünfzigsten Geburtstag im Jahre 1876 Ferdinand Freiligrath kurz vor seinem Heimgang so schöne Worte herzlicher Zustimmung fand:

Er ward, von Apollos Gnaden,
Ein Fürst von Hohentwiel,
Und heut bekränzt ihm Baden
Sein herrlich Saitenspiel.

Die ganz einzige Berühmtheit, die im letzten Jahrzehnt seines Lebens der Sänger des „Gaudeamus“ in seinem Tuskulum zu Radolfzell genießen durfte, verdankte er, nächst der bezaubernden Liebenswürdigkeit seines echt süddeutschen lebensfrohen Humors und der ergreifenden Naturandacht seiner Wald- und Bergpsalmen, derselben Wechselwirkung sympathischer Beziehungen zwischen Süd und Nord im deutschen Vaterlande, aus der seine ganz persönliche und doch so urdeutsche Poesie die stärksten Anregungen und kraftvollsten Motive schöpfte. Erst nach Veröffentlichung des Buches „Frau Aventiure“, dessen 1863 dem „Burgherrn der Wartburg“ Carl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmete Lieder vom Ruhm des Thüringer und des Frankenlands, der „Ostmark“ an der Donau und am Traunsee widerhallten, sah sich Scheffel in seiner Vaterstadt Karlsruhe als Dichter gefeiert.

Wie die ihm eigene großdeutsche Gesinnung schon in seinen Eltern lebendig war, wie sein Vater, der Major und Oberbaurat Scheffel, sich mit ganz besonderem Stolze als Veteran der deutschen Freiheitskriege fühlte, wie die Mutter diesen Stolz geteilt und wiederholt als patriotische Dichterin die Er-

innerung an die Kämpfe von 1813 und 1815 mit Prophetien deutscher Einheit und Freiheit verknüpft hat, das habe ich erst neuerdings in der „Biographischen Einleitung" zu Scheffels Gesammelten Werken noch bestimmter als früher darlegen können. Mit einer Fülle von Einzelzügen ward unser Wissen von Scheffels Entwicklung zum Dichter gleichfalls erst kürzlich durch die Publikation seiner Briefe an den inniggeliebten „Bundesbruder", den Juristen Karl Schwanitz aus Eisenach, bereichert, und es hat sich dabei herausgestellt, daß von den gemeinsamen Universitätsfreunden dieser zwei Reformburschenschafter, die zu Heidelberg im Wintersemester 1844/45 die goldblaugoldne Alemannenmütze trugen, eine ganze Reihe Norddeutscher dem Studiosus juris Joseph Scheffel innig befreundet war. In dem Briefband sind auch die ersten seiner Wanderlieder erstmals neu abgedruckt, die als „Lieder eines fahrenden Schülers", teils mit „J. S." unterzeichnet, teils anonym, zuerst im Jahrgange 1847 der damals erst kurz bestehenden Münchner „Fliegenden Blätter" erschienen und Eindrücke schilderten, die der Jüngling im Herbst 1846 nach dem Abschluß seines Berliner Studienjahres beim einsamen Durchwandern von norddeutscher Landschaft, der Insel Rügen, des Harzes, des Thüringer Waldes empfangen hatte. Wie sein Humor, seine Vorliebe für das Kraftvolle und Naturwüchsige im altdeutschen, im alemannischen Wesen, wie die patriotische Tendenz der „Hunnen"-Kapitel im „Ekkehard" von den Erlebnissen beeinflußt wurden, die ihn als Studenten in Heidelberg zum begeisterten Anhänger der „deutschen Bewegung", im Jahre 1848 zum Sekretär ihres Führers Karl Welcker in der Parlamentsstadt Frankfurt a. M., als badischen Rechtspraktikanten aber dann in der Waldstadt Säkkingen zum „stillen Mann" gemacht hatten, das geht aus den Jugendbriefen an Schwanitz noch deutlicher hervor, als ich es früher nach den mir vom alten Schwanitz reichlich mitgeteilten Stellen aus jenen Briefen bereits habe darlegen können.

Den schönsten Beweis jenes Zusammenhangs von Scheffels Dichtung mit dem Prozeß der „geistigen Main-Überbrückung", den selbst der 1866er Krieg nicht aufhalten konnte, liefern aber doch die Prachtausgaben der Werke des Dichters, für die der norddeutsche Maler Anton von Werner die so überaus kongenial empfundenen Illustrationen schuf. Empfehlungen einer aus Schleswig stammenden Dame, mit der sich Scheffel 1848 in Frankfurt a. M. befreundet, als er mit Welcker aus Lauenburg dorthin zurückgekehrt war, hatten 1862 die Annäherung des jungen Künstlers aus der Mark Brandenburg, der in Karlsruhe Schrödters Unterricht suchte, an Scheffel bewirkt. Als der Dichter im Sommer 1866 das Vorwort zu dem von Werner illustrierten „Juniperus" schrieb, hat er seinem liebevollen Verhältnis zu Norddeutschland feierlich Ausdruck gegeben.

„Möge die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers," schrieb er, „unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit; möge sie, nachdem mitten in Tagen der Kriegsbedrängnis ein Schienenweg des Friedens vollendet worden und des Dampfrosses Schnauben nunmehr das hegauische Wiesengelände entlang bis zum Gipfel des Neuenhewen hinaufschrillt, manch einen Leser veranlassen, sich der eigenartigen Schönheit jener Höhen und Täler zu erfreuen; — möge sie zugleich Zeugnis ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts

wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst."

Wie diese „gute Kameradschaft" auch fortbestanden hat, als Anton von Werner 1871 in Berlin mit schlichter Treue die gewaltigen Ereignisse darzustellen begann, deren Zeuge er in Frankreich während des Krieges gewesen war, und die Illustrierung des „Ekkehard" darüber zurückstehen mußte, wie Werners Kunst dann zur Vermittlerin wurde des schönen Erfolgs, den Scheffels Dichtung nun auch im Kaiserschloß zu Berlin wie beim „eisernen Kanzler" des neuen Deutschen Reiches fand, das haben uns Scheffels Briefe an Werner, soweit sie dieser nach dessen Tod veröffentlicht hat, aufs ansprechendste erläutert.

Völlig unbekannt ist dagegen bis in unsre Tage geblieben, in welchem Grade ein andrer Norddeutscher unter Scheffels Freunden auf dessen früheste Entwicklung zum Dichter in künstlerischer Beziehung einen so bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat, daß dessen Dankbarkeit dafür einmal das Bekenntnis fand, ohne ihn wäre er kaum jemals ein Dichter geworden!

Einem Landsmann Fritz Reuters, dem Rostocker Friedrich Eggers, gebührt dieser Ruhm, einem Mann von der Ostsee, dessen späteres Wirken als Redakteur des „Deutschen Kunstblattes", als Mitherausgeber des „Tunnel"-Albums „Argo", als Biograph Schinkels, Gottfried Schadows und Christian Rauchs, als Professor der Kunstgeschichte, als patriotischer Festdichter des Jahres 1871, als Kunstreferent im preußischen Kultusministerium — so eng mit dem Boden Berlins verwachsen erscheint, daß seine Herkunft aus Mecklenburg von uns Nachlebenden leicht zu vergessen wäre, hätte er als lyrischer Dichter nicht auch in seiner Rostocker plattdeutschen Mundart im Wetteifer mit seinem Bruder Karl Eggers Hervorragendes geleistet.

Auf die Jugendfreundschaft Scheffels mit Friedrich Eggers habe ich kurz schon in meinem Buch „Scheffels Leben und Dichten," das ein Jahr nach Scheffels Tode (1887) erschien, hinweisen können. Dort ist auch zitiert, was Scheffel nach dem am 11. August 1872 in Berlin erfolgten Hinscheiden dieses Freundes an Anton von Werner schrieb: „Es ist mir, als wäre ein Stück von mir selber begraben, denn wir haben unsre Studienjahre in idealer Liebe zur Kunst und idealer persönlicher Freundschaft verlebt und in München wie Berlin uns Stoffe und Gedanken gesammelt, die weit in das spätere Leben hineinreichten."

Von den Dokumenten dieser Freundschaft ist nach Scheffels Tod aber nichts an die Öffentlichkeit getreten. Seine Briefe an Friedrich Eggers schienen der Welt vorenthalten werden zu sollen. Daß dieser selbst sie mit großer Pietät bis ans Lebensende verwahrt habe, ließ sich dann aus einer Bemerkung in Heinrich Seidels 1894 erschienenen Jugenderinnerungen „Von Perlin nach Berlin" schließen.

Seidel erzählt dort im Schlußkapitel, wie er, der auch aus Mecklenburg gebürtige Pastorssohn, in Berlin seit Herbst 1866 als Student der Gewerbeakademie von den kunstgeschichtlichen Vorträgen, die Professor Eggers dort

hielt, mächtig angezogen wurde. Bald gehörte er zu dem engeren Kreis von jüngeren Freunden, die Eggers so gern des Abends in seiner idyllisch gelegenen Junggesellenwohnung in einem Hinterhause der jetzigen Königgrätzer Straße um sich versammelte.

„Durch ihn," so hat der gemütvolle Autor der ‚Leberecht Hühnchen'-Geschichten erzählt, „wurde der junge, obskure Student der Gewerbeakademie und spätere Fabriktechniker in Kreise eingeführt, die ihm sonst wohl verschlossen geblieben wären, durch ihn lernte ich seinen in Berlin lebenden Bruder, den Rostocker Senator a. D. Dr. Karl Eggers kennen, der mir, dem gänzlich unbekannten Poeten, den Verlag meiner fünf ersten kleinen Bücher vermittelte, in dessen Familie ich meine zukünftige Frau kennen lernte, und in dessen freundlichem Hause auf dem Karlsbade 11 ich fünfzehn Jahre gewohnt habe. Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde hatte wie Friedrich Eggers. Und darunter waren viele mit Namen von hohem Klange. Ich will nur von den Poeten einige herausgreifen, wie z. B. Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyse, Roquette, Fontane und Scheffel. Mit dem letzten, der ihm von der Studienzeit her befreundet war, stand er noch immer im Briefwechsel. An jedem 29. Februar setzten sich beide hin und schrieben einander über die Ereignisse der letzten vier Jahre."

Diese Angabe ist nun allerdings ungenau. In der Tat hatten am 29. Februar 1844 die beiden Freunde als Münchner Studenten mit noch zwei Freunden ausgemacht, daß sie einander an jedem künftigen Schalttag, den sie erleben würden, schreiben wollten. Man hat aber das Vorhaben nicht durchgeführt und die 52 bekenntnisreichen Briefe von Scheffel an Friedrich Eggers, die sich in dessen Nachlasse vorfanden, verteilen sich auf den Zeitraum von 1844—1871 so, daß fast kein Jahr eine Lücke aufweist.

An den nun leider auch schon „zu den Toten entbotenen" Verfasser der eben zitierten Zeilen, Heinrich Seidel, wandte ich mich vor geraumer Zeit mit der Bitte, mir über den Verbleib des für mich als Biographen Scheffels jedenfalls überaus kostbaren Briefschatzes Auskunft zu geben, und von ihm wurde ich an Frau Senator Margarethe Eggers in Rostock verwiesen, die, eine Tochter von Robert Eggers, einem jüngeren Bruder von Friedrich und Karl, seit 1886 die Gemahlin des letzteren war. Der frühere Rostocker Senator Karl Eggers, gleich seinem Bruder Friedrich poetisch begabt, hat sich nach dem Tode des letzteren um seinen literarischen Nachlaß außerordentlich verdient gemacht; er hat die von Friedrich begonnene große Biographie Christian Rauchs fortgesetzt und bis zum Jahre 1891 vollendet; 1874 die hochdeutschen „Gedichte von Friedrich Eggers" herausgegeben, und 1875 unter dem Titel „Tremsen" (d. h. Kornblumen) dessen plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart mit seinen eigenen vereinigt. Fünf Jahre vor seinem Tod, 1895, war er wieder nach Rostock gezogen. Seine Witwe ist die treue Hüterin des Briefschatzes, auf den ich fahndete; ihr ist es zu danken, daß ich von diesen Briefen Scheffels für die „Biographische Einleitung" zu der jetzt zum Abschluß gelangten ersten Gesamtausgabe seiner Werke erheblichen Nutzen ziehen konnte und nunmehr darangehen darf, diejenigen von ihnen, die literarhistorische und biographische Bedeutung haben, in der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen.

Vor allem die Jugendbriefe Scheffels, die er als Student, als Rechtskandidat und Rechtspraktikant bis zum Aufbruch nach Italien (1844—1852) an seinen „treuen Mentor" Eggers schrieb, sind Konfessionen einer so hingebenden Freundschaft, offenbaren so naiv und frisch alle edlen und markanten Eigenschaften von Scheffels ursprünglichem Wesen, daß es eine Freude ist, sie zu lesen. Sie bestätigen in anziehendster Form, was kurz nach Scheffels Tod im Jubiläumsjahr der Universität Heidelberg (1886) sein einstiger Heidelberger Mitalemanne, der berühmte Mediziner Professor Adolf Kußmaul mir über das Wesen des jugendlichen Joseph Scheffel geschrieben hat:

„Der einst so viel beneidete, mit den schönsten Gaben des Herzens und Geistes ausgestattete und inmitten äußerer Glücksgüter aufgewachsene Knabe, der in Heiterkeit strahlende, liebenswürdige Student, vielleicht der liebenswürdigste, den die ehrwürdige Heidelberger Lehrmutter in den 500 Jahren ihres Bestehens ans Herz gedrückt hat, er ist mit allen Ruhmeskränzen, welche seine Schläfe schmückten, ein unglücklicher, tief beklagenswerter Mann geworden . . . Die Keime des Unheils aber, das am Marke Scheffels zehrte, waren schon bei der Geburt in ihn gelegt worden, Krankheit und Unglück suchten ihn schon im ersten Mannesalter heim und hatten nichts mit Bier und Wein zu thun."

Nicht in Alt-Heidelberg, der feinen, sondern schon in München hat sich der Freundschaftsbund Scheffels mit Eggers geknüpft, und nicht politische Verbindungsideale, sondern die gemeinsame Liebe zur Kunst führte beide zusammen.

Eggers hatte einen schweren Kampf um das Ziel, die Kunst alter und neuer Zeit zu seinem Studium und dies Studium zu seinem Berufe zu machen, hinter sich, als er im Herbst 1843 nach München kam. Das Recht, überhaupt studieren zu dürfen, hatte er sich durch eine vierjährige kaufmännische Lehrzeit verdienen müssen. Er war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Rostock, des Christian Friedrich Eggers, der in der altberühmten Hansestadt der Ostsee einen Handel mit schwedischem Bau- und Möbelmaterial betrieb und sich 1825 durch die Gründung der Rostocker Sparkasse ein besonderes Verdienst erworben hat. Der rüstige Mann, der bis 1858 gelebt hat, hatte eine einfache, doch geistig wie gemütlich sehr hochstehende Frau vom Lande geheiratet; beiden wuchsen bereits sieben Söhne und eine Tochter heran, als 1835 für den zweiten Sohn Friedrich — er war am 27. November 1819 geboren — die väterliche Autorität die Berufswahl entschied. Der reichbegabte Realschüler wurde Lehrling in einer Rostocker Eisenwarenhandlung. Aber schon während der Lehrzeit regte sich in dem Knaben das poetische Talent und noch vor Abschluß derselben konnte er kleine Dichtungen von sich in der Hamburger Frauenzeitung „Iduna", die auch Hebbels Erstlinge brachte, gedruckt sehen. Mit großem Eifer vervollkommnete er sich in der Lehrzeit im Englischen und im Französischen und begann Italienisch zu treiben. Um nach der Lehrzeit nachträglich noch das Abiturium am Rostocker Gymnasium zu machen, trieb er mit Unterstützung seines Freundes Heinrich Pries, der später sein Schwager und in Rostock Landsyndikus wurde, Latein und Griechisch. Im Jahre 1841 bestand er das Examen, und konnte die Universität Rostock beziehen. Sein Hauptlehrer wurde hier Professor Christian Wilbrandt, der

Vater des Dichters Adolf Wilbrandt; durch dessen Kolleg „Philosophie der Kunst" wurde er für die Ästhetik begeistert. Christian Wilbrandt las auch über Geschichte der Philosophie, über das Drama der Griechen, deutsche Nationalliteratur, wobei die alt- und mittelhochdeutsche Dichtung starke Berücksichtigung fand, sowie über Shakespeare. In seinem kurz vorher gegründeten „philosophisch-ästhetischen Seminar" hat Eggers seine später so erfolgreiche Vortragskunst zuerst ausgebildet. Rostock besitzt in schönen alten Kirchen, dem gotischen Rathaus usw., gar manches Bauwerk, das gewiß früh schon des Jünglings Kunstsinn anregen mußte; der Ruhm, den sich sein Landsmann und Namensvetter, der Maler Johann Karl Eggers, geboren um 1790 in Neustrelitz, als Wiedererfinder der älteren Fresko-Technik und als Genosse der um 1840 hochberühmten deutsch-römischen Romantiker, der Peter Cornelius, Overbeck, Veit, erwarb, wird nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Daß der größte volkstümliche Held der deutschen Befreiungskriege, Blücher, aus Rostock stammte, wo Schadow ihm schon 1819 ein Denkmal setzen konnte, muß dazu beigetragen haben, sein Kunstinteresse mit patriotischer Tendenz zu beseelen. 1842—1843 betrieb der eifrige Student in Leipzig, vornehmlich unter Wachsmuth, historische Studien.

Als er im Herbst 1843 nach München zog, hatte er die Kunstgeschichte zu seiner Spezialwissenschaft gemacht. Aber nicht nur die Autorität des berühmten Hellenisten Friedrich Thiersch zog ihn an die Isar, sondern auch München selbst, das König Ludwig I. zur deutschen Kunststadt ersten Ranges erhoben hatte. Er war nun schon ein junger Mann von nahezu 24 Jahren und ziemlich ausgeprägtem Charakter. Im Kampf mit so mancherlei Hemmungen und Entbehrungen war sein Idealismus zu einer energischen sittlichen Kraft gereift, die sich auch in seiner Erscheinung, seinem Antlitz ausprägte, dessen blaue Augen scharf und klar unter der hochgewölbten Stirn vorblickten, während um den Mund ein Zug von Gefühlsweichheit spielte. Man hat später Eggers wegen seines wohlgepflegten braunen Gelocks und schönen Vollbartes mit der traditionellen Bühnenerscheinung Egmont von Goethes verglichen; danach können wir uns vorstellen, wie er als Münchner Student etwa aussah, als er den erst 18 Jahre alten Scheffel kennen lernte.

Von Scheffels damaligem Aussehen hat der Karlsruher Maler Wilhelm Klose, der in Karlsruhe als sein Spielkamerad aufwuchs, folgende Beschreibung gegeben. Er trug langes, hellblondes Haar und hatte ein schmales, feingeschnittenes Gesicht, ja im ganzen Aussehen etwas Mädchenhaftes. Die gute alte Großmutter Krederer aus dem schwäbischen Schwarzwald, die bis zu ihrem Tode (1851) dem vielbewegten Hauswesen des Oberbaurats Scheffel als die eigentliche Hausfrau den nie versagenden Rückhalt bot, die genialveranlagte Mutter, die ihren Salon zum beliebtesten Stelldichein der Karlsruher Künstler gemacht hatte, und die zu jeder häuslichen Kunst veranlagte holde Schwester Marie hatten miteinander gewetteifert, den fleißigen sinnigen Joseph zu verhätscheln, wogegen die Strenge des auf militärische Ordnung haltenden Vaters wenig auszurichten vermochte. Manche Neckerei der Mitschüler mag dazu beigetragen haben, in dem ehrgeizigen, kräftigen Knaben als

Grundzug den Trieb zu entwickeln, recht männlich und tapfer zu empfinden und aufzutreten. Und wie sehr er trotz seiner Jugend geistig vorbereitet war, mit einem beinahe fertigen, lerneifrigen Studenten wie Eggers in ein enges Freundschaftsverhältnis zu treten, das erweisen die folgenden Daten. Als Primus omnium hatte er das Karlsruher „Lyzeum", das seine vorzügliche Organisation dem 1826 verstorbenen Dichter und Schulmann Johann Peter Hebel verdankte, unter mancherlei Ehren verlassen. Er hatte vorher eine Preisaufgabe als Bester gelöst; das Thema Enaratio sexti Iliadis libri hatte Professor Süpfle gestellt. Auch die öffentliche Abschiedsrede in der Aula des Lyzeums war ihm zugefallen; sie behandelte den von ihm selbst gewählten Spruch Theodor Körners:

Ist die Stunde genaht zum ernstlichen Eintritt ins Leben,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage dich kühn in den Streit.

Leidenschaftliche Liebe zur Kunst erfüllte auch ihn; er wäre am liebsten Maler geworden: schon hatte er an schönen Ferientagen öfter das Glück gekostet, vom Skizzenbuch begleitet, in die Weite zu ziehen und in historischer Landschaft dort zu rasten, wo sich dem Zeichenstift merkwürdige Erinnerungsstätten darboten. Das Talent zum Zeichnen hatte er vom Vater, dem Erbauer so mancher Straße und Brücke am badischen Ufer des Rheines, geerbt.

Über sein Skizzenbuch gebeugt, hat schon als Schüler der spätere Dichter des „Ekkehard" vor den Burgen und Schlössern, Abteien und Münstern der Rheinpfalz und des Schwarzwaldes zeichnend gesessen und dabei im Geiste die zerfallenden Räume mit Menschen der Vorzeit bevölkert — vermutlich auch die der alten, einst reichsunmittelbaren Benediktinerabtei Gengenbach im Kinzigtal, deren letzter Oberschaffner, d. h. Ökonomieverwalter, sein Großvater Magnus Scheffel gewesen war, und das alte „Freihaus" zu Oberndorf am jungen Neckar, das der Vater und der Großvater seiner Mutter als Bürgermeister bewohnt hatten. Die Vaterstadt Karlsruhe hatte seinem Kunstsinn wohl auch manche Anregung geboten; war doch zum Beispiel die dortige von ihm in der Knabenzeit fleißig besuchte katholische Kirche dem Pantheon Roms nachgebildet, und der Freund seiner Eltern, Baudirektor Heinrich Hübsch, brachte gerade damals in dem Neubau der „Kunsthalle" den von ihm so hochgeschätzten Rundbogenstil an der Stätte seines amtlichen Wirkens zu Ehren. Aber im ganzen war und blieb das damalige Karlsruhe als „ein Kind fürstlicher Laune und des Rokokogeschmacks" dem früh sich regenden eigenartigen Kunstsinn des Knaben unsympathisch, während die Kunstgespräche im Elternhaus, der Inhalt der Mappen mit Skizzen und Stichen, die der Galeriedirektor Frommel und Baudirektor Hübsch bisweilen zum Ansehen mitbrachten, den eifrigen Gymnasiasten mit dem höchsten Interesse für antike Tempeltrümmer, romanische Klosterhallen, gotische Dome und stolze Renaissancepaläste erfüllten. Der Maler Schwind, der eine Karlsruherin zur Frau hatte, gehörte zu den Freunden des Scheffelschen Hauses. Aber nicht, um des Sohnes Kunstinteresse zu befriedigen, wurde von Josephs Vater die Münchner Universität gewählt, auch nicht allein deshalb, weil der dort lehrende Pandektist Arndts sich eines ganz besonderen Rufes erfreute. Den

katholischen Religionsunterricht im Karlsruher Lyzeum hatte mit Joseph sein Klassengenosse Rudolf Braun, der Stiefsohn des damaligen bayrischen Gesandten in Karlsruhe, Freiherrn von Oberkamp, geteilt; auch Rudolf Braun, der spätere Münchner Domkapitular von Oberkamp, sollte Jura studieren, und die Stellung des Gesandten brachte es mit sich, daß er seinen Stiefsohn zu diesem Zwecke nach München schickte. An dieselben katholischen Professoren, an die der Freiherr von Oberkamp seinen Rudolf empfahl, bekam auch der Sohn des Oberbaurats Scheffel Empfehlungsschreiben. So kam Joseph zunächst in den Kreis der katholischen Professoren Görres, Phillips, von Moy und zu dem „feudalen" Tanzkurs im Salon der Witwe des Ministers von Wirschinger, in dem er einem Mitjuristen, dem Sohn des Oberappelationsrats von Eisenhart, näher trat, mit dem ihn später gleichfalls dauernde Freundschaft verband. Mit Eisenhart und Rudolf Braun besuchte er in München gewissenhaft verschiedene juristische Kollegien. Mächtiger aber zogen ihn die Vorlesungen Friedrich Thiersch's über Pindars Gesänge und die „Geschichte des Mittelalters" bei Professor Höfler an. Im folgenden Sommersemester hörte er bei Thiersch Ästhetik und neuere Kunstgeschichte. Da saß er nun tagtäglich neben Friedrich Eggers, mit dem er in diesem Semester auch die Wohnung teilte.

Über die Art, wie sich die beiden kennen lernten, hat sich in der jetzt weitverzweigten Eggersschen Familie in Rostock eine humoristische Überlieferung erhalten. Die zwei Studenten sollen in einem schauderhaften Regenwetter mit den aufgespannten Schirmen zusammengestoßen sein. Sie drehten sich im gerechten Ärger nacheinander um; ein Wortwechsel entstand, und jeder suchte den andern scheltend zu überbieten. Wahrscheinlich hat der Rostocker sein geliebtes Platt, der Karlsruher das vom Vater ererbte Alemannisch dabei zu Hilfe genommen. Es läßt sich diese Überlieferung ganz gut in Einklang bringen mit einer Stelle in dem Briefe Scheffels vom 5. Januar 1845, worin er aus Heidelberg an Eggers schrieb: „Ich würde gewiß keinen kräftigen Fluch in die Welt schicken, wie damals bei unsrer ersten Unterredung." Jedenfalls muß beiderseits ein gewisser Humor im Spiel gewesen sein, der trotz des Scheltens herzgewinnend wirkte. Und gerade für den Humor derb volkstümlicher Schimpfworte, wie sie in unsern deutschen Mundarten sich oft durch eine grandiose Bildlichkeit auszeichnen, waren Eggers wie Scheffel bis an ihr Lebensende ganz besonders empfänglich. Letzterer hat ja, nachdem er als Rechtspraktikant zu Säkkingen den „Chrüzdunnerwetter"-Flüchen der Hauensteiner Schwarzwaldbauern ihren komischen Reiz abgelauscht hatte, der Kunst des Fluchens auch poetische Wirkungen abgewonnen, die, wie Herrn Spazzos dröhnende Rechtsverwahrungen beim Reichenauer Abt und des Rodensteiners Verwünschungen der von ihm „veritrunkenen" Odenwalddörfer, in „feuchtfröhlichem" Krafthumor funkeln. Von Eggers, dessen ganzes Schaffen als lyrischer Poet wie als Kunsthistoriker den Falstaffhumor ausschloß, wird erzählt, daß er es vortrefflich verstand, auf die Tonart der verschiedensten Lebenskreise und Persönlichkeiten einzugehen. „Er konnte," sagt sein Neffe Robert Pries von ihm, „mit einer alten Marktfrau so behaglich sprechen,

daß sie ganz begeistert von ihm war, und mit gleicher Unbefangenheit und herzlicher Wärme redete er mit seinem Fürsten, den er 1870 wochenlang in Italien begleitete." — Adolf Wilbrandt hat in dem Roman „Fridolins heimliche Ehe" versucht, diesen Charakterzug des verstorbenen Freundes in der Figur des Professors Fridolin humoristisch auszugestalten.

Gelegenheit, sich näher kennen zu lernen, bot den zwei jungen Kunstenthusiasten nicht nur der gemeinsame Besuch von Friedrich Thierschs Vorlesungen, sondern auch der Umstand, daß beide sich in dessen gastliches Haus öfter eingeladen sahen. Auch in andren Gelehrtenfamilien trafen sie sich; so in der mit zwei munteren Töchtern gesegneten des Historikers v. Schlichtegroll, der in seiner Jugend mit dem Dichter Platen befreundet gewesen war und diesen Erinnerungen nach Platens Tod ein Buch gewidmet hatte. Mit dem schon genannten Rudolf Braun aus Karlsruhe und dem Philologen Franz Steingaß aus Frankfurt a. M. hatten sie einen Stammtisch. Zu festlicher Geselligkeit fanden sich die Vier gern beim „braven Herbergsvater Ott" in der Ottostraße zusammen, „so schier alleynig," wie es in einer späteren Epistel Scheffels an Eggers heißt, „neben den grausam vielen Brauhäusern sich eines herzwärmenden rheinischen Weines befleißigt".

Bald waren Eggers und Scheffel unzertrennliche Gefährten beim Studium der klassischen Kunstschätze in Pinakothek und Glyptothek, beim frohen, aber auch beim kritischen Verweilen vor all den Wand- und Deckengemälden, Reliefs und Statuen, mit denen die Kunst der Cornelius, Heß, Schnorr, Schwind, Kaulbach, Rottmann, Neureuther, Schwanthaler usw. die Neubauten Klenzes, Gärtners, Zieblands hatte ausschmücken dürfen. Das hohe Bildungsbewußtsein der Zeit, das von Goethe im „Faust" aufgestellte Ideal der Verschmelzung romantischen Stoffes mit klassischer Formenschönheit, der dem Griechentum gewidmete Kultus und der Drang, den Ruhm vergangener Epochen deutscher Geschichte, zumal der bayrischen, leuchten zu lassen, hatten in diesen Bildwerken nach Ausdruck gerungen, und eine Fülle von Szenen aus der Kirchen- und Staatengeschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, aus der griechischen und deutschen Heldensage, aus den Dichtungen der alten und neuen Klassiker gab der studierenden Jugend unerschöpfliche Anregung. Wie fruchtbar mußte unter diesen Eindrücken der Austausch der Gedanken werden zwischen zwei jungen, im Altertum und den Klassikern heimischen Scholaren, von denen der ältere als Protestant in Norddeutschland unter den Baudenkmälern einer alten Hansestadt aufgewachsen war, während der jüngere, im katholischen Glauben unter dem Einfluß der milden Wessenbergschen Grundsätze erzogen, dank seines starken Ahnenbewußtseins eine ganz ungewöhnliche Vertrautheit mit der älteren Kirchensymbolik, mit Klosterbräuchen und Heiligenlegenden besaß. In diesen Dingen wurde Eggers der gelehrige Schüler Scheffels, wozu auch gemeinsame Ausflüge in die oberbayrische Landschaft Gelegenheit boten; zu Pfingsten zogen sie gemeinsam durchs Hochgebirg ins Tirol bis nach Innsbruck.

Doch Scheffel hat nach Eggers' Tod der gemeinsamen Studienzeit noch mehr zugeschrieben: „Wir haben in München wie Berlin uns Stoffe und

Gedanken gesammelt, die weit in das spätere Leben hineinreichten." Welche Stoffe und Gedanken dies waren, ließ sich bisher mehr vermuten als feststellen. In den Briefen, die Scheffel nach der ersten Trennung von Eggers aus Karlsruhe und Heidelberg und später wieder nach dem gemeinsam verlebten Berliner Studienjahr an Eggers geschrieben hat, finden sich mancherlei Stellen, die uns ermöglichen, das bisher nur Vermutete zur Gewißheit zu erheben. Es wird den Genuß der Lektüre der Briefe erhöhen, wenn wir das Forschungsergebnis einleitend darstellen.

Bis zu welchem Grade sich in beiden Freunden während des Münchener Studienjahres angesichts der allegorischen Schöpfungen von Peter v. Cornelius, Moriz v. Schwind und Wilhelm v. Kaulbach bereits der künstlerische Realismus geltend machte, dem beide später auf so verschiedene Weise gehuldigt haben, läßt sich natürlich nicht sagen; sicher ist, daß gerade diejenigen Werke Kaulbachs und Schwinds, des Waldeckers und des Österreichers, in denen sich ein frischer Zug zum Realismus und daneben ihr geistreicher Humor offenbart, beide Jünglinge ganz besonders anzogen. Diese Meister lernten sie auch persönlich kennen; die Beziehungen von Scheffels Eltern zu Schwind kamen dem Sohne zustatten. In den Jahren vorher hatte Schwind große Aufträge für Karlsruhe ausgeführt; im Treppenhaus der dortigen, von Hübsch erbauten „Kunsthalle" war von ihm die Einweihung des Freiburger Münsters durch Konrad von Zähringen gemalt worden. Jetzt war als Konkurrenzarbeit die Allegorie des Rheins für die Trinkhalle in Baden-Baden vollendet, und Schwind arbeitete an den Illustrationen zu Goethes Reineke Fuchs, die — was für den Schöpfer des Hiddigeigei bezeichnend ist — ein Lieblingsbuch Scheffels wurden, und an dem Zyklus humoristischer Radierungen zur Verherrlichung der Tabakspfeife und des Bechers. Schon existierten die köstlichen wunderlichen Heiligen des Malers. Den Auftrag, für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. den Sängerkrieg auf der Wartburg zu malen, der bald darauf seine Übersiedlung in die Mainstadt bewirkte, erhielt er just im Jahre 1844. Verwandt mit jenen heiteren Becherphantasien in der Stimmung war Kaulbachs „Anakreon mit seiner Geliebten". In den Vorlesungen Thierschs über Pindar konnte es nun nicht fehlen, daß der edle Philhellene seine Zuhörer auch für die genußfreudige weltheitere Poesie Anakreons begeisterte. In der „Neuen Residenz" fand sich im Thronsaal durch Reliefs von Schwanthaler Pindars heroische Lyrik verherrlicht, im Speisesaal aber prangten die Gemälde Clemens Zimmermanns nach Gedichten Anakreons. Eggers wie Scheffel sind als Dichter Anakreontiker geworden. Wie ein Brief Scheffels an Eggers aus dem Jahre 1847 dem Leser erläutern wird, erhielt Eggers bei seinem Eintritt in die Berliner Dichtergesellschaft „Tunnel über der Spree" den Hüllnamen „Anakreon", woraus zu schließen ist, daß seine erst später erschienenen formvollendeten Übersetzungen von Gedichten Anakreons, für die O. Försterling seine Radierungen entwarf, schon damals vorlagen. Von Scheffel wissen wir, daß er 1847 als Rechtskandidat und Mitglied des Karlsruher „Falstaff-Klubs" zum Dichter seines Lieds vom Riesendurst des Zwergs

Perkeo wurde, wozu ihn ein erneuter Besuch des Heidelberger Schloßkellers anregte. Die Gedichte des Persers Hafis in Daumers Übersetzung hatten ihn kurz vorher begeistert. Die Vorstellung aber, daß es etwas gar Rühmliches sei, des Zechers Lust poetisch zu erfassen, ist ihm nach alledem wohl zuerst in München auf sehr ästhetischem Weg aufgegangen.

Wir haben oben des ersten Schwindschen Bildes gedacht, das er für Frankfurt a. M. vom Sängerkrieg auf der Wartburg malte. Im Herbst 1857 stand träumerisch vor dem neuen Gemälde, das inzwischen Schwind für den Sängersaal der Wartburg ausgeführt hatte, der Dichter des „Ekkehard" mit dem Großherzog Carl Alexander, und der Wiederhersteller der Wartburg nahm ihm das Versprechen ab, in einem neuen Roman das Leben auf der Wartburg zur Zeit des Sängerkriegs mit größter historischer Echtheit zu schildern. Wie ich in meinem Buche „Scheffels Leben und Dichten" unter Mitteilung hochinteressanter, zum Teil auch schmerzlich ergreifender Briefe des Dichters an Carl Alexander von Weimar schon darlegen konnte, ist Scheffel durch schwere Schicksalsschläge und ein qualvolles Nervenleiden verhindert worden, den schönen Plan auszuführen, und statt eines historischen Romans vom Wartburgkrieg ist das Liederbuch aus Heinrich von Osterdingens Zeit „Frau Aventiure" entstanden. Vorher hatte er die umfassendsten Studien an die Aufgabe gesetzt, historisch klarzulegen, ob wirklich, wie er sich vorstellte, Heinrich von Osterdingen der Schöpfer unsres Nibelungenlieds gewesen sein könnte; denn als solchen wollte er seinen Helden gegen den Parsivaldichter Wolfram von Eschenbach vor die Schranken rufen. Der Osterdinger sollte nach einer ersten Niederlage, auf der Heimkehr von der Wartburg in den Traungau, zu Passau am Hofe des Bischofs die ältere lateinische Gestaltung des Nibelungenlieds finden, die der Schreiber Konrad von Alzey im 10. Jahrhundert für den damaligen Bischof Pilgrim verfaßt haben soll. Wie er sich das dachte, findet sich angedeutet in dem Liederzyklus „Des Meisters Konradus Spur" in der Abteilung „Heinrich von Osterdingen" des Buchs „Frau Aventiure". Er knüpfte mit dieser Erfindung an jene Episode im Ebenalp-Kapitel des „Ekkehard' an, wo der zum Dichter reifende Mönch seines Jugendfreundes Konrad von Alzey gedenkt, mit dem er die Klosterschule zu Lorsch am Rheine besucht hat. „An fröhlichen Vakanztagen," erinnert sich Ekkehard dort, war er mit dem sagenkundigen Konrad in den Odenwald hinausgewandert bis zu der Quelle, aus der einst Siegfried trank, als ihm der grimme Hagen den Speer in den Rücken stieß. Dort habe der Freund ihn gemahnt: „Schlag ein! wenn wir Männer sind und des Sanges geübt, wollen wir ein Denkmal setzen den Geschichten am Rhein!" Und Ekkehard wird über dieser Erinnerung zum Dichter des Waltharilieds, ohne zu ahnen, daß gleichzeitig am Bischofshofe zu Passau sein Jugendfreund Konrad das fertige Nibelungenlied Herrn Pilgrim überreicht . . . Die Vorstudien zu dem Sängerkrieg-Roman führten Scheffel auf die Frage nach der Entstehung des verloren gegangenen älteren Nibelungenlieds aus dem 10. Jahrhundert zurück. Es reizte ihn, sie als Forscher zu lösen und die historische Wahrheit dann als kulturgeschichtlich schildernder Poet darzustellen. Auf

langen Reisen, die ihn nach Thüringen, Franken, an den Niederrhein, nach Salzburg, Oberösterreich, in die Burgen und Klöster von Passau bis Wien und in die alte Bischofsstadt Passau führten, sammelte er reiches Material. „Meine Arbeit," schrieb er unterm 31. August 1860 aus Karlsruhe an Schwanitz, „zerfällt in zwei selbständige Parthien . . . die Geschichte des Nibelungenlieds und seiner Entstehung, . . sodann, was vielfach auf Thüringer Boden sich bewegt, die Zeit des Sängerkriegs auf der Wartburg". Dann entriß ihn schwere Erkrankung den Studien. Ende 1862 erhielt August v. Eisenhart die Mitteilung: „Der Meister Conradus steht seit 1860 noch ziemlich unbeweglich . . . doch habe ich einen Theil seines Jugendlebens in Worms, zur Zeit, als die Ungarn mit dem Herzog Konrad von dort verbündet waren, anno 954, zu schildern versucht und eine schöne Schilderung der Lechfeldschlacht 955 ausgearbeitet." Von Scheffels Karlsruher Jugendfreund, dem Maler Wilhelm Klose, habe ich später erfahren, daß dies nie zum Druck gelangte Lechfeldschlacht-Kapitel, als der Dichter es ihm und andern Freunden in Karlsruhe vorlas, große Wirkung getan habe. Klose hat mir auch von dem andern 1862 vorhandenen Kapitel aus dem Konradus-Roman gesprochen; es habe erzählt, wie der junge Konrad von Alzey im Herzogsschlosse zu Worms bei dem Anblick von Wandgemälden aus der alten Nibelungensage zuerst von dem Stoffe mächtig gepackt worden sei.

In ganz ähnlicher Weise mag der junge Scheffel durch Wandgemälde in der Münchner „Neuen Residenz" für den Stoff des Nibelungenliedes, für den Sängerkrieg auf der Wartburg, für die künstlerische Gestaltung der deutschen Kämpfe gegen die Hunnen angeregt worden sein. Den Sängerkrieg neben Szenen aus Walther von der Vogelweide in einem der Vorzimmer des oberen Stockwerks hatte Gassen, im Saale Karls des Großen Julius Schnorr eine „Hunnenschlacht" gemalt. Fünf Säle des Erdgeschosses sind aber mit Schnorrs Fresken aus dem Nibelungenliede, mit Schilderungen von Siegfrieds Abenteuern am Hofe zu Worms, seines Todes auf der Jagd im Odenwald, von Kriemhilds Rache am Hofe Etzels im Hunnenlande gefüllt. Das Schlußbild stellte dar, wie der Bischof Pilgrim von Passau sich die Geschichten erzählen läßt. Man muß sich dieser Eindrücke, die der junge Scheffel in der Neuen Residenz empfing, erinnern, um beim Lesen der folgenden Briefe die Stellen zu würdigen, die von seiner Reise von München ins Lechtal nach Füssen und Hohenschwangau, von seinem Besuch dieses Schlosses und später von der Burschenfahrt aus Heidelberg nach der Stätte im Odenwald berichten, wo der Überlieferung nach Held Siegfried dem Speerwurf Hagens erlag.

Scheffels Großvater stammte vom Lechfeld. Der wackere Landmann war dort in Langen-Erringen geboren. Als der zu Ruhm gelangte Dichter Ende 1873 von König Ludwig II. von Bayern den Maximiliansorden erhalten hatte, schrieb er an Eisenhart, der jetzt Geheimsekretär des Königs war: „Ich betrachte diese Auszeichnung wie einen Gruß aus zweiter Heimat, denn meine Familie ist erst seit vier Generationen im Lande Baden und stammt aus dem bayrischen Schwaben jenseit Lech, so daß seit meinem Großvater, den ein ihm verwandter Abt des Klosters Gengenbach dorthin berief, der Name Magnus (dessen Grab in der Krypta von Füssen ist) darin

heimisch ist." Wie mag es den Enkel dieses Magnus Scheffel ergriffen haben, als er lange zuvor in München unter den Heidenaposteln, deren Leben und Taten die Heßschen Fresken in Zieblands Bonifatiusbasilika verherrlichen, auch den heiligen Magnus erblickte! Aus diesen Beziehungen ergab sich für Scheffels historischen Sinn das besondere Interesse für die große Schlacht auf dem Lechfeld, in der Kaiser Otto der Große die wilden Ungarn, die von der Donau her das südwestliche Deutschland bedrohten, aufs Haupt schlug. Auch in der Gestaltung des „Ekkehard" läßt sich der Zusammenhang verfolgen: Herzog Burkhard II. von Schwaben, der Gemahl der Herzogin Hadwig, die sich als Witwe den gelehrten Mönch Ekkehard von Sankt Gallen auf den Hohentwiel kommen ließ, damit er sie im Latein unterrichte, hat unter Kaiser Otto gegen die Ungarn gekämpft. Bekanntlich haben die St. Galler Chronisten, die über die Einfälle der Ungarn in die Landschaft am Bodensee berichten, das wilde Reitervolk mit dem alten Namen „Hunnen" bezeichnet. „Die Hunnenschlacht" heißt in Scheffels „Ekkehard" das Kapitel, das den siegreichen Kampf der schwäbischen Mannen und Mönche gegen die fremden Unholde schildert. Scheffels spätere kleine Erzählung „Hugideo" hat zum geschichtlichen Hintergrund die Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, in der Aëtius Attilas Hunnenscharen schlug. 1862 kam der Dichter dann also zur Schilderung der Lechfeldschlacht selbst. Bemerkenswert ist daher auch, daß der Münchner Studiosus Scheffel vor der Heimkehr nach Karlsruhe die Ahnenheimat am Lech besuchte, und es ist zu bedauern, daß er in seinem Bericht über die Reise an Eggers nichts von seinen Familienbeziehungen zu der Gegend erwähnt hat.

Natürlich muß Scheffel auch damals schon Kaulbachs große Komposition „Die Hunnenschlacht" gekannt haben, die dieser einige Jahre später im Treppenhaus des Berliner „Neuen Museums" unter Eggers' lebhaftem Anteil als Wandgemälde ausführte. Von dieser grandios erfundenen Darstellung des Kampfes zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Toren Roms war ein großer Stahlstich 1844 bereits weitverbreitet.

Dem Münchner Studenten Scheffel aber ist der Gedanke, er werde solche Gegenstände der deutschen Sage und Geschichte einmal als Dichter behandeln, völlig fern geblieben, und wenn wir bei der Lektüre des nun hier zum Abdruck gelangenden ersten Briefes an Eggers den lernbegierigen fahrenden Schüler auf dem Wege von München nach Füssen mit dem Skizzenbuch in Altenstadt bei Schongau rasten sehen, wo die alte Tempelherrenkirche ihn fesselt, so weist auch das auf baugeschichtliche Spezialinteressen. Von einem ähnlichen Antrieb geleitet, zieht der junge Eggers gleichzeitig nach Böhmen zum Karlstein, der alten unzerstörbaren Kronveste Karls IV. mit ihren in die Burg eingebauten Kirchen und Kapellen. Für Scheffel war für die Einkehr in Altenstadt vielleicht eine briefliche Anregung des Vaters maßgebend, der seinen Kollegen Hübsch mit einer Geschichte des altchristlichen Baustils beschäftigt wußte. Uns aber darf das Bild des fleißigen Zeichners der Gedanke verklären, daß auch diese Aufnahmen „im Rundbogenstil" eine unbewußte Vorübung waren für den dichterischen Wiederaufbau der einst von den Hunnen zerstörten Abteien Sankt Gallen und Reichenau im „Ekkehard".

1844—1845.

I.

Carlsruhe, den 11., 12., 13. October 44.

Mein treugeliebter Friedrich!

Heute sind es schon 5 Wochen, daß wir zum letztenmale zusammen durch Münchens Strassen zogen — Arm in Arm und Herz an Herz, und nun liegt die weite Entfernung zwischen uns — Du an der Elbe, ausruhend von den philologischen Vorträgen und Zweckessen — ich in meiner alten grünen Stube in der alten grauen Vaterstadt — und wenn ich hinausschaue, so hat die Natur schon einen gelben Rock angezogen, die Blätter fallen von den Bäumen — o das erinnert mich an unser Zusammensein — es war ein schöner Sommer, aber es ist auch ein Blatt nach dem andern von dem stolzen Baum der Wirklichkeit abgefallen und itzt sind wir auseinander, ein jeder „ein entlaubter Stamm" wie ich so oft zu sagen pflegte. O mein treuer Friedrich! Du bist, wie immer, mir ein Muster in Allem, — während ich, Dein Junge, durch die lange Zeit unserer Trennung keine Silbe an Dich geschrieben, — und all die Gedanken an Dich, wie sie mir kamen, wieder habe enteilen lassen, so denkst Du allüberall an mich und sendest mir zum Zeichen daran die schriftlichen Boten, die mir Kunde brachten von den Freuden und Leiden allen in Böhmen und dem größtenteils traurigen Marschiren meines Liebsten. Das hat mich gefreut — Dein lieber Brief, der kam wie ein Frühlingsstrahl in die Herbstnebel von Carlsruhe, — wie ein heller Singvogel unter all die Nachteulen, mit denen ich hier zu tun habe. Da habe ich also gleich eine große Carte beigeschleppt und nachgesehen und den ganzen Weg an Deiner Seite zurückgelegt — und wenn Du es nicht gewesen wärst, an den ich dachte, so hätte ich fast hie und da einen kräftigen Fluch gebrummt über das mannigfache Pech, was Du doch oft in ziemlichen Portionen zu genießen bekamst, und daß ich nicht bei Dir war, um mit meinem frischen Pedal einem durchgebrannten Fuhrmann nachzueilen oder einem groben Wirth auf gut süddeutsch noch gröber zu begegnen oder wie einst Ajax unter dem Kleinvieh, unter den k. k. östreichischen Wanzen zu wüthen — und habe mich nur am Ende gefreut, wie mit Prag Dein Kreuz und Leidensweg ein Ende hatte und da die Auferstehung zu einem fröhlichen Marsch nach Dresden begann, bis Du förmlich dort Deine Himmelfahrt hieltest, nämlich beim Einzug in Hannemanns Haus. Aber das möchte ich nicht alles gehört haben, was die Damen jammerten und klagten bei Erzählung Deiner Strapazen! — hab ich ja selbst in bedeutendem Maß Dich bedauert.

Doch jetzt will ich Dir auch von meinem Solomarsch in die Heimat erzählen, in der ich glücklich nach 3wöchentlichem Umherstreifen eingerückt bin.

Gleichsam als hätte mir das Schicksal beim Abschied von München und von Dir par force ein Lächeln abzwingen und ein paar grelle Streiflichter in die Dunkelheit und Trübsal hineinmalen wollen, — mit der ich in den Stellwagen beim Stachusgarten einstieg: so ward ich da neben Sr. Ehren,

den Herrn Prof. B. placirt, der mit einem Frauenzimmer und 2 häßlichen Kindern, die vielleicht ein Supplement zu seinen andern Werken bilden, den schönen Septembertag zu einem Ausflug nach Starenberg benützte. Du kannst Dir denken, in welcher Stimmung ich die 3 Stunden an seiner Seite, die er mit Witzen und obligatem Räuspern zu kürzen suchte, zurücklegte. Wenn ich an jenem Tag überhaupt fidel war, so war es in dem Augenblick, wo ich in Starenberg mich von ihm trennen konnte; — dann marschirte ich frisch vorwärts, allein mit meinem Gram — und doch nicht allein, denn Dein Bild zog mit mir, und ich meinte, ich müßte Dir den blaugrünen See zeigen, den wir nie zusammen geschaut. Aber, mein lieber Friedrich! Wenn Du je wieder eine Reise machst, so beginne sie nicht an einem Freitag; — ich habe den Glauben oder Aberglauben gar „nicht ohne" gefunden. Abgesehen, daß ich mich an diesem Tage von Dir trennen mußte, — so brachen, als ich kaum 2 Stunden rüstig einhergewandert war, beide Riemen an meinem Ränzchen; — bis Weilheim war kein Sattler, zu fahren auch keine Gelegenheit, also mußt ich den ziemlich schweren Tornister bald unter dem Arme, bald auf dem Kopfe fortschleppen, — ein Gespötte der Bursche und Bauerndirnen, die im Felde arbeiteten Bis ich in Weilheim ankam, hatte ich noch einen vorüberziehenden Gewitterschauer zu genießen und als ich dort eine Postgelegenheit nach der nächsten Station benützte, so ward ich in der Eile und Dunkelheit des Abfahrens noch um ein Drittel des Postgeldes geprellt. — Das war also ein trauriges Debüt der Herbstreise.

Am folgenden Tag Vormittag hielt ich meinen Einzug im Dorf Altenstadt bei Schongau. Das sollte der erste Ruhepunkt sein: — nicht der Natur und nicht den Leuten zu lieb, sondern wegen der uralten prächtig erhaltenen Kirche, von Tempelherrn einstens im reinsten Rundbogenstil erbaut — ein wahrer Schatz für Architecturstudien jener Periode, nämlich des 11. und 12. Jahrhunderts.

Aber das war auch das Einzige — die Kunst — die mich dort längere Zeit aufhielt; im Übrigen war mein Leben im Wirthshause ganz dem Deinen gleich in den schlechten böhmischen Kneipen. Im ganzen Dorf war seit Pfingsten nicht mehr geschlachtet worden — Bier und Brot und Suppe und höchstens noch „a Brandschmarrn" oder „a Oarhaber" (Eierspeise) waren die Genüsse, die meiner warteten, wenn ich Mittags oder Abends müde vom Zeichnen heimkam. Dazu war keine genießbare Seele im Dorf, mit der ein vernünftiges Wort wäre zu sprechen gewesen; — ich hatte aber auch so viel zu denken, daß ich das nicht sehr vermißte. Des Abends ging ich gewöhnlich, wenn die Sonne zum Untergange sich neigte, hinaus vor das Dorf in die duftenden Heuwiesen und schaute die ganze Gebirgswelt, die Alpenkette, vom Abendroth vergoldet vor mir liegen und sog mit vollen Zügen die aromatische Heuluft und den ganzen Anblick ein — und dachte Deiner — und wenn auch der Himmel ganz heiter war, so fielen doch hier und da ein paar Tröpflein zur Erde nieder, — nämlich aus meinen Augen, und dann eilte ich heim und trank mit Todesverachtung ein paar Halbe Bier in Mitte der Bauern, die, so wenig als der Wirth, begriffen, was ein Fremder bei ihnen suchen und

finden könne. Am Ende meines Aufenthalts — ich brachte vier Tage da zu — kam noch eine satirische Stimmung über mich; um mich recht wichtig zu machen, stieg ich mit einer Art Amtsmiene dem Pfarrer des Orts, einem alten gemütlichen Kauz, aufs Zimmer; sagte ihm, ich sei auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland begriffen und habe von einem Gelehrten, der sich seit Jahren mit der Geschichte der Templer in Deutschland beschäftige, den Auftrag, überall, wo Spuren ihres Daseins sich zeigten, genau nachzuforschen, die Denkmale zu zeichnen, Urkunden und Quellenschriften zu copiren ꝛc. und ich wende mich also mit dem Vertrauen an ihn, daß er mir alle möglichen Mittel zu meinem Zweck an die Hand gäbe. Der Pfarrer freute sich ungeheuer, daß seine Kirche in der Ferne so berühmt sei; — wußte aber natürlich von der Geschichte der Kirche und ihrem kunstgeschichtlichen Werthe blutwenig; indessen, das Beste an der Sache, — er lud mich den Abend zu sich ein und stellte mich zugleich einem „Collegen von mir" vor, nämlich dem Tischlermeister des Orts, der sich auch mit Zeichnen und Malen, resp. Anstreichen beschäftigt.

Ich wußte den beiden so viel vorzuplaudern; von den „Bestrebungen und Tendenzen der Gegenwart, Philosophie, geschichtlichen und archäologischen Studien," daß sie in sattsamem Respecte Abschied von mir nahmen.

Am 4. Tag brach ich auf — ich hätte noch Stoff genug gehabt, 8 Tage länger zu verweilen; besonders die Details der Kirche waren sehr interessant, und eine Masse von Sculpturwerken in jenem alten, womöglich noch steiferen Stil, als in den Anfängen der altdeutschen Malerei — zugleich aber durch Allegorien, gnostische und orientalische Motive bedeutsam — z. B. die Kämpfe des Christenthums in jenen Zeiten der Kreuzzüge mit dem heidnischen Orient, wo das Heidenthum in Gestalt eines wildanstürmenden Drachen, der schon einen Streiter verschlungen hat, dem Repräsentanten christlicher Kraft, dem Tempelritter Tod und Verderben droht — (so erkläre ich mir wenigstens die uralte Darstellung am Portal der Kirche) — ebenso ein Taufstein mit seltsamen Ornamenten und Reliefen, worauf z. B. die 4 Evangelisten durch ihre Symbole dargestellt sind, d. h. statt St. Marcus ein Stierkopf im Heiligenschein und faltenreichen Gewande, statt der 3 andern Löwe, Adler und Engel — alles das Gepräge hohen Alterthums tragend — hätte mich noch länger gefesselt, wenn ich es in meiner Einsamkeit und Einförmigkeit und bei dem angestrengten Sitzen ꝛc. noch hätte aushalten können.

Meine Reise führte mich dann weiter; meist zu Fuß, oft auf einen Bauernwagen hingestreckt, mit deren Führern ich oft interessante Gespräche pflog — einmal auch im Mond- und Sternenschein in einem Briefbotenkarren längs der geisterhaften tiefdunkeln Gebirgsmassen bei Füssen — nach des Kronprinzen Schloß Hohenschwangau. Das war denn wieder ein Glanzpunkt des Marsches. In einer wundersamen Umgebung liegt es da; — ziemlich hoch oben auf einem Bergesrücken, der sich zwischen zwei prächtig grünen Gebirgsseen erhebt — und dazu die einsame Stimmung der Tannenwälder und den herrlichen Hintergrund der himmelanstrebenden Alpen; — ich wunderte mich nicht, daß Kleudgen es für „höchst patent" erklärt hatte.

Man möchte wirklich fragen, ob der Natur oder der Kunst der Preis gebührt, das Meiste zu des Schlosses Schmuck beigetragen zu haben; — das Innere ist wahrhaft fürstlich geschmackvoll eingerichtet. Der Raum ist nicht sehr groß; darum der Eindruck nicht, wie bei der Residenz in München, kalt und öd; eine Unzahl von Bildern führt die Geschichte des Orts und des deutschen Landes überhaupt, das Wichtigste aus den Reisen des Kronprinzen, Scenen aus dem Leben des Ritterknaben und der Burgjungfrau den Augen vorüber, die all die Pracht in der Schnelligkeit kaum zu fassen vermögen.

Hätten wir zusammen dies Schloß und den Karlstein sehen können, von dem Du mir so getreulich und gewissenhaft ein lebendiges Bild entworfen hast, wofür ich Dir noch besonders danke — welch' interessante Vergleiche alter und moderner Prachteinrichtung einer Burg. — Ich hab's zwar schon einmal gesagt, aber ich sage es noch einmal und werde es noch oft sagen und stets denken, wo mir Etwas Schönes vorkommt, daß nur Du mir gefehlt hast, um den herrlichen Eindruck vollständig genießen zu können.

Da in Hohenschwangau bin ich denn auch wieder hinausgewandelt des Abends längs des Alpsees hin und bin träumend durch den frischen Wald gegangen hinauf auf einen steilen Felsen, auf dem oben ein Pavillon stand — und da bin ich denn so allein gesessen und hab hinausgeschaut auf das Schloß und die Berge, auf welche die letzten Sonnenstrahlen fielen — und hinunter in den Gebirgssee, auf dem zwei weiße Schwäne miteinander einherschwammen, und daß Du recht lebhaft bei mir sein solltest, hab ich mein grünes Buch herausgezogen und da oben gelesen, was Du Deinem treuen Jungen zum Abschied noch hineingeschrieben hast, und wie ich an die Stelle gekommen bin:

Du sollst hinein in die Abendpracht, die über den Bergen brennt:
Ich soll in die dunkle Mitternacht, die keine Sonne kennt —

da hab ich gedacht: Ist denn jetzt auch möglich, daß ich allein dasitze und hineinblicke in all die Pracht, und Du nicht dabei, und Du marschirst jetzt vielleicht auf einer wilden oder langweiligen oder öden Straße einher, während ich da schwelge. Aber dann dacht ich: dieselbe Sonne, die mich da oben so gottvergnügt macht, die scheint auch Dir, und Dir scheint sie noch länger auf die Reise, als mir, und reisen ist doch immer schön und so wird auch Deine Reise glücklich Dich ans Ziel führen — und da habe ich Dir alles mögliche Schöne und Angenehme auf Deinen weiten Weg gewünscht, und wenn's nicht alles eingetroffen hat, so kann ich Nichts dafür.

Für mich war es aber dann mit dem Schönen so ziemlich aus; es kam am andern Morgen ein ganz solider Gebirgsregen; dessen Bekanntschaft wir ja auch beim Beginn unserer Pfingstreise machten — der dauerte ein paar Tage an. Ich hatte mir ein paar schöne Punkte gemerkt, die ich gar gerne gezeichnet hätte, und wartete also noch zwei Tage im Dorf Hohenschwangau, ohne daß ich meinen Wunsch ausführen konnte; — die Zeit hat mich übrigens nicht gereut; ich brachte die meisten Stunden oben auf dem Schlosse zu, dessen mannigfache Schätze ich mir somit ziemlich einprägte oder las Rumohrs Novellen, die mir der Castellan pumpte; — endlich zog ich weiter, mit dem Universitätsfechtmeister von Heidelberg, der auch Naturkneipens halber nach

Tirol gieng. Unsere Wege nahmen aber bald verschiedene Richtungen; ich wanderte dann durch die wilden, oft wahrhaft schauerlichen Berge im Lechtal, bei Reutte — an der Ehrenberger Klause vorüber, durch deren schnelle Eroberung Moritz von Sachsen in jener Catastrophe so plötzlich nach Innsbruck vordringen konnte, meist bei trübem Himmel und in trüber Stimmung — ohne je zeichnen zu können, vorwärts in das Allgäu — bis ich von 3tägigem starkem Marsch ermüdet an den Ufern unseres deutschen Meeres, des Bodensees — in Lindau ankam. — Dann gestaltete sichs wieder etwas schöner, ich durchzog den Bodensee nach vielen Richtungen, blieb in Constanz einzig darum, um alle Tage einige Mal in dem herrlichen Wasser baden und schwimmen zu können, fast 6 Tage — die mir außerdem interessant wurden durch die Gesellschaft eines jungen Philologen, der um vergleichende Sprachstudien zu machen, Italien und den hohen Norden — Finnland, Lappland, Schweden usw. durchreist hat [1]).

Die weitere Heimreise bot wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Der Aufenthalt in Constanz hatte meine Casse ziemlich frisirt; es brach eine Catastrophe herein, wie damals, als wir im Stern zu Innsbruck „an dem Grabe unsr'er Habe stehend" Zählung unserer Finanzen hielten. Ich fand das Ding schon wegen der Erinnerung an Pfingsten pikant; fuhr also wohlgemuth auf dem Rhein — Dampfschiff letzte Klasse — nach Schaffhausen; stand einen halben Tag vor dem weithindonnernden Rheinfall und dachte an Krimml! [2]) — Dann marschierte ich als Halbknote in Gesellschaft eines „ganzen Knotens" aus Breslau, seine 2tägige Unterhaltung genießend, nach Freiburg.

Der „Bruder Breslauer" hatte schon ganz Deutschland durchwandert; — sein Mundstück ging wie eine Windmühle, wenn es einmal in Gang gesetzt war; ich brauchte nur kurz anzudeuten, so erzählte er mir den ganzen Weg von Regensburg nach Prag und Dresden; den Karlstein hat er auch besucht und in seiner Art recht viel davon gesehen und im Gedächtniß behalten; — ich freute mich schon damals, daß Du ihn sehen solltest; — und hatte schon damals einen kleinen horror vor Böhmens Gasthöfen (!). — Das Geld war unsrer beider schwache Seite; hie und da brachten wir's zu einem Schöpplein; — dazu rauften wir unterwegs ein paar weiße Rüben heraus oder schossen ein paar Trauben heraus — es lag viel Naivetät in diesem Marsche.

Am Morgen, ehe ich meinen Einzug in Freiburg halten wollte, fuhr ich auch noch aus Schicksalstücke mit dem rechten Fuße und Stiefel beim Anziehen der Hosen am Knie heraus, statt unten, so daß ich mit einem gräulichen „Schmiß" in den „Inexpressibles" an den Schwarzwälder Landleuten vorüber mußte und die späte Nacht erwartete, um in meinem confiscirten Aufzug in Freiburg nicht mehr gesehen zu werden.

---

[1]) Poetische Nachklänge dieser Anregungen lassen sich sowohl im Lied der Waldfrau im „Ekkehard" wie in dem Gedicht „Der Grindwalfang („Gaudeamus") an den Färöerinseln" erkennen. Scheffel selbst war nie im hohen Norden.

[2]) Die Krimmler Wasserfälle.

Jetzt war's so gut wie in der Heimath — Münster; — Studentenkneipereien ꝛc. — Die Freunde, die ich dort traf, halfen mir wieder auf einen grünen Zweig und dann giengs per Stellwagen und Eisenbahn heim. —

Und nun, mein lieber, lieber Friedrich! nun bin ich in Carlsruhe — „der europäischen Wüste, dem bepyramideten und beobeliskirten Tempel der Langenweile", wie es Braun neulich in seinem Briefe benamsete. Die Freuden des Wiedersehens und das gemüthliche Leben im Elternhause vermögen kaum, den Eindruck der Trübseligkeit zu verbannen, die ich hier fühle. Es ist doch ein großer Contrast, — das hiesige, kalte, trockene Leben, und unser frisch lebendiges Zusammensein in einer anregenden, an sich großartigen Stadt wie München. — Doch zum Glück gibts zwei gute Praeservative gegen die Trübsal — das Studiren und die Erinnerung und beide haben in meiner grünen Stube Quartier gefunden. Ich habe mich verschanzt hinter das Corpus juris und hole nach, und bessre die Lücken aus an dem, was ich im vorigen Winter nicht gearbeitet habe und begreife allmälig, wie man die Jurisprudenz nicht en passant lernt, sondern wie „ferreum caput, plumbeae nates ꝛc." dazu gehören. Und wenn mir's dann zu öd und langweilig wird, so setze ich mich hin an mein Fenster, stopfe mir eine Pfeife und schaue hinaus in die Herbstnatur — (Spaziergänge mache ich aus Grundsatz keine) — und wenn dann die Wölklein aufsteigen aus meiner Pfeife, dann wird mir's heimisch, und mit dem Dampf und Rauch beschwöre ich die Gestalten der Vorzeit — d. h. des letzten Jahres und lasse sie vorüberziehen in bunten Reihen. Dann schaue ich wieder die Ludwigstraße und all die bekannten Plätze; ich gehe wieder hinein in den 3. Eingang des Damenstifts und vergesse, daß ich in Carlsruhe bin.

Und hie und da schaut aus den Rauchwolken ein Engelsköpflein, das sieht accurat aus wie Julie Schlichtegroll und allüberall, auf jedem Platze und jedem Plätzlein meiner Erinnerung stehst Du — Hartwig Carl Friedrich Eggers aus Rostock an der Ostsee — Du gutes treues Herz — und dann denk' ich an eine Stelle, die ich neulich im Platen gelesen habe:

Und kaum genossen wir des neuen Dranges,
Als schon die Trennung unser Glück vermindert,
Beschieden uns vom prüfenden Geschicke.

Doch ihres innigen Zusammenhanges
Erfreun die Geister sich noch ungehindert:
Es ruhn auf gold'ner, künft'ger Zeit die Blicke.

Nicht wahr — wir bleiben in innigem Zusammenhange; — dann ist's egal, ob ich am Neckar und Du an der Ostsee oder an der Spree hausest, denn weder Welttheile, noch Gräber, noch die zweite Welt können zwei Menschen zertrennen oder verbinden, sondern nur Gedanken scheiden und gatten die Seelen — und unsere sind ja vermählt . . .

N. B. Ich bitt' mir aus, daß Du Deinen nächsten Brief nicht mehr frankirst, schon wegen der Sicherheit der Bestellung. —

In den Brief waren drei leichte Federzeichnungen eingefügt, von denen die erste den Schreiber als fahrenden Schüler mit Ränzel und Stab, die letzte denselben am Fenster, den Rauchwolken seiner Pfeife nachschauend, darstellte, während die mittlere die Rundbogenschönheit der Kirche von Altenstadt andeutete. Am Schluß hatte die Feder ein Vergißmeinnicht geschnörkelt. Und dann erst kam die Nachschrift:

Mein lieber Friedrich! — Nun habe ich schon den ganzen Bogen vollgeschmiert und hab' mich noch nicht satt geplaudert — und hätte Dir noch so viel zu sagen, aber das verspar ich auf meinen nächsten Brief, — sonst trifft Dich dieser nicht mehr in Berlin an, wo ich ihn gern hinsenden möchte. — In 12 Tagen gehe ich nach Heidelberg ab ins neue Studentenleben; schreib mir recht bald — vom Willkomm in der Heimath, von Deinen Studien, von Allem, was Du mir zu sagen weißt. Meine Adresse, d. h. die Straße, weiß ich selbst noch nicht genau; schreib nur: in Heidelberg bei Herrn Geh. Hofrath Rau, so wird mich der Brief sicher treffen.

Braun hat mir neulich von hier aus ein Schreiben hinterlassen; er war hier, ehe ich ankam, und soll recht verstimmt und traurig gewesen sein, daß er wieder nach München zurückmuß. Er schickt Dir einen schönen, herzlichen Gruß und erwartet ein paar Zeilen von Dir in seine Wintertrübsal. O, er hat auch viel zu leiden gehabt. Sie haben ihm seine Lieb zu Grab getragen; ein wunderschönes Mägdlein, das früher neben ihm wohnte und jetzt, eine frühreife Blume, verblüht und verwelkt ist, noch eh' der Herbst kam. Jetzt ist er, glaub' ich, zum heiligen Rock nach Trier gewallfahrtet; — ich hab' wenig Hoffnung, ihn dieses Jahr noch zu sehen.

Kleudgen sendet Dir auch einen freundlichen Gruß. Er hat gegenwärtig viel zu thun; weil er in einigen Tagen losgehn muß — gewöhnliche Forderung auf Schläger, kleine Mützen ꝛc. Du siehst, er weiß, wie man ein Studentenleben beginnt. Ich werde Dir später mittheilen, wie er durchgekommen ist; — ob mit einem Hieb in der Physiognomie oder nicht.

Meine Eltern und Schwester erwidern Deinen recht herzlichen Gruß mit einem wo möglich noch recht herzlicheren. Mein Papa hat auch fast ein Thränlein in seinen Schnurrbart geweint, als ich ihm Dein Abschiedslied vorlas und zu mir gesagt: „Du bist's eigentlich gar nicht werth, einen so prächtigen Menschen gefunden zu haben" und da hab' ich ihm auch erwidert: „Eigentlich nicht!" Gegenwärtig ist er nicht hier; er muß seit ein paar Tagen nachsehen, ob der Rhein noch fließt, d. h. eine badische Inspectionsreise an der badischen Rheingrenze machen; somit hüte ich das Haus.

Doch nun, mein treuer Kamerad! leb wohl! Ich will Dir auf die andere Seite ein paar Zeilen schmieren; nicht von wegen ihrer Poesie, sondern daß Du siehst, wie ich an Dich dachte, und mir desto sicherer Deine Lieder schickst, die Du zwischen Teinitz und Stankau ausgesonnen hast. — Grüß mir Deine lieben Eltern, Schwester, Brüder und sag ihnen, ich gratulire von Herzen, daß sie Dich wieder haben.

Abschied der zwei treuen Kameraden.

(Weinstraße, bei der Filserbräu-Ruine. 6. September.)

Der Himmel war so heiter
In herbstlich schönem Duft,
Es war so recht zum Marschiren
Eine frische Wanderluft.

Hoch oben, da eilten die Wolken
Schnell über die Stadt dahin
Und unten sah man gar Manchen
Hinaus zum Thore ziehn.

Es war ein muntres Regen
Zu Wagen und zu Fuß,
Der Morgen lud ja Alle
Zu fröhlichem Genuß.

Und zu dem luft'gen Treiben
Da sangen die Vöglein drein,
Da glänzten die Frauenthürme
Im Morgensonnenschein.

— Doch zwei, die standen beisammen
In all der Lust und Pracht,
Sie wollten allbeide wandern
Und doch hat Keiner gelacht.

Sie schauten nicht auf die Sonne,
Die hell den Weg beschien,
Sie zogen nicht fröhlich weiter
Fürbaß die Straße hin.

Sie schauten sich beid' in die Augen,
Die waren so thränenschwer,
Sie drückten sich beid an die Herzen,
Die waren so freudenleer.

— Was war denn wohl den Beiden?
Was machte sie so trüb?
„Ach Gott! sie mußten scheiden
Und hatten einand so lieb!"

J. S.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Einschränkung des Wahrheitsbeweises bei Beleidigungsklagen.

Von

M. Liepmann-Kiel.

Die Klagen über einen mangelhaften Rechtsschutz der Ehre wollen in Deutschland nicht verstummen. Wir hören, daß Beleidigungen nicht mit dem genügenden Ernst in den Gerichtssälen beurteilt würden, daß die verhängten Strafen zu gering seien, so gering, daß sie bisweilen wie eine neue Beleidigung auf den Verletzten wirkten. Und mit verstärkter, wie es scheint immer weitere Kreise umfassender Gewalt schließt sich daran der Vorwurf, daß auch nach einer andern Richtung die berechtigten Interessen des Beleidigten zu kurz kämen: in der unbeschränkten Zulassung des Wahrheitsbeweises. Niemand habe, so heißt es, das Recht, das Privatleben eines Menschen in die Öffentlichkeit zu zerren. Der Frieden, ja die ganze soziale und amtliche Stellung eines ehrenwerten Mannes könne untergraben werden, wenn irgendein Minderwertiger aus unlauteren Motiven über ihn Enthüllungen aus seiner Vergangenheit in die Presse bringen und vor Gericht beweisen dürfe. Der Beleidigte erfahre in solchen Fällen einen vielleicht nicht mehr gut zu machenden Schimpf, er müsse aber auch noch eine Tortur im Kampf um seine Ehre aushalten. Vor Gericht werden Zeugen über längst vergessene Vorgänge aus seinem Leben zur Aussage zugelassen, berichteten über bloßstellende Vorgänge oder auch bloß Äußerungen in seinem Familienleben — Klatsch und Verleumdung, auf Hintertreppen gesammelt, durch Böswillige vergröbert und entstellt, kämen unter dem Eid der Zeugen in die Öffentlichkeit. Es sei kein Wunder, daß ein solches Verfahren gerade den ernsten Mann abschrecke, den Gang zum Strafrichter anzutreten, daß es ihn verleite, in dem Duell den einzigen Ausweg zur Rettung seiner angegriffenen Ehre zu sehen. Schon aus diesem Grunde habe die Allgemeinheit ein Interesse daran, die Einschränkung des Wahrheitsbeweises zu fordern. Es liege aber auch sonst im Interesse des sozialen Friedens, solche Infamien zu unterdrücken und dem Privatleben des einzelnen einen besseren Schutz zu gewähren. Höher als die Wahrheit habe

dem Staat der Frieden des Zusammenlebens, die ungestörte Ordnung der Familie zu gelten.

Das überzeugende Gewicht dieser Gründe erscheint sehr groß, auch wenn man nicht unter dem verwirrenden Einfluß von Skandalprozessen der letzten Zeit steht. Und wenn wir die Geschichte um Rat fragen, so ergibt sich, daß Einschränkungen des Wahrheitsbeweises bei Beleidigungsklagen in den verschiedensten Ländern durch Jahrhunderte hindurch, vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bestanden haben und noch bestehen.

Das Bedürfnis nach solchen Einschränkungen hat sich freilich erst allmählich bemerkbar gemacht. In primitiven Rechtszuständen suchte sich der Beleidigte zumeist selbst sein Recht durch Selbsthilfe, die stärkere Faust, das bessere Schwert sollten den Handel entscheiden. Wer aber den Richter anrief, der wollte eine Untersuchung und Entscheidung, ob der beleidigende Vorwurf berechtigt war oder nicht. „Du wirst bestraft, wenn du deine Beleidigung nicht beweisen kannst — du bist im Recht und von Strafe frei, wenn du die Wahrheit über den Kläger gesagt hast." Für eine solche Auffassung erschien die Zulassung des Wahrheitsbeweises lange Zeit hindurch als allein entscheidende Grundlage des Rechtsstreites und daher keiner weiteren Begründung bedürftig. Selbst in dem hochentwickelten Injurienrecht der Römer findet sich nur *ein Satz* zur Begründung der Wahrheitseinrede, der Satz des *Paulus* im Corpus juris: „Es ist nicht billig, denjenigen zu verurteilen, der einen Schuldigen verleumdet hat; denn *es ist notwendig und nützlich, daß die Sünden der Schuldigen bekannt werden!*"

Bewußt und unbewußt hat man an diesen Satz angeknüpft, um die *Zulässigkeit* der Wahrheitsuntersuchung zu rechtfertigen, zugleich aber aus demselben Gedanken die *Schranken* für diese Zulässigkeit entwickelt.

Nur „die Sünden der Schuldigen" sollen bekannt werden. Daher wurde die Wahrheitseinrede sehr früh schon auf die Verleumdung beschränkt: nur bestimmte tatsächliche Vorwürfe, nicht mißachtende Beurteilungen, werden auf ihre Wahrheit in Beleidigungsprozessen untersucht. Die Interpretation trieb aber zu einer weiteren und viel bedeutenderen Einschränkung. „Es ist nützlich, daß die Sünden der Schuldigen bekannt werden" — also sei, so folgerte man — der Wahrheitsbeweis nur zulässig, insoweit dies nützlich sei. *Man dürfe demnach nur solche beleidigenden Äußerungen auf ihre Wahrheit untersuchen, an deren Bekanntwerden der Staat ein Interesse habe.* Diese Schranke für den Wahrheitsbeweis — sie hatte den großen praktischen Vorzug, den weltlichen und kirchlichen Machthabern freien Spielraum zu lassen — fand Eingang in die italienische und deutsche Jurisprudenz in der Zeit, als man begann, das römische Recht zu rezipieren. Sie verband sich mit der Auffassung der Kanonisten, daß es unchristlich und zugleich zweckwidrig sei, Laster und Schandtaten, die sich im stillen abgespielt hätten, an die große Glocke zu hängen. Ihr Einfluß zeigt sich in dem Strafrecht der italienischen Statuten, aber auch noch in den großen Gesetzgebungen des 18. Jahrhunderts, der Theresiana, dem Preußischen Landrecht. Manchmal geht die Einschränkung so weit, daß nur bei Beschuldigungen wegen schwerer

Verbrechen der Wahrheitsbeweis zugelassen wird. Der Beleidiger — heißt es in dem Codex Bavarius criminalis von 1751 — der sich zum Wahrheitsbeweise erbietet soll nicht ‚damit angehört werden' es sege denn bemeldte Tat so beschaffen, daß sie Leib und Leben berührte, mithin an derselben Offenbarung dem gemeinen Wesen gelegen wäre.'

Der gleiche Schluß hat in Frankreich dazu geführt den Wahrheitsbeweis bei allen nicht öffentlichen Beleidigungen und bei den öffentlichen Beleidigungen auszuschließen, soweit sie gegen Privatpersonen gerichtet sind. Es ist nicht nützlich daß ehrenrührige Dinge aus dem Privatleben an die Öffentlichkeit kommen; denn „la vie privee doit etre murée". Unter diesem Schlagwort wurde durch ein besonderes Gesetz — der Parlamentswitz nannte es ‚die Mauer des Privatlebens' — im Jahre 1868 jede Mitteilung von Tatsachen aus dem Privatleben durch die Presse bei Geldstrafe verboten. Dieses Gesetz hatte freilich nur eine kurze Geltung, aber der gleiche Gesichtspunkt beherrschte das alte französische Preßgesetz von 1819 und ebenso das noch heute geltende von 1881. Nach diesen Bestimmungen wird bei der nicht öffentlichen Beleidigung der Wahrheitsbeweis überhaupt nicht zugelassen; sie gilt, da sie eben nicht in die Öffentlichkeit gedrungen ist, als eine Privatangelegenheit, selbst wenn es sich um Beschuldigungen von Beamten oder andern Personen des öffentlichen Lebens gehandelt hat oder dem Beleidigten ein gemeingefährliches oder verbrecherisches Verhalten vorgeworfen wurde. Nur wenn die Beleidigung öffentlich d. h. nach französischer Bestimmung in öffentlichen Versammlungen, durch öffentliche Anschläge und vor allem durch die Presse begangen ist, darf eine Wahrheitsuntersuchung vorgenommen werden. Aber auch in diesem Fall nur bei Beleidigungen gegen solche Personen, an deren „Sünden" der Staat ein Interesse hat. ‚Wir können die Idee nicht ertragen, daß unser Privatleben in die Öffentlichkeit gebracht wird, daß unsre intimsten Beziehungen oft unsre schmerzhaftesten und geheimsten Wunden aufgedeckt werden sollen — das wäre eine Lockspeise für die Verleumdung, ein offenes Feld für Zügellosigkeit und Bösartigkeit!' Mit diesen Worten rechtfertigte der Berichterstatter de Serres den Standpunkt des Preßgesetzes in der Kammer. Daher soll der Wahrheitsbeweis nur gestattet sein, wenn die öffentliche Beleidigung Beamte, Senatoren, öffentliche Funktionäre, Geschworene, Zeugen in bezug auf ihre Funktionen getroffen hat. Das neue Preßgesetz von 1881 hat zu dieser Gruppe noch hinzugerechnet öffentliche Anschuldigungen „gegen Direktoren oder Verwaltungsräte solcher industrieller, kommerzieller oder finanzieller Unternehmungen, die öffentlich Emissionen oder Kredit heranzuziehen suchen." ‚Wir wollten' — so wurde sehr charakteristisch zur Rechtfertigung dieser Neuerung gesagt — ‚soweit es in unsrer Kraft liegt ein wenig Ehrlichkeit in diese Geschäfte bringen".

Die französische Auffassung hat in Belgien, Spanien, Portugal Nachahmung gefunden und ist namentlich in Österreich weiter entwickelt worden. Hier ist nach dem geltenden Strafgesetzbuch der Wahrheitsbeweis abgeschnitten bei ehrenrührigen Tatsachen des Privat- oder Familienlebens, die jemand durch die Presse (verbreitete Schriften oder bildliche

Darstellungen) veröffentlicht, oder die er auf andre Weise öffentlich, ohne daß er durch besondere Umstände hierzu genötigt war, bekannt gemacht hat. Ferner wird der Wahrheitsbeweis zugelassen, wenn die Beschuldigung in dem Vorwurf einer strafbaren Handlung besteht, die nur auf Antrag des Verletzten verfolgt wird (z. B. Ehebruch, Familiendiebstähle) und dieser Antrag nicht gestellt ist. Endlich verbietet das Gesetz, jemandem eine erlittene oder durch Begnadigung erlassene Strafe in Schmähungsabsicht vorzuhalten, solange dieser sich rechtschaffen beträgt.

Neben Frankreich und Österreich ist das englisch-amerikanische Rechtsgebiet zu beachten. Hier ist die gesprochene Beleidigung, der „slander" nur im Zivilwege zu verfolgen, strafbar ist nur das geschriebene oder gedruckte „libel". Das Motiv zur Bestrafung liegt aber nicht in den rufgefährdenden Wirkungen einer üblen Nachrede, sondern darin, daß sie den öffentlichen Frieden stören kann. Ein „libel" kann zu unerlaubter Selbsthilfe, zu Rache und Gewalttätigkeiten aufstacheln, deshalb bestrafe der Staat als Garant des allgemeinen Friedens den Täter. Diese Begründung stammt historisch und dem Inhalte nach aus dem Mittelalter: der Staat ringt noch um seine Herrschaft gegenüber den seine Ordnung zersetzenden partikulären Gewalten, er muß in jeder Privatfehde und jedem Anlaß zu ihr einen Angriff gegen die eigne Macht, die Gefahr eines Rückfalls in die allgemeine politische Anarchie erblicken.

Diese Gefahr des Friedensbruchs besteht aber beim „libel" ganz ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit der verbreiteten Behauptung. Ja, man muß sogar sagen, die Gefahr ist bedrohlicher, wenn die Beschuldigung wahr ist; denn dann ist um so mehr Grund für den Beleidigten, sich des Beleidigers mit der Faust zu erwehren. So ergab sich für das englische Recht der bekannte Satz des Lord Mansfield: „the greater the truth, the greater the libel".

Die friedengefährdende Natur des „libel" nötigt den Staat zu einer Reaktion gegen den Täter, und weil diese Gefahr auch bei der wahren Beschuldigung besteht, ja hier sogar größer ist, wird bei dem „libel" der Wahrheitsbeweis von dem Strafrichter niemals zugelassen. Das war durch Jahrhunderte hindurch englisches und amerikanisches Recht. Dann aber trieb aus Gründen, die noch zu betrachten sein werden, die Entwicklung dazu, bei jeder Veröffentlichung den Wahrheitsbeweis zuzulassen, sobald die Veröffentlichung „zum allgemeinen Besten" (for the public benefit) geschehen ist. Lord Campbells Akt von 1843 hat diese, auch in den amerikanischen Staaten acceptierte Neuerung eingeführt. Man sieht: es ist die Rückkehr zu dem Satz des römischen Juristen.

Bisher haben wir Wahrheitsbeschränkungen aus objektiven Gesichtspunkten: der Natur bestimmter Tatsachen, dem Zweck der Veröffentlichung kennen gelernt. Die Geschichte kennt aber auch Einschränkungen aus subjektiven Gründen. Man müsse „auf das Gemüt des Schmähers" sehen, heißt es in der Wormser Reformation von 1498: es sei schädlich, durch Zulassung des Wahrheitsbeweises den zu schützen, der aus „Schmähsucht", um zu kränken

andre beleidigt habe. Daher kommt der Gedanke zur Herrschaft, die Wahrheitseinrede überall zurückzuweisen, wenn Form und Umstände der Äußerung „an sich" ehrenkränkend seien. Diese Auffassung findet sich z. B. in den Strafgesetzbüchern von Baden und Oldenburg, hat sich aber auch noch in dem „ganz modernen" norwegischen Strafgesetzbuch von 1902 lebenskräftig erhalten. Was diese Einschränkung aus subjektiven Gesichtspunkten unter Umständen bedeuten kann, versteht man, sobald man hört, daß die Äußerung in bleibenden Zeichen, durch Druckschriften vielfach eben infolge dieser Art der Bekanntmachung als „an sich injuriös" angesehen wurde, „dadurch nichts Gutes, sondern nur Zank, Aufruhr, Mißtrauen und Zertrennung alles friedlichen Wesens angerichtet werde." So heißt es in dem Reichsabschied von 1570. Die Begründung ist veraltet, aber der Sache nach denkt gewiß auch heute noch mancher so. Selbst der alte Kriminalist Mittermaier, der 1839 als einer der Ersten gegen die Wahrheitseinschränkungen zu Felde gezogen ist, sagt doch: „Wer das Mittel der Presse wählt, wird regelmäßig durch Leidenschaften, nicht durch eine gute Absicht und das Streben nach Wahrheit geleitet!" Und überall, wo man Veröffentlichungen über Tatsachen des Privatlebens den Wahrheitsbeweis abschneidet, handelt es sich im Grunde und in erster Linie um ein Sonderstrafrecht gegen die Presse.

In Frankreich ist die ganze Materie der Beleidigung in dem Preßgesetz behandelt, in Österreich wird auch bei Veröffentlichungen von Tatsachen des Privat- oder Familienlebens der Wahrheitsbeweis zugelassen, wenn der Täter „durch besondere Umstände dazu genötigt" ist; nur wenn die Veröffentlichung durch Druckschriften (oder ihnen gleichgeartete Mittel) geschah, werden solche rechtfertigende Momente nicht anerkannt. Es ist also der gleiche Gedanke: wer durch die Presse spricht, der handelt der Regel nach zu keinem berechtigten Zweck, gewiß aber nicht aus lauteren Motiven. Sensationslust oder Rachsucht werden ihn bestimmen, daher habe die Allgemeinheit kein Interesse daran, solchen Veröffentlichungen die Verteidigung gegen eine Strafverfolgung zu erleichtern.

Soviel zur Geschichte der Wahrheitsbeschränkungen — die Aufzählung ist nicht vollständig, sie sollte nur die wesentlichen Gesichtspunkte und Richtlinien der Entwicklung zeigen —, und nun zur kritischen Prüfung. Schützt die Abschneidung des Wahrheitsbeweises den Beleidigten? — das ist die erste Frage, auf die wir eine Antwort suchen müssen.

Gewiß ist seine Situation im Gerichtssaal wesentlich angenehmer als bei den heutigen Zuständen. Er braucht keine Vivisektion am eigenen Leibe durchzumachen, keinen Kampf gegen unzuverlässige und bösartige Zeugen, frivole Ausflüchte und Fechterkünste seines Gegners zu fürchten. Ob die Beschuldigung wahr oder unwahr ist, wird nicht untersucht: der Beleidiger erhält seine Strafe, und der Verletzte kann mit erhobenem Haupte den Gerichtssaal verlassen.

Was aber dann? Verurteilt ist der „Verleumder", aber nicht weil die Unwahrheit seiner Beschuldigung vor Gericht festgestellt ist. Nein, die Obrigkeit hat ihn ungehört zur Ruhe verwiesen — ein Machtspruch, kein Wahr-

spruch liegt vor. Daher wird er die Verurteilung fast stets als Vergewaltigung empfinden und — um so lauter, je frivoler im Grunde sein Handeln war — hinausrufen: man hat mich verurteilt, aber nur weil mir verboten war, die Wahrheit meiner Untersuchung zu beweisen! Die allgemeine Meinung — dieses beschränkte und vielköpfige Ungeheuer — wird diesen Ruf aufnehmen und ihm Glauben schenken. Wann wäre sie nicht geneigt, Anrüchiges von dem lieben Nächsten zu glauben? Nur wenige — auch unter Hochstehenden leider nur wenige — werden sich die Mühe geben, ein selbständiges Urteil zu gewinnen, und ernsthaft untersuchen, ob es sich nur um gemeines Gerede oder um wahre Beschuldigungen gehandelt hat. Leider aber begegnet eine solche Untersuchung, selbst wenn sie mit dem größten sittlichen Ernst versucht wird, oft einer Welt von Hindernissen. Ohne staatliche Hilfe, ohne staatlichen Druck auf solche, die sprechen könnten, aber nicht sprechen wollen, wird es sehr oft unmöglich sein, die verschlungenen Fäden einer üblen Nachrede zu entwirren. So werden auch die Besten oft genug nur zu einem „non liquet“ gelangen, sie können sich über den unaufgeklärten Tatbestand kein Urteil bilden. Die Macht der Verleumdung wird also in vielen Fällen sozusagen verewigt.

Die Abschneidung des Wahrheitsbeweises würde demnach den Beteiligten keineswegs schützen. Sie erspart ihm peinliche Situationen vor Gericht, aber das hier nicht Festgestellte wird in die trüben und viel gefährlicheren Kanäle des Klatsches weitergeleitet. An die Stelle einer richterlichen Untersuchung, die vornehm sein soll und Leidenschaften und Vorurteile zu meistern imstande ist, tritt die uferlose, unkontrollierte und undisziplinierte Arbeit von Haß und Gunst, Neid und Sonderinteressen. Vor allem aber kann niemals diejenige Wirkung des Strafverfahrens eintreten, die gerade der ernsthafte und wertvolle Mann in erster Linie erstrebt. Wenn er den Schutz des Richters wegen Beleidigung anruft, so ist ihm mit einer Bestrafung des Angreifers vielfach nur wenig gedient, vor allem will er eine „reparatio famae“, eine zuverlässige und autoritative Feststellung „von Rechts wegen“, daß er zu Unrecht verleumdet worden ist. Diese Feststellung kann niemals erreicht werden, wenn der Wahrheitsbeweis abgeschnitten ist. *Darf die Wahrheit einer Beschuldigung nicht untersucht werden, so ist es auch unmöglich, vor Gericht ihre Unwahrheit zweifelsfrei festzustellen.*

Man könnte an einen Ausweg denken und den Verletzten dadurch schützen, daß ihm die Befugnis gegeben wird, ausdrücklich die Untersuchung der Wahrheit in dem Beleidigungsprozeß zu fordern. Eine solche Bestimmung findet sich in dem *italienischen* und *ungarischen* Strafgesetzbuch. Leider hilft das aber wenig oder vielmehr gar nichts. Wird nämlich der Wahrheitsbeweis nur zugelassen, wenn der Verletzte ihn will, so zwingt ihn das Urteil der Welt, ihn stets zu fordern. Tut er das nicht, so gilt damit in der öffentlichen Meinung die Beschuldigung als wahr; denn sonst hätte der Verletzte doch die Feststellung der Unwahrheit gefordert.

Das Bedürfnis nach Zulassung des Wahrheitsbeweises besteht also. Und gerade in den Ländern weitgehender Einschränkung der Wahrheitsuntersuchung

zeigt sich seine Kraft. So hat man in Frankreich auf Umwegen den Wahrheitsbeweis gegen das gesetzliche Verbot in der gerichtlichen Praxis zugelassen. Einmal im Interesse des Angeklagten. Es kamen Fälle vor, in denen der Richter die Wahrheit des beleidigenden Vorwurfs kannte. Oder der Beleidiger konnte sich auf zuverlässige Zeugen berufen, die seine Behauptungen bestätigen würden, auf ein gerichtliches Urteil oder eine andre öffentliche Urkunde. Kann ein Gericht, das nicht bloß das Vergeltungsbedürfnis des Verletzten zu befriedigen, sondern auch Recht zu sprechen hat, sein privates Wissen von der Sache unterdrücken, die angebotenen Beweise ignorieren, ohne dem Verurteilten schweres, offensichtliches Unrecht zu tun? Kann es ihn mit gutem Gewissen als Verleumder bestrafen, dem Verletzten aber durch seinen Spruch bescheinigen, daß er zu Unrecht verleumdet sei? Hier fanden die Gerichte einen Ausweg, einen echt französischen Ausweg. Sie sagten, das Gesetz verbietet uns nur, die Unmoralität des Beleidigten zu beweisen, es untersagt uns aber nicht einen Beweis für die Moralität des Beleidigers. Dieser Beweis sei zuzulassen, weil die Beleidigung nur strafbar werde, wenn der Täter die „intention de nuire“ gehabt habe. Die Absicht zu schaden fehle ihm aber, wenn seine Behauptung der Wahrheit entspreche oder wenn er auch nur verführt durch ein allgemeines Gerücht oder Mitteilungen Dritter, an die Wahrheit der Äußerungen geglaubt habe. Wiederholt haben die unteren Gerichte mit solcher Begründung den Wahrheitsbeweis zugunsten des Beleidigten zugelassen. Der Kassationshof hat freilich solche Beweise als ungesetzlich zurückgewiesen, ist aber mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Immer wieder hat man, wie der französische Kriminalist Barbier sagt, das legitime Recht der Verteidigung beansprucht, das Recht des Angeklagten, sich zu seiner Entlastung auf Zeugen und Urkunden zu berufen.

Zweitens hat man den Wahrheitsbeweis zu Hilfe gerufen als Verteidigungsmittel für den Beleidigten. Dieser wollte den Beweis der Unwahrheit der ihm gemachten Beschuldigung führen, — das Gesetz erlaubt das nicht. Aber wiederum empfanden die französischen Gerichte die Ungerechtigkeit des Gesetzes und gestatteten die Feststellung des Tatbestands. Denn, so begründeten sie ihre Entscheidung, — die Ausschließung des Wahrheitsbeweises soll den Verleumdeten schützen, sie liegt in seinem Interesse und darf nicht mißbraucht werden, um seinen Interessen zu schaden. Man dürfe nicht dem Verletzten, der den Wunsch habe, seine Ehrenhaftigkeit gegen die verleumderischen Angriffe zu beweisen, diese Möglichkeit versagen. Auch diese Auffassung hat der Kassationshof als ungesetzlich zurückgewiesen, — aber inzwischen war zugunsten des Angegriffenen der Beweis der Unwahrheit geführt worden.

So steht es also: das Bedürfnis nach dem Wahrheitsbeweis ist da, und es ist stärker als der gesetzliche Zwang. Führt man aber die gesetzliche Einschränkung konsequent und ernsthaft durch, so ist das kein Schutz und keine Hilfe für den zu Unrecht Verleumdeten. Die Abschneidung des Wahrheitsbeweises kann zwar verhüten, daß ehrenrührige Vorgänge vor Gericht in ihrer Wahrheit aufgedeckt werden, und dadurch unter Umständen anrüchigen Elementen einen Augenblicksschutz bieten, — niemals aber grundlos Ver-

leumdeten zu einer autoritativen Wiederherstellung ihres Rufes verhelfen. Soll man für ein solches Ziel kämpfen?

Schon damit ist gezeigt, daß auch die Allgemeinheit keinen Nutzen von solchen Beschränkungen haben würde. Und diese Meinung bestätigt sich, je näher man zusieht. Wie man auch die Abgrenzung vornehmen mag, willkürliche und ungerechte Einschränkungen lassen sich nicht vermeiden.

Soll man bei Veröffentlichung von ehrenrührigen Tatsachen des Privat- oder Familienlebens den Wahrheitsbeweis ausschließen? Sofort erhebt sich die Frage, warum man nicht die gleiche Forderung auch für andre Prozesse erhebt? In einem Verfahren wegen Mordes, Eidesverletzung, Vermögensdelikten können und müssen unter Umständen ehrenrührige und für die Beteiligten überaus peinliche Dinge aus dem Privatleben zur Sprache gebracht werden; es ist bisweilen nicht zu vermeiden, daß aus dem Privatleben des Verletzten, ja der Zeugen, zur Aufdeckung des Tatbestandes Schmutzwellen aufgerührt werden. Man kann nicht sagen, daß hier eine andre Situation vorliege, weil öffentliche Interessen auf dem Spiele ständen; denn es gibt Strafprozesse, die die Öffentlichkeit nur in sehr geringem Maße interessieren, und anderseits Beleidigungsklagen von höchst allgemeiner Bedeutung. Und vor allem kann jene Möglichkeit ja auch in jedem Zivilprozeß eintreten. Wer also für reine Atmosphäre im Gerichtssaal sorgen will, müßte allgemein anstößige Privatangelegenheiten aus den Erörterungen in foro verbannen. Jedermann würde sich mit einem solchen Vorschlag lächerlich machen; wie kommt es, daß er von ernsten und kritischen Leuten gerade für Beleidigungsprozesse und nur für sie gemacht wird?

Ich sehe den Hauptgrund darin, daß Beleidigungsfragen überhaupt leicht zu einem einseitigen Urteil verführen. Reformvorschläge auf diesem Gebiet entstehen sehr häufig aus Animosität gegen den Angreifer fremder Ehre, aus Sympathie mit dem Beleidigten. Das Leben verbietet uns aber oft genug eine solche Parteinahme. Oft sind beide Teile einander würdig, bisweilen kann gerade der Beleidiger ein mutiger und reinlich denkender Mann sein, der Verletzte in Wahrheit auf die Anklagebank gehören. Gerade in Beleidigungssachen ist es ungerecht, den einen als „Angeklagten", den andern als „Zeugen" zu behandeln, mag nun von Amtswegen oder im Wege der Privatklage vorgegangen werden. In Wahrheit sind stets beide Teile in Parteistellung und sollten daher mit gleichen Waffen in den Prozeß zugelassen werden. Man kann sich keinen gröberen Verstoß gegen die Grundsätze prozessualer Billigkeit denken, als dem Verletzten die Befugnis zur Klage zu geben, dem Angeklagten aber das unter Umständen einzige Mittel der Verteidigung, die Berufung auf die Wahrheit seiner Behauptung, zu rauben.

Diese Ungerechtigkeit wäre auch zu teuer erkauft, selbst wenn wirklich die Allgemeinheit an der Veröffentlichung solcher Tatsachen kein Interesse hätte. Das ist aber gar nicht der Fall. Tatsachen des Privatlebens können von der größten Bedeutung zunächst für die Beteiligten sein. „Der Chef eines Bankhauses hat ein sehr lebhaftes Interesse daran zu wissen, ob sein Kassierer kostspielige Liebesverhältnisse unterhält"; ob ein Dienstmädchen Prostituierte

gewesen ist, das ist für die Dienstherrschaft gewiß keine gleichgültige Tatsache [1]). Sollen hier die Interessen der nächst Beteiligten durch Abschneidung der Wahrheitsuntersuchung geschädigt werden, weil die Allgemeinheit an dem Bekanntwerden solcher Privatangelegenheiten kein Interesse habe? Hat nicht die Allgemeinheit zum mindesten das sehr ernste Interesse, daß niemand grundlos für wahre — noch dazu in „Wahrnehmung berechtigter Interessen" geäußerte — Behauptungen *gestraft* werde? Und dann gibt es doch auch sehr viele Privatangelegenheiten, die einen ganz erheblichen Wert für die Gesellschaft oder den Staat haben. Schwere politische Mißstände, antisoziale Zustände, zerrüttete Verhältnisse in einer Stadtverwaltung sind vielfach gerade aus persönlichen Vorgängen in dem Privatleben der leitenden Persönlichkeiten entsprungen: wer sie bekämpfen will, muß diese Privatangelegenheiten aufdecken.

Vor allem spricht gegen die ganze Einschränkung die Unsicherheit einer Abgrenzung. Was sind Tatsachen des Privat- und Familienlebens? Offenbar kann nicht die bloße Tatsache entscheiden, ob sich ein Vorgang in einem privaten Kreis, innerhalb der Familie abgespielt hat, — maßgebend kann nur sein, ob die mögliche Wirkung des Vorgangs auf diesen Kreis beschränkt bleibt oder auf die Allgemeinheit übergreift. Dann gehört aber eine große Gruppe nicht zu den privilegierten Tatsachen: solche, bei denen ein *strafbares* Tun vorliegt. Vorgänge, die der Staat nach Rechtsgrundsätzen nicht ignorieren darf, sondern der Regel nach verfolgen muß, kann man unmöglich als Privatangelegenheiten bezeichnen. Das ist denn auch in *Österreich*, wo jene Beschränkung besteht, unbestrittene Rechtsanschauung. Und nun überlege man, wie willkürlich und unvernünftig die ganze Ausnahmebestimmung wirkt. Denn die Kriterien, die die Strafbarkeit eines Tuns begründen, sind — das muß leider auch der Kriminalist zugeben — im höchsten Maße unsicher. Man denke an Unsauberkeiten und Schwindelmanöver im Geschäftsverkehr, an kurpfuscherische Betrügereien, an Unsittlichkeiten innerhalb der Familie, an Ausbeutungen von Angestellten! Oft sind hier ganz grobe Ausschreitungen und Gemeinheiten dem Arm des Strafrichters unerreichbar, während Lappalien die Grenze der Strafbarkeit überschreiten, und nicht selten kann die Entscheidung, ob das eine oder andre vorliegt, nur nach gründlicher Beweiswürdigung — also nicht ohne Wahrheitsuntersuchung — abgegeben werden. Und kann man unter solchen Umständen wirklich noch behaupten, daß solche Vorgänge die Öffentlichkeit nur interessieren, wenn sie strafbar sind?

Liegt nicht ein Widersinn darin, daß die Position des Angreifers verbessert wird, wenn er dem Verletzten ein *strafbares* Tun vorwirft, die Berufung auf die Wahrheit seiner Behauptung ihm aber verboten ist, wenn die Beschuldigung nicht als strafbar gilt, also einen im allgemeinen nicht so schwerwiegenden Inhalt hat? Schließlich wird auch gar nicht ein Schutz des Privatlebens auf diesem Wege erreicht, denn dieselbe Äußerung ist dem Wahrheitsbeweis sofort zugänglich, wenn sie in Privatkreisen, durch private münd-

[1]) Diese Beispiele finden sich bei v. *Lilienthal* in seiner rechtsvergleichenden Arbeit über Verleumdung und üble Nachrede.

liche oder schriftliche Mitteilungen verbreitet wurde. Es liegt auf der Hand, daß dadurch der Ruf eines Menschen ebenso schwer und oft nachhaltiger untergraben werden kann, als durch eine Preßveröffentlichung. So werden wir die österreichischen Bestimmungen als unberechtigt anzusehen haben, — sie haben übrigens heute so gut wie gar keine praktische Bedeutung mehr, sie sind, wie ein österreichischer Jurist es ausdrückt, „tote Buchstaben" geblieben.

Ebenso wäre es ein Irrweg, den Wahrheitsbeweis auszuschließen, sobald der Täter kein berechtigtes Interesse an der Veröffentlichung gehabt hat. Mag man Gehässigkeit oder sonst unlautere Motive nachdrücklich bei der Strafzumessung berücksichtigen, auch wenn die Wahrheit der Behauptung erwiesen ist, aber unpraktisch und unbillig wäre es, den Wahrheitsbeweis abzuschneiden. Denn oft lehrt uns gerade erst die Wahrheitsuntersuchung den guten oder schlechten Glauben des Beleidigers, die Minderwertigkeit seiner Quellen und Gewährsmänner, die oberflächliche und gehässige Art, mit der er zu Werke gegangen ist. Und dann gibt es viele Fälle, in denen die Untersuchung so viel an schreienden Mißständen offenbart, daß wir auch dem minderwertigen Angreifer dankbar sein müssen, der der Allgemeinheit die Augen geöffnet und damit ermöglicht hat, helfend und reinigend einzugreifen. Wie viele Verbrechen werden aus gemeinen Motiven zur Anzeige gebracht, wie oft werden gemeingefährliche Praktiken in Handel und Gewerbe lediglich aus Konkurrenzneid verraten, — es wäre undenkbar für den Staat, solche Mitteilungen wegen des unmoralischen Motives zu ignorieren. Es liegt kein Grund vor, bei Beleidigungen anders vorzugehen und nur hier die moralische Beurteilung auf Kosten des Rechtsstandpunktes zu unterstreichen.

Dazu kommt, daß die Entscheidung unter Umständen keineswegs sicher abzugeben ist, ja, daß sie den Richter der Gefahr aussetzen kann, sich durch subjektive Vorurteile bestimmen zu lassen. Wie schwer ist es, die Motive eines Menschen gerade in diesen Dingen zuverlässig zu erkennen? Und wie leicht wird unser Urteil nicht durch die Tatsachen, sondern die gute oder schlechte Meinung bestimmt, mit der wir dem Angeklagten begegnen. Die Verneinung des berechtigten Interesses wird — auch wenn es dem Richter gar nicht zum Bewußtsein kommt — sehr häufig in Animosität gegen die Presse, in Mißtrauen gegen eine bestimmte politische oder literarische Richtung ihren wahren Grund haben.

So bleibt als letzte Möglichkeit der vielbenutzte, durch den römischen Juristen gewiesene Weg, den Wahrheitsbeweis nur zuzulassen, wenn die Veröffentlichung im allgemeinen Interesse liegt. Auch gegen diese Einschränkung spricht das Mißtrauen, daß sie vag und unsicher ist. Alles hängt bei diesem Standpunkt — so heißt es in der wertvollen Abhandlung Köstlins über die Einrede der Wahrheit aus dem Jahre 1855 — „von dem subjektiven Belieben, dem Privatgeschmack des Richters, seinen feineren oder gröberen Nerven, dem Thermometer seiner eigenen Verletzlichkeit, der Freiheit oder Engherzigkeit seiner eigenen Auffassung des geistigen Verkehrs usw. ab. Er ist es dann, der dem Recht der freien Rede seine Grenzen setzt, der seine Rationen dem Bürger zumißt." Auch heute sind diese Worte noch durchaus zeit-

gemäß, und vor allem ist auch der politische Maßstab, mit dem Köstlin die Frage beurteilt, beachtenswert. Gerade wenn es sich um die Aufdeckung eines großen Skandals handelt, werden die Machthaber, aber auch die friedlichen Bürger, die in Ruh was Gutes schmausen mögen, erschrecken und meinen, daß seine Untersuchung zu gefährlich werden könnte. War die Aufdeckung des Justizmordes im Fall Calas durch Voltaire, Zolas Kampf für die Unschuld Dreifuß', die Veröffentlichung über den Londoner Mädchenhandel durch die Pall Mall Gazette, waren die Kolonial- und Panamaenthüllungen zum allgemeinen Besten? Heute werden wir diese Frage unbedingt bejahen, aber ebenso gewiß ist, daß noch stets solche unbequemen Veröffentlichungen im Anfang als eine nationale Gefahr unterdrückt werden sollten, und viele alles daran gesetzt haben würden, um die Wahrheitsuntersuchung in solchen Fällen zu verhindern. Es hat noch nie die Kultur, ja nicht einmal die Interessen der äußeren Ordnung gefördert, wenn man „lästige" Wahrheiten durch Staatszwang niederzuhalten versuchte. Wohl aber ist eine luftreinigende Wirkung und nachhaltiger Nutzen von mancher rücksichtslosen Aufdeckung geheimer Skandale ausgegangen.

Speziell in unsrer Frage entspricht die Wirkung solcher Wahrheitsbeschränkungen nicht den Interessen, für die man kämpft. Man will nicht unsaubere Preßmachinationen fördern, nur die anständige, im Dienst der allgemeinen Interessen stehende Presse soll das Privileg der Wahrheitseinrede haben. Aber gerade die „Revolverpresse" ist durch diese Mittel nicht zu bekämpfen. Sie läßt sich gern ungehört wegen Verleumdung verurteilen; schon deshalb, weil die Wahrheitsuntersuchung bei ihren Mitteilungen sehr häufig die absolute Grundlosigkeit der Beschuldigung ergeben würde, während sie bei Abschneidung des Wahrheitsbeweises heucheln kann, daß sie nur deshalb verurteilt werde, weil man ihr den Beweis der Wahrheit untersagt habe. Sie fürchtet aber auch aus einem andern Grunde nicht die Gefahr einer Verurteilung infolge ehrenrühriger Veröffentlichungen. Skandalsüchtige Zeitungen leben von skandalsüchtigen Lesern[1]). Für diese aber wird jeder derartige Prozeß nur ein erwünschtes Reizmittel für ihre niedrigen Instinkte bedeuten, er wird Leute gleichen Schlages auf das Blatt erst aufmerksam machen und so zu der alten Zahl der Anhänger neue werben. Für die Schmutzpresse können also jene Einschränkungen nicht abschreckend wirken. Prozeß und Ver-

[1]) „Der wahre Verderber der Presse ist das Publikum selbst. Die Presse neigt gewiß dazu, das Übel zu verschlimmern, aber ihre Zügellosigkeit ist mehr das Symptom eines moralischen Defekts beim Publikum, als die Ursache des Verfalls. Wenn jemand eine Reihe von zügellosen Publikationen begünstigt, indem er sie kauft, mit welchem Recht beklagt er dann die Unsauberkeit der Zeitung, die Immoralität unsres Zeitalters oder die Unzulänglichkeit der obrigkeitlichen Einschränkung? Er selbst versündigt sich an Wahrheit, Anstand und Moral, und tausend andre mit ihm unterstützen und ermutigen den weniger schuldigen Diener der Presse. Dieser veröffentlicht das Schmutzige und Skandalöse nur, solange es ihm etwas einbringt, er muß notwendig voraussetzen, daß es von denen gewünscht wird, die ihn für solche Dienste bezahlen. Vom moralischen Standpunkt heißt es, einen Anteil an der Schuld haben, wenn man zu der Existenzmöglichkeit von schädlichen und anstößigen Publikationen beiträgt." Starkie-Folkard, The Law of slander and libel. Sechste Auflage. S. 42, 43.

urteilung wegen Beleidigung bedeuten für sie nur eine Steigerung ihrer Abonnentenzahl. So kann sie eine auch selbst hohe Geldstrafe ruhig in Kauf nehmen — sie gehört zu den Betriebskosten, die sich reichlich „wiedereinbringen" — und für eine Freiheitsstrafe ihren Sitzredakteur bemühen. Der ernsten und anständigen Presse dagegen legt man durch Wahrheitseinschränkungen ganz unberechtigte Fußangeln. Sie kann nicht aus Freude am Skandal, sondern aus Verantwortungsgefühl zu solchen Veröffentlichungen gedrängt werden. Soll der Richter, bevor er den Tatbestand auf seine Wahrheit und Tragweite untersucht hat, dekretieren dürfen, daß die Veröffentlichung nicht im allgemeinen Interesse gelegen hat? Wir haben gesehen, wie leicht er dann irren kann. Und die Gefahr ungerechter und chikanöser Beleidigungsprozesse gegen die Presse ist besonders groß. Wie jede Macht, die im öffentlichen Leben steht, muß auch sie sehr oft für die Sünden andrer büßen. Von allen Seiten drängt der Staub des täglichen Lebens auf sie ein und trübt ihr die Augen, die — so verlangt es das Publikum — so unendlich viel sehen sollen. Sie kann ihre Aufgaben nicht ohne einen Stab von unverantwortlichen Ratgebern und Hintermännern erfüllen; es ist unvermeidlich, daß sie, auf deren Rat und Informationen angewiesen, nicht immer das richtige Augenmaß für die Dinge findet. Das gilt in erster Linie für die Zuverlässigkeit der ihr gemachten Angaben — auch von „unbedingt zuverlässiger Seite" werden ihr bisweilen ganz grobe Irrtümer übermittelt. Aber auch die Tragweite der ihr zugetragenen Tatsachen, die Bedeutung, die sie für die Öffentlichkeit haben können, kann ihr, ohne eigene Schuld, in ganz falschem Lichte erscheinen. Und trotzdem trägt sie die Verantwortung für ihre Nachrichten. Will man ihr den Beweis der Wahrheit oder auch nur den Beweis ihres guten Glaubens abschneiden, so verschärft man — ohne Verständnis für die eigentümlichen Existenzbedingungen der Presse — ihre Haftung bis zur Ungerechtigkeit. Die Strafjustiz ist dann vor eine Alternative gestellt. Sie kann, weil eben die Wahrheitsuntersuchung und eine Prüfung der die Schuld bestimmenden Momente ausgeschlossen sind, Bagatellstrafen verhängen, die niemand scheut, die aber gewiß nicht einen ernsthaften Rechtsschutz für angegriffene Ehre bedeuten. Oder sie straft streng; dann wird sie in sehr vielen Fällen einem Redakteur eine schwere und unverdiente Demütigung zufügen, die anständigen Elemente aus der Mitarbeit für die Presse herausscheuchen und das Vertrauen auf eine unparteiische und gerechte Rechtsprechung unterhöhlen.

Man berufe sich nicht zugunsten solcher Wahrheitseinschränkungen auf *England*: hier sei doch seit Lord Campbells Akt von 1843 der Wahrheitsbeweis nur zugelassen, wenn die Veröffentlichung zum allgemeinen Nutzen diene, die Freiheit und das Ansehen der Presse hätten aber unter dieser Bestimmung keineswegs gelitten. Wer so urteilt, übersieht, daß die Vorschrift nur eine Seite des englischen Beleidigungsrechts bildet, und daß andre Rechtsgrundsätze genügend dafür sorgen, daß die Wahrheit stets den Zugang zu den Gerichtssälen findet.

Einmal nämlich ist zu beachten, daß Beleidigungen, auch wenn sie durch die Presse verübt sind, der Regel nach im Wege der *Zivilklage* verfolgt

werden. Und hier gilt uneingeschränkter Wahrheitsbeweis. Der Beklagte wird nur dann zu Schadenersatz verurteilt, wenn er Unwahres über den Kläger verbreitet hat. Englische Schriftsteller berichten uns, daß das Zivilverfahren im allgemeinen als allein anständige Form der Abwehr von Beleidigungen gelte: Folkard — die angesehenste literarische Quelle auf diesem Gebiet — nennt die Strafklage eine „vulgäre und plebejische" Art der Reaktion. Ja, andre — ebenfalls gründliche Kenner der englischen Verhältnisse — berichten uns sogar, daß bis zu Lord Campbells Akt, solange also der Wahrheitsbeweis im Strafverfahren verboten war, die Anstellung einer Strafklage den Beleidigten geradezu diskreditiert habe: man sagte ihm nach, er habe das Strafverfahren deshalb gewählt, weil es ihm unmöglich gewesen wäre, im Zivilwege die Unwahrheit der gegen ihn ausgestreuten Beschuldigungen zu beweisen!

Zweitens ist darauf hinzuweisen, daß das englische Recht neben Straf- und Zivilklage noch eine dritte besondre Art der Untersuchung beim „libel" kennt: die information. Sie findet vor einer besondern Gerichtsbehörde, der King's Bench Division, statt und ist stets zulässig, wo ein „libel" in besonderm Maße geeignet erscheint, Schaden oder Unannehmlichkeiten zu erzeugen. Dazu gehören schwere Vorwürfe gegen Beamte oder Behörden, aber auch Angriffe gegen Private „in considerable station" und schließlich alle Beleidigungen, die infolge ihrer besonders provozierenden und boshaften Tendenz eine prompte Unterdrückung und schleunige Widerlegung fordern. Bei diesem Verfahren findet stets Wahrheitsuntersuchung statt. Der Kläger hat durch schriftliches beschworenes Zeugnis (affidavit) zu versichern, daß der Beleidiger ihn zu Unrecht angegriffen habe. Dann wird der Beklagte mit seinem — ebenfalls spezialisierten — Affidavit gehört. Er kann sich auf Zeugen und andre Beweismittel berufen, daß seine Behauptungen wahr seien, es genügt aber auch, daß er die „Reinheit seiner Absicht", den Glauben an die Wahrheit seiner Behauptungen darlegt. Wird durch die richterliche, nach freiem Ermessen auszudehnende Untersuchung festgestellt, daß der Beklagte recht hatte, und das Verhalten des Klägers Tadel verdiente, so wird die „information verweigert". Und das gleiche geschieht, wenn sich auch nur der gute Glaube des Beklagten herausstellt.

So bleibt schließlich nur die Einschränkung des Wahrheitsbeweises nach der Bestimmung von Lord Campbells Act übrig. Dieses Gesetz brach mit der alten, man darf sagen mittelalterlichen Tradition, daß auch das wahre „libel" strafbar sei. Die „Volksstimme" habe sich — so berichten uns Starkie, Mill, Marquardsen — dagegen „empört", daß auch der Vorwurf einer wahren, ehrangreifenden Tatsache Strafe nach sich ziehen sollte, und sie habe ebenso die Strafe als ungerecht empfunden, wenn jemand bona fide zur Verfolgung eines erlaubten Zweckes eine von ihm für wahr gehaltene beleidigende Äußerung verbreitet hatte. Diese Ansicht habe sogar die gerichtliche Praxis beeinflußt, so daß diese bisweilen, trotz des „common law", auf Straflosigkeit erkannt habe, wenn dem Gericht die Überzeugung von der Wahrheit der beleidigenden Behauptung oder auch nur dem guten Glauben des Angeklagten erbracht erschien. Vor allem aber empfand die neue Zeit

das alte Recht als unberechtigte Härte gegen die Presse. Lord Campbells Act wurde, wie es in ihrem Eingang heißt, eingeführt, um die „Freiheit der Presse" besser zu schützen!

So lassen schon diese Triebkräfte erkennen, daß das neue Recht die alten Wahrheitsschranken aufheben wollte — sollte das Resultat dieser ganzen Entwicklung doch wieder dahin ausarten, neue Beschränkungen für die Wahrheitsuntersuchung zu errichten? Fast scheint es so, aber wer sich mit dem komplizierten, schwer zu durchdringenden englischen Rechtsstoff näher beschäftigt, erkennt, daß diese Auffassung unrichtig ist. Lord Campbells Act will nämlich die sonstigen Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgründe bei Beleidigungen keineswegs aufheben. Sie bestimmt lediglich, daß der Wahrheitsbeweis als ein „Verteidigungsmittel", d. h. als Grund für die Straflosigkeit nur anerkannt wird, wenn die Veröffentlichung „zum allgemeinen Besten" war. Zugelassen aber wird die Wahrheitsuntersuchung stets, um dem Angeklagten den Nachweis zu ermöglichen, daß er in gutem Glauben an die Wahrheit seiner Äußerungen gehandelt hat. Und der gute Glaube schließt die Strafbarkeit aus und macht straffrei, wenn die Mitteilung an eine Person geschah, gegen die man eine gesetzliche, moralische oder soziale Pflicht zu erfüllen hatte, oder wenn überhaupt nur ein berechtigtes persönliches Interesse an der Mitteilung bestand. Die nähere Darstellung dieser Privilegierungsgründe gehört nicht mehr in diesen Zusammenhang; nur das mag gesagt werden, daß in überaus weitgehender, vornehmer Art das Recht zu literarischer und politischer Kritik sowie der Beruf der Presse zur Wahrnehmung öffentlicher und allgemeiner Interessen anerkannt wird. Das Ergebnis ist also, daß England[1]) gar nicht zu den Ländern beschränkter Zulassung des Wahrheitsbeweises zu rechnen ist, ja daß es sogar den guten Glauben mehr als irgendein andres Land schützt.

Wie fast alle Beleidigungsfragen ist auch das Problem der Wahrheitseinschränkung unter dem Gesichtspunkt der Duellsitte behandelt worden. Im Anschluß an die erste Verhandlung im Prozeß Moltke-Harden ist sogar von Kriminalisten die „Unausrottbarkeit" des Zweikampfes bei dem gegenwärtigen Verfahren wegen Beleidigungen behauptet worden. „Wer entschließt sich," so hat Finger in der deutschen Juristenzeitung erklärt[2]), „seine durch irgendeine Handlung verletzte Ehre vor Gericht zu verteidigen, wenn er gewärtig sein muß, daß die Gestaltung des Prozesses es möglich macht, seine ganze Persönlichkeit vor breitester Öffentlichkeit durch die Gosse zu schleifen?" Dieser Frage kann mit dem Hinweis auf Frankreich begegnet werden. Hat hier, wo doch der Wahrheitsbeweis in erheblichem Maße unterbunden ist, eine Abnahme der Duelle stattgefunden? Grade Frankreichs Beispiel beweist das Gegenteil und zeigt, daß die Verhinderung des Wahrheitsbeweises kein Sicherheitsventil gegen den Zweikampf schaffen kann. Wenn der Verletzte nicht einmal in der Lage ist,

[1]) Genau das gleiche gilt für das Recht der nordamerikanischen Staaten.

[2]) Sensationelle Beleidigungsprozesse. „Deutsche Juristenzeitung", Bd. XII (1907), S. 1217 ff.

die Unwahrheit der gegen ihn geschleuderten Beschuldigungen vor Gericht beweisen zu können, so hilft ihm die Anrufung des Strafrichters ja überhaupt nichts. Ein Strafverfahren, das mit einer formellen Bestrafung des Beleidigers ohne Aufdeckung des Tatbestandes und Rehabilitierung des Verletzten endigte, kann jedenfalls für empfindliches Ehrgefühl keinen Ausgleich schaffen. Die eigentliche Grundfrage, ob der Angegriffene den ihm nachgesagten Makel *verdient* hat, wird hier überhaupt nicht untersucht. Niemand, der wirklich um seine Ehre kämpft, könnte ein solches Gerichtsverfahren einem Duell vorziehen. Die gewünschte Abschneidung des Wahrheitsbeweises würde also höchstens zu einer Steigerung der Duelle nötigen. So fällt auch dieser Grund zugunsten der Wahrheitseinschränkung in sich zusammen. In Wirklichkeit besteht aber der behauptete Zusammenhang zwischen dem gesetzlichen Schutz der Ehre und dem Duell gar nicht. Man duelliert sich nicht, weil der Beleidiger zu gering bestraft wird, sondern weil die Standessitte eine *andre* Art der Genugtuung fordert; es gilt für unanständig, Ehrenhändel *unter* „Kavalieren" vor Gericht auszutragen, nicht weil das Verfahren schlecht ist, sondern weil der Satisfaktionsfähige *sich selbst* Genugtuung verschaffen soll. Nur von einer Bekämpfung dieser Standesanschauung, nicht einer Reform des Beleidigungsrechts ist demnach in dem Kampf gegen das Duell ein Erfolg zu erwarten. —

Ich fasse zusammen: Die Abschneidung des Wahrheitsbeweises würde gerade denjenigen Elementen den Schutz in einem Beleidigungsprozeß entziehen, die ihn verdienen: dem zu Unrecht Angegriffenen, der den Nachweis erbringen will, daß ihm unwahre Beschuldigungen nachgeredet sind, und dem Angeklagten, der sich gegen den Vorwurf der Verleumdung dadurch schützen möchte, daß er die Wahrheit seiner Behauptung aufdeckt. Dagegen würde sie durch die Verschleierung des Tatbestandes minderwertigen Elementen und anrüchigen Zuständen einen unverdienten Schutz gewähren. Niemals also kann sie als Verbesserung des Ehrenschutzes angesehen werden. Ja, ihre Schäden reichen sogar weit über das Gebiet der Beleidigung hinaus. Die Unsicherheit der Abgrenzung schafft willkürliche und der Autorität ermangelnde Rechtsprüche. Die Unterdrückung der Wahrheit begünstigt das Weiterwuchern geheimer Skandale und verkümmert den Mut der freien Meinungsäußerung, sie unterbindet dem öffentlichen Leben und ihrem Organ, der Presse, die notwendige Bewegungsfreiheit, sie lähmt den Kampf gegen allgemeine Mißstände. Mit einem Wort: sie ist ein *kulturfeindliches* Prinzip. —

So können wir zufrieden sein, daß unser Strafgesetzbuch den entgegengesetzten Weg einschlägt und die Wahrheitsprüfung in denkbar weitestem Umfang zuläßt. *Ausgeschlossen* ist hiernach der Wahrheitsbeweis nur in einem Fall, wenn die üble Nachrede in der Beschuldigung einer strafbaren Handlung bestanden hat, und der Beleidigte durch rechtskräftiges Urteil wegen dieser Handlung verurteilt oder freigesprochen wurde. In dem ersten Fall wird der Beleidigte nicht mit dem Beweise zugelassen, daß er unschuldig, zu Unrecht verurteilt sei, in dem zweiten Fall duldet das Gesetz nicht den Gegenbeweis des Beleidigers, daß jener zu Unrecht freigesprochen sei und doch jene

Tat begangen habe. Diese Abschneidung einer Wahrheitsuntersuchung hat, wie man sieht, nichts mit den hier behandelten Problemen des Beleidigungsrechts zu tun. Es soll nur das rechtskräftige richterliche Urteil geschützt, es soll verhindert werden, daß der alte — durch einen unanfechtbaren Spruch des Staates getilgte — Rechtsstreit auf dem Umweg eines Beleidigungsprozesses aufs neue auflebe. Abgesehen von dieser Bestimmung läßt das Strafgesetzbuch die Wahrheitsuntersuchung für alle drei Arten der Beleidigung ohne Einschränkung zu. Sie ist notwendig bei der Verleumdung, die die Feststellung fordert, daß der Täter „wider besseres Wissen" unwahre Tatsachen behauptet oder verbreitet hat. Ebenso bei der sog. üblen Nachrede. Hier genügt zur Verurteilung, daß die Wahrheit der beleidigenden Behauptung „nicht zu erweisen ist".

Sie kann vielleicht trotzdem wahr sein, nur ist der Beweis nicht zu führen: die Zeugen z. B., die sie bekunden könnten, sind tot oder sagen die Unwahrheit. Auch hilft es dem Täter nichts, daß er im guten Glauben an die Wahrheit seiner Behauptung gehandelt hat. Man könnte, so heißt es in den „Motiven zum Strafgesetzbuch", von demjenigen, der rufgefährdende Behauptungen in Beziehung auf einen andern aufstelle, verlangen, daß er die Beweise für sie erbringe und nicht ohne solche die Ehre eines andern in einer oft empfindlichen Weise schädige. Verschiedene Situationen für die Wahrheitsuntersuchung bietet endlich die dritte Art strafbarer Ehrangriffe, die sog. einfache oder formelle Beleidigung. Abgesehen von Tätlichkeiten kann es sich hier einmal darum handeln, daß dem Verletzten unter vier Augen ehrenkränkende Tatsachen gesagt sind; dann ist die Wahrheitsuntersuchung ebenso notwendig und unbestreitbar, wie bei den bisher behandelten Tatbeständen. Dazu kommen weiter solche Tatbestände, bei denen der Inhalt der rufgefährdenden Behauptung straflos bleibt, weil sie wahr oder zur „Wahrnehmung berechtigter Interessen" vorgebracht war, die Art der Äußerung aber: ihre „Form" oder „die Umstände, unter welchen sie geschah" eine Bestrafung rechtfertigen. In dieser unglücklich formulierten und daher oft mißverstandenen Gesetzesbestimmung ist der sehr vernünftige Gedanke ausgesprochen, daß eine Behauptung strafbar wird, wenn sie durch Form oder Umstände ihrer Äußerung die Absicht der Kränkung des andern erkennbar macht. Ob die Wahrheitsuntersuchung auch in einem solchen Falle vorzunehmen ist, und besonders dann, wenn das Gericht von vornherein die Überzeugung bekommt, daß selbst bei erfolgreichem Wahrheitsbeweis eine Verurteilung des Beleidigers wegen der kränkenden Form seiner Äußerung erfolgen muß, — kann zweifelhaft sein. Mit Recht hat das Reichsgericht in einer alten Entscheidung die Wahrheitsuntersuchung auch in einem solchen Fall als notwendig bezeichnet[1]). Denn für die Frage der Strafzumessung sei es niemals bedeutungslos, ob der Beleidiger Wahres behauptet habe oder

[1]) Neuerdings findet sich eine Entscheidung, wo der Wahrheitsbeweis in solchen Fällen nur als zulässig bezeichnet und dem Gericht die Befugnis zugesprochen wird, ihn abzulehnen, wenn es überzeugt ist, daß sein Ergebnis keinen Einfluß auf die Strafzumessung ausüben könne.

nicht; man würde also ohne eine solche Untersuchung „seine Verteidigung in einem wesentlichen Punkte unzulässig beschränken", man würde es unterlassen, die Anklage nach *allen* für die richterliche Untersuchung maßgebenden Gesichtspunkten zu untersuchen.

So bleiben nur solche Tatbestände der einfachen Beleidigung übrig, bei denen ein Wahrheitsbeweis sich von selbst verbietet: unsubstantiierte Mißachtungsäußerungen und namentlich Schimpfworte.

Die Grundgedanken des deutschen Rechtes in unsrer Frage verdienen durchaus Anerkennung: *jede* ehrbeleidigende Tatsachenbehauptung ist auf ihre Wahrheit zu untersuchen, aber *nicht jede auf Wahrheit beruhende beleidigende Behauptung verdient Straflosigkeit*. Strafbar wird derjenige, der eine wahre Äußerung macht, um einen andern absichtlich zu kränken. Das Gesetz verbietet nicht, Wahres über einen Menschen zu behaupten, selbst wenn es dessen Ruf schwer schädigen kann; es hat aber keinen Grund, Äußerungen zu erlauben, die nur die Absicht kundtun, dem Betroffenen einen seelischen Schmerz zuzufügen. Die Wahrheit soll nicht zu Zwecken der Bosheit mißbraucht werden: um des sozialen Friedens willen bestraft das Gesetz einen solchen Mißbrauch.

Aus dieser Regelung des Gesetzes sollte man aber zugleich *ein Korrektiv ableiten gegen unberechtigte und überflüssige Härten der gerichtlichen Wahrheitsuntersuchung*. Auch der Wahrheitsbeweis dürfte nicht so ausgestaltet sein, daß er in Wirklichkeit nur dem Zweck dient, dem Verletzten eine seelische Demütigung zu bereiten. In der Tat haben nach dieser Richtung Beleidigungsprozesse schwere Mißstände offenbart. Vor allem dadurch, daß der Wahrheitsbeweis weit über das zulässige Maß hinaus ausgedehnt wird. Der Täter soll zwar das Recht haben, die Wahrheit der Behauptung zu beweisen, die den Gegenstand der Strafverfolgung bildet, er hat sich aber auf dieses konkrete thema probandum zu beschränken. Das wird leider von unsern Gerichten aus Scheu, die Rechte der Verteidigung einzuschränken und dadurch einen Grund zur Revision des Urteils zu schaffen, nicht immer beachtet. Der preußische Justizminister hat schon 1897 einmal die Aufforderung an die Gerichte ergehen lassen, sie möchten doch nicht unnützerweise über den Rahmen des Anklagefalls hinaus die ganze Vergangenheit und das Vorleben des Beleidigten einer Untersuchung unterziehen lassen. Diese Warnung ist gerade gegenwärtig sehr angebracht. Nur „*Tatsachen*" und zwar nur diejenigen „*konkreten*" Tatsachen, die der Beleidiger dem Verletzten nachgesagt hat, sind einer Beweisführung zu unterwerfen. Statt dessen erlauben die Gerichte, daß aus Eindrücken und Stimmungen, aus Hypothesen der Zeugen und Sachverständigen, aus Äußerungen und Vorgängen, die mit dem Beweisthema nur in ganz entferntem, oft überhaupt nicht erkennbarem Zusammenhang stehen, Material über die ganze Persönlichkeit und Vergangenheit des Beleidigten, sein äußeres und inneres Leben zusammengetragen wird. Ein solches Bild wird in sehr vielen Fällen Übertreibungen, Vorurteile und voreilige Schlüsse enthalten. Vor allem aber wird es dazu verwendet werden, um Stimmung gegen den Beleidigten zu machen und ihn vor der Öffentlichkeit

zu diskreditieren. Wenn dann auch schließlich eine Verurteilung des Beleidigers erfolgt, die soziale und seelische Einbuße, die der Verletzte durch den Prozeß erlitten hat, ist größer und nachhaltiger als die Beleidigung, zu deren Abwehr er den Schutz der Gerichte angerufen hat. So kann es denn in der Tat dazu kommen, daß auch der grundlos Angegriffene einen Kampf um seine Ehre vor Gericht scheuen muß. An solche Situationen denken diejenigen, die eine Einschränkung des Wahrheitsbeweises fordern. Sie vergessen aber[1]), daß jene Mißstände nicht in Mängeln des Gesetzes, sondern in seiner Anwendung ihren Grund haben. Die Strafprozeßordnung verbietet „ungeeignete oder nicht zur Sache gehörige Fragen", der Vorsitzende hat die Pflicht, sie zurückzuweisen, und ebenso ist das Gericht berechtigt, durch besonderen Beschluß Fragen als „unzulässig" von der Beantwortung auszuschließen. Das geltende Recht bietet uns also Handhaben genug, um dem Verletzten solche durch den konkreten Beleidigungstatbestand nicht geforderte „peinliche Fragen" zu ersparen. Es bedarf demnach keiner Gesetzesänderung, wir brauchen nur eine Gerichtspraxis, die das geltende Recht taktvoll anwendet und seinen Intentionen gerecht wird.

Ein zweiter Mißstand liegt in der Öffentlichkeit des Verfahrens. Bisweilen bedeutet die Klageerhebung für den Beleidigten eine „Flucht in die Öffentlichkeit": es liegt ihm daran, daß mit möglichst weithallender Resonanz die Unwahrheit des Ehrangriffs festgestellt werde. Häufiger aber sind die Fälle, in denen der Verletzte zwar eine autoritative Feststellung des Tatbestandes zu seinen Gunsten wünscht, aber nur ein Interesse daran hat, daß den Nächstbeteiligten die Augen geöffnet werden. Dann kann es für ihn eine schwer auszuhaltende Tortur bedeuten, daß in öffentlicher Sitzung über die intimsten Interna seines Lebens verhandelt wird, daß große und kleine Skandalblätter seinen „Fall" mit breitem Behagen erörtern. Daher sollte in jedem Beleidigungsprozeß die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden, wenn beide Parteien damit einverstanden sind. Bedenklich wäre es freilich, dem Antrag des Beleidigten allein die gleiche Macht zuzusprechen. Unter Umständen kann der Angeklagte ein berechtigtes Interesse daran haben, daß weite Kreise seine Verteidigung hören können, und zum mindesten überall, wo an die Stelle der Privatklage öffentliche Klage tritt, wird dadurch konstatiert, daß auch die Allgemeinheit an der Aufklärung des Tatbestandes interessiert ist. Daher wäre es unbillig, obligatorisch den Ausschluß der Öffentlichkeit zu fordern, wenn nur der Beleidigte ihn verlangt. Dagegen hätte ich kein Bedenken, in diesem Falle dem Gericht das Recht auf Ausschließung der Öffentlichkeit zu geben, falls die öffentliche Verhandlung berechtigten Interessen des Verletzten oder der Öffentlichkeit zum Schaden gereiche. Die nähere Ausführung und Abgrenzung dieses Gedankens gehört nicht mehr hierher. Nur auf einen Mangel des geltenden Rechts sei noch hingewiesen. Wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen, so sollte stets den anwesenden Personen die Geheimhaltung der

[1]) Finger und Kahl haben hierauf unmittelbar nach der Schöffengerichtsverhandlung im Harden-Prozeß hingewiesen. „Deutsche Juristenzeitung", Bd. XII, S. 1210 f.

in der Verhandlung zur Kenntnis kommenden Tatsachen zur Pflicht gemacht und die unbefugte Mitteilung, namentlich durch die Presse, mit Strafe bedroht werden. Das geltende Recht kennt eine solche Pflicht nur, wenn die Öffentlichkeit „wegen Gefährdung der Staatssicherheit", nicht wenn sie „wegen Gefährdung der Sittlichkeit" ausgeschlossen ist. Es ist aber auch in dem letzteren Fall ein Widersinn, die Öffentlichkeit der Verhandlung auszuschließen und trotzdem detaillierte Verhandlungsberichte zu erlauben, die der Berichterstatter durch Vernehmung der Zeugen außerhalb des Gerichtssaales gewinnen konnte.

Die Frage, wie weit man das Recht auf den Wahrheitsbeweis zulassen soll, ist zentral für den Rechtsschutz, den man verletzter Ehre geben will. Die Antwort zugleich aber ein Spiegel für die Kultur einer Zeit. Wir sprechen damit ein Urteil aus über den Wert, den die Welt des Individuums beanspruchen darf, das Gewicht, das sozialen, politischen, ethischen Anforderungen im Kampfe gegen diese individuelle Interessensphäre zukommen soll. Es ist kein Zufall, daß die Frage nach der Berechtigung des Wahrheitsbeweises zuerst allgemeine Erörterung fand, als die Welt widerhallte von den „Grundrechten der Menschen", dem „Recht auf freie Meinungsäußerung". Und es ist in dem gleichen Maße eine geschichtliche Notwendigkeit, daß sie heute aufs neue diskutiert wird, wo unsre individualistische Kultur durch soziale Kräfte getrieben und zum Teil zerrieben wird. Wer die Lösung dieses Problems anstrebt, muß diesen allgemeinen politischen Hintergrund im Auge behalten. Er erklärt es auch, wie schwer gerade in dieser Frage der Gegner zu überzeugen ist.

[1]) Erst nach Abschluß dieses Aufsatzes ist der neue Entwurf der Gerichtsverfassung und Strafprozeßordnung erschienen, der einen Teil der hier geäußerten Reformvorschläge verwirklicht.

Literarische Rundschau.

Enrica v. Handel-Mazzetti.

Deutsches Recht und andre Gedichte. Von E. v. Handel-Mazzetti. Kempten und München, Josef Kösel. 1908.

Wir pflegen die Entwicklung der Literatur fast ausschließlich vom Standpunkte der Produktion aus zu betrachten; es gibt aber Momente, in denen die Bewegung des Publikums kaum von geringerer Wichtigkeit ist. Wir leben in einem solchen Augenblick. Es bahnt sich, wie wir zuversichtlich hoffen, eine literarische Réunionsbewegung an, die nicht nur für unsre Dichtung, sondern für unsre ganze Zukunft von großer Bedeutung sein muß, wenn sie gelingt.

Wir glauben unsre katholischen Mitbürger nicht zu kränken, wenn wir feststellen, daß sie von der neueren Evolution unsrer Literatur zum größten Teil abgeschnitten waren. Katholische Autoren haben natürlich an ihr mitgewirkt, aber nur Martin Greif und Friedrich Wilhelm Weber mit stärkerem Erfolg. Die Kulturkampfzeit hat eine höchst beklagenswerte kulturelle Trennung bewirkt, bei der die Schuldfrage sehr viel weniger wichtig ist als das Problem der Wiedervereinigung. Friedrich Wilhelm I. hat mit seiner inneren Kolonisation Preußen zwei Provinzen ohne Krieg gewonnen; die Wiedereroberung des katholischen Publikums für die gesamte deutsche Literatur und Kunst würde keine geringere Erweiterung des Reiches bedeuten!

Die Hauptträger unsrer Hoffnungen sind die Vereinigungen und Zeitschriften, die von katholischem Boden den Anschluß an die Gesamtentwicklung unsrer Dichtung suchen, wie das „Hochland", der „Gral", „Über den Wassern". Die verdienstvollen Vorkämpfer dieser Tendenzen, Karl Muth, P. Expeditus Schmidt und andre sind wiederum mit uns einig in dem Vertrauen zu neuen literarischen Talenten, unter denen ohne alle Frage Enrica v. Handel-Mazzetti an erster Stelle steht.

Die Verfasserin von „Meinrad Helmperger" (wenn man ein treffliches Buch statt mit einem etwas zu lang geratenen Titel kurz so nennen darf!) und „Jesse und Maria" bringt in die neue Bewegung unschätzbare Gaben mit. Gerade daß die entschiedene Katholikin aus Österreich einem literarisch weniger durchackerten Boden entstammt, hilft ihrer Originalität. Sie knüpft an die volkstümliche Erzählung etwa des 17. Jahrhunderts an, in dem auch ihre Figuren sich am liebsten bewegen. Ein entschiedenes Interesse für die konfessionellen Probleme, eine ausgesprochene Freude an volkstümlichem Glaubens- und Festleben, Lust an einfachem Gesang und kräftiger Erzählung stammen daher. Doch steht sie nicht im Lager der kämpfenden Gegenreformation, sondern würde in der Epoche Meinrad Helmpergers und Jesses v. Völderndorff es mit den frommen Eremiten gehalten haben, deren süß-zärtliche Andacht zu Maria und den Lieblingsheiligen wohl für einen innigeren Anschluß an die Glaubensverwandten Raum ließ, aber nicht für feindliche Abwehr der Gegenpartei.

Jener Zeit entstammte eine neue Blüte volkstümlicher Epik; an den guten Kapuziner Martinus von Kochem und sein „Leben Christi" von 1689 möchte ich die Romane der österreichischen Edelfrau am liebsten anschließen, so viel sie auch von moderner Technik und Vielseitigkeit gelernt haben mag. Dagegen ist die katholische Lyrik jener Epoche uns ferner gerückt. Bei einer Auswahl deutscher Lyrik fand ich bei Spe oder Scheffer, so hoch sie auch sonst stehen, nichts, was uns noch unmittelbar wie vieles bei Paulus Gerhardt oder Fleming zum Herzen griffe; und Jakob Balde ist ein lateinischer Virtuos.

Auch in diesem Sinne hat Frau v. Handel-Mazzetti, wie Clemens Brentano, ihre Heimat im ausgehenden 17. Jahrhundert. Ihre Lyrik besitzt, wie die der Gegenreformation, bei allem himmelanstrebenden Schwung eine gewisse Erdenschwere; die reine Lyrik des älteren Kirchenliedes scheint dieser Zeit zu schlicht, puritanisch, protestantisch. Man kann von einem lyrischen Barock sprechen und jene gewundenen Säulen der Jesuitenkirchen zum Gleichnis nehmen, die in fast konvulsivischer Erregung ihre schweren Körper zum Gewölbe heben wollen. Gerade den eigentlichen Andachtsliedern der vorliegenden Sammlung haftet dieser Charakter an, den eine Generation, der das Auge für Lorenzo Bernini geöffnet worden ist, einen eigenen Reiz nicht absprechen wird. Auffallende Archaismen, veraltete Fremdwörter, sogar halbprosaische Wendungen hängen wie Votivtafeln an den Säulen, und seltsame Echoworte umhüllen die Bilder mit Weihrauch. Zuweilen, wie in dem „Weihnachtsidyll", geht die Anpassung an den naiv-volkstümlichen Ton wohl auch zu weit und führt über die innere Verwandtschaft der Dichterin mit ihrem Volk heraus zur Manier. In andern Gedichten ist dafür diese Übereinstimmung um so glücklicher zum Ausdruck gekommen; so vor allem in dem größten, das der Sammlung diesen Namen gegeben hat. Die eindringende und unermüdliche Arbeit der Dichterin ist dem epischen Fluß zugute gekommen; daß sie zu feilen und sogar Rat anzuhören versteht, müssen wir freilich leider auch zu ihren seelischen Archaismen und psychologischen Unmodernitäten rechnen!

Ein ernst-heiterer Ton durchdringt die Werke der Frau v. Handel-Mazzetti fast durchaus, die ruhige Festigkeit einer erworbenen Weltanschauung; der frei heraustretende Humor — wie in den „Zwei Rittern" — glückt nicht so wie der immanente ihrer Charakterzeichnungen. Sie ist eben doch mit Brentano näher verwandt als mit Pocci: inniger, weniger spielend. Freilich ist sie, was beide nicht waren, ein ausgesprochen episches Talent — eine Seltenheit mehr, um derer willen wir unser Auge hoffnungsvoll auf sie richten!

Richard M. Meyer.

Das Leben der Königin Luise.

Königin Luise. Ein Lebensbild. Von Paul Bailleu. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1908.

Nun hat die deutsche Nation endlich das Buch in ihren Händen, auf das sie schon seit langem ein Anrecht besaß und auf das seit Jahren neben den Forschern zahllose Gebildete mit Spannung warteten. Paul Bailleu hat soeben die Sammlungen, Forschungen und Studien mehrerer Jahrzehnte abgeschlossen und seine Biographie der Königin Luise vollendet. Damit ist uns eins der intimsten Geschichtswerke geschenkt, die unsre deutsche, ja vielleicht die Weltliteratur aufzuweisen hat. Es ist fast ganz auf archivalischem Material großenteils allervertraulichsten Charakters aufgebaut, vornehmlich auf dem Briefwechsel der Königin mit ihrem Gemahl, ihren Geschwistern und dem russischen Kaiserhause. In der stürmischen

Zeit, in der die edle Königin lebte, ist so manches wichtige Schriftstück, das über sie Kunde geben konnte, zugrunde gegangen oder zerstreut worden. Die Suche nach solchen Dokumenten bildet vermutlich den größten Teil der Mühe, die dem Biographen erwuchs, und hat den Abschluß des Werkes so lange hinausgezogen. Es gehörte ein besonderes archivalisches Spürtalent und auch viel Finderglück dazu, um alle Schätze zu heben, die Bailleu im Laufe der Jahre doch noch gehoben hat. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" und auch noch andern Kreisen hat der beneidenswerte Entdecker freigebig seit vielen Jahren aus den von ihm gesammelten Reichtümern gespendet. Nun liegt das alles zum schönsten Bilde vereinigt in einem stattlichen, wahrhaft glänzend ausgestatteten Bande vor uns, und noch so manches Neue erfahren wir daraus. Bailleu war in jeder Hinsicht der berufenste Bearbeiter dieses herrlichen Materials. In der Forscherwelt galt er seit geraumer Zeit als einer der genauesten Kenner der napoleonischen Epoche. Gerade von ihm hätte man gern ein Lebensbild Napoleons gehabt. Ihn reizte es aber mehr, das Lebensbild der erlauchten Frau zu schaffen, die so Unendliches von dem gewaltigen Imperator zu leiden hatte.

Nur gar zu nebelhaft war das Bild der hohen Dulderin, ehe Bailleu kam. Wir besaßen in der Hauptsache nur die allerdings recht wertvolle, aber doch auch sehr kurze Schrift über sie, die ihre nächste Vertraute, Frau v. Berg, bald nach dem Tode der Königin erscheinen ließ, und die bis vor einigen Jahren die Grundlage der zahllosen, vielfach recht minderwertigen Biographien der Königin blieb. Weil wir im Grunde so wenig von der Königin wußten, so rankte sich die Legende um sie. Unter den fürstlichen Frauen der neueren Zeit gibt es wohl kaum eine zweite, die so der Heiligenschein umgibt. Auf der andern Seite suchten rohe und zynische Fäuste je länger je mehr diesen Heiligenschein plump zu zerstören, weil es ihnen Freude macht, systematisch die Vaterlandsliebe zu untergraben. Da erscheint nun Bailleus Buch und zerteilt die Nebel, aus den lautersten Quellen schöpfend, die ihm hochherzig eröffnet sind. Gewiß, eine Heilige war Königin Luise nicht. Aber wohl wenige Frauengestalten werden sich finden, die eine solche Poesie ausströmen, Frauenhoheit und Frauenschönheit so rührend verkörpern als die Gemahlin Friedrich Wilhelms III. Eine Frohnatur von köstlicher Frische, deren innerer Wesenskern gleichwohl ernst war, wurde es ihr nicht leicht, sich in die Art ihres Gemahls zu schicken. Aber sie fand den Einklang zwischen Pflicht und Liebe und dadurch ein großes eheliches Glück, während ihr tiefstes Gefühl freilich die Geschwisterliebe blieb. Lange Jahre ließ sie sich an der Alltäglichkeit häuslichen Lebens genügen, bis das Schicksal sie jäh an die Dornen erinnerte, die an der Königskrone haften. Anfangs wies sie alle Politik zurück: und auch als sie ihr nahe trat, zeigte sie gar keine Neigung dafür, wie sie denn auch nichts weniger als eine Kampfnatur war. Allmählich aber sieht sie sich gezwungen, in diese ihr gar so fremde politische Welt zu steigen. „Die Macht der Verhältnisse drängt sie an den Platz, den sie einnehmen muß, weil nur sie ihn einnehmen kann." Sie tritt in die Lücke ein, die durch das unentschlossene, schwunglose, oft apathische Wesen ihres Gatten entsteht, dieses norddeutschen Gemüts- und Familienmenschen, dem gerecht zu werden leider oft nur zu schwer wird. An seiner Schwäche erstarkt sie. Freilich gerade das, was ihr nachgesagt worden ist, daß sie den Krieg von 1806 herbeigeführt habe, läßt sich angesichts der Bailleuschen Forschungen nicht mehr behaupten. Ihre historische Mission fand Luise in dem Zusammenarbeiten mit Hardenberg und Stein. Mit Stein hat sie gemeinsam, daß sie die Weltbegebenheiten nicht politisch, sondern ethisch auffaßte. Von ihm getrennt wird sie dadurch, daß der Freiherr für das Wesen des Weibes nicht das rechte Verständnis besaß, noch mehr aber dadurch, daß Stein nicht jenen Patriotismus hatte, den Bismarck einmal als den spezifisch deutschen bezeichnet, nämlich den mit dynastischer Anhänglichkeit gepaarten Patriotismus. Zu Hardenberg fühlt sich die Königin hingezogen durch das Preußentum, in dem sie beide aufgingen, und sein weltmännisches, feinfühliges Benehmen. Neues Licht fällt bei Bailleu

besonders auf die Abwandlung der politischen Verhältnisse, die zur Verabschiedung Steins im November 1808 führten, und ebenso wird die Entwicklung der Dinge, die die Berufung Hardenbergs zum Staatskanzler im Gefolge hatten, neu beleuchtet. Die Seele bei dem Werke jener Berufung war Frau v. Berg.

Bailleu schildert das Werden seiner Heldin ohne jegliches gelehrte Rüstzeug in ruhiger und klarer Sprache mit feinsinnigem Verständnis für die zahlreichen psychologischen Momente und, wie kaum noch gesagt zu werden braucht, mit vollster Beherrschung der zum Teil ungemein verwickelten politischen Verhältnisse. Ich möchte sagen: seine Darstellung trägt den Charakter schönster Ausgereiftheit, ja Abgeklärtheit. Nur Eingeweihtere vermögen einigermaßen zu beurteilen, welche Fülle der Arbeit sich hinter dieser sich so schlicht gebenden Erzählung verbirgt, wie schwer die Fäden zu entwirren waren, die sich dem Forscher auf diesem Gebiete darboten; und auch nur wenige werden ermessen können, wie viele Kontroversen und Thesen der Biograph der Königin mit einer leichten Wendung beseitigt. Zuweilen scheint er uns allerdings zu glatt über die Probleme hinwegzugehen. So bekommt der Leser seines Buches kaum einen rechten Begriff von der Bedeutung und dem Wesen des Streites um die Kabinettsregierung. Auch der bekannte Brief Steins vom August 1808 wird doch wohl zu kurz behandelt. Gern hätte man auch über die Instruktion, die Hardenberg für die Königin zur Tilsiter Unterredung niederschrieb, mehr erfahren. Es versteht sich, daß Bailleu oft nur eine zart andeutende Sprache führt. Wer aber zu lesen versteht, der erfährt genug.

Wetteifernd mit dem Künstler der historischen Darstellung hat Bailleus Freund, Paul Seidel, der beste Kenner der bildlichen Überlieferung über die Königin Luise, den illustrativen Teil des Werkes ausgestaltet. Ihm zur Hand ging E. Döpler der jüngere.

So ist dem deutschen Volke mit Bailleus „Luise" ein kostbarer Schatz übereignet worden. Das Buch wird sich im Sturme die Häuser der deutschen gebildeten Welt erobern, und immer wieder wird man zu ihm greifen, um sich das entzückende Wesen dieser sonnenhaften und hoheitsvollen Frauengestalt zu vergegenwärtigen, die wie „Antigone, Gottes ungeschriebene Gesetze in der Brust, ihres Weges gegangen ist, ohne je zu irren, nur auf die Stimme ihres Herzens hörend".

Herman v. Petersdorff.

Ein Wiener Jubiläumswerk.

Wien im Zeitalter Franz Josefs I. Schilderungen von Reinhard E. Petermann. Mit 6 Künstlerbeilagen und ca. 300 Textillustrationen nach neuesten photographischen Aufnahmen. Wien, R. Lechner (W. Müller), k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1908.

„Eine im guten Sinne des Wortes populäre Gesamtdarstellung Wiens, welche alles Wissenswerte über die Stadt in Kürze vereinigt und dem Einheimischen wie dem Fremden dazu dienen kann, über den gewaltigen Organismus, den Wien heute bildet, Übersicht zu gewinnen;" das war, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, der Zweck des Buches. Ob er erreicht worden ist, das zu bejahen oder verneinen, wird von dem individuellen Standpunkte abhängen, von dem aus man dieses Buch betrachtet. Soviel ist ja klar, daß auf ca. 400 großbedruckten Folioseiten, von denen ungefähr ein Viertel durch Illustrationen eingenommen wird, „alles Wissenswerte" über eine Stadt wie Wien nicht einmal im allergedrängtesten Auszuge gebracht werden kann. Das sei von vornherein festgestellt.

Der wertvollste wie auch umfangreichste Teil ist der statistische. Wir sehen hier an der Hand von vergleichenden Ziffern, wie Wien sich in den letzten sechs Dezennien entwickelt hat und, was besonders lehrreich, wie es andern Großstädten nachgeeifert, mit ihnen Schritt gehalten hat oder von ihnen überholt worden ist. Über Häuser- und Straßenzahl, Beleuchtung und Approvisionierung, Schul- und Armenwesen finden wir eine Menge Daten. Und wer sich darüber belehren will, wieviel von der Gesamtfläche Wiens im Vergleich zu der von Berlin oder Paris gepflastert, wieviel asphaltiert oder beschottert ist, wird ebenso Auskunft finden als jemand, den es interessiert, zu erfahren, wieviel Millionen Hektoliter Hochquellwasser von der Kaiserbrunn- oder Stixensteinerquelle nach Wien geleitet werden.

Allein Ziffern, so unabänderlich sie sind, können auch im Sinne einer Tendenz gruppiert werden. Das ist nun hier allerdings der Fall. Wir haben es mit einer Parteischrift zu tun, und zwar mit einer im Sinne der gegenwärtig in Wien herrschenden Gemeinderatsmajorität. Dem Verfasser liegt daran, die Entwicklung zur Großstadt, die Wien in den letzten Jahren genommen, nicht etwa als eine im Geist der Zeit und in den ökonomischen Verhältnissen begründete erscheinen zu lassen, sondern sie ganz allein und ausschließlich als das Werk der christlich-sozialen Partei und des Bürgermeisters Lueger hinzustellen, dabei auch die vorher unter dem liberalen Regime gemachten Errungenschaften als weniger bedeutend zu charakterisieren. Der Fall der Basteien, die Stadterweiterung der sechziger Jahre, die Erbauung der Ringstraße, Donauregulierung und Hochquellenleitung — um einiges vom Wichtigsten zu nennen — all das wird ein wenig trocken und lieblos aufgezählt, und es will schon viel heißen, daß der Bürgermeister Felder das Beiwort „tüchtig" abbekommt. Dagegen geht dem Verfasser das Herz auf, sobald er vom „Aufschwung der christlich-sozialen Partei" (diese Überschrift führt ein Kapitel), von den Taten der gegenwärtigen Gemeinderatsmajorität und des jetzigen Bürgermeisters erzählt. Hier wird er, der sich sonst eines ruhigen Tones befleißigt, dithyrambisch, gelegentlich auch polemisch. Es ist aber hübsch von dem Autor, daß er nicht Versteckes spielt und, wenn schon im Tadel von anerkennenswerter Mäßigkeit, doch sein Lob so dick unterstreicht, daß jedermann sofort merken muß, worauf er hinaus will. Nicht als ob wir dem Buch seinen Wert absprechen wollten — auch Parteiansichten haben ja ihren Wert! — nur so viel sei festgestellt, daß es sich hier um keine objektive Darstellung handelt.

Der Teil des Buches, in dem eine kondensierte Geschichte des Wiener Lebens und der Wiener Kultur in den letzten sechzig Jahren gegeben wird, ist in vieler Hinsicht mangelhafter als der statistische. Dies liegt zum Teil daran, daß der Verfasser versucht hat, auf etwa 40 Seiten einen Stoff zu behandeln, für den ebenso viele Bände nicht ausreichen würden. Politik und Wissenschaft, Literatur, Musik und Theater, Architektur, Malerei und Plastik, öffentliches und gesellschaftliches Leben in Wien während der letzten sechzig Jahre — die Namen aller, die sich auf diesen Gebieten besonders bemerkenswert hervorgetan, würden allein so viel Raum zur Aufzählung verlangen als hier einer zusammenhängenden Darstellung gewidmet ist. Immerhin muß man anerkennen, daß der Extrakt, der uns hier geboten wird, recht geschickt präpariert ist. Er hat aber eigentlich wenig Wert: für den Kenner ist er überflüssig, dem Unerfahrenen gibt er doch keinen Begriff. Wer sich über diese Dinge belehren will, wird besser tun, das unlängst erschienene, von E. Guglia redigierte und von zahlreichen Fachmännern bearbeitete ausgezeichnete Buch „Wien"[1]) zur Hand zu nehmen, das in der Art der Gsell-felsschen Städteführer ausführlich Bescheid gibt.

In einer so summarischen Darstellung, wie es die vorliegende ist, können selbstverständlich nur die allerwichtigsten Erscheinungen und Persönlichkeiten genannt werden, oft nicht einmal diese (so haben wir z. B. in der Schilderung des Wiener Musiklebens vergeblich den Namen Hans Richter gesucht). Auch die Charakterisierung

[1]) Im Verlage von Gerlach & Wiedling.

fällt natürlich dürftig aus und beschränkt sich auf die bekannten Schlagworte. Und das ist auch am Ende ganz gut, denn dort, wo der Verfasser etwas ausführlicher und selbständiger wird, mutet sein Urteil nicht selten dilettantisch an, so wenn er als die Aufgabe der modernen Malerei die „Steigerung in der Kunst und Feinheit naturwahrer Darstellung" bezeichnet (S. 94). Außerdem aber spricht auch aus diesen Urteilen häufig der Parteigeist. Schnitzler wird wegen seiner „Pikanterie" getadelt; „Klein Dorrit" von Schönthan oder „A heuriger Has", das im Jubiläumstheater aufgeführte Volksstück eines nicht unbegabten Dilettanten, rühmend genannt. Überhaupt erfreut sich das vom Gemeinderat subventionierte Jubiläumstheater der besonderen Gunst des Verfassers, was ja bei der Tendenz des Buches begreiflich ist. Dafür wird Ibsen bei jeder Gelegenheit auf die Finger geklopft. In der bildenden Kunst, schon gar aber in der Musik, ist der Autor noch viel weniger zu Hause.

Zu bemängeln wäre noch, daß dem Buch kein Namensregister beigegeben ist, das nun allerdings unverhältnismäßig viel Raum eingenommen, dafür aber seinen Wert als Nachschlagebuch unvergleichlich erhöht hätte. Auch sind die Illustrationen ohne jede Rücksicht auf den Text gewählt und verteilt worden. Im ganzen und großen ist das Buch eine fleißige und im statistischen Teile auch sehr verläßliche Zusammenstellung. Darin liegt sein Verdienst, das ihm nicht abgesprochen werden soll.

A. F. Seligmann.

Weihnachtliche Rundschau.

Die Ernte ist eingefahren! Und der Landmann überschlägt, was ihm das Jahr gegeben hat. Der Markt kann beginnen.

Was von den weiten, in Deutschland ganz besonders fruchtbaren Feldern geistiger Tätigkeit in die Speicher der Verleger eingeliefert ist, kommt auch jetzt zum Herbst in den Handel. Da ist derbe, kräftige Kost, die niemand ohne Schaden von seinem Tisch verbannt, da sind Leckerbissen für den verwöhntesten Geschmack und kleine Gaben, die nur für Fest- und Ruhetage und besondere Gelegenheiten bereitet sind. Das Publikum kostet von dem einen oder andern Buch, verwirft es oder hält es wert, bis das nächste Jahr und die folgenden uns sagen, was sich noch fest im Kurs hat halten können, und was bei abflauender Nachfrage in Vergessenheit geraten ist. Aber das Ansehen, das ein Buch auf dem Markte genießt, gibt nicht immer den Ausschlag über den Wert: die Mode schwingt ihr gläsernes Zepter. Zu ihren Füßen ist ein ruhiges Wohnen, darum wird sie geliebt trotz ihrer Launen.

Zunächst werden wir neue Romane und Novellen besprechen; dann folgen Ausgaben älterer Dichter, Biographien, Memoiren, Werke aus der Geschichte, der bildenden Kunst und Kunstpädagogik, Kinder- und Jugendschriften.

„Die da kommen und gehen. Ein Buch von Menschen", nennt Ernst Zahn (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) seine neue Novellensammlung, deren Titel an frühere erinnert: „Menschen", „Helden des Alltags", aber auch den Fortschritt andeutet. Von jenen starken Naturen, deren Kraft unter schwerer Lebenslast wächst — wie sie jetzt nur noch in den bereits in dieser Zeitschrift veröffentlichten Novellen „Marianne Denier" und „Die Säge von Mariels" auftreten — führt er

uns zu den innerlich kleinen Menschen, deren bescheidenes Dasein ganz in die sie umgebende soziale Schicht aufzugehen scheint. Unter ihnen sondern sich zwei Gruppen: die einen leben in Frieden mit dieser Umgebung, die andern haben sich von ihr losgelöst, loslösen müssen. Nun geschieht etwas, das für ihr ganzes Wesen entscheidend werden könnte, vielleicht auch wird, das wie ein Blitz das Auge öffnet über ihre unklare Stellung zu den andern. Bei den Vertretern der ersten Gruppe wird dies Ereignis durch die Bekanntschaft des Mannes mit einem Mädchen, das seiner Gesellschaftssphäre bislang fremd war, eingeleitet. Die Ursache ist dieselbe, aber in der verschiedenen Wirkung tritt das soziale Moment als bestimmender Faktor auf, das den Dichter schon im Lukas Hochstraßer auf neuer Fährte zeigte. Da ist Christoph der Schuster, dieser junge, mit der beträchtlich älteren Witwe seines Meisters verheiratete Mann, der sich als unvermögendes Waisenkind gefreut hatte, die sorgliche Frau an sich zu fesseln; er kann sich von dem schlanken, freundlichen Mädchen, mit dem er in der Werkstatt und auf dem Schießplatz zusammentrifft, trennen, ohne daß ein Schatten auf seine zufriedene Ehe fiele. Nur wirkt die Erinnerung an die fremde Erscheinung verklärend auf sein durch strenge Arbeit eingeengtes Leben fort. Anders der „kleine Frühling", der den zopfigen, eleganten Herrn mit dem klugen Gesicht einst gestreift hat, als er noch vor der Verlobung mit seiner wohlbegüterten Cousine den versonnenen Heimwehblick der jungen Magd auffing. Seit jenen Tagen macht sich die Unausgeglichenheit seines Wesens fühlbar, die ihn zuweilen aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Des Dichters leiser Spott trifft ihn und die Konvention, deren Repräsentant er ist. Den eleganten Offizier, einen Junggesellen in höheren Jahren, haben die Frauen durch ihre Liebe verwöhnt. Der sonst so sichere Mann findet nicht mehr die Kraft, die junge Seele eines Mädchens zu gewinnen; er wird verlegen und ungeschickt, bringt seine Werbung taktlos vor und verscherzt trotz der Achtung, die er der Geliebten abzwingt, ihre Neigung. Alsbald zerbröckelt auch der emsige Klatsch seinen Ruf. Die Begegnung, die ihm die große Enttäuschung brachte, den steifen Ernst Rudolf nur ein wenig in seiner Korrektheit störte, dem Schuster aber eine fröhliche Erinnerung blieb, sie wird Marianne Denier zum Erlebnis. Ihr Verzicht ist freiwillig. Es kostet sie einen heißen Kampf, da Michel in ehrlicher Liebe um seine an den unglückseligen Krüppel verheiratete Schwägerin freit. Sie wird wieder „gesund, ohne Hilfe, ohne Rat, wie die Menschen gesunden müssen — aus sich selbst." — Die gleiche Abstufung wiederholt sich bei der zweiten Gruppe, deren Höhepunkt die „Säge von Mariels" bedeutet. Jene Verstoßenen, deren Eltern schuld sind an dem Fluch, der auf ihren Kindern lastet, erzieht die einsame Abgeschlossenheit, zu der sie Spott und Verachtung der Mitwelt zwingt. An ihr eigenwilliges Handeln hängt die scheue Menge ihren Aberglauben, der das Mißtrauen zum sprühenden Haß steigert. Auf die Darstellung der Massenpsychologie hat Zahn im „Unglücksseln" und in der „Hexe" das Schwergewicht gelegt. Unsern Lesern wird das wie ein alter Holzschnitt anmutende Bild, wie der abenteuerliche, an ein rauhes Lagerleben gewöhnte Kriegsmann das zarte, verwehte Geschöpf zu sich aufs Pferd nimmt und ins Ungewisse den erbarmungslosen Dorfgenossen entführt, noch im Gedächtnis haften. Die „Säge von Mariels" führt diese Motive zu tragischem Konflikt. Der Kampf des einen gegen das Mißtrauen aller verbindet sich mit der Liebe zu dem tapferen Mädchen aus dem feindlichen Hause.

Eine sehr sympathische Erscheinung unter den jüngeren Erzählerinnen ist Grete Auer. Ehe noch die Wirren des Landes das Interesse ganz Europas auf sich lenkten, schrieb sie ihre „Marokkanischen Sittenbilder" und „Erzählungen" (Franke, Bern), deren Verbreitung, ebenso wie Bernard Wiemanns „Bosnisches Tagebuch" (Kösel, München) mit seinen frischen Schilderungen durch die jüngste politische Aktion auf dem Balkan, gefördert werden kann. Die höchst amüsanten Reiseberichte und typisch gehaltenen Charakterbilder in Grete Auers „Sittenbildern" zeigen eine geklärte Anschauung von der Kultur des fremden Volkes, die in den „Erzählungen" noch hinter die künstlichen Nachahmungen

südlicher Phantastik und Wortfülle zurücktreten muß. Ihr neues romanartiges Werk, die „Bruchstücke aus den Memoiren des Marquis von Roquesant" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), ist in der „Bibliothek zeitgenössischer Autoren" erschienen, wodurch angedeutet wird, daß der Inhalt im wesentlichen der Dichterin Eigentum ist. Ausführliche Schilderungen der Hoffeste, der Feldzüge Ludwigs XIV. und persönlicher Erlebnisse aufzunehmen, ohne sie einer straffen Komposition unterzuordnen, gestattete ihr die glücklich gewählte, etwas zwitterhafte Form. An entzückende Kinderszenen reihen sich die beiden Freiten des gutmütigen Helden. Es herrscht Sonnenschein und Wärme, und der liebenswürdige Plauderton des Ganzen hindert nicht, daß tiefere psychologische, ans Tragische grenzende Konflikte angedeutet werden. Es werden unter der wuchernden Blumenfülle der Momentbilder die Konturen einer festen Handlung erkennbar, die freilich im Hintergrund verbleiben, aber doch die Phantasie des Lesers erregen — und der Dichterin erste Versuche im rein künstlerischen Gestalten bedeuten mögen.

Nach der Schweiz führt uns des jungen Prosaisten Jakob Schaffners Roman. Er ist in S. Fischers neuer „Bibliothek zeitgenössischer Romane" erschienen, die wirksam mit dem Erstling der Berliner Romane Theodor Fontanes, „L'Adultera", eröffnet wird. Die „Erlhöferin" selbst, die Besitzerin des Erbgutes, eine starke, entschlossene Frau, die kein unnötiges Wort sagt und in ihrem Gerechtigkeitssinn die beiden Söhne bis zu einem gewissen Punkt, nämlich der Rücksichtnahme auf die Tradition der Familie, eigene Wege gehen läßt, tritt im weiteren Verlauf der Geschichte zurück und verliert an Teilnahme. Ihre Gestalt teilt die Vorzüge und Schwächen ihres männlichen Gegenstücks, Lukas Hochstraßers in Zahns Roman. Schaffner versteht mit scharfem, große Flächen bemeisterndem Stift die Lebenslinien zu zeichnen, die Handlung ist klar aufgebaut und die Sprache der jeweiligen Stimmung entsprechend abgetönt. Der Gegensatz zwischen den Brüdern — dem älteren unechten, der früh mit seiner Mutter, der Magd, vom Hof vertrieben ist und sich zu einem klugen, scharfsichtig überlegenden Menschen entwickelt hat, und dem jüngeren, lebensfrohen, dem das Glück hold ist — ist mit ungewöhnlicher Kraft in den mittleren Partien des Romans entwickelt, wo zugleich das Studentenleben in Zürich, das Treiben der Russen und Russinnen, die Feste und Bälle, auf denen die Liebe zu Renata, der Jugendgespielin, in den Brüdern zum Durchbruch kommt, geschildert werden.

Noch weniger als er gibt Hermann Gottschalk weicheren Stimmungen Raum. Er verfolgt in seinem „Onkel Erasmus" (Gebrüder Paetel, Berlin) die Entwicklung eines mittellosen Kontorlehrlings zum selbständigen Geldspekulanten bis zum tragischen Ende, er beobachtet mit konsequenter Objektivität das Erwachen des Ehrgeizes in der Seele des jungen Bürschleins, der bei seinem ersten Versuch Erfolg hat und nach einem Traum dauernden Glücks in die Hände unsauberer Gesellen fällt. Die anschauliche, detaillierte Schilderung des niederen Milieus an der Berliner Börse steht in einem herben Gegensatz zu dem Idyll des thüringischen Heimatstädtchens, mit dem ihn allmählich schlaffer werdende Bande verknüpfen.

Dichtung und Wahrheit hat Wilhelm Jensen zu seinem großen Roman verschmolzen, der uns auf dem Hintergrund des Siebenjährigen Krieges König Friedrichs Heldengestalt zeichnet (Gebrüder Paetel, Berlin). Die menschliche Größe des Königs, vor allem sein Herrscherwille, dessen grausame Härte zur Liebe erzieht, stellt der Dichter dar in seinem Verhalten zu Dettmar von Kampen, der mit seiner Schwester dem gewalttätigen Vater entflohen ist und, von den Werbern ergriffen, den unerkannten König selbst um die Mittel zur Desertion bittet. Die Gestalt dieses jungen westfälischen Adligen ist, wie die meisten andern, vom Dichter in kluger Absicht erfunden und mit der großen historischen Handlung verwoben, deren lebendige Schilderungen kaum die Hand eines Siebzigjährigen verraten.

Lebensbilder entrollt Ilse Frapan-Akunian in ihrer neuen Sammlung von Märchen, Skizzen und Erzählungen, die sie „Schönwettermärchen" ge-

nannt hat (Gebrüder Paetel, Berlin). Sonnenschein flutet durch diese Welt der Schmerzen und Freuden und malt seine krausen Schatten. Damen der Gesellschaft, die die Mode närrisch macht, weiß sie mit derselben Sicherheit in kurzen, scharfen Strichen hinzustellen wie etwa das kindlich naive Liebespaar, den armen Apotheker und seine zarte Lisette, die Lehrerin, die durch ihren Fleiß die schwermütig gewordene Mutter ernährt. Manches dieser Märchen, denen die modern-realistische Darstellung einen seltsamen Reiz verleiht, verrät in seiner Satire etwas von der Kampfesstimmung der der Frauenbewegung nahestehenden Dichterin; dagegen gibt Hans Holger deutlich zu verstehen, daß es sich bei dem Konflikt, den er in seinem Roman „Ina Holms Ehe“ (Xenienverlag, Leipzig) dichterisch darstellt, um einen „Schulfall“ handelt.

Freundlicher ist die Lebensauffassung, die Rudolf Hans Bartsch in den „Haindlkindern“ (Staackmann, Leipzig) bekundet. Aus dieser Wiener Großstadtidylle spricht ein Heinrich Seidel verwandter Geist. Vater Haindl, noch ganz ein Sohn Alt-Wiens, dem die sich vergrößernde Stadt als Gefängnis erscheint, zieht mit seinen drei Söhnen, dem „Lebehaindl“, dem „Kampfhaindl“ und dem „Geisthaindl“ aus der Stadt in das nach sorgsam durchdachten Plänen erbaute Haus am sonnenbeschienenen Bergeshang — wie Leberecht Hühnchen nach Tegel. Ihr Dasein ist durch den Alltag begrenzt, aber in ihrem heiteren Treiben herrscht Feiertagstimmung; ihre liebenswürdige Lebensbejahung wird nur zur Wehmut gedämpft durch die schwere Entsagung, die ihnen auferlegt wird. Sein herzlicher Humor hat diesem Buch wie seinem Vorgänger, den „Zwölf aus der Steiermark“, rasch Freunde gewonnen; aber auch das spezifisch Wienerische, das sich hier so ungekünstelt, sogar ein wenig unkünstlerisch gibt, und für das wir Nord- und Mitteldeutschen, wie uns mit Recht nachgesagt wird, eine sentimentale Neigung haben, ist gewiß nicht ohne Einfluß auf diesen Erfolg.

Einige andre Romane werden an andrer Stelle von uns besprochen werden, weshalb hier ein Hinweis genügen möge: Schnitzler, „Der Weg ins Freie“; Clara Viebig, „Das Kreuz im Venn“; Hermann, „Henriette Jakoby“; Wilhelm Arminius, „Stietz-Kandidat“; Otto Frommel, „Theobald Höglin“.

Dankbar begrüßen wir die stattliche Reihe von Neuausgaben älterer Dichter, deren Werke durch die Rührigkeit der Verleger aus der Verborgenheit hervorgeholt und dem großen Publikum zugänglich gemacht werden. Neben den „Gesammelten Werken“ Gutzkows, die in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen sind, erschien bei Max Hesse in Leipzig eine vorzügliche Auswahl seiner „Meisterdramen“. Ein besonderes Verdienst erwirbt sich dieser Klassikerverlag um Heinrich Laube, von dem nicht nur die „Gesammelten Schriften“ und „Dramatischen Werke“, sondern auch die historisch-politischen Schriften zu einer fünfzig Bände umfassenden Ausgabe vereinigt werden. Bisher sind die ersten dreizehn Bände erschienen und unabhängig davon ein Band ausgewählter Meisterdramen. Von Jeremias Gotthelf, dem volkstümlichen Dichter, der zuerst das Bauernvolk realistisch darzustellen verstand, finden sich die besten Erzählungen in der Auswahl, die fünf Doppelbände füllt (Max Hesse). Der treuherzige Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, ist mit einer kleinen, aber für das Verständnis seiner Eigenart ausreichenden Auswahl vertreten. Die Ausgabe von Otto Ludwig ist um einige kleine Stücke vermehrt. Einen Wunsch möchten wir aber angesichts der wohlverdienten Verbreitung der Klassikerausgaben Max Hesses nicht unterdrücken: es möchte den Herausgebern der Umfang ihrer biographischen Einleitungen grundsätzlich festgesetzt werden, was dem volkstümlichen Charakter des Unternehmens entsprechen würde. Es ist da nicht der Ort, umfangreiche Materialien, Briefe usf. um ihrer selbst willen mitzuteilen; Max Morris' meisterhafte Ausgaben von Brentano und Arnim können in jeder Hinsicht als Norm dienen. Eine gute Ausgabe von Jean Paul, für die R. Wustmann

das Unentbehrlichste aus den Werken des großen Humoristen ausgewählt hat, ist in der bekannten Klassikerausstattung des „Bibliographischen Instituts“ erschienen.

Die Kunst anschaulicher Darstellung hat Bielschowskys umfassende Goethe-Biographie (Beck, München) trotz mancher Mängel rasch zu einem Hausbuch der gebildeten Deutschen gemacht; schon fünf Jahre nach dem Erscheinen des zweiten Bandes hat sie jetzt das fünfzigste Tausend erreicht. Ihr tritt Bergers ausgezeichnete Schiller-Biographie (Beck, München) würdig an die Seite, von der soeben der zweite (Schluß-)Band erschienen ist und noch eingehend von uns besprochen werden wird im Anschluß an die Rezension des ersten Bandes im Juniheft 1905.

Von Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ hat Brockhaus in Leipzig eine neue, achte Auflage durch H. Houben herausgeben lassen, in der der dritte Teil der Gespräche jetzt zum erstenmal mit Eckermanns Originalmanuskript verglichen wurde, obwohl es sich schon seit mehr als vierzig Jahren in dem Besitz des Verlags befindet. Aus der Textrevision ergaben sich einige nicht ganz unwesentliche Änderungen, vor allem aber dürfte diese Ausgabe wegen der für das Verständnis vielfach unentbehrlichen Illustrationen den bisherigen vorzuziehen sein. Aus den „Lyrischen Meisterstücken Goethes“ hat Professor Richard M. Meyer eine vorzügliche Auslese getroffen (Wilh. Weicher, Berlin), in der er Goethes eigene Anordnung von 1789 zugrunde legt und die übrigen Gedichte mit feinem Takte einfügt, oder in chronologischer Folge anschließt. Die Einleitung hebt die großen Linien der Entwicklung hervor, während alle Einzelheiten in die kurz gehaltenen Anmerkungen verwiesen sind. Es muß nachdrücklich anerkannt werden, daß ein Literarhistoriker von dem Rufe Meyers es nicht verschmäht hat, diese für das große Publikum bestimmte Ausgabe selbst zu veranstalten. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll englischen Mustern nachgebildet. Ein gern gesehener Gast, erscheint der Goethe-Kalender dieses Jahr mit einer Reihe Goethischer Gespräche, die chronologisch geordnet des Dichters Entwicklung in ihren wichtigsten Stufen kennzeichnen. Die Aufnahme der zwölf Zeichnungen Karl Bauers bedeutet aber einen bösen Mißgriff des Herausgebers. Bauer hat in seinem verdienstlichen bei Mittler & Sohn erschienenen Hefte: „Goethes Kopf und Gestalt“ die vorhandenen Zeugnisse über Goethes Äußere und die bildlichen Darstellungen seiner Zeitgenossen verglichen und mit einer schätzbaren Akribie Detailfragen, besonders anatomischer Art, erledigt. In eigenen Bildern hat Bauer Goethe mit Vorliebe in den Dezennien seines Lebens dargestellt und dabei die Ergebnisse dieser Untersuchungen verwertet. Über die Interpretation ist er jedoch nicht hinausgekommen. Bei aller Liebe zur Sache, die aus den Bildern spricht, lassen sie doch wohl ohne Ausnahme die Grundzüge Goetheschen Wesens: Naivetät, Güte, Wohlwollen, vermissen, zeigen statt dessen leblose Starrheit im Ausdruck und können daher auf die Dauer nicht befriedigen, mögen auch auf ihnen die richtigen Größenverhältnisse berücksichtigt und alle für die Lebensalter besonders charakteristischen Züge nachdrücklich „betont“ sein. Das Skizzenbuch dieses Malerphilologen sieht dem Zettelkasten eines „Goethe-Kleinkrämers“ verteufelt ähnlich, und es liegt eine gewisse Tragik darin, daß Otto Julius Bierbaum, der Philologenverächter, sich zu einem nahezu zehn Seiten langen Lobpreis dieser Malerphilologie hat hinreißen lassen.

In seinen „Jugendbriefen“, die soeben bei Curtius (Berlin) in vorzüglicher Ausstattung erschienen sind, bietet uns Emanuel Geibel ein fast lückenloses Bild seiner Entwicklung während der Jahre 1835—1840. Es sind eingehende Berichte an seine Mutter über alles, was auf sein äußeres oder inneres Leben Einfluß hatte. In Bonn kann der junge Student sich nicht recht an die fremden Verhältnisse gewöhnen, er leidet unter Heimweh und kommt kaum in Berührung mit E. M. Arndt, Wilh. Schlegel und Johanna Schopenhauer. In Berlin dagegen wird er gleich nach seiner Ankunft von Hitzig in die literarischen Kreise eingeführt und weiß höchst anschaulich Persönlichkeiten wie Chamisso, Eichendorff, Franz Kugler, Raupach uff. zu schildern; besonders nahe stand er Bettina, die ihm dann die Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten in Athen verschaffte. Wegen der ausführlichen Natur- und

Reiseschilderungen aus Bonn, Hanau und vor allem der griechischen Reise, die diesen Briefen einen selbständigen dichterischen Wert geben, wird dies Buch allgemeines Interesse finden. Bei dieser Gelegenheit sei an zwei andre wertvolle Publikationen: Storms Briefe in die Heimat (Curtius, Berlin) und Jung-Stillings Briefe (Wiegandt & Grieben, Berlin) erinnert.

Jeder Literaturfreund wird die wohlfeile Volksausgabe von Koenneckes allbekanntem „Deutschen Literaturatlas", die Prof. Muff mit einer Einleitung versehen hat, froh willkommen heißen. Sie bietet 826 Abbildungen mit Porträts und Faksimiles von Handschriften und Namenszügen, charakteristischen Titelblättern nebst zuverlässigen biographischen Notizen (Elwert, Marburg).

Interessante Inschriften und Sprüche hat Ernst Tiedt unter dem Titel „Witziges und Spitziges, Sinniges und Inniges In Spruch und Nam' Auf Haus und Kram" (E. H. Moritz, Stuttgart) gesammelt und in dem verbindenden Text erläutert, der in anregendem Feuilletonstil gehalten ist und über Fundort, Parallelen usf. Auskunft gibt.

Aufklärungsfrohe Geister mühen sich, Voltaire in Deutschland größere Popularität zu verschaffen. Ihm widmete Dr. Käthe Schirmacher vor einigen Jahren eine sorgfältige, ruhig geschriebene Biographie, während sich Popper zu einer leidenschaftlichen Verteidigungsschrift hinreißen ließ. Wirksamer werden zwei andre Unternehmungen sein: der Verlag Kröner-Leipzig veranstaltete eine Volksausgabe von D. Fr. Strauß' meisterhaften Vorträgen über Voltaire, und zugleich geben Wiegandt und Grieben (Berlin) die wichtigsten Erzählungen in der vorzüglichen Übersetzung des jüngst durch den Schillerpreis gekrönten Dichters Ernst Hardt heraus, die in den Anthologien kürzerer Aussprüche von K. Schirmacher (R. Lutz, Stuttgart) und von Walter Schulte vom Brühl (Concordia, Berlin) eine Ergänzung finden. Den Erzählungen — romans philosophiques —, die in der charakteristischen, durch Montesquieu eingeführten Form der Reise- und Sittenschilderungen gehalten sind, geht eine kurze Charakteristik und Biographie voraus. Dieselbe vornehme, einfache Ausstattung zeigt die Ausgabe von Montaignes „Versuchen" (Band 1), die ebenfalls Hardt übersetzt hat. Eins der größten philosophischen Werke der Weltliteratur erhalten wir hier zum ersten Male seit hundert Jahren in vollständiger Ausgabe. Gekürzt dagegen mit gutem Grunde ist der von H. Mießner übersetzte Roman Richardsons: „Clarissa", dessen Briefform für Goethes Werther vorbildlich wurde. Voßens treffliche Übersetzung von Homers Ilias ist mit einer Einleitung von Willy Pastor bei Konegen in Wien, fein in Leder gebunden, erschienen.

Der hundertjährigen Wiederkehr der großen Jahre, in denen das deutsche Volk die fremden Fesseln abschüttelte und durch seine einheitliche Erhebung die ersten Grundlagen für den Wiederaufbau des Reiches legte, sind eine Reihe von Publikationen gewidmet, von denen an dieser Stelle nur ein paar herausgegriffen werden sollen. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, der den Verlag Voigtländer in Leipzig zu dem von F. Schulze herausgegebenen Werke „Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815" anregte. Aus einer unübersehbaren Menge von Briefen, Tagebüchern usw. ist hier eine zusammenhängende Darstellung jener Jahre geboten, in denen nur die Zeitgenossen zu Worte kommen. Sie gehören den verschiedensten Ständen an, und auch die Erzeugnisse der gleichzeitigen Kunst und des Kunstgewerbes sind in den vielen Reproduktionen der Bilderbogen, Karikaturen, Schlachtenbilder wiedergegeben. Dazu kommen Karten, Handschriften, Maueranschläge und Zeitungen. Die verschiedene Auffassungsgabe, der Bildungsgrad und die Parteilichkeit der Berichterstatter hat ohne weiteres Ungleichmäßigkeiten zur Folge, die durch die Berichtigungen und kritische Bemerkungen über die Verfasser (im Anhang) größtenteils beseitigt sind. Für solche, die einen Überblick über die Ereignisse besitzen, ist die Lektüre anregend im höchsten Grade. Von den historischen Darstellungen nennen wir vor allem das Werk Neubauers „Preußens Fall und Erhebung" (Berlin, Mittler & Sohn) mit seinen vielen Illustrationen und be-

sonders guten Karten. Da kommt zu rechter Zeit eine Ausgabe von E. M. Arndts Werken (Max Hesse), die um so verdienstlicher ist, als seit vielen Jahren einige seiner wichtigsten Schriften vergriffen waren, und der Neudruck der Blücher-Biographie Johannes Scherrs in drei hübschen Oktavbänden (Max Hesse).

Eine glänzende Charakteristik der ersten Dezennien des vorigen Jahrhunderts geben uns die „Bilder aus der deutschen Geschichte", die aus Heinrich von Treitschkes Hauptwerk „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" ausgewählt sind (Leipzig, S. Hirzel). Im ersten Band werden die politischen und sozialen Zustände dargestellt: Nationale Erstarkung und Erhebung, Anfang des Befreiungskrieges, Schlacht bei Belle-Alliance, die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland, die soziale Bewegung der vierziger Jahre, das Gefecht bei Eckernförde und ein Charakterbild Friedrich Wilhelms IV. Der zweite Band ist der Kultur- und Literaturgeschichte gewidmet und schildert die goldenen Tage von Weimar, die Literatur und Kunst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und nach dem Befreiungskriege, Berlin am Ausgange der Regierung Friedrich Wilhelms III. und während der Anfänge Friedrich Wilhelms IV., die Prosa und Kunst der vierziger Jahre usw.

Bilder deutscher Frauen zeigen uns mehrere Werke in der heutzutage so beliebten Form von Erinnerungen und Memoiren. Der unglücklichen Gattin Friedrichs des Großen, Elisabeth Christine, widmet Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem eine liebevolle Biographie, für die ihr neues Material zu Gebote stand (Berlin, Schall). Dem 18. Jahrhundert gehört „Angelika Rosa" (Creutz, Magdeburg) an, deren Briefe von interessanten Begebenheiten erzählen. Eindrucksvoller ist das Buch Agnes Sappers „Frau Pauline Brater" (München, Beck), das uns mit einer in rauhen Lebensstürmen erstarkten Persönlichkeit, der Gattin des Juristen Brater bekannt macht, und die von Carola von Eynatten aus den Papieren einer Samariterin mitgeteilten „Menschenschicksale" (Stuttgart, Kielmann).

Daß dank den Fortschritten der Technik es möglich wird, auch die bildende Kunst zu einer Volkskunst zu machen, das zeigen die großen Erfolge verschiedener Unternehmungen. Der Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf gibt bei Fischer & Francke in Berlin Reproduktionen, mit der ersten Blütezeit deutscher Kunst beginnend, in sehr geschmackvoller Ausstattung billig heraus. Die Bilder sind in der Größe des Originals wiedergegeben und in braunem Pappkarton so gebunden, daß einzelne Blätter mühelos herausgenommen werden können. Einleitungen, teilweise auch die sehr wünschenswerten Einzelerklärungen führen in das Verständnis ein. Albrecht Dürers Holzschnittzyklen „Die Große Passion" und das „Marienleben" eröffnen die Sammlung. Darauf folgt je eine Auswahl aus seinen wundervollen Kupferstichen, aus Cranachs Holzschnitten und Rembrandts Radierungen. Die Epigonen sind durch die Holzschnitte von Tobias Stimmer, H. S. Beham und eine Auslese von Kupferstichen der „Kleinmeister" vertreten. Hans Holbeins des Jüngeren „Totentanz" bietet einen Einblick in das Volksleben des 16. Jahrhunderts. Von dem realistischen Zeichner ländlichen Lebens van Ostade führt uns dann Chodowiecki in seinen bekannten Stichen zu Minna von Barnhelm, Kabale und Liebe und dem Werther in die Zeit unsrer Klassiker.

Daneben verdient eine Sammlung kleiner, reich illustrierter Essays, „Führer zur Kunst" (Paul Neff, Eßlingen), besondere Aufmerksamkeit. In klarer, leicht verständlicher Form sprechen hier Forscher oder Männer der Praxis über kunsttheoretische Fragen, etwa über die Darstellung der Bewegung, Bauernkunst, Gartenkunst, das Verhältnis von Religion und Kunst, oder über historische, z. B. Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes, oder sie bieten Charakteristiken einzelner Künstler (Tizian, Watteau, Käthe Kollwitz).

Neue Mittel wendet Schwindrazheim in seinen eigenartigen „Kunstwandebüchern" (Hamburg, Gutenbergverlag) an, um zu demselben Ziele zu gelangen. Sie enthalten einen frisch geschriebenen Text, den jeder Laie verstehen

kann, eine Menge Abbildungen nach eigenen Aufnahmen und leere Blätter für Bemerkungen und Skizzen. Während des Spazierganges und auf der Wanderschaft sollen sie zu Kunststudien anleiten, behandeln daher zunächst die Stadt (1), die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt (2), die freie Natur (3) und führen dann zu künstlerischer Tätigkeit und eigenem Urteil über Kunstwerke (4, 5). Nicht nur das heranwachsende Geschlecht, sondern auch Eltern und Erzieher werden den pädagogischen Wert dieser Bändchen erfahren, denen wir weite Verbreitung wünschen.

Eine reiche Auswahl von den Bildern des populären österreichischen Malers hat der Wiener Verlag Graeser mit einer gut orientierenden biographischen Einleitung A. Roeßlers in dem Buch „Ferdinand Georg Waldmüller" vereinigt. Die Porträts aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bezaubern noch heute durch die liebenswürdige Grazie, mit welcher der stets die Konvention respektierende Künstler Gesicht und Kostüm festgehalten hat, ebenso wie die ländlichen und häuslichen Genrebilder und Gebirgslandschaften durch ihre idyllische Ruhe.

Oskar Münsterberg hat seinem großen dreibändigen Werk „Japans Kunstgeschichte", das bereits in dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden ist, einen kurzen, vorzüglich illustrierten Abriß folgen lassen, der „Japans Kunst" historisch behandelt. Die Fülle neuer Ideen und Formen, die aus den ostasiatischen Reichen in dem letzten Jahrzehnt unsre Kunst befruchtet hat, hat auch Professor Semrau, der die neue, 14. Auflage von Lübkes „Grundriß der Kunstgeschichte" herausgibt, veranlaßt, den ersten Band (Kunst des Altertums) durch ein Kapitel zu bereichern, das einen gedrängten Überblick über die Kunst Indiens, Chinas und Japans und ihre historische Bedeutung bietet.

Wegen seiner klaren, knappen Ausdrucksweise wird sich die illustrierte „Kunstgeschichte" von Bruno Bucher, die als erster Band von „Spemanns Kompendien" erschienen ist, als ein übersichtliches, rasch orientierendes Nachschlagewerk erweisen.

Die Kinder haben diesmal bis zum Schluß warten müssen, aber ihre Geduld soll reich belohnt werden durch mehr als eine schöne Gabe. Schattenbilder Paul Konewkas hat der „Kunstwart" (München, Callwey) in zwei Oktavbändchen herausgegeben mit neuen, zum Teil recht glücklich interpretierenden Versen. Diese mit freundlichem Humor geschauten Szenen aus der Welt der Kinder und Tiere werden mit ihrer stummen Sprache die Phantasie der Kleinsten anregen und dem regsamen Geiste mancher Mutter als Ausgangspunkt zu eigenem Fabulieren dienen, was ja die Kinder immer am meisten erfreut: vielleicht der Bub, der das quiekende Schwein am Schwanz festhalten möchte, oder das Mädchen, das versonnen steht und nicht merkt, wie die Ziege von hinten herangekommen ist und an seinem Zopf schnubbert, als wäre es Grünkram. Umgekehrt hat Flinger zu alten Reimen, wie etwa: Eia popeia, was raschelt im Stroh — oder: Maikäfer, fliege! neue lustige, bunte Bilder gemalt, die auf festem, nur mit Mühe zerreißbarem Papier auch dem Jüngsten Freude machen werden („Jugendbrunnen" Berlin, Karl Curtius).

Schlicht und ansprechend hat Wilhelm Schäfer neununddreißig der schönsten „Rheinsagen" erzählt, und fast zu jeder hat Wenig in kräftigen Strichen eine Zeichnung hinzugefügt. Denselben guten, klaren Druck weist ein andres Buch des Verlags Fischer & Franke auf. Alle Märchen und Sagen, die von der Frau Holle handeln, und zwar nicht bloß von ihr als dem bösen, häßlichen Weib, sondern in erster Linie als der schönen, gütigen Fee, die sie ursprünglich im Glauben des Volkes war, hat Max Geißler gesammelt. Franz Staffens Künstlerzeichnungen dazu sind innig und zart und machen das Buch, zumal auch einige farbige Lithographien von Wilhelm Stumpf beigegeben sind, zu einem unsrer schönsten Märchenbücher. Reizende Märchen hat Martha v. Oefele erdacht und unter dem Titel „Seifenblasen" mit eigenen Illustrationen veröffentlicht (Joh. Scherz, Offenbach). Wenn aber die junge Schar lieber „etwas Wahres" hören will, so sei ihr das hübsch illustrierte Buch „Jugendglück und Sonnenschein" bestens

empfohlen, in dem Marie Elisabeth Ludwig lustige und traurige Geschichten aus ihrer Kindheit mit frischer Natürlichkeit erzählt, die dem Buch eine starke persönliche Note gibt und es darum besonders wert macht (Stephan Geibel, Altenburg).

Die Liebe der Kinder zur Natur schon in frühem Alter durch Kenntnisse zu vertiefen, sind die kleinen illustrierten Bändchen sehr geeignet, die, offenbar nach dem Vorbild der bekannten Kräpelinschen Naturstudien in Gesprächsform, für eine noch jüngere Stufe von Dr. Floericke geschickt bearbeitet sind: „Der kleine Naturforscher in Haus, Hof und Garten (1), — in Flur und Feld (2) — an Fluß und Teich (3) — am Meeresstrand (4) — in Busch und Wald (5)." In der Auswahl und Abfassung des Textes ist auf das Alter Rücksicht genommen, so daß sie zum Vorlesen benutzt werden können (Nürnberg, Nister.)

Aber auch für die Größeren, die Märchen verachten und trotz ihrer Ausflüge ins Land edelmütiger Siouxhäuptlinge vielleicht noch Interesse für praktische Dinge haben, ist gesorgt. Ein interessantes Buch von Dr. Wiese behandelt „Das Meer" und alle seine Erscheinungen, den Meeresboden, die Wellen, die Pflanzen- und Tierwelt des Meeres usf., und betrachtet dann die große Bedeutung, die es im Leben der einzelnen Menschen und Völker gewonnen hat. Die sachliche, knappe Darstellung wird durch die erklärenden Illustrationen und durch eingelegte Gedichte angenehm unterbrochen (Karl Schall, Berlin). Vor Langerweile an langen Winterabenden schützt der „Experimentator" (Hartleben, Wien), ein Buch, das mehr hält, als der Titel verspricht. Denn es enthält klar beschriebene und durch Bilder veranschaulichte Anleitungen nicht nur zu physikalischen Versuchen und allerlei „kleinen Künsten", sondern auch zu photographischen Arbeiten und, was besonders wichtig ist, zu selbständigen astronomischen Beobachtungen. In der Form einer Zeitschrift bringt der „Stein der Weisen", der sich längst eingebürgert hat, für junge Praktiker „Unterhaltung und Belehrung" aus der Technik, Natur-, Volks- und Länderkunde usw. Dem Sportliebhaber aber werden in dieser strengen Jahreszeit „Die Schlittschuhlauffiguren", die Swatek zusammengestellt und erläutert hat, willkommen sein (Hartleben, Wien).

Das schönste Kinderbuch jedoch, von dem ich berichten kann, ist Selma Lagerlöfs „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen" (drei Oktavbände, Langen, München). Ein ganz entzückendes Buch! Und wenn sich die deutschen Jungen erst an die fremden Namen des kleinen Nils und der schwedischen Orte gewöhnt haben, werden sie treue Kameradschaft mit ihm schließen. Die Geschichte ist so: Nils will nicht mit in die Kirche gehen, obwohl er schon vierzehn Jahre alt ist, und muß daher eine Predigt von Luther lesen, über die ihn sein Vater, wenn er heimkommt, verhören will. Während der Nichtsnutz aber vergeblich in den schweren Gedanken des geistlichen Herrn sich zurechtzufinden sucht, fallen ihm die Augen zu. Da sieht er im Traum ein Wichtelmännchen im schwarzen Rock und mit Schnallschuhen, das er aber gar zu unfreundlich behandelt. Da wird er selbst verzaubert in einen solch winzig kleinen Knirps, trägt Zipfelmütze und Lederhosen, und was das Sonderbarste ist, er versteht, als er in den Hühnerstall kommt, die Sprache des Federviehes. Während er den Gänserich, der den Wildgänsen durch die Lüfte folgen und auffliegen möchte, zurückhalten will, wird er selbst mit emporgetragen und tritt damit seine wunderbare Reise an. So zeigt ihn die Umschlagzeichnung, wie er sich mit ängstlichem Gesicht in den Federn festkrampft und staunend in die Tiefe sieht. Lange schlägt er sich mit den Gänsen durch und durchstreift ganz Schweden. Dabei bietet sich Gelegenheit, das Land und seine Bewohner zu schildern, wie es dem ursprünglichen Zweck des Buches, geographische Kenntnisse zu vermitteln, entspricht. Es ist als Lesebuch in den Volksschulen Schwedens eingeführt und hat sich im Sturm die Herzen der Kinder gewonnen. Denn eine Dichterin hat es geschrieben und die Weltliteratur um eine neue Gestalt bereichert, die ihren Siegeszug auch bei uns halten wird: — den Robinson der Lüfte!

Bruno Hake.

βλ. **Christentum und Klassenkampf.** Von F. W. Foerster. Zürich, Schultheß. 1908.

Die höchste und verdiente Anerkennung für Foersters Schriften ist glücklicherweise die, daß sie immer mehr in Deutschland gelesen werden. Es ist nicht mehr nötig, ihren pädagogischen Wert und ihren hohen ethischen Inhalt zu preisen. Wenn es gelänge, die Menschheit dem religiösen Ideal zurückzugewinnen, das dem Verfasser vorschwebt, so wäre der Klassenkampf aus ihrer Geschichte auszulösen. Niemand weiß besser als er, wie weit wir von einem solchen Millennium entfernt sind. Von den vielen Anregungen, zu denen er den Anstoß gibt, kann hier nur eine erwähnt werden. Er sagt den Geistlichen, die kühner als überlegt in der einseitigen Behandlung der sozialen Frage eine Kompensation für die Schwierigkeiten zu finden scheinen, die ihnen die Verwirrung des intellektuellen Lebens verursacht, sehr wahre und beherzigenswerte Worte. Wie sehr sie not tun, darüber klärt unter andern eine Verhandlung des 1908 zu Manchester versammelten „Church Congress“ auf. Ein Redner, der Reverend P. Dearmer, versteigt sich zur Behauptung, der Sozialismus scheine heutzutage das einzige vollständige Programm zu sein, dasjenige, das allein der Moralität entspreche und prophetische Begeisterung erwecke. Wohl habe der Individualismus seinen unentbehrlichen Wert, aber das Christentum sei die älteste sozialistische Institution der Welt und Kollektivismus oder Staatssozialismus das Ziel aller Parteien, ob sie wollten oder nicht. Ein noch naiverer Anhänger des Systems, der Dean von Carlisle, leistet sich die Worte, er sei ein Anhänger der gesamten sozialistischen Bewegung, könne aber nicht begreifen, warum Sozialisten die reichen Leute angriffen und die Henne töten wollten, die goldene Eier lege! Es ist den Herren unschwer geantwortet worden, aber davon, daß auch Kapitalisten Seelen haben und hüben und drüben Rechte und Pflichten sind, spricht allein F. W. Foerster: „Die Herzen sind zum Feind übergegangen,“ betont auch er, und die Scheidung zwischen den guten Proletariern und den bösen Kapitalisten ist ein Ammenmärchen. Grau in grau bleibt der Farbenton dieser Welt. Mit Sentimentalität, auch von der besten Sorte, ist wenig geholfen und sehr oft viel geschadet. Lord Melbourne sagt einmal, die schlimmsten Fehler würden in der Verwirklichung der höchsten Grundsätze begangen.

βλ. **Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung.** (Sammlung, Kultur und Katholizismus.) Von A. Ehrhard. München, Kirchheim. 1908.

Es ist nicht die Schuld, sondern die Schwierigkeit der Autoren, durch die Raumbegrenzung, die vorliegende Sammlung ihnen auferlegt, behindert zu sein. Zu groß für einen Essai, zu klein für eine ausführlichere Behandlung des Stoffes, mußte sich auch diese vortreffliche Arbeit des Kirchenhistorikers, der Ehrhard ist, darauf beschränken, eine allgemeine Übersicht und einen Leitfaden für eingehendere Studien zu geben. An den Problemen, die ihm sozusagen auf Schritt und Tritt begegnen, ist er notgedrungen vorübergegangen, um allgemeine Gesichtspunkte festzuhalten. So hat er denn die Lichtseiten hervorgehoben, ohne der Schatten zu vergessen. Ist ihm das in bezug auf die Frage religiöser Verfolgung, der Entwicklungsgeschichte der Inquisition z. B. gelungen? Und spricht es die Kirche frei, daß sie sich, das Evangelium in der Hand, nicht über die Moralität ihrer weltlichen Mitschuldigen zu erheben wußte? Bischof Creighton, der anglikanische Theologe und Kirchenhistoriker, hat die Unterscheidung zwischen denjenigen, die der Inquisition ihre Gesetze gaben, und den andern versucht, die die nun einmal festgelegte Gesetzgebung ausführten. Professor Ehrhard verschmäht, wie uns dünkt mit Recht, eine derartige Geltendmachung mildernder Umstände. Er macht die Zeit haftbar, aber er verurteilt das Werk unbedingt, S. 215—217. Für die Dienste, die dieses „verzerrte Christentum“ der christlichen Gesellschaft geleistet haben mag, büßt die katholische Kirche noch heute. Immerhin ist die Geschichte des Mittelalters nicht die der Inquisition. Das Frühmittelalter hat sie zu seinem Heil nicht gekannt, die späteren Jahrhunderte verdienen in ihren besten Repräsentanten die Anerkennung dieses Historikers, die keine einseitige, parteiische ist.

r. **Moderne Philosophie.** Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme. Herausgegeben von M. Frischeisen. Stuttgart, Köhler (F. Enke). 1907.

Das vorliegende Buch will, in der Form einer Sammlung von Auszügen aus zeitgenössischen Autoren, eine Einleitung in die Philosophie der Gegenwart geben. Unterschiedlich von andern Werken, die eine derartige Einführung in systematischer Darstellung erstreben, hat der Herausgeber es unternommen, die notwendige Objektivität durch eine unmittelbare Wiedergabe geschickt gewählter Textstellen aus den Werken der heutigen Philosophen zu erreichen, die Autoren selber reden zu lassen und somit die herrschenden Ideen in einer direkten Weise zu exponieren, die jede tendenziöse Entstellung derselben ausschließt. Da sich, nach der Auffassung des Herausgebers, in den neueren Arbeiten über Geschichte der Philosophie das Bedürfnis geltend macht, weniger nach Philosophen als nach philosophischen Problemen den historischen Gang zu ordnen, so ist auch hier auf die Philosophie der Gegenwart das Prinzip der Anordnung nach Problemen angewandt. Diese werden von dem Herausgeber, zumeist je zwei und zwei, dargestellt, und behufs möglichst vollständiger Orientierung über abweichende, ja einander entgegengesetzte Lösungen eines und desselben Problems vorgeführt. So finden wir beispielsweise neben einer Einführung in die Energetik Ostwalds eine „Kritik der Energetik“ von Wundt, neben einem Kapitel aus Paulsens „System der Ethik“ einen Abschnitt aus W. James' „Der Wille zum Glauben“ usw. — Eine gut und lebhaft geschriebene Einleitung ist dem lesenswerten Buche vorausgeschickt, das insofern vollkommen seinen Zweck erreicht, als es den Leser anregt, zu weiterer Belehrung selber aus den angeführten Quellen zu schöpfen.

γ. **Reformversuche und Sturz des Absolutismus in Frankreich** (1774—1788). Von Hans Glagau, a. o. Professor an der

Universität Marburg. München, R. Oldenburg. 1908.

Die französische Revolution ist im wesentlichen eine ungeheure soziale Umwälzung: ihr geht eine politische Revolution voraus, die nach dem zutreffenden Wort des Verfassers der oben genannten Schrift über der jüngeren und berühmteren Schwester fast vergessen wird: der Sturz der absoluten Monarchie durch die Wiedereinberufung der seit 1614 nicht mehr zusammengetretenen Reichsstände. Beide Umwälzungen fallen nicht zusammen; vielmehr ist die soziale Umgestaltung Frankreichs das Werk des dritten Standes, während das absolute Königtum von den bevorrechteten Ständen zur Kapitulation gezwungen worden ist. Diese Tatsache scharf hervorgehoben zu haben, ist das Hauptverdienst des Buches von Glogau. Er hat das Ei des Columbus gefunden: eigentlich sagt er nichts Neues; aber was er sagt, wird man doch erst jetzt mit voller Schärfe gewahr. Früher hatte der dritte Stand es mit der Monarchie gegen die Privilegierten gehalten: in dieser Krisis stand er aus dem allgemeinen Freiheitsdrang des Jahrhunderts heraus auf der Seite der Bevorrechteten. Aber sobald er wahrnahm, daß diese ihren Sieg zur Begründung ihrer Klassenherrschaft benutzen wollten, vollzog er jene jähe Wendung, die aus den Siegern Besiegte machte. Die Bevorrechteten verloren die Führung der Bewegung an den dritten Stand, und die Revolution enthüllte ihr wahres Angesicht. Nicht auf die Herstellung des Feudalismus zielte sie ab, sondern auf die Vollendung des Werkes der Monarchie, auf die Errichtung des alle ständischen und landschaftlichen Besonderheiten vernichtenden, uniformen Einheitsstaates. Das sind die Grundgedanken des gehaltvollen und auch fesselnd geschriebenen Buches, das sicher von allen Freunden der Geschichte mit Interesse gelesen werden wird.

γ. **Histoire socialiste** 1789—1900 sous la direction de Jean Jaurès. Tome XI: la guerre franco-allemande (1870—71). Par Jean Jaurès. La Commune 1871. Par Louis Dubreuilh. Paris, Jules Rouff. 1908.

Die sozialistische Geschichte Frankreichs seit 1789, die der bekannte Politiker Jaurès herausgibt, ist mit diesem elften Bande bei dem Krieg von 1870 und der Kommune angelangt. Man darf nicht erwarten, daß Jaurès eine ausführliche Darlegung der kriegerischen Ereignisse gibt: das entspräche nicht dem grundsätzlichen Standpunkt eines Mannes, der in allen Kriegen nur bedauerliche, von der Selbstsucht der jeweils maßgebenden Klassen veranlaßte Metzeleien sieht. So macht Jaurès den Krieg selbst auf 75 Seiten ab, auf denen er eine (übrigens sehr gut geratene) summarische Übersicht der Ereignisse bis zum Präliminarfrieden entwirft. Dann untersucht er auf rund 234 Seiten sehr ausführlich die Frage, wer für den Krieg verantwortlich ist, und beantwortet sie mit rühmenswerter Bestimmtheit dahin, daß Frankreich dadurch, daß es die Lebensinteressen Deutschlands verkannte und dessen notwendiger und gerechtfertigter Einheit einen verständnislosen Widerstand entgegensetzt, den Krieg unvermeidlich gemacht hat. Wäre Frankreich in Wahrheit demokratisch und revolutionär gewesen, so hätte es diesem Bedürfnis Deutschlands sich nicht in den Weg gestellt und mit Herault Sechelles die Nationen, die im Werden waren, die deutsche und die italienische, sympathisch begrüßt. Bismarck, fest entschlossen, die deutsche Einheit zustande zu bringen, hat die Haltung Frankreichs selbstverständlich benutzt, um dieses Ziel zu erreichen; im Unterschied von Napoleon wußte er stets, was er wollte und steuerte seinem Ziel folgerichtig zu. So erfreulich diese Darlegungen in ihrer Ehrlichkeit sind, so schroff einseitig ist die Geschichte der Kommune von Dubreuilh; er zieht aus ihr den Schluß, daß die Legende von einer wohlwollenden Bourgeoisie als älterer Schwester der Arbeiterklasse dadurch für immer zerstört, die Zeit der Kompromisse abgeschlossen und die Befreiung des Proletariats durch das Proletariat zur einleuchtenden Notwendigkeit geworden ist. Lehrt jene blutige Episode französischer Geschichte wirklich sonst nichts?

γ. **Neueste Geschichte 1815—1900.** Von Dr. Ludwig Stacke. 7. Aufl. Neubearbeitet und fortgesetzt von Heinrich Stein. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1908.

Ein bekanntes Handbuch der neueren Geschichte erscheint hier in neuer Bearbeitung durch Heinrich Stein aus Oldenburg, und zwar ist diese Bearbeitung so einschneidend ausgefallen, daß jetzt eigentlich ein neues Buch vorliegt. Die Erzählungen aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts sind durch eine fortlaufende Erzählung der Geschichte des Jahrhunderts ersetzt; Deutschland ist in den Vordergrund gerückt, und die Darstellung ist vielfach an der Hand der neueren Literatur berichtigt worden. Das Buch ist zwar im allgemeinen als brauchbarer Wegweiser zu empfehlen, muß aber an gar manchen Stellen noch verbessert werden. S. 357 wird behauptet, daß die spanische Regierung, als Napoleon der hohenzollernschen Kandidatur Widerstand entgegensetzte, den Verpflichtungen gegen den Erbprinzen Leopold sich entziehen zu können hoffte; gleich daneben aber steht, daß sie durch eine telegraphische Depesche der Welt verkündet, eine Deputation sei nach Deutschland abgereist, um dem Prinzen die spanische Krone anzubieten. Wie stimmt das? Bismarcks Absicht, am 13. Juli zurückzutreten, wird a. a. O. ganz falsch motiviert, wie wenn der Rücktritt des Erbprinzen von der Kandidatur dazu Anlaß gegeben hätte; das ist sinnlos. S. 602 ergibt sich, daß Stein von dem Entlassungsgesuch Bismarcks, das doch seit 30. Juli 1898 durch Busch bekannt gemacht ist, nur unbestimmte Kunde hat; er spricht davon, daß Bismarck darin die politische Lage und die Gründe seines Rücktritts dargelegt haben soll! S. 604 ist Bismarcks Abschiedsaudienz beim Kaiser auf den 29. März verlegt, während sie am 26. stattgefunden hat. S. 646 wird es Bismarck zum Vorwurf gemacht, daß er 1890 nicht freiwillig jüngeren Kräften Platz machte, da das Reich doch seiner nicht mehr bedurfte. Auch ein Standpunkt!

γ. **Lebenserinnerungen.** Mein Wirken als Rechtslehrer, mein Anteil an der Politik in Kirche und Staat. Von Dr. Joh. Friedrich

von Schulte. Mit einem Porträt des Verfassers in Photogravüre und Faksimile. Gießen, Emil Roth. 1908.

Der bekannte, nun einundachtzigjährige Parlamentarier und akademische Lehrer Joh. Friedrich von Schulte liefert mit diesem Werk, von dem zunächst der erste von zwei Bänden vorliegt, einen wertvollen Beitrag zur Zeitgeschichte. Schulte hat als Professor in Prag die österreichischen Verhältnisse von 1854—1873 sehr genau kennen gelernt, dann als Führer der altkatholischen Bewegung an der Gegnerschaft gegen das Vatikanum hervorragenden Anteil genommen und endlich als Mitglied der nationalliberalen Partei im Reichstag von 1874—79 eine wichtige, freilich in manchen Hauptpunkten erfolglose Tätigkeit entfaltet. Gerade hierüber enthalten seine Erinnerungen interessante Angaben: er übt eine scharfe Kritik an der nationalliberalen Partei, besonders an Lasker und Bamberger, die es verschuldeten, daß die Partei in den so wichtigen Militärfragen der Regierung keine zuverlässige Stütze darbot, und er zeigt die Fehler in der Führung des Kulturkampfes auf. Namentlich bemühte sich von Schulte, das sogenannte Expatriierungsgesetz gegen katholische Geistliche zu verhüten, das in der katholischen Bevölkerung die größte Erbitterung hervorrief, den Ultramontanismus stärkte und schließlich zum Gang nach Canossa führte. Auch über die Geschichte der altkatholischen Bewegung teilt Schulte vieles Interessante aus dem Schatz seiner Erinnerungen und aus der großen, über eintausend Briefe umfassenden, zu seiner Verfügung stehenden Korrespondenz mit. Wir heben hervor, daß nach seiner Ansicht Döllinger seit Pfingsten 1871 um die altkatholische Sache keine Verdienste mehr sich erwarb und sein Verhalten die ohnehin schwer ringenden Altkatholiken, besonders die in Bayern, mehr schädigte als förderte.

βλ. **Trois Églises et trois Primitifs.** Par J. K. Huysmans. Paris, Plon. 1908.

Dieses kleine Buch ist das Vermächtnis des Autors von „En Route“ und der „Foules de Lourdes“, der in der katholischen Kirche Zuflucht vor sich selbst gesucht und, wie wir hoffen, auch gefunden hat. Was er geben wollte, eine Symbolik des Kirchengebäudes nach der Auffassung des Mittelalters, hat Dr. Sauer, nicht Huysmans geschrieben, der sein Thema mit dem Zauber seines Stils umgibt, aber dann zu allem möglichen, vornehmlich zur Betonung seines Lieblingsgedankens, einer direkten Beteiligung der Laienwelt am Gottesdienst, benützt. Sein letztes Kapitel über Frankfurt a. M., das ihn mit dem Luxus seiner modernen Einrichtungen und Banten zur Verzweiflung treibt, ist ebenso typisch wie übertrieben. Er rettete sich in das Städelische Institut und gibt eine an seine schlimmen Zeiten erinnernde, aber wunderbare Schilderung des dem L. Veneziano zugeschriebenen Mädchenporträts mit dem goldenen Haar und dem perversen Ausdruck, eines „Hexenwerkes“, das sich in seiner Phantasie zum Ebenbild der fünfzehnjährigen Giulia Farnese gestaltet, deren Bruder sie für einen Kardinalshut Alexander VI. in die Arme warf: „Les yeux de la pseudo-Giulia attisent en moi les brandons inéteints de mes vieux vices,“ schreibt Huysmans. Er wendet sich zu ihrem Gegensatz, der Mutter mit dem Kinde des Meisters von Flomalle, und schließt mit einer Verherrlichung des Bildes zum Symbol — überirdischen, unermeßlichen Schmerzes. Es ist das letzte, was wir von Huysmans vernehmen.

βλ. **Benvenuto Cellini à Paris** sous François I. Notes de Ch. Gailly de Taurines. Paris, H. Daragon, 1908.

Dieser mit erläuternden Noten versehene Beitrag zur Geschichte des alten Paris ist ganz einfach eine Übersetzung der auf seinen Aufenthalt in Frankreich bezüglichen Selbstbiographie Benvenuto Cellinis, die uns Deutschen durch Goethes Übersetzung vertraut ist. Das Wissenswerte über des Künstlers damalige Tätigkeit und Beziehungen zu Franz I. findet sich im Werk von E. Plon „Benvenuto Cellini, orfèvre, médailleur, sculpteur“ und in den Ausführungen über Cellini in Frankreich, die Dimier in der „Revue Archéologique“ 1898 und 1902 gegeben hat. Zur Unterhaltung seiner Leser hat der Herausgeber die erotischen Geschichten hinzugefügt, denen die Nymphe von Fontainebleau ihre Entstehung verdankt, und einige falsche Angaben des Künstlers richtig gestellt. Cellinis Angaben über die Topographie des alten Paris und die Sitten und Gebräuche des 16. Jahrhunderts rechtfertigen die Einreihung dieser Auszüge in die „Bibliothèque du vieux Paris“.

βλ. **Phidias et la Sculpture grecque au V. Siècle.** Par Henri Lechat. Paris, Librairie de l'art ancien et moderne. S. a.

Mit dem warmen Zug der Begeisterung, ohne den alles Wissen nur Stückwerk bleibt, ist dieses Buch geschrieben. Seinem Verfasser fiel die beneidenswerte Aufgabe zu, für die Sammlung „les Maitres de l'Art“ die Epoche zu behandeln, über welcher der Genius von Phidias thront. In wesentlichen Punkten, u. a. in bezug auf die Kopien der Athena Lamier, schließt sich der französische Kunstkritiker den Hypothesen Professor Furtwänglers an. Die Untersuchungen über schwebende Streitfragen sind übrigens nur angedeutet und stören den schönen klaren Fluß der Darstellung nicht, die das herrlichste Bild künstlerischer Vollendung entrollt, die der Menschheit zu schauen gegeben wurde. Lechat behandelt in kurzen Zügen die Geschichte der künstlerischen Entwicklung, die das Perikleische Zeitalter vorbereitet. Für dieses selbst sind mit glücklich getroffener Auswahl die Illustrationen gewählt, die den Text begleiten. Der Abglanz dessen, was auf ewig uns verloren ging, das Haupt der Zeusstatue im Museum zu Boston, die klassischen Texte, die den Eindruck wiedergaben, den die Griechen zu Olympia mit dem Schauer frommer Bewunderung empfingen, das ist alles, was vom größten Werk des unübertroffenen Künstlers bleibt, der „mit heiterer Majestät und der ruhigen Sicherheit des Vollkommenen“ den Parthenon und die Athena schuf.

qσ. **Schiller und Nietzsche** als Verkünder der tragischen Kultur. Von Dr. Udo Gaede. Berlin, Hermann Walther. 1908.

Der schon mit andern Schriften über und für Schiller hervorgetretene Verfasser ist von der Meinung durchdrungen, daß Schiller im Gedächtnis der Nachwelt nicht diejenige Stelle einnehme, die ihm im Kulturfortschritt der Menschheit gebühre, und darum hat er sein Buch geschrieben. Allgemein betrachtet, wäre vielleicht über Schillers Fort- und Nachwirkung im 19. Jahrhundert zu sprechen gewesen: eine Aufgabe, die tatsächlich inzwischen auch von andrer Seite aufgenommen und durchgeführt worden ist. Da aber dem Verfasser Nietzsche als der Gipfel der modernen geistigen Bewegung erscheint, so beschränkte sich ihm naturgemäß die Aufgabe, unter Fortlassung fast aller historischen Zwischenglieder außer Schopenhauer und allenfalls noch Kant, auf die Betrachtung dessen, worin sich zwischen Schiller und Nietzsche Gleichheit oder Ähnlichkeit der Gedanken aufweisen lasse. Das „Apollinische und Dionysische" bei Nietzsche erklärt er für nichts andres als eine Umbildung, ja teilweise Verengerung des „Naiven und Sentimentalischen" bei Schiller, und zwar im Schopenhauerisch-metaphysischen Sinne. Auch die Grundlinien der „Kulturkritik" beider erscheinen ihm als dieselben, insofern sie beide die Welt, die sie umgab, und in der sie zu leben verurteilt (!) waren, einer vernichtenden Kritik unterwarfen. Aus dieser Verneinung ihrer Umwelt stellten sie aber als ähnliches „Ziel der Menschheit", Schiller den Idealmenschen, Nietzsche den Übermenschen hin. Auch sollen sich beide in ihren Anschauungen über die „Erziehung der Menschheit" zu diesem Ziele berühren. Durch all dies eröffnet sich der Verfasser den Einblick in das Reich der Kultur, als deren Verkünder Schiller und Nietzsche zu betrachten seien, in das „Reich der tragischen Kultur", der das letzte Kapitel gewidmet ist. Der Leser vermag mit ziemlicher Leichtigkeit den Gedankengängen des Buches zu folgen, das mehr in einer lebhaft vortragenden als streng zusammengehaltenen Sprache geschrieben ist: und den Ausführungen, selbst denen, die gewagt und vielleicht gewaltsam konstruiert erscheinen, dürfte für Schiller wie für Nietzsche wohl Beachtung zuteil werden, sogar seitens derjenigen, die grundsätzlich nicht auf dem Boden des Verfassers stehen.

ar. **Mainzer Volks- und Jugendbücher.** Herausgegeben von Wilhelm Kotzde, Mainzer Verlag (Joseph Scholz).

Diese Sammlung, deren zwei erste Lieferungen in sechs Bänden vorliegen, ist etwas wirklich Erfreuliches. Tüchtige Männer, im Vollbesitz ihrer künstlerischen Fähigkeiten, haben sich hier als Dichter und Zeichner zusammengefunden und Markiges geschaffen. Ohne artistische Spielerei und Vergewaltigung des jugendlichen Geschmacks zugunsten irgendeiner modernen Zeitströmung: ohne aufdringliche Moral auch und Hurrapatriotismus. Deutsch gesinnt freilich sind alle, die bisher mitgearbeitet haben, aber die Verschiedenheit des Schauplatzes, vor allem der künstlerischen Temperamente, die hier zusammen wirkten, verbürgt Fülle und Toleranz der Anschauung. Der feine, stille Erzähler Gustav Falke, der auf die Kinderwelt von ein wenig hoch und fern herabsieht und sie mit einem melancholischen Lächeln schildert, steht neben dem romantischen Max Geißler, dessen „Douglas" etwas Musikalisches, manchmal fast opernhaft Farbiges mitbekommen hat. Wuchtig, mit dem Versuche, sich der jedesmaligen Zeit, die er schildert, anzupassen, dabei in den Naturschilderungen ganz Künstler der Neuzeit, schreitet Carl Ferdinands einher. „Die Pfahlburg" führt in vorhistorische Zeiten. Es muß den Knaben eine Wonne sein, an der Hand des warm- und hellblickenden Führers die wilden Kämpfe um Besitz und Gesittung mitzuerleben, die blonde, hochgewachsene Ansiedler gegen die zwerghaften, listigen und zähen Ureinwohner am Rhein bestehen, oder im „Normannensturm" für Rotmar und Hildegard zu bangen, die böse Kraft des blinden Hug von Lothringen schreckensvoll zu bewundern und in dem wotanhaften Heiligen Gibbich über die Möglichkeiten der Erde hinausgetragen zu werden. Rhythmisch und voll braust's daher in diesen beiden Büchern des Dichters, der sich bisher nur in lyrischen und volkstümlichen Liedern oder Märchen an die Kinderwelt gewandt hat. — Mit seiner Erzählung im „Schillschen Zug" hat Wilhelm Kotzde, der Herausgeber selber, die schwere, große Zeit von Preußens Schmach und Erhebung lebendig gemacht. Ganz schlicht und sachlich erzählt er. Es weht etwas von dem Geist des damaligen kleinen, bedrückten und sehnsüchtigen Bürgertums durch das Buch, das in Freiheitsjubel ausklingt. — In der ereignisreichen und bewegten Erzählung „Ums heilige Grab" hat der Dramatiker Eberhard König mit wahrhaft künstlerischer Unparteilichkeit Kraft und Schönheit auf seiten der Christen und der Mohammedaner geschildert. Lebendig ziehen Szenen und Bilder vor uns auf: Palästina, die Türkenschlacht bei Tiberias, Jerusalem, der Sultan Saladin, die Küste von Kleinasien und Barbarossas Freund Sultan Kilidsch Arslan. Und im Dramatischen, das wir erleben, spielt sich noch ein andrer, größerer Kampf zu Ende, der Kampf zwischen Satan und Gott. Sieghaft zieht sich Bruder Anselms Friedensruf durch allen Streit: „Ich sah Satan noch nie. Ich sah die Welt nur Gottes voll." — Die Ausstattung der Bücher ist wohltuend patrizierhaft. Gutes Papier, guter deutlicher Druck und charakteristische Illustrationen unsrer Ersten: Cissarz Robert Engels, Willibald Weingärtner, Erab Müller-Münster, Ernst Liebermann, Georg A. Stroedel. — Frömmigkeit und Treue, ohne Schwächlichkeit, das sind Grundtöne dieser Sammlung von Jugendbüchern. Wo ideale Güter in so farbig irdenen Schalen auf den Tisch gesetzt werden, da greift die Jugend gern und unbedenklich zu. Es sind Bücher, die nicht spielerisch niedersteigen zu den jungen Menschen, die aber auch nicht auf feierliche Höhenstunden warten, um genossen zu werden. Knaben und Mädchen im zweiten Jahrzehnt ihrer Kindheit sind geladen. Mögen sie zugreifen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arminius. — Alt-Weimar. Schauspiel in fünf Akten. Von Wilhelm Arminius. Mit 6 Dekorationsplänen. Buchschmuck von G. Bartoelius. Berlin, Alexander Duncker. 1908.

Arminius. — Der Hegereiter von Rothenburg und andere Novellen. Von Wilhelm Arminius. Berlin, Alexander Duncker. 1908.

Baechtold. — Gottfried Kellers Leben. Von Jakob Baechtold. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Bail. Der Streik. Drama in fünf Aufzügen von Hugo Bail. Dresden, E. Pierson. O. J.

Balladenborn. — Deutscher Balladenborn für jung und alt. Herausgegeben vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Mit vielen Bildern, nebst zahlreichen Vignetten und Randleisten. Zweite, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Bartsch. — Zwölf aus der Steiermark. Roman von Rudolf Hans Bartsch. Mit Umschlagzeichnung von Alfred Keller. Leipzig, L. Staackmann. 1908.

Bartsch. — Die Haindlkinder. Roman von Rudolf Hans Bartsch. Mit Buchschmuck von Alfred Keller. Fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1908.

Beham, Stimmer. — Die Planeten. Sieben Originalholzschnitte von Hans Sebald Beham. Die Lebensalter des Menschen. Zehn Holzschnitte des Monogrammisten M. B. nach Zeichnungen von Tobias Stimmer. Mit einer Einleitung von Wilhelm Riemeyer. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Berger. — Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Banden. Zweiter Band. Mit einer Photogravüre. Erste bis vierte Auflage. München, C. H. Beck. 1909.

Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus. Band X: Romantik. Dichtung der Freiheitskriege. Chamisso. Platen. Mit einem Bildnis Brentanos. — Band XI: Der schwäbische Dichterkreis. Österreichische Dichter. Mit einem Bildnis Ludwig Uhlands. — Band XII: Vom jungen Deutschland bis zur Gegenwart. Mit einem Bildnis der Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Jeder Band mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Freiburg i. Br., Herder. 1908.

Bode. — Von Teina nach Dairen. Vier Erzählungen von Wilhelm Bode. Berlin, Alexander Duncker. 1908.

Bohn. — Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Von Prof. Dr. Emil Bohn. Heft 4 der Volkskundlichen Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Siebs und Hippe. Breslau, M. & H. Marcus. 1908.

Boulot. — Le général Duphot (1769—1797). Par un de ses arrière-neveux, Georges Boulot. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1908.

Bourget. — Les détours du cœur. Par Paul Bourget. Paris, Librairie Plon. 1908.

Brahms. — Des jungen Kreislers Schatzkästlein. Aussprüche von Dichtern, Philosophen und Künstlern. Zusammengetragen durch Johannes Brahms. Herausgegeben von Carl Krebs. Berlin, Verlag der deutschen Brahms-Gesellschaft. 1909.

Buchta. — Wie Frauen weinen. Skizzen — Träume — Märchen. Von Editha Leontine v. Buchta. Dresden, E. Pierson. O. J.

Burger. — Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Von Emil Burger. Mit 4 Bildnissen. Frankfurt, Moriz Diesterweg. 1908.

Chodowiecki. — Aus den Kupferstichen Daniel Chodowiecki. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Mit einer Einleitung von Severin Rüttgers. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Cranach. — Aus Cranachs Holzschnitten. Mit einer Einleitung: Des Künstlers Persönlichkeit und sein Wert. Von Benno Rüttenauer. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Darmstaedter. — Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. In chronologischer Darstellung. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. R. du Bois-Reymond und Oberst z. D. C. Schaefer. Herausgegeben von Prof. Dr. L. Darmstaedter. Berlin, Julius Springer. 1908.

Deutsche Seebücherei. Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk. Von Prof. Dr. Otto Richter. Band 17: Die Erwerbung unserer ersten Südseekolonien Kaiser Wilhelms Land, Bismarck-Archipel, Marschall- und Salomons-Inseln. — Band 18: Die preußische Expedition in Japan (1860—1861). — Band 19: Die preußische Expedition in China (1861). — Band 20: Die preußische Expedition in Siam (1861). Altenburg, Stephan Geibel. 1908.

Deutsche Städtebilder. Nach Originalen von H. Braun. Leipzig, Verlag der „Illustrierten Zeitung" (J. J. Weber). O. J.

Döbbelin. — Wie gewöhne ich mir das Rauchen ab? Von O. Döbbelin. Leipzig, Max Spohr. 1908.

Doren. — Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte. Von Alfred Doren. Band II: Das Florentiner Zunftwesen vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Dürer. — Unserer lieben Frauen Leben, in 20 Holzschnitten von Albrecht Dürer. Mit einer Einleitung von Dr. Benno Rüttenauer. 21. bis 26. Tausend. — Das Leiden Christi. Zwölf Holzschnitte von Albrecht Dürer. (Genannt die Große Passion.) Mit Einzelbeschreibungen von E. Haton. — Aus Albrecht Dürers Kupferstichen. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Achte Originalauflage. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register neu herausgegeben von Dr. H. H. Houben. Mit 26 Illustrationstafeln, darunter 3 Dreifarbendrucke und 1 Faksimile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1909.

Eckstein. — Gesammelte Schulhumoresken, enthaltend die früheren Sammlungen und eine Anzahl in Buchform nicht veröffentlichter Geschichten. Von Ernst Eckstein. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Eucken. — Geistige Strömungen der Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Der Grundbegriff der Gegenwart. Vierte, umgearbeitete Auflage. Leipzig, Veit & Co. 1909.

Felsen. — Hippagretos. Schauspiel von Wilhelm Felsen. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Fischer. — Der Großgeist. Das höchste Menschenideal. Grundlinien zu einer Philosophie des Ganzgenies. Von Pralat Dr. Engelbert L. Fischer. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Erster Jahrgang. Band I: L'Adultera. Von Theodor Fontane. — Band II: Die Erbhöferin. Von Jakob Schaffner. — Band III: Eine Ehe. Von Jonas Lie. Mit einer Einleitung von Hermann Bang. Berlin, S. Fischer. 1908/9.

Frapan-Altunian. — Schönwettermärchen. Märchen, Erzählungen, Skizzen und Novellen. Von Ilse Frapan-Altunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Frommel. — Theobald Huglin. Roman aus Schwaben. Von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Gaertner. — Wahrheit. Laienhafte Betrachtungen eines Einsiedlers in der lybischen Wüste. Für denkende Menschen. Von Arthur Gaertner. Leipzig, Max Spohr. 1908.

Gama. — Die Heldentaten des Dom Christoph de Gama in Abessinien. Nach dem portugiesischen Berichte des Miguel de Cassanhoso übersetzt und herausgegeben von Professor Enno Littmann. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Gast. — Le Maroc agricole. Rapport adressé au ministre de l'agriculture. Par madame C. du Gast. Avec une planche hors texte et une carte spéciale en couleur. Tome Ier. Paris, Imprimerie nationale. 1908.

Gautier. — Mathieu de Montmorency et Madame de Staël. Par Paul Gautier. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1908.

Geißler. — Das Buch von der Frau Holle. Von Max Geißler. Mit vielen Textillustrationen von Franz Staffen und vier Originalfithographien von Wilhelm Stumpf. Düsseldorf, Fischer & Franke. O. J.

Gießler. Der plastische Mensch der Zukunft. Eine Phantasieskizze auf wissenschaftlicher

Grundlage von Dr. phil. Karl M. Giefsler. Leipzig, Max Spohr. 1908.

Goethekalender auf das Jahr 1909. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Mit Schmuck von E. M. Weiß und 12 Netzätzungen nach lebensgroßen Steinzeichnungen von Karl Bauer. Leipzig, Theodor Weicher. 1908.

Gomoll. — Die letzten Wanderungen und der feierliche Tod des Pilger-Priesters Vasumitra. Eine legendarische Laienpredigt von Wilhelm Gomoll. Buchschmuck von R. L. Leonard. Berlin, Wilhelm Werther. O. J.

Gourmont. — Ein jungfräuliches Herz. Von Remy de Gourmont. Deutsch von Otto Flake. München, R. Piper & Co. O. J.

Grünstein. — Silhouetten aus der Goethe-Zeit. Aus dem Nachlaß Johann Heinrich Mercks herausgegeben und eingeleitet von Dr. Leo Grünstein. Wien, J. Löwy. 1909.

Guenther. — Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. 11.—14. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Haeckel. — Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie von Ernst Haeckel. Neu bearbeitete Taschenausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. 1909.

Hammer. — Der tote Gott. Märchen und Gedichte von Ernst Hammer. Flensburg, G. Soltau. O. J.

Hamsun. — Benoni. Roman von Knut Hamsun. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Gertrud Jngeborg Klett. München, Albert Langen. 1909.

Hann. — Handbuch der Klimatologie. Von Prof. Dr. Julius Hann. Band I: Allgemeine Klimalehre. Mit 22 Abbildungen im Text. Dritte, wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn. 1908.

Hartwich. — Generalfeldmarschall Moltke. Eine Charakterstudie von Pastor O. Hartwich. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 1908.

Hausrath. — Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. Von Adolf Hausrath. Erster Band. Berlin, G. Grote. 1908.

Hebbel. — Hebbels Werke in zehn Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Poppe. „Goldene Klassikerbibliothek." Hempels Klassikerausgaben in neuer Bearbeitung. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Hellmann. — Heinrich von Kleist. Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung. Ein Versuch von Hanna Hellmann. Heidelberg, Carl Winter. 1908.

Hildebrandt. — Wappenfibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln. Im Auftrage des Vereins Herold herausgegeben von Prof. Ad. M. Hildebrandt. Mit 28 Illustrationen und 4 Tafeln. Siebente durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt, Heinr. Keller. 1909.

Hoffmann. — Kunst und Vogelgesang in ihren wechselseitigen Beziehungen von naturwissenschaftlich-musikalischem Standpunkte beleuchtet von Prof. Dr. Bernh. Hoffmann. Leipzig, Quelle & Meyer. 1908.

Holbein. — Der Totentanz. Vierzig Holzschnitte von Hans Holbein dem Jüngeren. Faksimilenachbildungen der ersten Ausgabe mit einer Einleitung von Professor Dr. Jaro Springer. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Homer. — Homers Ilias. In deutscher Übersetzung von Johann Heinrich Voß, herausgegeben von Hans Feigl, Vorwort von Willy Pastor. Buchschmuck von Rudolf Junk. Wien, Karl Konegen. O. J.

Hübner. — Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Herausgegeben von Prof. Fr. von Iwaschek. Frankfurt, Heinr. Keller. 1908.

Hugin. — Durch den Nebel. Roman von F. Hugin. Groteske Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Berlin, G. Grote. 1908.

Jensen. — König Friedrich. Geschichtlicher Roman. Von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Jensen. — Mystische Novellen aus Island. Nach mündlichen Überlieferungen erzählt von Thit Jensen. Einzig autorisierte Übersetzung von Elsbeth Fahrli Rohr. Mit einem Bildnis. Bern, A. Francke. 1909.

Joachim. — Und deine Seele wird ein Schwert durchdringen. Schauspiel von Jörg Joachim. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Joachim. — König Saul. Schauspiel von Jörg Joachim. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Johannsen. — Fata Morgana. Roman von Albert Johannsen. Erstes Tausend. Leipzig, J. J. Weber. 1908.

Jugendbrunnen. Alte Reime mit neuen Bildern. Von Fedor Flinzer. Berlin, Carl Curtius. O. J.

Karg-Giert. — Liederborn. Eine Sammlung vorzüglicher geistlicher und weltlicher Lieder und Gesänge älterer und neuerer Meister für eine mittlere Singstimme mit Harmoniumbegleitung. Auswahl und Bearbeitung von Sigfrid Karg-Elert. Leipzig, Gebrüder Hug & Co. O. J.

Kautsky-Riedeck. — Goethe und Jerusalem. Von R. Kautsky-Riedeck. Gießen, v. Münchow'sche Hof- und Univ.-Druckerei. 1908.

Kesseler. — Die Lösung der Widersprüche des Daseins durch Kant und Eucken in ihrer religiösen Bedeutung. Eine philosophische Studie von Kurt Kesseler. Bunzlau, G. Kreuschmer. 1909.

Kleinmeister. — Die Kleinmeister. Eine Auswahl aus dem Werke der deutschen Kupferstecher nach Dürer (erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts). Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Köppe. — Am Vorabend der neuen Reichsfinanzreform. Von Professor Dr. Hans Köppe. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Kummer. — Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, dargestellt nach Generationen von Friedrich Kummer. Erstes bis drittes Tausend. Dresden, Carl Reißner. 1909.

Kutzen. — Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von Prof. Dr. J. Kutzen. Fünfte, neubearbeitete Auflage mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten, herausgegeben von Dr. Victor Steinecke. Breslau, Ferdinand Hirt. 1908.

Laclos. — Poésies de Choderlos de Laclos, publiées par Arthur Symons et Louis Thomas. Paris. Dorbon Painé. 1908.

Lagerlöf. — Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerssohn mit den Wildgänsen. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. Dritter Band. München, Albert Langen. 1908.

Lhotzky. — Die Zukunft der Menschheit. Von Heinrich Lhotzky Berlin, Karl Curtius. 1907.

Luchaire. — Innocent III, le concile de Latran et la réforme de l'église. Par Achille Luchaire. Avec une bibliographie et une table générale des six volumes. Paris, Librairie Hachette. 1908.

Mamroth. — Aus der Frankfurter Theaterchronik (1889—1907). Von Fedor Mamroth. Erster Band: 1881—1899. Zweiter Band: 1900—1907. Berlin, Egon Fleischel. 1908.

Max. — Die Seligkeit der Einsamen. Metaphysische Gespräche von Hero Max. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1908.

Memoiren. — Bibliothek wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band 7: Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811. Bearbeitet von Friedr. M. Kircheisen. 1.—3. Tausend. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1908.

Metternich. — Lettres du prince de Metternich à la comtesse de Lieven 1818—1819. Publiées avec une introduction, une conclusion et des notes par Jean Hanoteau. Preface de M. Arthur Chuquet. Paris, Librairie Plon. 1909.

Monts. — Napoleon III. auf Wilhelmshöhe 1870/71. Nach Aufzeichnungen des Generals d. Inf. Grafen v. Monts. Herausgegeben von Tony v. Held. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Mühlradt. — Die Tuchler Heide in Wort und Bild. Zwei Bände. Ein Beitrag zur Heimatkunde Westpreußens. Von Johannes Mühlradt. Danzig, Kommissionsverlag von A. W. Kafemann. 1908.

Münzer. — Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von Richard Münzer. Zweite, durchgesehene Auflage. Wien, Eduard Beyer. 1909.

Neues Testament. — Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Otto Baumgarten, Wilhelm Bousset, Hermann Gunkel, Wilhelm Heitmüller, Georg Hollmann, Adolf Jülicher,

Rudolf Knorr. Franz Koebler, Wilhelm Lauten, Johannes Weiß. Herausgegeben von Johannes Weiß. Zwei Bände. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1907.

Niemann. — Aetherio. Eine Planetenfahrt von August Niemann. Regensburg, W. Kunderling. 1909.

Oefele. Seifenblasen. Märchen von Martha v. Oefele. Offenbach, Johann Scheer. O. J.

Ostade. — Aus den Radierungen des Adrian van Ostade. Ausgewählt und eingeleitet durch Severin Rüttgers. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Pfahl. — Kaplan Leo. Eine Geschichte von Frau Dr. Gretchen Pfahl. Dresden, E. Pierson. 1909.

Pfeil. — Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika. Ein Beitrag zu seiner Geschichte von Dr. Joachim Graf v. Pfeil. Zweite Auflage. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Piat. — Insuffisance des philosophies de l'intuition sur Clodius Piat. Paris, Librairie Plon. 1908.

Pilsach. — Aus Bismarcks Werkstatt. Studien zu seinem Charakterbilde von Arnold Senfft von Pilsach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1908.

Poiré. — Les monuments nationaux en Allemagne. Par Eugène Poiré. Paris, Librairie Plon. 1908.

Presber. — Das Mädchen vom Alt und andere Novellen. Von Rudolf Presber. Vierte Auflage. Berlin, Hermann Ebhock. O. J.

Ratjen. — Der Kampf um die Reichsangehörigkeit. Von Notar Dr. Hans Ratjen. Hamburg, L. Gräfe und Stillem. 1908.

Reisen. — Bibliothek denkwürdiger Reisen. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band I: Die Weltumsegelungsfahrten des Kapitäns James Cook. Bearbeitet von Dr. Edwin Hennig. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1908.

Rembrandt. — Aus Rembrandts Radierungen. Mit einer Einleitung: Des Künstlers Persönlichkeit und seine Werke. Herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des allgemeinen Lehrervereins Düsseldorf. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Rheinische Hausbücherei. — Nr. 23: Haus Bullenheim. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Nr. 25: Der Dämon. Die Verlockung. Von Levin Schücking. — Nr. 26: Der Greifenprinz. Die himmelblaue Stadt. Von Wilhelm Fischer (Graz). — Nr. 27: Herr von Sacken. Hans Preller von Laurien. Von Willibald Alexis. — Nr. 28: Der Obrist. Der Faquier. Von August Scherl. Wiesbaden, Emil Behrend. 1908.

Rheinsagen. — Rheinsagen. Erzählt von Wilhelm Schäfer. Mit Zeichnungen von Bernhard Wenig. Berlin, Fischer & Franke. 1908.

Richet. — Die Leiden der Anderen. (La douleur des autres.) Roman von Professor Charles Richet. Einzig berechtigte Übersetzung von A. Jensen. Zwei Bände. Dresden, G. Minden. O. J.

Robida. — Les vieilles villes des Flandres, Belgique et Flandre française. Par A. Robida. Illustré par l'auteur de 155 compositions originales, dont 25 hors texte et d'une eau-forte. Paris, Librairie Dorbon-aîné. S. A.

Roefsler. — Ferdinand Georg Waldmüller. Von Arthur Roefsler. Wien, Karl Graeser. O. J.

Röhrig. — Unter der Fahne des ersten Napoleon. Jugendgeschichte des Hunsrücker Dorfschullehrers Johann Jakob Röhrig, von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von seinem Enkel Karl Röhrig, Pfarrer in Potsdam. Altenburg, Stephan Geibel, 1908.

Roses. — Die Meister der Malerei und ihre Werke. Fünf Jahrhunderte Malkunst in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, England und den Niederlanden. 1400—1800. Von Max Rooses. Mit etwa 450 Abbildungen und 13 Farbendrucktafeln. Leipzig, Wilhelm Weicher. 1908.

Rosner. — Der Ruf des Lebens. Roman von Karl Rosner. Zweite Aufl. Berlin, Herm. Ebhock. O. J.

Rousset. — Le haut commandement des armées allemandes en 1870 (d'après des documents allemands) par lieutenant-colonel Rousset. Avec une carte. Paris, Librairie Plon. 1908.

Roy. — Deutschlands Frühling kehrte wieder. Erster Band: Als neu das Deutsche Reich erstand (1846—1871). Von Berthold Roy. Zweite Auflage. Altenburg, Stephan Geibel. 1908.

Rederer. — Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers. Von Josef Rederer. Dritte Auflage. München, Süddeutsche Monatshefte. 1908.

Sachs. — Musikgeschichte der Stadt Berlin bis zum Jahre 1800. Stadtpfeifer, Kantoren und Organisten an den Kirchen städtischen Patronats nebst Beiträgen zur allgemeinen Musikgeschichte Berlins. Von Dr. Curt Sachs. Berlin, Gebrüder Paetel. 1908.

Sapper. — Frau Pauline Bratel. Lebensbild einer deutschen Frau. Von Agnes Sapper. Mit zwei Bildnissen. München, C. H. Beck. 1908.

Scheffel. — Verkehrsgeschichte der Alpen. Band I: Bis zum Ende des Ostgotenreiches Theoderichs des Großen. Von Hauptmann P. H. Scheffel. Berlin, Dietrich Reimer. 1908.

Schroeder. — Die Kolonien als notwendige Ergänzung unserer nationalen Wirtschaft. Zur Erklärung eines vielbesprochenen Schlagwortes. Von Adolf Schroeder. Berlin, Alexander Duncker. 1908.

Schubert-Soldern. — Mademoiselle Clairon. Schauspielerin des Théâtre français. Roman nach ihren Memoiren. Von Victor v. Schubert-Soldern. Dresden, E. Pierson. O. J.

Schultze. — Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806 bis 1815. In Wort und Bild der Mitlebenden. Herausgegeben von Friedrich Schultze. Zwei Bände. Leipzig, M. Weigtländer. 1908.

Schüttling. — Der Schüttling. Ein heimatliches Kalenderbuch auf das Jahr 1909. Herausgegeben unter Mitwirkung des Schüttlingbundes, redigiert von Wilh. Keeß. Hannover, Adolf Sponholtz. 1908.

Schwindrazheim. — Kunstwanderbücher. Fünftes Bändchen: Von Alter in neuer Heimatkunst. Mit 71 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen und Skizzen des Verfassers und mit 10 leeren Seiten für Bemerkungen und Skizzen. Erstes bis fünftes Tausend. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1908.

Siebert. — Nabel Hake. Ein Roman von Margarete Siebert. München, Piper & Co. 1908.

Stern. — Das moderne Türkei. Erinnerungen, Kulturbilder und Reisemomente von Bernhard Stern. Berlin, Harmonie-Verlag. O. J.

Stolz. — Gesammelte Werke von Alban Stolz. Billige Volksausgabe. Spanisches für die gebildete Welt. Zwölfte Auflage. — Das Vaterunser und der unendliche Trost. Kalender für Zeit und Ewigkeit 1845, 1846, 1847 und 1848. Freiburg, Herder. 1908.

Stradal. — Zur Dämmerzeit. Gedichte. 5. Band. Dresden, E. Pierson. O. J.

Strauß. — Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hans Landsberg. Volksausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Suttner. — Memoiren. Von Bertha von Suttner. Mit drei Bildnissen der Verfasserin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1909.

Taine. — Pages choisies. Par H. Taine. Avec une introduction, des notices et des notes par Victor Giraud. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1909.

Thieme. — Das Zwillingspaar Hedi und Fredi. Mit Bildern von Jenny Thieme, mit Versen von Balduin Gärtner. Altenburg, Stephan Geibel. O. J.

Thüringer Kalender 1909. — Herausgegeben vom Thüringischen Museum Eisenach. Zeichnungen von Fritz und E. Kuithau. Redaktion Prof. Dr. G. Voß. Berlin, Fischer & Franke. 1908.

Thyane. — Petit manuel pratique d'astrologie. Par A. de Thyane. Paris, Daragon. S. A.

Tilles. — Die Tischnote im Berliner Buchhandel. Momentphotographien aus den Kreisen unserer israelitischen „Herren Kollegen". Offener Brief an den Journalisten Dr. Isidor Feilchenfeld von Sally Simon Tilles. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., Th. Hinrichs. O. J.

Treitschke. — Bilder aus der deutschen Geschichte von Heinrich von Treitschke. Erster Band: Politisch-soziale Bilder. Zweiter Band: Kulturhistorisch-literarische Bilder. Leipzig, S. Hirzel. 1908.

Trimoulier. — Marc-Antoine Baudot. Un missionaire de 93. Son rôle politique, ses missions, ses mémoires ou notes historiques. Par A. Trimoulier. Avant-propos par Emmanuel des Essarts. Paris, Dorbon-aîné. 1908.

Voltaire. — Voltaire. Herausgegeben von Walter Schulte von Brühl. Die Stimme der Großen. 4. Band. Berlin, Hermann Ebhock. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.137

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY